ALTPREUSSISCHE MONATSSCHRIFT

Altpreussische
Monatsschrift

neue Folge.

Der

Neuen Preussischen Provinzial-Blätter

vierte Folge.

Herausgegeben

von

Rudolf Reicke und Ernst Wichert.

Fünfzehnter Band.

Der Provinzial-Blätter LXXXI. Band.

Mit Beiträgen

von

S. Anger, A. Bezzenberger, Th. Bleil-Tüngen, A. Boldt, F. Dahn, O. Erdmann, X. Froelich, F. Gerss, C. Herquet, K. Höhlbaum, G. Th. Hoffheinz, Heinr. Hoffheinz, F. Hoppe, A. Jentzsch, K. Koppmann, F. L. Lentz, C. Lohmeyer, H. Müller, R. Müller, M. Perlbach, H. Prutz, J. Rindfleisch, A. Rogge, F. Rühl, R. Schück, F. Sintenis, H. Weber, L. Weber, E. Wichert

und Ungenannten.

Königsberg i. Pr.
Ferd. Beyer's Verlag.
1878.

Inhalts-Verzeichniss.

I. Abhandlungen.

II. Kritiken und Referate.

III. Mittheilungen und Anhang.

Die Anfänge des Deutschen Ordens in Preussen
und
seine Beziehungen zum Heiligen Lande.

Vortrag, gehalten im Verein für die Geschichte der Provinz Preussen
von

Hans Prutz.

Von den drei grossen ritterlichen Ordensgemeinschaften, welche aus der durch die Kreuzzüge entflammten religiösen und kriegerischen Begeisterung hervorgewachsen sind, hat jede in ihrer besonderen Art ein wesentliches Stück dazu beigetragen die jener grossartigen Bewegung zu Grunde liegenden Ideen praktisch auszugestalten und bis zu ihren letzten Consequenzen zu entwickeln. Jede von ihnen hat dem entsprechend auch ihren bestimmten Antheil an der Leistung der tief eingreifenden Culturarbeit, welche als das eigentlich welthistorische Ergebnis aus dem Zeitalter der Kreuzzüge auf die folgenden Generationen gekommen und eine wesentliche, wenn nicht geradezu die Grundlage für die Entwickelung der abendländischen Cultur seit dem dreizehnten Jahrhundert geworden ist.

Am reinsten hat der älteste der im Heiligen Lande entstandenen Ritterorden, der der Johanniter, die Traditionen der Zeit, welcher er seinen Ursprung verdankte, auf spätere Jahrhunderte zu übertragen und unter so ganz veränderten Verhältnissen zu praktischer Bethätigung zu bringen gewusst: eben deshalb erscheint er allerdings schliesslich als ein Fremdling inmitten der so ganz anders gestalteten Welt und wird nicht mit Unrecht als veraltet und überlebt angefeindet. Am frühesten erkrankt und bei allem äusseren Glanze doch innerlich siech geworden an dem Widerspruche zwischen seiner ursprünglichen Bestimmung und

den aus seiner thatsächlich erlangten Machtstellung sich ergebenden rein weltlichen Interessen ist der Orden der Tempelherren, und zwar in dem Grade, dass er nicht blos in seiner Politik, sondern schliesslich sogar in seinem religiösen Denken und Fühlen eine Richtung verfolgte, welche die Principien, auf die hin er dereinst gegründet worden war, geradezu als feindliche bekämpfte. So gerieth der Tempelherrenorden in einen Conflikt, welcher seinen wahrhaft tragischen Ausgang nicht blos erklärlich macht, sondern in gewissem Sinne als den Vollzug einer schweres Fehlen zu sühnen bestimmten gerechten Vergeltung erscheinen lässt.

Nur der jüngste der im Zeitalter der Kreuzzüge im Heiligen Lande entstandenen Orden, der der Deutschen Herren zu St. Marien, ist vor dem einen wie vor dem andern Schicksal bewahrt geblieben und hat, Dank der genialen Leitung, die ihm gerade in der die Krisis herbeiführenden Zeit beschieden war, das ihm anvertraute kostbare Samenkorn nicht in den lebensfähige Keime zu entwickeln schon nicht mehr geeigneten Boden Palästinas gesenkt, um es dort verkümmern und absterben zu sehen, sondern dasselbe rechtzeitig in den kraftstrotzenden jungfräulichen Boden eines noch ganz unberührten Culturlandes übertragen und es sich dann dort in einer fast beispiellosen Schnelligkeit und Herrlichkeit entwickeln und zum vielverzweigten, fruchttragenden Baume emporwachsen sehen. Diese auf den ersten Blick einigermassen überraschende Erscheinung hat ihren Grund in der besonderen geistigen Disposition, welche dem Deutschen Orden von Anfang an eigen gewesen ist und denselben von seinen älteren und ihm sonst als Vorbilder dienenden Genossen wesentlich unterschieden hat.

So sehr er nämlich nach Entstehung, Anlage und Tendenz mit den beiden früher entstandenen Orden übereinstimmte, so wenig hat sich doch der Deutsche Orden jemals von der kirchlichen Romantik befangen und irreleiten lassen, welche der eigentlich charakteristische Zug war und blieb in der Entwickelung des Tempelherrenordens sowol wie der der Johanniter. Und das ist wol sehr natürlich: denn jene waren entstanden inmitten durchaus unfertiger Zustände, welche das Unvereinbarste, wenn nicht eigentlich zusammenfügen, doch äusserlich zusammen-

zwängen wollten und schon damit den Keim des sichern Unterganges in sich trugen: solchen eine feste und Dauer verheissende Grundlage für ihre nur allzubald als fast unberechtigt erscheinende Existenz abzuringen, konnte den älteren Orden natürlich nimmermehr gelingen. In dem Deutschen Orden dagegen — und eben dieses giebt der Geschichte desselben ein so eigenartiges und bedeutendes Gepräge — hatte von vorn herein weder der religiös-schwärmerische oder kirchlich-romantische, noch der ritterlich-romantische Sinn überwogen, es machte sich vielmehr in der Entwickelung desselben sogleich eine gewisse nüchtern-praktische, in ihrer Steigerung grösseren Verhältnissen gegenüber bald staatsmännische Richtung geltend. Denn in der Hauptsache war ja das Schicksal der ein Jahrhundert alten Kreuzzugsunternehmungen zu Ausgang des zwölften Jahrhunderts, als der Deutsche Orden entstand, doch schon entschieden und von der Unmöglichkeit einer besseren Wendung, die man bisher noch immer gehofft haben mochte, musste man vollends seit dem Kreuzzuge Friedrichs II. selbst in den zuversichtlichsten Kreisen überzeugt sein. Die Position im Heiligen Lande wurde als unhaltbar erkannt, und man begann ihre allmähliche Räumung: die Privaten gingen voran, die Genossenschaften, namentlich die Tempelherren, folgten nach. Eine eigentliche Berechtigung zur Existenz aber büssten die Ritterorden doch ein in dem Augenblicke, wo der Kampf gegen die Ungläubigen, in dem sie ja ihre Hauptbestimmung gefunden hatten, thatsächlich unmöglich wurde: denn auf die Erfüllung dieser ritterlichen Pflicht zielte ja die Anlage der Orden im ganzen und grossen und ihre Einrichtung in allen Einzelnheiten zuerst und zuletzt doch ab. Es bleibt daher ein unsterbliches Verdienst Hermanns v. Salza, dass er mit dem genialen Blick des weit in die Ferne schauenden und künftige Verhältnisse klug zum Voraus erwägenden Staatsmannes dem Deutschen Orden die erste und wesentlichste aller seiner Existenzbedingungen, den ritterlichen Kampf für die Ausbreitung des Christenthums, durch die Verpflanzug nach dem Lande jenseits der Weichsel ernente und auf lange Jahrzehnte hinaus sicherte, in eben dem Augenblicke, wo er derselben im Heiligen Lande endgültig verlustig zu gehen fürchten musste.

Zu der Höhe einer solchen Aufgabe aber, wie sie der Deutsche Orden sich nun in Preussen durch seinen genialen Hochmeister gestellt sah, hatten sich die durch die Bewegung der Kreuzzüge nach Palästina verpflanzten Abendländer, die Franken, um den üblichen Ausdruck zu gebrauchen, niemals zu erheben vermocht. Während in Palästina durch die ersten fränkischen Eroberer so gut wie durch die letzten Ansiedler, welche trotz der sich schnell nähernden Katastrophe dort noch ausharrten, immer nur an den Genuss des Augenblicks, an die Beschaffung des momentan Nöthigen gedacht worden war, niemals aber die Idee erfasst an die planmässige, in mühsamer Arbeit langsam zu fördernde Gründung einer neuen, Sieger und Besiegte einigenden und verschmelzenden und damit erst die Gewähr längeren Bestandes schaffenden Cultur, während ein leichtsinniges, oft geradezu gewissenloses In den Tag hinein Leben die überwiegende Mehrheit der Franken in Palästina kennzeichnet, trat der Deutsche Orden seine Wirksamkeit auch dort schon an wie in jedem einzelnen seiner Glieder erfüllt und durchdrungen von dem Bewusstsein eines hohen historischen Berufes, den es nun mit Einsetzung aller Kräfte zu erfüllen galt. Was in den Besten der Kreuzfahrer vereinzelt an fruchtbaren Ideen gelebt hatte, das scheint in dieser ritterlichen Genossenschaft zu einer selbstbewusst und siegesgewiss einherschreitenden Culturidee zusammengefasst zu sein, die ihren schöpferischen Beruf in jedem Augenblicke durch schöpferische Thätigkeit aufs neue erwies. Mit welcher Energie, mit welchem Erfolge das geschah, das hat ja die Geschichte des Ordensstaates zur Genüge dargethan.

Woher der Deutsche Orden die Kraft zu solchen Leistungen genommen? Woher er die technischen Einrichtungen hatte, denen er so erstaunliche Erfolge verdankte? Diese Fragen haben im Hinblick auf die eben berührten Verhältnisse in Palästina und in der Zeit der Entstehung des Deutschen Ordens ein besonderes Interesse. Zudem eröffnet die Beantwortung derselben noch eine neue, weiter reichende Perspektive. Denn wenn man sieht, dass der Deutsche Orden zur Gewinnung der sein Auftreten in Preussen von Anfang an so grossartig gestaltenden Erfolge durchaus keine besondern, neuen Mittel anwendet, dass er dabei vielmehr eigentlich in nichts anders verfährt, als er bis-

her gegenüber den sehr viel kleineren Verhältnissen Palästinas zur Erreichung sehr viel niedrigerer Ziele verfahren war, wenn man so zu der Einsicht kommt, dass der Deutsche Orden, als er den Ordensstaat gründete, selbst doch noch nichts anderes war als ein Ritterorden und jeder staatlichen Organisation durchaus entbehrte, so wird man auf der anderen Seite unfraglich dahin geführt werden, der Organisation des Ordens, deren praktisch-politischen Werth man zunächst doch nur niedrig anzuschlagen geneigt ist, eine über Erwarten grosse Lebenskraft und Leistungsfähigkeit zuzuerkennen; man wird das culturhistorische Verdienst einer Genossenschaft noch höher anschlagen, welche aus eigener Kraft in Preussen dasjenige in vollendetster Weise geschaffen, was in Palästina zu Stande zu bringen die vereinigten Kräfte der Culturvölker des Abendlandes sich unfähig erwiesen hatten.

Wenn nun von diesem Standpunkte aus durch die nachfolgenden Darlegungen der Nachweis versucht werden soll dafür, dass der Deutsche Orden gegenüber den neuen und grossen Verhältnissen, in die er mit seiner Verpflanzung nach Preussen eintrat, doch zunächst nur die ihm durch seine Organisation als ritterlicher Orden an die Hand gegebenen Mittel zur Lösung der ihm gestellten hohen Aufgabe anzuwenden hatte, dass mithin das ganze von ihm bei der Eroberung, Organisirung und Cultivirung Preussens beobachtete Verfahren nur eine im Massstabe vergrösserte Wiederholung war des seit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts von ihm in den palästinischen Verhältnissen angewandten Verfahrens, und wenn dann ferner dargethan werden soll, dass dieser Zusammenhang zwischen den Anfängen des Deutschen Ordens in Preussen und der Vergangenheit desselben im Heiligen Lande auch dann noch nicht blos in der Erinnerung festgehalten worden, sondern auch in ganz bestimmten Institutionen und Gebräuchen praktisch wirksam geblieben ist, als thatsächlich nicht blos der Orden, sondern die abendländischen Christen überhaupt ihre letzten Besitzungen an der syrischen Küste aufzugeben genöthigt worden waren: — so wird damit zugleich auch an einem bestimmten Beispiel die Art und Weise des Nähern dargethan werden, in der die zur Zeit der christlichen Herrschaft in Syrien und Palästina entstandene fränkische Cultur als Vermittlerin zwischen

Morgen- und Abendland gewirkt und der Cultur des letzteren ganz neue, ausserordentlich weit wirkende und fruchtbare Anregungen gegeben hat. Es ist zwar seit Heeren[1]) und Choiseul- d'Aillecourt[2]) über die Einwirkung der Kreuzzüge auf die Cultur Europas viel und manches Gute geschrieben worden: eigentlich stets aber hat man dabei nur gewisse allgemeine Einflüsse im Auge gehabt und nur von einer gewissen unbestimmten Erweckung und Erweiterung des geistigen Lebens im Abendlande zu reden für nöthig gehalten, — eine Betrachtungsweise, die naturgemäss Gefahr lief, den Boden der Wirklichkeit unter den Füssen zu verlieren und von den concreten Zuständen absehend sich ins Phrasenhafte zu verflüchtigen. Diese Gefahr zu vermeiden und die Frage nach dem Einflusse, den die Kreuzzüge auf die Cultur des Abendlandes ausgeübt haben, klar und bestimmt zu beantworten, dürfte sich vielmehr ein anderer, gewissermassen der gerade entgegengesetzte Weg empfehlen. Die Vermittlerrolle in diesem grossen culturhistorischen Process haben die in Palästina selbst angesiedelten Abendländer und die unter dem unmittelbarsten und kraftvollsten Einfluss des Araberthums bei ihnen entwickelte, aus morgen- und abendländischen Elementen gemischte Cultur gespielt; diese „fränkische“ Cultur in ihrer Eigenart kennen und ihren Bestandtheilen nach analysiren zu lernen, das ist die Aufgabe, die zunächst gelöst werden muss. Dann erst wird man im Stande sein zu sagen, was denn nun durch die Vermittelung dieser „Franken“ an neuen Culturelementen der abendländischen Welt zugeführt worden ist, und die eigenartige Weiterentwickelung derselben in dem neuen Boden, in den sie verpflanzt wurden, im Einzelnen weiter verfolgen können. Denn wenn irgendwo, so kommt es auf dem Gebiete culturgeschichtlicher Untersuchungen auf eine sorgsame Beobachtung der einzelnen Erscheinung an; erst aus einer langen Reihe von solchen wird man eine allgemeine Regel, ein Gesetz der culturhistorischen Entwickelung zu erschliessen unternehmen dürfen. Ein derartiges Verfahren

[1]) Heeren, Versuch einer Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge. Göttingen 1809. (Werke Bd. II.)

[2]) Choiseul d'Aillecourt, de l'influence des croisades sur l'état de l'Europe. Paris 1809.

aber wird, so weit sich das bis jetzt übersehen lässt, die Auffassung von dem Verhältnis, welches zur Zeit der Kreuzzüge zwischen abendländischer und morgenländischer, zwischen christlicher und mohamedanischer Cultur bestanden hat, in den meisten Punkten sehr wesentlich umgestalten und, so glauben wir, zu der Erkenntnis führen, dass die mohamedanische Cultur, welche der der christlichen Eroberer Palästinas ohne Frage weit überlegen war, viel tiefgreifender, als man gemeinhin annimmt, auf die fernere Culturentwickelung der an den Kreuzzügen betheiligten europäischen Völker eingewirkt und in einer grossen Menge bisher kaum beachteter Einzelnheiten des Lebens die deutlichsten Spuren hinterlassen hat. Man wird sehen, dass die Cultur des Abendlandes im Zeitalter der Kreuzzüge Formen angenommen hatte, welche sich nur auf die durch die fränkischen Einwohner Syriens vermittelte Uebertragung ursprünglich arabischer Culturmomente zurückführen lassen. Es wird sich dabei ferner ergeben, dass, wie die abendländisch-christliche Cultur zur Zeit, da die Kreuzzüge ihren Anfang nahmen, der einst so herrlich entfalteten, damals schon wieder im Absterben begriffenen arabisch-mohamedanischen in allen wesentlichen Pnnkten durchaus nachstand, so überhaupt die Abendländer in den Kreuzzügen der allein gewinnende Theil waren, indem sie aus der von ihnen vollends dem Untergange geweihten arabischen Cultur eine überreiche Beute, materiell sowol wie geistig, davon führten ohne irgend eine nennenswerthe Gegengabe zurück zu lassen. Denn das Einzige, was der mohamedanischen Welt als bleibende Frucht aus dem in den Kreuzzügen erfolgten grossen Zusammenstosse mit dem christlichen Abendlande sich ergab, war die tödtliche Verfeindung mit dem Christenthum, welche, dem Islam als solchem und nach seiner bisherigen geschichtlichen Entwickelung nicht eigenthümlich, von jener Zeit an ohne Frage die mächtigste, ja wol eigentlich die einzige treibende Kraft in demselben geworden und zum Unheil seiner zahlreichen Bekenner auch bis heute geblieben ist.

I.

Am augenfälligsten ist die Erinnerung daran, dass der Deutsche Orden seine Laufbahn im Heiligen Lande begann und eigentlich auch bestimmt war dort die ihm nach dem Vorbild der Johanniter und der Tempelherren gestellten Aufgaben zu lösen, zum Ausdruck gebracht und erhalten worden in der nicht unbeträchtlichen Zahl von Namen, besonders von Ortsnamen, welche, ursprünglich in Palästina heimisch und den Deutschordensrittern von dort her vertraut und werth, durch dieselben mit nach dem neuen Schauplatz ihrer Thätigkeit verpflanzt worden sind. Wie sich das bei andern, verwandten Genossenschaften nachweisen lässt, so hat auch der Deutsche Orden unverkennbar die Neigung gehabt sich mit den Namen von Oertlichkeiten des Heiligen Landes zu umgeben und so die durch kirchliche Erinnerung und fromme Tradition geweihte Umgebung, in der einst seine Wiege gestanden, auch in dem von ihm eroberten und zum Staate entwickelten Preussen zum zweitenmale entstehen zu lassen. Die Zahl derartiger Benennungen wird natürlich in der älteren Zeit grösser gewesen sein als späterhin, wo unter dem mächtigen Einfluss der grossen Gegenwart die Erinnerung an die bescheidenen Anfänge im Heiligen Lande und den dem Orden dort zugedacht gewesenen beschränkten Wirkungskreis schon wesentlich erblasst war und höchstens noch officiell aufgefrischt und bewahrt wurde. Ebenso begreiflich ist es, dass gerade diese Namen, die an sich schon und nun vollends bei ihrem doppelten und mehrfachen Vorkommen zur zweifellosen Bezeichnung einer Oertlichkeit gar nicht als besonders geeignet erscheinen mussten, im Laufe der Zeit ausser Uebung gekommen, durch andere, bezeichnendere ersetzt und so schliesslich bis auf eine verhältnismässig kleine Zahl verschwunden sind. Dennoch fehlt es an ihnen auch noch heute nicht ganz. Hat der Deutsche Orden in dem zuletzt von ihm erworbenen pommerellischen Theil seines Landes selbst Aegypten — (ein Ort dieses Namens existirt noch heute in dem Kreise Neustadt, nahe bei Zarnowitz) — und Gosen — (so heisst ein Dorf im Kreise Berent) — als Ortsnamen verwendet, in Erinnerung vielleicht an die kühnen, aber höchst verlustvollen Kämpfe, die er einst

in dem Nillande gegen die Ungläubigen ausgefochten hatte, so kann es uns vollends nicht wundernehmen den Namen der aus der heiligen Geschichte bekannten Ortschaften und denen vielgenannter Oertlichkeiten bei Jerusalem in Preussen mehrfach zu begegnen. Der Name der heiligen Stadt selbst kommt noch heute in Preussen vor: ein Jerusalem liegt in dem Kreise Elbing, ein anderes im Kreise Königsberg. Ein Golgatha finden wir im Kreise Carthaus; Emaus haben die Ordensritter nach dem heutigen Landkreise Danzig verpflanzt und den Namen des Thals Josaphat finden wir als Ortsnamen sowol im Kreise Thorn als auch im Kreise Strasburg. Dieses Verzeichnis von Benennungen von Oertlichkeiten, welche auf Reminiscenzen an die ursprüngliche Umgebung des Deutschen Ordens im Heiligen Lande zurückzuführen sind, liesse sich ohne Zweifel noch bedeutend vermehren, wenn man alles dasjenige zusammenstellen wollte, was sich an hierher zu rechnenden Namen innerhalb der von dem Orden gegründeten oder unter seiner Hoheit zu Blüte und Reichthum aufgestiegenen Städte noch vorfindet: denn auch bei der Benennung neuer Kirchen, Klöster, Hospitäler, Plätze, Thore u. s. w. hat sich die Erinnerung an die denkwürdigen Stätten Jerusalems und des Heiligen Landes vielfach geltend gemacht.

Besonders lehrreich sind in dieser Beziehung einige nach dieser Seite hin bisher noch gar nicht gewürdigte Namen von Ordensburgen. Die Hauptburg des Deutschen Ordens im Heiligen Lande war bekanntlich das etwa drei Stunden nordwestlich von Accon auf unzugänglicher Bergeshöhe gelegene Montfort oder Starkenberg (heute Kalaat Karn)[3], dessen eine ältere dort stehende Burg benutzender grossartiger Ausbau im Jahre 1229 begonnen worden war. Und nun wissen wir, dass einer der ersten festen Plätze, welche die Ordensritter bei der Occupation des Culmer Landes errichteten, das auf einer Höhe über dem Thale der Ossa gelegene Starkenberg war, dessen Name sich in einer dort liegenden Ortschaft bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Da kann man doch keinen Augenblick zweifelhaft sein, dass es sich hier um die bewusste und absichtliche Uebertragung eines

[3]) Vgl. hierzu Prutz, Die Besitzungen des Deutschen Ordens im Heiligen Lande. Leipzig 1877. S. 37 ff., besonders S. 43.

für den Orden in Palästina bedeutsamen Namens auf eine augenblicklich wichtige Oertlichkeit in dem neu gewonnenen oder eigentlich erst neu zu gewinnenden preussischen Lande handelt. Von einer solchen Thatsache aus wird man aber auf die Beobachtung eines gleichen Verfahrens in anderen, wichtigeren, daher zu einem solchen noch mehr auffordernden Fällen schliessen dürfen. Der erste bedeutende Waffenplatz, den der Orden bei seinem Einrücken in Preussen errichtete und der später zu einer der blühendsten Städte des Ordenslandes erwuchs, erhielt gleich von vorn herein den Namen Thorn, Toron, Thorun. Die verschiedenen Versuche, welche bisher zur Erklärung dieses Namens gemacht worden sind, haben sämmtlich die grössten Bedenken gegen sich, kein einziger hat allgemeine Zustimmung gefunden. Da man es in dem Namen Thorn weder mit einem polnischen, noch einem preussischen, noch endlich einem deutschen Worte zu thun hat, der Name überhaupt erst mit der Ankunft des Deutschen Ordens und der Errichtung der Ordensburg selbst vorkommt, so liegt die Vermuthung nahe, dass die Deutschen Herren denselben aus Palästina mitgebracht haben. In diesem Falle aber kann es sich dann nur um die Uebertragung des Namens von Toron, heute Tibnin, in Palästina auf eine ähnlich gelegene und für den Orden ähnlich wichtige Position in dem Culmer Lande handeln. Dass wir es nun hier wirklich mit einem derartigen Vorgang zu thun haben, wird wol kaum noch angezweifelt werden können, wenn man hört, dass die erste grössere Besitzung, welche der Deutsche Orden, unmittelbar eigentlich, nachdem er als solcher aus dem vor Accon gegründeten Hospitale hervorgegangen war, in Palästina durch einen Tausch erwarb, keine andere war als das heutige Tibnin, das mittelalterliche Toron,[1]) welches eben damals, mitteninne gelegen zwischen Banias und Tyrus, als Bollwerk gegen die Raubzüge der Sarazenen eine ganz besondere militärische Bedeutung erlangt hatte. Es kommt noch hinzu, dass der Deutsche Orden, dessen Rechte auf Toron bald angefochten wurden, eben zur Zeit des daraus entspringenden langjährigen Streites die erste militärisch werthvolle Position, die er

[1]) Vgl. ebenda S. 48 ff.

gewonnen hatte, schlechtweg als Toron militum (sc. theutonicorum) bezeichnete, wie dieselbe auch sonst als Toron des chevaliers (sc. teutoniques) mehrfach vorkommt.[5]) Diesen Thatsachen gegenüber kann man es wol als erwiesen ansehn, dass auch die Benennung von Thorn auf eine der bei dem Deutschen Orden so vielfach nachweisbaren Uebertragungen von palästinischen Namen auf einigermassen entsprechende Oertlichkeiten in Preussen zurückzuführen ist.

Eine ähnliche Vermuthung möchte man ferner in Betreff der Benennung von Königsberg aussprechen, dessen Namen eine bekanntlich völlig haltlose Tradition mit der angeblichen Theilnahme des Königs Ottokar von Böhmen an dem durch die Gründung der neuen Ordensburg beendeten Kriegszuge in Verbindung gebracht hat. Ein Castrum regis oder castrum regium gehörte zu den im Norden von Accon gelegenen, von zahlreichen Dörfern und Casalien umgebenen Deutsch-Ordensbesitzungen[6]) und wird neben Montfort oder Starkenberg als eine der wichtigeren Ordensburgen in jener ihrer reichen Fruchtbarkeit wegen berühmten Gegend erwähnt. Möglicherweise aber kann der Name Königsberg auch einen andern Ursprug haben, nämlich hergenommen sein von der zwar nicht dem Deutschen Orden selbst gehörigen, aber als eine der strategisch wichtigsten Positionen der Franken in den syrischen Grenzgebieten hochberühmten und heiss umstrittenen Veste Mons regalis oder Montroyal (heute Schôbak), welches als der am weitesten gegen Südosten vorgeschobene Punkt namentlich die von Damaskus nach Aegypten führende Karavanenstrasse zu beobachten und nach dieser Seite hin ebenso sehr als Bollwerk gegen feindliche Ueberfälle wie als Ausgangspunkt von Streifzügen gegen die Sarazenen zu dienen bestimmt war. Man könnte daher wol annehmen, dass der Deutsche Orden den Namen einer der denkwürdigsten Burgen, welche die Christen dereinst zur Ausbreitung und Befestigung ihrer Herrschaft in Syrien errichtet hatten, einer neu gegründeten, für die Eroberung Preussens durch den Orden eine ganz ähnliche Bedeutung zu erlangen berufenen Veste beigelegt habe. —

---

[5]) Ebenda S. 51. [6]) S. 39 ff.

II.

Aber nicht blos in der äusserlichen Festhaltung einer grösseren oder geringeren Anzahl aus Palästina entlehnter Ortsnamen hat der Deutsche Orden in Preussen die Erinnerung an seine ehemalige Wirksamkeit im Heiligen Lande bewahrt und zum Ausdruck gebracht; in viel bedeutsamerer Weise kam dieser Zusammenhang dadurch zur Geltung, dass die gesammte Organisation des Ordens zunächst doch angelegt und berechnet war auf die demselben als dem jüngern Bruder gewissermassen des Johanniter- und des Tempelherrenordens in Palästina im Kampfe gegen die Mohamedaner gestellten Aufgaben, dann aber, ohne irgendwie nennenswerth verändert zu werden, der Lösung der sehr viel höheren und sehr viel schwierigeren Aufgaben diente, welche dem Orden in Preussen gestellt wurden, und sich dabei im vollkommensten Masse bewährte. Darin liegt ja vornehmlich die immer von Neuem fesselnde Eigenart der Geschichte des Deutschen Ordens in Preussen, dass die aus der Romantik der Kreuzzüge erwachsene Organisation, welche doch sehr viel mehr kirchlichen als weltlichen Interessen zu dienen bestimmt war, sich bei ihrer auf den ersten Blick unnatürlich und gewaltsam erscheinenden Uebertragung auf durchaus weltliches Gebiet und bei der Anwendung auf die nüchternste Praxis verlangende politische Angelegenheiten so vollkommen bewährte, in der Weise, dass aus den Geistliches und Weltliches, Religiöses und Kriegerisches in echt mittelalterlichem Geist verquickenden Institutionen des jüngsten der die kriegerische Religionsschwärmerei des Kreuzzugszeitalters verkörpernden Ritterorden unter eigentlich unveränderter Beibehaltung der Ordensformen unmittelbar die Institutionen des Staates hervorgingen, der eigentlich allein von allen Staaten des Mittelalters nach unsern modernen Begriffen den Namen einer staatlichen Organisation für sich beanspruchen darf und der eben von dieser Seite her als der verheissungsvollste Vorläufer bezeichnet werden kann des Staates, welcher dereinst der Erbe nicht blos seines Namens, sondern auch alles jemals in ihm entwickelten Guten und Tüchtigen zu werden berufen sein sollte.

Es ist hier nicht der Ort des Näheren nachzuweisen, in welchen

besonderen Formen und durch welche Uebergangsstadien hindurch sich diese Umwandelung der Ordensämter zu Staatsämtern von der eminentesten Bedeutung vollzogen hat. Dass diese Entwickelung stattgefunden hat, ist ebenso unbestreitbar wie der Gegensatz augenfällig, der zwischen dem ursprünglichen Inhalt der alten Ordensämter und dem der hochwichtigen Staatsämter, zu denen dieselben allmählich erwuchsen, bestanden hat. Welch grossartige militärische und politische Arbeit hat das bescheidene und fast untergeordnet zu nennende Hochmeisterthum, in dessen Besitz wir im Februar 1192 den Gerardus magister hospitalis Alamannorum, quod est in Accon,[7]) finden, zu dem strahlenden fürstlichen Glanze und der Fülle weitreichender fürstlicher Macht emporwachsen lassen, als deren Träger uns in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ein Winrich von Kniprode begegnet! Dabei hat bis in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts hinein trotz der dort gewonnenen Erfolge, trotz der dort aufgewandten Kräfte und trotz der sich dort eröffnenden glänzenden Aussichten für die Zukunft Preussen doch nur als eine Dependenz des Deutschen Ordens, als ein Nebenland gegolten; die Besitzungen in Palästina, so kläglich sie schon zusammengeschwunden waren und für so unabwendbar schon damals ihr baldiger völliger Verlust gelten konnte, waren nach der von dem Ursprunge des Ordens herrührenden traditionellen Anschauung noch immer der zuerst in Betracht kommende und eigentlich massgebende Theil von dessen Territorialeigenthum. Dem entsprechend hatten denn auch die Ordensbeamten, deren Funktionen späterhin hochpolitische waren, bis dahin ihren Sitz in dem fernen Palästina und standen in keiner direkten dauernden Verbindung mit den von einem Theile des Ordens in Preussen in Angriff genommenen grossen Aufgaben. Der Grosscomthur, der Ordenstrappier, der Ordensthesaurarius und der Ordensmarschall, die Beamten also, die späterhin die Oberleitung der wichtigsten Zweige der Verwaltung in Preussen in der Hand hatten, sind bis zum Jahre 1261 regelmässig in Palästina sesshaft gewesen und dort bis zu dem genannten Jahre urkundlich nachweisbar; aber auch als

---

[7]) Strehlke, Tabulae ordinis Theutonici n. 26 (p. 23.)

die Katastrophe über die letzten Reste der christlichen Herrschaft im Osten hereinbrach und der Sitz des Hochmeisters nach Venedig verlegt wurde, blieben diese Gebietiger in dem Haupthause des Ordens und wurden nicht nach Preussen entsandt; dort finden wir sie erst im vierzehnten Jahrhundert, als der Deutsche Orden den durch die Lage der Dinge eigentlich längst gebotenen Schritt gethan und auch des Hochmeisters und der grossen Würdenträger Sitz nach Preussen selbst verlegt hatte. Von diesem Momente an erst erhielten die halb kirchlichen, halb weltlichen Ordensämter einen politischen Inhalt, und es konnten seitdem ihre Träger eine Wirksamkeit entfalten, zu der ihnen die kleinen, beschränkten und dabei tief innerlich kranken Verhältnisse Palästinas niemals die Möglichkeit geboten haben würden. Dass nun aber der in den Ordensstatuten vorgesehene Amtskreis der Gebietiger sich gleich so ganz und dabei so naturgemäss mit bestimmten Zweigen der von dem Orden wahrzunehmenden Rechte und Pflichten eines im grossen Stile waltenden Landesherrn in Einklang bringen liessen und eigentlich deckten, das hatte seinen Grund zunächst ohne Frage darin, dass auch bei der Begründung der Ordensherrschaft jenseits der Weichsel die ganze kriegerische und administrative Verfahrungsweise sich durchaus in den durch die Ordensverfassung vorgeschriebenen und dem Ursprung und der anfänglichen Bestimmung des Ordens entsprechenden, eigenthümlich ordensmässigen Formen gehalten hatte. Die alten Ordensämter der Comthure und der Castellane sind es, in denen die sehr einfache, aber sich praktisch vollständig bewährende militärische und administrative Organisation des Ordenslandes Preussen ihren Ausdruck findet: die Comthure sind, ganz wie das von Alters her im Heiligen Lande der Fall gewesen war, zuerst zwar die Vorsteher eines Ordenshauses und die Vorgesetzten des in demselben vereinigten Ritterconventes, demnächst aber auch in administrativer, richterlicher und militärischer Hinsicht die Vorgesetzten eines bestimmten, ihrem Ordenshause und seinem Convente zugewiesenen Bezirkes.*) Auch die Castel-

*) So kommt ein commandeor de Saiete (Saida, Sidon) im Jahre 1261 vor; Strehlke a. a. O. n. 121 (p. 111).

lane, die Befehlshaber besonders wichtiger und zunächst wegen ihrer Lage vorzugsweise, wenn nicht ausschliesslich militärisch in Betracht kommender Burgen, haben in den Castellanen der Ordensburgen im Heiligen Lande und insbesondere in dem Castellan von Montfort oder Starkenberg[9]) ihre Vorläufer und ihre Vorbilder.

Auch im Heiligen Lande war ja schon gegenüber den durch die steigende Bedrängnis der Christen gestellten Anforderungen der militärische, der weltlich-kriegerische Charakter des Deutschen Ordens sehr viel mehr und sehr viel nachdrücklicher als der mönchische zur Geltung gebracht worden. Die Aufgaben, denen der Orden sich seit seiner Verpflanzung nach Preussen gegenübergestellt sah, konnten das nur noch steigern. Dem entsprechend sehen wir denn, dass die Grundlagen, auf denen die militärische Thätigkeit des Ordens in Preussen beruht, die Heeres- und Marschordnung und die Kampfesart, nicht blos im Grossen und Ganzen, sondern bis in ganz specielle Züge hinein dem in diesen Dingen in Palästina ausgebildeten Brauche auf das Genaueste entsprachen: genau so, wie man gegen die Sarazenen ins Feld zu rücken, zu kundschaften, zu streiten gewöhnt gewesen war, genau so focht man jenseits der Weichsel gegen die heidnischen Preussen, und das Bild, welches die „Kriegsreisen“ der Deutschen Herren, in späterer Zeit etwa die zu förmlichen Menschenjagden gewordenen und wie ein nobler Sport geübten Streifzüge gegen die Littauer, uns nach den anschaulichen Berichten der Ordenschronisten darbieten, fällt eigentlich in jedem einzelnen Zuge zusammen mit demjenigen, das wir uns von den kriegerischen Unternehmungen des Deutschen Ordens in Palästina zu machen im Stande sind. Zunächst waren ja auch um die Zeit, wo der Ordensstaat in Preussen seinen Höhestand erreicht hatte, Beruf und Wirksamkeit des Ordensmarschalls in genau denselben Rechten und Pflichten beschlossen, welche demselben während des dreizehnten Jahrhunderts in Palästina seine Bedeutung verliehen hatten. Wie die Ordensstatuten in der ältesten auf uns gekommenen Form dem Ordensmarschall als

---

[9]) Als castellanus Montisfortis kommt 1230—1240 Conradus Dessohen (a. a. O. n. 74 p. 59) und Johannes v. Nifland (n. 98 p. 75) vor.

dem eigentlichen Waffenmeister und Heerführer des Ordens die Sorge auftragen, für die nöthigen Pferde und Maulthiere, für die Beschaffung der zur Rüstung der Ritter nöthigen Waffen, Unterkleider und ledernen Hosen, wie sie demselben deshalb auch die Obhut zusprechen über das Sattelhaus, über die grosse und die kleine Schmiede und über den „Karawan" der Pferde, so finden wir den Ordensmarschall auch da noch, als er so zu sagen der Kriegsminister eines mächtigen Staates und der thatsächliche Oberbefehlshaber und Generalstabschef einer lange Zeit hindurch unübertroffenen Armee geworden war, seine zu so unendlich viel höherer Bedeutung emporgewachsene Amtsthätigkeit üben eigentlich auf ganz denselben Grundlagen, in ganz denselben Formen und nach ganz denselben Gesichtspunkten. Auch da noch sind ihm zwei Ritter als Gehülfen in seiner schwierigen und verantwortlichen Stellung beigegeben. In Palästina reitet nach den Ordensstatuten neben dem Ordensmarschall, dessen Fahne tragend, ein Turcopule; im Kriege deren zwei; des Ordensmarschalls besonderer Aufsicht sind in Palästina die aus Einheimischen, zuweilen sogar aus Mohamedanern gebildeten Soldtruppen unterstellt, denen derselbe einen eigenen Befehlshaber, den sogen. „Turcopolier" vorsetzt — Einrichtungen, die in dem, was in diesen Dingen späterhin in Preussen üblich war, vollkommen ihr Seitenstück finden. Ja, bis in welche Einzelnheiten hinein sich dieser Zusammenhang des Deutschen Ordens und seiner Institutionen in Preussen mit der Verfassung und dem Verfahren desselben in Palästina erhalten, in welch absonderlicher Weise die Erinnerung an diesen Zusammenhang, ohne Frage in einer für die Betheiligten bald genug unverständlich gewordenen Form, noch nach Menschenaltern dunkel fortlebend gelegentlich ihren Ausdruck fand, das zeigt ein ganz besonders wirksames, besonders überraschendes Beispiel. Wir haben eben gesehn, was es in dem Heere des Deutschen Ordens in Palästina mit den sogen. „Turcopulen" für eine Bewandtnis hatte; im fünfzehnten Jahrhundert wird es im Ordenslande gewiss aber nur sehr wenige Leute gegeben haben, welche davon irgend eine Kenntnis besassen: was ein „Turcopule" war, wusste da wol kaum noch jemand, — was aber „Turcopulenbrot" sei, wusste jedes Kind und auch der niedrigste von den Unterthanen des Ordens in Preussen. Augen-

scheinlich hat nämlich schon in Palästina der „Turcopolier" mit seinen Turcopulen eine geringere Sorte der Verpflegung empfangen, insbesondere eine gemeinere Sorte von Brot, in Betreff deren man bei der erstaunlichen Stabilität, die sich im Orient gerade in solchen Dingen findet, wol nicht mit Unrecht vermuthen darf, es sei das in flachen Fladen hergestellte, ungesäuerte und unausgebackene Gerstenbrot, das in Palästina und Syrien der gemeine Mann noch heute als sein Hauptnahrungsmittel verzehrt und das gewöhnlich schlechtweg als „arabisches" Brot bezeichnet wird. Und nun nannte man in dem Ordenslande noch im fünfzehnten Jahrhundert die gemeinere Sorte Brot, welche man den Dienstleuten, den Knechten und Trossbuben zuwies, einfach „Turcopulenbrot". In den Missiven des Hochmeisters Heinrich v. Plauen (1412—13) p. 8 findet sich u. A. folgende Bestimmung: „Item. Wenne die Schalwen (Schalauen) struterye (Räuberei in Samaiten) geen adir mit briefen in bottschafft vorsandt werden, so sol man in torkoppilbroth geben und ire hosen und ein par reisken (Bastschuhe)", und in dem um 1427 entstandenen Memorial des Komthurs Heinrich Hold „Elbingsch und hollendisch Gebiet" lesen wir unter „Uspisunge des brotes" verzeichnet, wer „torkoppil" und wer „wise brot" zu bekommen hat, und sehen, dass manche beides nach bestimmter Anzahl erhalten.[10]) Bis in solche Kleinigkeiten hinein wirkten also die Beziehungen des Deutschen Ordens in Preussen zu dem längst verlassenen und so gut wie vergessenen Heiligen Lande nach! Und auch hier fand dieser Zusammenhang nicht blos in dem Fortleben eines den meisten seinem Ursprunge nach ohne Zweifel durchaus unverständlichen Namens Ausdruck, sondern viel bestimmter noch auch in Einrichtungen und Gebräuchen, die aus dem Osten stammten, aber im Wesentlichen unverändert beibehalten wurden. Die Ordnung namentlich des Marsches, des Herbergens, des Tränkens, des Lagerns an gefährlichen Stellen ist auf den Kriegsreisen des Ordens in Preussen ganz dieselbe, welche wir nach den ältesten Statuten als in Palästina üblich annehmen müssen.

[10]) Diese Mitttheilungen, sowie überhaupt die Hinweisung auf den Ausdruck „Turcopulenbrot", verdanke ich der Güte des Herrn Archivars Philippi in Königsberg.

Ueberhaupt ist — wie sich das ja sehr einfach und natürlich erklärt — die militärische Schule, welche der Orden in Palästina durchgemacht hatte, für die rein militärische Seite seiner Thätigkeit bei der Eroberung Preussens durchaus massgebend gewesen. Die Art der Eroberung, die Art ein bestimmtes, zum Angriffsobjekt gewähltes Territorium von einer an geeigneter Stelle mitten darin angelegten Burg aus allmählich niederzukämpfen und dann durch die planmässige Errichtung neuer Vesten in weiterem Umkreise zu voller Unterthänigkeit zu bringen, — die hat der Deutsche Orden ohne Frage in Palästina kennen und üben gelernt, und auch seine Technik in der Befestigung und dem Burgenbau hat wesentliche und dauernd fortwirkende Elemente aus der bei den Franken Syriens entwickelten militärischen Architektur entlehnt.

Die Eigenthümlichkeit des von dem Deutschen Orden bei der Eroberung Preussens mit so grossem Erfolg angewandten Verfahrens ist durch ein paar hervorstechende Züge scharf charakterisirt. Nicht durch die Entwickelung grosser, in offener Feldschlacht zu kämpfen geeigneter Heeresmassen hat der Orden die Kraft der Preussen mit ein paar wuchtigen Schlägen gebrochen; mit verhältnismässig geringen Kräften hat er in jahrelangem, von einzelnen festen Plätzen aus geführtem Kampfe Land und Volk distrikt- und stammweise allmählich niedergerungen, ja schliesslich zum guten Theile ausgerottet. Mit grosser Gleichmässigkeit treten dabei immer dieselben Erscheinungen zu Tage. Unter dem Schutze gewöhnlich eines der auf kirchliche Mahnung in das Land gekommenen Kreuzfahrerheere errichtet der Orden auf einem zur Beherrschung der umliegenden Landschaft geeignet erscheinenden Punkte eine zunächst wol nur mit Erd- und Holzwerken versehene Burg; in dieser bleibt, wenn das Heer der aus Deutschland herbeigeströmten Kreuzfahrer, nachdem es durch Sengen und Brennen in dem offenen Lande ringsum der übernommenen religiösen Verpflichtung genügt, heimkehrend auseinandergelaufen ist, eine stärkere Besatzung zurück, welche in einem unausgesetzten kleinen Krieg die Landschaft, in deren Mitte man sie so zu sagen hineingeworfen hat, befehdet und ausplündert und ihre Einsassen, soweit sie nicht in diesem Kampfe fallen, schliesslich entweder zur Unterwerfung oder zur Räumung ihrer bisherigen Wohnsitze

nöthigt, so dass nun von der bisher blos militärisch wichtigen Burg als von einem Cultur- und Administrationscentrum aus die Colonisation der Landschaft und die Einrichtung der woldurchdachten und für Regierte und Regierende gleich nützlichen Ordensverwaltung in Angriff genommen werden kann. In dieser Weise hat der Deutsche Orden, nachdem er von Vogelsang und Nessau aus zuerst in dem Lande rechts von der Weichsel festen Fuss gefasst hatte, von Thorn, Culm und Rheden aus das Culmer Land unter seine Botmässigkeit gebracht, und indem er dann, die Verbindung mit dem Meere zu gewinnen, zunächst den Fluss abwärts vordringt, errichtet er, ganz in der eben geschilderten Weise unter dem Schutze eines durch zahlreiche Kreuzfahrer beträchtlich verstärkten Heeres, die Burg Marienwerder, sie als Zwingburg hineinwerfend in das nun von dort aus erst niederzukämpfende Pomesanien; ebenso wird mitten in das demnächst angegriffene Pogesanien die Burg Elbing hineingelegt; die gleiche Bedeutung hat für die Eroberung Ermlands Balga, für die Samlands Königsberg, dem sich dann als Grenzburg gegen Samaiten Memel anschloss. Vergleicht man mit diesem Verfahren des Ordens in Preussen nun die Art, wie die im Anfang des Kreuzzugszeitalters aus Europa nach Palästina und Syrien strömenden ritterlichen Abenteurer dort festen Fuss fassten und die Unterwerfung des in einzelnen Theilen so schwer zugänglichen Landes in Angriff nahmen, so ergiebt sich zwischen beiden die vollkommenste Uebereinstimmung. Genau so wie es der Orden im Kampfe gegen die heidnischen Preussen gemacht, hatten seit länger als einem Jahrhundert die fränkischen Eroberer im Heiligen Lande die Unterwerfung und Beherrschung der einzelnen Distrikte desselben erstrebt und erreicht. Auch dort begann man mit dem unter dem Schutze eines augenblicklich zur Verfügung stehenden grösseren Heeres ausgeführten Bau einer mitten in den noch in feindlicher Gewalt befindlichen Bezirk hinein vorgeschobenen Burg, von der aus dann im Laufe oft erst von Jahren die Autorität der neuen Herren in immer weiterem Umkreise zur Anerkennung gebracht wurde. So sind fast ausnahmslos alle die berühmten Kreuzfahrerburgen Palästinas entstanden, Jaffa und Castellum Peregrinorum so gut wie Blanchegarde und Montroyal, so hat noch um die Mitte des

dreizehnten Jahrhunderts Ludwig IX. von Frankreich unter dem Schutze seiner Heere das zerstörte Sidon aufbauen und befestigen lassen. Doch kann man nicht behaupten, dass diese eigenthümliche Art der Kriegführung eigentlich fränkischen Ursprungs, d. h. in Palästina selbst erfunden und ausgebildet sei, obgleich sie ja gerade für die dortigen Verhältnisse ohne Frage ganz besonders angemessen war; vielmehr darf man dieselbe ganz bestimmt als eine charakteristische Eigenthümlichkeit normannischer und zwar schon altnormannischer Kriegführung bezeichnen. Von solchen Burgen aus haben einst die Wikinger die Küstenlandschaften Deutschlands und Frankreichs ausgeplündert und namentlich in der Normandie festen Fuss gefasst; von solchen Burgen aus, die zunächst gewöhnlich nur sehr nothdürftige Holzbauten auf unzugänglicher Bergeshöhe waren, haben dann späterhin die Normannen, die als abenteuernde Kriegsknechte nach Unteritalien verschlagen waren, dort die Anfänge ihrer später zu einem mächtigen Reiche erwachsenen Herrschaft begründet. Und wenn man nun bedenkt, dass unter den Theilnehmern des ersten Kreuzzugs und den Trägern der ihm folgenden fränkischen Culturgründung in Palästina gerade die Normannen nicht blos numerisch, sondern namentlich auch ihren militärischen Leistungen nach und nach dem Einfluss, den sie auf diese Seite des grossen Unternehmens ausübten, eine ganz besonders hervorragende Stellung einnahmen, so wird man es auch nur völlig begreiflich finden, dass gerade diese specifisch normannische Kampfesweise bei den Franken Syriens üblich geblieben und von dort aus auch weiter verbreitet worden ist. Nun hat der Deutsche Orden in Palästina dieses normannische Verfahren zur Occupirung eines Gebietes obenein nur in verhältnismässig kleinem Massstabe schon selbst üben können. Denn die Zeit der Eroberung war, als der Orden entstand, für die Christen in Palästina schon lange vorbei, zur Vertheidigung aber und zur Reinigung theilweise von den Saracenen schon wieder eingenommener Distrikte konnte jenes normannische System des Burgenbaues damals noch in sehr wirksamer Weise angewandt werden. Das hat der Deutsche Orden denn auch mit Energie und Geschick gethan, um so mehr als sich ihm nur auf diesem Wege die Möglichkeit darbot einen grösseren Territorialbesitz zu erwerben.

In diesem Sinne hat der Deutsche Orden zuerst das schon 1198 erworbene Toron (Tibnin) zu seiner Hauptburg und zum Mittelpunkt eines ausgedehnten Gütercomplexes, den er durch Kauf, Tausch und Schenkung zusammenbrachte, zu machen und lange Jahre gegen die von anderer Seite her erhobenen Ansprüche zu behaupten gesucht. Diese Bedeutung erlangte dann, als jener erste Versuch schliesslich gescheitert und der Orden aus dem lange Zeit verfochtenen Besitze verdrängt war, das später zum Haupthause des Ordens in Palästina erhobene Montfort, das im Herzen eines weitausgedehnten und höchst ertragreichen Bestandes von Gütern, Dörfern, Abbauten und Schlössern lag. In gleicher Weise und mit gleichen Mitteln hat der Orden sich dann später weiter nördlich in den Bergen von esch-Schûf einzunisten gewusst. [11])

Wie die eigenartige Planmässigkeit des ganzen Verfahrens, das man bei dem von den Normannen herstammenden und in Palästina von den Franken ganz allgemein angewandten System der Eroberung durch Vorschiebung von Zwingburgen in das angegriffene Gebiet beobachtete, so hat der Deutsche Orden nun aber auch, wenn nicht alles täuscht, die wesentlichsten Grundzüge der von ihm in Preussen zur Anwendung gebrachten Befestigungskunst aus dem entlehnt, was auf diesem Gebiete in Syrien zu eigenartiger Ausbildung gekommen war.

Im Allgemeinen beruht selbstverständlich die militärische Architektur der Kreuzfahrer [12]) auf den Kenntnissen, Anschauungen und technischen Fertigkeiten, welche dieselben aus ihrer abendländischen Heimath mit nach dem Morgenlande gebracht hatten; aber natürlich fand auch hier sehr bald eine Vermischung und Verschmelzung mit specifisch arabischen Elementen statt; um so natürlicher war das, als die Araber, ohne gerade original zu sein, doch eine dem Lande und der durch dessen Beschaffenheit bedingten Kampfesweise ausserordentlich geschickt und zweckentsprechend angepasste Militärarchitektur zu entwikeln gewusst hatten. Während die älteren der noch zum Theil erhaltenen Kreuzfahrerburgen in der Hauptsache nichts sind als Wiederholungen

[11]) Vgl. Prutz, die Besitzungen des D. O. im Heiligen Lande S. 37—57.

[12]) Vgl. Rey, Etude sur les monuments de l'architecture militaire des croisés en Syrie. Paris 1871. (Documents inédits sur l'histoire de France.)

der rheinischen und fränkischen Ritterburgen, wie sie im eilften Jahrhundert gebaut zu werden pflegten, lassen die später entstandenen Bauten dieser Art den steigenden Einfluss der arabischen Befestigungskunst immer deutlicher erkennen, und es entwickelt sich so schliesslich eine eigenartige „fränkische“ Militärarchitektur, deren charakteristische Eigenthümlichkeit in der Verschmelzung abendländischer und morgenländischer Elemente zu sehen ist und die, als besonders zweckentsprechend bewährt, mit den aus Syrien nach dem Westen heimkehrenden Franken dorthin verpflanzt, dort eingebürgert und weiter entwickelt worden ist. Gerade die Hauptburg des Deutschen Ordens in Palästina, Montfort, [13]) giebt für dieses besondere Verhältnis ein sehr lehrreiches Beispiel. Entsprechend nämlich der verhältnismässig kurzen Zeit, die der Orden, als er den Bau von Montfort begann, in Palästina zugebracht hatte, und entsprechend ferner dem Umstande, dass die damals seiner Gemeinschaft angehörigen Ritter nicht unter dem Einflusse der in Palästina heimischen fränkischen Bildung aufgewachsen, sondern erst aus Deutschland in diese fremdartige Welt verpflanzt worden waren, überwiegen bei der Anlage von Montfort im Allgemeinen noch die Reminiscenzen an die heimischen deutschen Ritterburgen; andererseits macht sich aber auch schon der Einfluss der mit arabischen Elementen so reich durchsetzten fränkischen Befestigungskunst unverkennbar geltend, so namentlich darin, dass, entgegen dem in der deutschen Militairarchitektur jener Zeit herrschenden Gebrauche, die ganze Anlage der Burg auf dem in Syrien entwickelten und von dort erst später nach Deutschland verpflanzten System einer doppelten, einer äusseren und inneren, Vertheidigungslinie beruht. Denn der ganze westliche Theil des nach Norden, Westen und Süden steil abstürzenden Plateaus, das die Burg Montfort einnahm, war zwischen einer den Rand des Plateaus begleitenden Befestigungslinie und dem weiter östlich, mehr nach der Mitte der Plateaufläche zu gelegenen, eine vollständige Festung für sich bildenden Haupthause eingeschlossen und bildete so eine Art von Vorwerk, von Vorburg, wie wir sie bei den anderen Frankenburgen Syriens

[13]) Ebd. 143 ff. Prutz a. a. O. S. 45.

und später auch bei den deutschen Burgen in dem sogenannten Zwinger wiederfinden. Ein besonderes Interesse ferner bieten die freilich ziemlich trümmerhaften Reste des eigentlichen Ordenshauses von Montfort dar. Ganz deutlich und scharf nämlich scheidet sich aus denselben der ehemals den Remter bildende Raum aus: es ist ein stattlicher Raum, zierlich gewölbt in Spitzbogen, welche das Vorbild der arabischen Architektur ganz unverkennbar wiederspiegeln; während die Bogen in der Mauer von zierlichen Säulchen getragen werden, wurde die Wölbung des Remters ehemals von einem schlanken, hochragenden Pfeiler gestützt, der heute freilich nur noch zur Hälfte erhalten ist. Wer einmal in dem Hochmeisterremter der Marienburg gestanden hat, der wird trotz des trümmerhaften Zustandes in diesem Theil der Ruinen von Montfort sofort das Vorbild für jenen erkennen und in dieser Thatsache einen neuen Beweis finden für den tief innerlichen, aber auch in zahlreichen Aeusserlichkeiten zum Ausdruck kommenden Zusammenhang zwischen den Lebensformen und Einrichtungen des Deutschen Ordens in Preussen und den von demselben früher in Palästina entwickelten.

III.

Dieser Zusammenhang tritt nun endlich noch ganz besonders zu Tage in der Art und Weise, wie der Deutsche Orden sein in Preussen neugewonnenes Gebiet wirthschaftlich verwerthete. Auch hier nämlich hat derselbe ganz bestimmte Anfänge, die er in Palästina gemacht hatte, den grösseren und dauerhafteren Verhältnissen Preussens entsprechend zu wol durchdachten und in der Praxis Menschenalter hindurch trefflich bewährten Institutionen weiter entwickelt. Es muss dabei freilich das Eine gleich nachdrücklich hervorgehoben werden, dass, wenn die wirthschaftlichen Einrichtungen, die wir den Orden in Preussen ausbilden sehen, auch ihren Anfängen nach von demselben schon auf seinen Besitzungen in Palästina entwickelt und geübt waren, es sich dabei doch nicht um die Aufnahme und Ausbildung specifisch „fränkischer" Formen und Gebräuche handelt; vielmehr trat der Orden schon in Palästina hierin in einen gewissen, bewussten Gegensatz zu dem, was seit länger als einem Jahrhundert bei den Franken des Morgen-

landes üblich war. Aber eben dass der Orden zu den Misbräuchen, an denen die wirthschaftliche Cultur der Franken in Palästina krankte, in einen solchen Gegensatz trat und von vornherein so bestrebt war die von seinen Vorgängern zu eigenem Schaden gemachten Fehler zu vermeiden, das legt am besten Zeugnis ab von dem pflichtbewussten, guten und tüchtigen Sinn, der von Anfang an in dieser ritterlichen Genossenschaft lebendig war, und lässt die verständig praktische Denkungsart derselben in einem sehr vortheilhaften Lichte erscheinen.

Ganz im Gegensatz nämlich zu dem schon in Palästina von dem Deutschen Orden beobachteten Verfahren lässt sich das der abendländischen Eroberer, Einwanderer und Colonisten daselbst füglich nicht wol anders denn als eine im grossen Stile betriebene Raubwirthschaft bezeichnen. Ueberall ist gleich nach dem ersten Kreuzzuge und bei jeder neuen Ausbreitung des christlichen Herrschaftsgebietes der Rechtsgrundsatz massgebend gewesen und praktisch durchgeführt worden, dass die bisherigen Einwohner damit kurzweg depossedirt, aller Rechte auf die bisher von ihnen innegehabten Ländereien einfach verlustig gegangen seien; selbst gegenüber den Christen Palästinas ist davon im Allgemeinen keine Ausnahme gemacht worden, auch sie verfielen wie die mohamedanischen Bauern und Bürger in einen Zustand drückendster Hörigkeit, von dem nur die in den Städten lebenden Christen befreit blieben. Hatten sich nun schon viele von der mohamedanischen Einwohnerschaft Palästinas bei dem Beginn der Eroberung durch Auswanderung nach Osten oder nach Aegypten der drohenden christlichen Herrschaft entzogen, so schwand auch in den folgenden Jahren noch die Zahl derselben unaufhaltsam zusammen, da sehr viele von den anfangs im Lande gebliebenen Bauern sich der bald als unerträglich erkannten Ausraubung und Mishandlung durch die neuen Herren durch heimliche Flucht entzogen. So waren denn in Palästina der „wüsten Stellen“ eine Unmasse vorhanden und die landwirthschaftliche Cultur desselben hatte bald im Vergleich zu ihrem Stande unter mohamedanischer Herschaft die ärgsten, nie wieder ausgeglichenen Rückschritte gemacht. Diesen Schaden aber durch eine planmässige Colonisation wieder gut zu machen und den tief gesunkenen Culturstand des Landes

durch sorgsame Bewirthschaftung neu zu heben, dazu war das aus den ungleichartigsten Bestandtheilen zusammengesetzte Gemisch der „fränkischen" Bevölkerung um so weniger geeignet, als dieselbe in den tieferen Schichten bekanntlich die allerfragwürdigsten Elemente aufgenommen, ja zum Theil dem Abschaum der westlichen Länder eine erwünschte Zuflucht geboten hatte: so weit diese Kreise nicht im Betriebe des Handels leichten Gewinn fanden, ahmten sie ohne Frage in ihrer Sphäre die Räuberwirthschaft nach, welche sie die Fürsten, Herren und Ritter ganz offen und ungescheut treiben sahen. So schwand der Wolstand des einst so reich blühenden Syrien unaufhaltsam dahin. Nur der Deutsche Orden scheint, so weit das ziemlich dürftige Material einen Einblick in diese Verhältnisse gestattet, andere Grundsätze befolgt und schon auf seinen palästinischen Gütercomplexen die hausväterische Wirthschaftspolitik im kleinen befolgt zu haben, die wir ihn später mit so ausserordentlichem Glück in Preussen im grossen Massstabe durchführen sahen.

Deutlich unterscheiden sich nun dabei zunächst drei Arten der Benutzung des dem Orden gehörigen Grund und Bodens. Ein verhältnismässig kleiner Theil ist zur Anlage von Weinpflanzungen und Gärten und zum Anbau des Zuckerrohrs bestimmt, dessen Cultur und Bearbeitung damals in Syrien sehr schwunghaft betrieben wurde; diesen Theil, der der sorgsamsten Bewirthschaftung bedurfte, aber auch den reichsten Ertrag lieferte, hat der Orden, so weit wir sehen, unmittelbar unter seiner eigenen Verwaltung behalten. Die Weideländereien, welche einen zweiten Theil des Ordensgrundbesitzes in Palästina ausmachten, freilich der Natur der Dinge nach die zweifelhaftesten und oft kaum scheinbar behaupteten, pflegte der Orden in grossen Parcellen an ganze Beduinenstämme zu verpachten, welche auf denselben dann ihr Nomadenleben führten und den Pachtzins in einer bestimmten Anzahl Stück Vieh und in Fellen zu entrichten pflegten. Abgesehn von dem, was der Orden in einzelnen Städten an Häusern und zinstragenden Grundstücken besass, war der Rest dann Ackerland. Auch in dessen Benutzung sind schon in Palästina dieselben Grundsätze bei dem Orden erkennbar, nach welchen derselbe späterhin dann in Preussen verfuhr. Von seinem

zum Ackerbau geeigneten Grundbesitz behielt sich nämlich der Orden einen Theil zu seiner eigenen Benutzung vor, machte ihn also gewissermassen zur Domäne; einen anderen sehen wir ihn ähnlich wie seine Weideländereien an ganze arabische Tribus gegen Zins zu gemeinsamer Bebauung vergeben; ein dritter endlich wurde in einzelnen Gehöften an freie Leute, Christen sowol wie Mohamedaner, verpachtet. Schon diese Planmässigkeit und Ordnung in den allgemeinsten Grundlagen des wirthschaftlichen Betriebes lässt zur Genüge erkennen, dass der Deutsche Orden in Palästina von der sonst bei den Franken daselbst so beliebten und so rücksichtslos geübten Raubwirthschaft sich freigehalten und zwischen der dauernden Leistungsfähigkeit des Landes und seinen Ansprüchen ein gesundes, beider Harmonie sicherndes Verhältnis herzustellen gewusst hat. Wie Ackerbau und Kleinviehzucht die Grundlage bildeten für die Existenz der auf den Ordenscasalien sitzenden christlichen und mohamedanischen Pächter, so bestand auch der von denselben an den Grundherrn zu entrichtende Zins, soweit wir sehen, durchaus in Naturallieferungen, und zwar sind es, genau wie späterhin in Preussen, vor allem Abgaben an Hühnern, Eiern, Käse und Honig, um die es sich dabei handelt. Hier und da finden wir die Bauern auf den Ordensgütern ganz so wie späterhin in Preussen zur Leistung von Schanzarbeit bei Befestigungen und im Fall eines feindlichen Einfalls zur „Landwehr“ verpflichtet.

Der Vergleich zwischen diesen wirthschaftlichen Gebräuchen und Einrichtungen des Deutschen Ordens in Palästina und der zu einer förmlichen Wirthschaftspolitik verwachsenen Um- und Weiterbildung derselben in dem Ordenslande Preussen bedarf wol an dieser Stelle nicht mehr einer genaueren Durchführung. Vielmehr werden wol auch auf diesem Gebiete die gemachten Andeutungen genügen, um die Richtigkeit der Ansicht als erwiesen erscheinen zu lassen, die oben über das eigenartige Verhältnis und den unmittelbaren Zusammenhang zwischen den Institutionen des Deutschen Ordens und der Art ihrer Anwendung in dem Heiligen Lande mit den grossartigeren Erscheinungen, welche uns in dieser Hinsicht der Ordensstaat in Preussen darbietet, entwickelt worden ist.

Herzog Albrecht v. Hohenzollern und die Reformation in Preussen.

Zum Andenken an den 360sten Jahrestag der Reformation den 31. October 1877.

Von

Dr. Johannes Rindfleisch,

Pfarrer zu Gischkau.

Die Einführung der Reformation ist für unsere Heimathsprovinz von so grosser Wichtigkeit und entscheidenden Folgen bis auf die Jetztzeit herab gewesen, dass es gewiss für Jeden von Interesse ist, den Hergang der Sache zu verfolgen. Es knüpft sich aber die Einführung der Reformation vor Allem an den Namen eines Mannes, der in der Hand Gottes das Werkzeug war, dieselbe herbeizuführen, und dem die Provinz Preussen unendlich viel zu verdanken hat. Es ist das der Herzog Albrecht, und es wird daher zunächst unsere Aufgabe sein, das Lebensbild dieses durch Frömmigkeit, Tugend und segensreiche Thaten ausgezeichneten Mannes vor unsern Augen zu entrollen.

Herzog Albrecht ist ein Grosssohn des durch gewaltige Heldenthaten berühmten Churfürsten Albrecht Achilles aus dem Hause Hohenzollern, welcher von 1470—86 die Mark Brandenburg regierte. Albrecht hatte zwei Söhne, von denen der eine Johann Cicero seinem Vater als Churfürst von Brandenburg von 1486—1499 folgte, während der andere Friedrich Markgraf in Franken blieb, welches Land bekanntlich den Hohenzollern, als Burggrafen von Nürnberg, erbeigenthümlich gehörte. Markgraf Friedrich aber verheirathete sich mit einer Tochter König Casimirs IV von Polen, Namens Sophia, aus welcher Ehe zehn Söhne stammten, von denen vorzugsweise bedeutend in der

Geschichte der Reformation Johann Albert, Erzbischof zu Magdeburg († 1550) und Herzog Albrecht von Preussen wurde.

Herzog Albrecht war den 17. Mai 1490 in Anspach geboren und wurde von dem Erzbischof und Churfürsten Hermann von Cöln weise und fromm erzogen, bei ihm lernte er auch vernünftig und grossmüthig handeln, und erinnerte sich immer mit grosser Dankbarkeit dieser Erziehung.

Der junge Albrecht pflegte seinen Vater Friedrich vielfach in das Lager Kaiser Maxmilians I. (1493—1519) zu begleiten, wo er Gelegenheit hatte, die grössten Kriegshelden kennen zu lernen, und sich in ritterlichen Waffenthaten zu üben. Im Jahre 1508 finden wir ihn auf einem Feldzuge in Italien; während er indessen dort sich aufhielt, hatte die Vorsehung für ihn einen ganz andern Wirkungskreis bestimmt. Es war nämlich der Hochmeister des deutschen Ordens in Preussen Herzog Friedrich von Sachsen 1510 gestorben, und der Orden suchte diese wichtige Stelle soviel immer möglich mit Angehörigen der regierenden Fürstenhäuser zu besetzen, um dadurch zugleich einen Schutz gegen den König von Polen zu haben. Der Kaiser Maximilian empfahl zu diesem Zwecke dem Ordenskapitel den Prinzen von Hohenzollern Albrecht, wiewohl derselbe bis dahin noch keineswegs Mitglied des Ordens und erst zwanzig Jahre alt war. Auf diese kaiserliche Empfehlung hin wählte ihn der Senat der Comthure. Als Albrecht aus Italien nach Deutschland zurückkehrte (1511) hörte er erst von dieser Wahl, und nahm sie, eine Fügung Gottes darin erkennend, an, als der Orden eine Gesandtschaft an ihn sandte. Zu Mergentheim wurde er darauf in Gegenwart dieser Gesandschaft und mit grosser Feierlichkeit mit dem weissen Ordensmantel, der ein schwarzes Kreuz trug, bekleidet und als Hochmeister installirt. Der König von Polen, welchem gegenüber er die Interessen des Ordens vorzugsweise zu wahren hatte, war der Bruder seiner Mutter Sophia, Sigismund I., also sein Onkel. Es mag diese Verwandtschaft mit dem polnischen Königshause auch besonders bei seiner Wahl in's Gewicht gefallen sein. Denn der Orden hatte beschlossen, dem König von Polen den früher üblichen Lehnseid nicht mehr zu leisten, schon der 29. Hochmeister Heinrich Reuss v. Plauen

hatte ihn verweigert, und man meinte, dass der König von Polen auch aus Verwandtschaftsrücksichten den Eid dem neuen Hochmeister erlassen werde.

Als nun Albrecht im Jahre 1512 nach Königsberg kam, verweigerte auch er dem Könige von Polen den Lehnseid, und da die gütlichen Verhandlungen dieserhalb nicht zum Ziele führten, brach 1519 deshalb ein Krieg aus, in welchem der Churfürst von Brandenburg, der König von Dänemark und der Grossfürst von Moskau auf Seiten Albrechts standen, während der König von Polen mit vielem Glück tief in das Ordensland eindrang. Indessen wurde im Jahre 1521 ein vierjähriger Waffenstillstand geschlossen, und Albrecht gewann Zeit, sich nach neuen Hülfstruppen umzusehen, zu welchem Zwecke er 1522 eine Reise nach Deutschland antrat.

Jedoch hatte die letzte Stunde des Ordens geschlagen, und gerade diese Reise des Hochmeisters sollte in Gottes Hand das Mittel werden, welches zur Auflösung des Ordens und zur Einführung der Reformation in Preussen führte.

Die sittlichen Schäden des Ordens waren nämlich zu offenkundig vor aller Welt geworden. Er war durch Eigennutz sittlich verwahrlost, durch zuchtloses Leben geschwächt und durch Habsucht verarmt. Als der Hochmeister nun 1522 nach Nürnberg zum Reichstage kam, um die Hülfe der deutschen Fürsten gegen Polen zu erbitten, und hier von dem neuen Geiste der Reformation angeweht wurde, sann er auch auf eine Reformation des seiner Pflege befohlenen Ordens.

Da er länger, als er beabsichtigt, in Nürnberg verweilen musste, hatte er Gelegenheit mehrere hervorragende evangelische Persönlichkeiten kennen zu lernen, vor Allem den als Liederdichter bekannten Rathsherrn Lazarus Spengler, den Verfasser des Liedes: Durch Adam's Fall etc., und den Prediger Andreas Osiander (aus Gunzenhausen) an der St. Lorenz-Kirche, der einst in einer Predigt ausrief: „Und wenn der Papst zu seinen drei Kronen noch eine vierte auf dem Kopfe hätte, so sollte er mich nicht von dem Worte Gottes abwendig machen.“ Albrecht hörte Osiander gerne und führte mit ihm eingehende Gespräche, wodurch er in seiner evangelischen Ueberzeugung befestigt

wurde, so dass er ihn seinen Vater in Christo nannte und erklärte, durch ihn habe Gott ihn aus der Finsterniss des Papstthums gerissen und zu rechter göttlicher Erkenntniss gebracht.

Ausserdem aber trat Albrecht auch zu Luther in ein näheres Verhältniss. Da nämlich die Päpste Leo X. sowohl, wie Hadrian VI. eine Reformation des Ordens an Haupt und Gliedern befohlen hatten, um ihn aus seinem Verderben zu seinem alten Stand und Wesen zurückzuführen, wandte sich Albrecht, selbst rathlos, wie das auszuführen sei, an Luther mit der Bitte um Rathschläge unter dem Siegel der Verschwiegenheit, indem er im Jahre 1523 seinen Rath Magister Oeden an Luther absandte. Dieser brachte die Ordensstatuten mit, und Luther sollte in denselben das Schlechte ausstreichen, das Christliche anstreichen und über das Ganze ihm sein Urtheil mittheilen. Mit dem Orden wollte der Hochmeister auch die preussische Kirche reformiren und ersuchte zugleich um Massregeln, durch welche Bischöfe, Prälaten und Geistliche im Ordensgebiet zu einem wahrhaft christlichen Leben gebracht werden konnten.

Luther erliess darauf eine Schrift an den Orden und ermahnte die Herren desselben falsche Keuschheit zu meiden und zur rechten ehelichen Keuscheit sich zu wenden. Indem er auf Gottes Wort hinwies, sagte er: Mit Gott wollen wir hier bald eins werden. Wohlan, wenn ich 1000 Gelübde gethan hätte, und wenn 100,000 Engel, geschweige denn so ein armer Mensch, oder zwei, wie der Papst, sprächen, dass ich ohne Gehültin sein solle und gut wäre, allein zu sein, was sollt' mir solch Gelübde oder Gebot sein wider das Wort Gottes, welches sagt: „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei."

In Folge dieses Schreibens waren Mehrere aus dem Orden bereit, auszutreten. Der Hochmeister verbot dieses indessen bei strenger Bestrafung, die Verehelichung für einen Abfall vom Orden erklärend, es lag ihm der Gedanke an die Aufhebung des Ordens und seiner Gelübde anfangs ganz fern. Als er aber im September des Jahres 1523 auf einer Durchreise durch Wittenberg eine Unteredung mit Luther und Melanchthon hatte, gab ihm Ersterer den Rath, die thörichte und verkehrte Ordensregel ganz bei Seite zu werfen, selbst in den Ehe-

stand zu treten, und Preussen in einen weltlichen Staat, Fürstenthum oder Herzogthum zu verwandeln, dem auch Melanchthon beistimmte, während Albrecht lächelte.

Der Hochmeister blieb indessen fortan in engerer Verbindung mit den Reformatoren, als seinen Vätern und Freunden in Christo, und sein Rath Friedrich von Heideck führte die Reformation allmälig ein. Er wurde hierin unterstützt durch den Bischof von Samland, Georg von Polentz, welcher auch in Abwesenheit des Hochmeisters die Regentschaft führte; derselbe war ein kluger weiser und geschäftsgewandter Mann, der immer im Einverständniss mit dem Hochmeister handelte.

Schon im Jahre 1523 wurde in der Domkirche zu Königsberg das Evangelium zuerst durch einen Domherrn (wahrscheinlich George Schmidt) gepredigt. Luther aber schickte auch Prediger aus Wittenberg, namentlich Joh. Briesmann und Joh. Amandus. Bald erklärten sich die Bischöfe von Samland, George v. Polentz, und von Pomesanien, Erhard v. Queiss, öffentlich für die Reformation.

Von den beiden Wittenberger Predigern verdarb leider Amandus, der an der Altstädtschen Kirche angestellt war, sehr viel durch sein unbesonnenes, tumultuarisches Wesen. Sein fleischlicher Eifer erregte die niederen Leidenschaften des Volkes, denn er verlangte gewaltsames Abthun der alten Missbräuche und Irrthümer. Der Chronist sagt von ihm: „Er machte es zu arg, und wenn die Leute um seines Scheltens willen zur Kirche hinausgingen, schrie er ihnen laut nach. Der Pöbel hielt aber viel von ihm, denn er sagte, was sie gerne hörten, und seine Predigten richteten sich gemeiniglich wider den Rath, den er öffentlich von der Kanzel reizte." So kam es zur Erstürmung und Plünderung der Kirchen und eines Klosters, zum Abbrechen der Altäre, zum Vertreiben der Mönche, deren Vorräthe man sich austheilte.

Es drohte eine solche Schwarmgeisterei und Revolution zu werden wie sie Thomas Münzer, Carlstadt und die Zwickauer Propheten hervorriefen.

Dieses Unwesen rügte Albrecht und befahl, dass nichts Anderes, als das Evangelium gepredigt werden solle, ausserdem solle alle Tage

zusammt der Predigt eine Messe gesungen und das nöthige Personal dazu erhalten werden.

Der andere Wittenberger Prediger, Briesmann, war indessen ein besonnener mässiger Mann, der unter der Zucht des Geistes Gottes stand. Er hatte eine ausgezeichnete Lehrgabe und führte auch den Bischof Polentz in die Erkenntniss der evangelischen Wahrheit und den Grundtext der heiligen Schrift tiefer ein, hielt ausserdem exegetische Vorlesungen zur Förderung der Erkenntniss. Luther schrieb an ihn auf den Bericht über den Fortgang des Reformationswerkes: „Dein Brief ist mir köstlich gewesen und hat meinen Mund mit Freude erfüllt, dass Jesus so sein Wort bei Euch fördert und befestigt. Er gebe, dass es so bis an's Ende laufe und mehr und mehr zunehme. Er möge Dich auch ferner segnen, dass du wachsest und Frucht bringest tausendfältig. Sehr lieb habe ich Dich auch deshalb, weil Du dafür sorgst, dass Nichts mit Gewalt und Tumult, sondern Alles ganz allein durch die Macht des Wortes Gottes getrieben wird.“

Amandus wurde später aus Preussen ausgewiesen und ging zunächst nach Pommern, dann nach Goslar, wo er als Amsdorfs Nachfolger starb im Jahre 1530. Luther freute sich über seine Entfernung und sagte von ihm: „Er scheint Carlstadts Geist zu haben. Dahin kommt es mit dem Geist des Altstädters und des Carlstädters.“

Als nun der Papst hörte, dass der samländische Bischof die Reformation begünstige, forderte er den Hochmeister auf, ihn entweder auf andere Gedanken zu bringen, oder ihn zu beseitigen. Hier nun wagte es Albrecht noch nicht, das Evangelium Rom gegenüber offen und frei zu bekennen, sondern erklärte dem Papst: Was in Preussen geschehen sei, sei gegen seinen Willen und Wissen in seiner Abwesenheit geschehen, wobei er vorzugsweise an die tumultuarischen Auftritte dachte. Dem Bischof Polentz gab er einen scharfen Verweis wegen der Neuerung, indem er ihm in einem officiellen Schreiben die Beschwerden des päpstlichen Legaten mittheilte. Er wies ihn an, nichts gegen den Papst und die römische Kirche zu unternehmen, die Aufrührer vielmehr zur Rechenschaft zu ziehen, und alle unchristlichen Gebräuche abzuschaffen, in Folge dessen auch Amandus ausgewiesen wurde.

In einem Privatschreiben aber rieth er ihm mit Vorsicht und in aller Stille auf dem betretenen Wege ruhig weiterzugehen.

Es war ja für die Reformation von unendlicher Wichtigkeit, dass beide Bischöfe sich offen dazu bekannten, Luther schreibt darüber an Spalatin: „Wie wunderbar ist Christus! Auch ein Bischof giebt endlich dem Namen Christi die Ehre und predigt das Evangelium, damit auch Preussen aufange, dem Reiche des Satans den Abschied zu geben.“ Er nennt v. Polentz ein herrliches Werkzeug Christi.

Während nun Albrecht sich jeder offenen Betheiligung und Mitwirkung an der Reformation enthielt, wurden von Polentz die Heiligenbilder, das Fasten, mehrere Feiertage, sowie die lateinische Sprache bei der Taufe abgeschafft, und dagegen eine deutsche Messe und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt eingeführt.

Am 28. Januar 1524 gebot er, dass die Gottesdienste fortan in der Volkssprache d. h. deutsch, polnisch und littauisch gehalten werden sollten, weil die Unwissenheit in religiösen Dingen hauptsächlich von dem Gebrauche der lateinischen Sprache komme. Die Prediger sollten die lutherische Uebersetzung der heiligen Schrift sowie Luthers Schrift von der christlichen Freiheit, den guten Werken, seine Erklärung der Evangelien, Episteln und Psalmen fleissig lesen. An die drei Städte von Königsberg erliess er zugleich ein energisches Mandat wider die Feinde des Evangeliums. In demselben beklagte er es tief, dass in dieser gnadenreichen Zeit, in der Gott sein seligmachendes Wort so hell und rein erscheinen lasse, etliche Menschen sich unterständen, das Evangelium und dessen Verkündiger anzugreifen, und drohte denselben die Ungnade und Bestrafung seitens des Hochmeisters.

Pfingsten 1524 sandte er dann evangelische Prediger in die Städte Braunsberg, Bartenstein, Rastenburg, Wormditt, Neidenburg um auch in ihnen die Reformation auszubreiten. Als aber darüber Unruhen entstanden, zog Friedrich v. Heideck mit einer Schaar Bewaffneter umher, um dieselben zu beschwichtigen. Doch hielt man ihm vor: „Christus habe Niemanden mit Gewalt zum Glauben gezwungen, es sei wohl nicht auf den Glauben, sondern auf das Gold

und Silber in den Kirchen abgesehen.“ In Braunsberg und Bartenstein vertrieb man sogar die evangelischen Prediger, und Albrecht äusserte seinen Unwillen darüber, dass das gemeine Volk dort so verstockt sei, dem Worte Gottes zuwider zu handeln. Der Comthur Heinrich Reuss v. Plauen, der in Bartenstein seinen Sitz hatte, war ein besonderer Widersacher der Reformation.

Unterdessen erhob sich aber auch in dem Bischof Mauritius v. Ermland ein entschiedener Gegner derselben. Dieser ermahnte seine Diözesanen jetzt, da durch das lutherische Vornehmen die christliche Kirche jämmerlich zerstreut würde, in den löblichen Fusstapfen ihrer frommen Alten und Vorfahren, in welchen auch jetzt Kaiser, Könige, Fürsten, Herrn, Prälaten und sonst aufrichtige und ehrliche Leute beständig wandelten, standhaft und fest zu bleiben. In einem Mandat von 1524 nennt er die lutherische Ketzerei einen „pestilenzialischen Schandfleck und grossen Haufen von verfluchten Greueln, diese Mistpfütze von allerhand Schandthaten,“ und verbietet unter Androhung der schwersten Flüche die lutherische Lehre predigen zu lassen.

Dieses Mandat erschien gleichzeitig mit dem des Bischofs Polentz an die drei Königsberger Städte, und Luther gab beide in Wittenberg mit einer Vorrede heraus. — In seiner Vorrede zur Erklärung des fünften Buches Mose im Jahre 1525 sagt er, indem er dieselbe dem Polentz widmet: „Dich einzig und allein unter allen Bischöfen der Erde hat Gott erwählt und errettet aus dem Rachen des Satans. Dir ist besondere und wunderbare Gnade geschenkt, dass Du nicht allein öffentlich das Wort annimmst und glaubst, sondern auch vermöge bischöflicher Gewalt es lehrest und dafür sorgest, dass es in Deiner Diözese gelehrt werde. Siehe dieses Wunder! In vollem Lauf und mit vollen Segeln eilt das Evangelium nach Preussen, wohin es doch nicht gerufen und begehrt ist. Der Herr, der Alles in Allem wirket, welcher auch in Dir das gute Werk angefangen hat, wolle Dich erhalten und befestigen, auf dass Du in diesem Leben ein recht grosser Bischof in Gottes Wort werdest und in dem ewigen Leben, wann da kommen wird der Erzhirte und Bischof unserer Seelen, die unverwelkliche Krone der Ehren davontragen mögest.“

Zur weiteren Förderung des Reformationswerkes sandte Luther zwei Männer, Paul Speratus, aus einer schwäbischen Familie derer von Spretten, und Johann Poliander, aus Neustadt in der Oberpfalz. Beide waren reichbegabte Lehrer des Evangeliums, in der Schule des Geistes und des Wortes Gottes, sowie in christlicher Erfahrung wohl gebildet, sie besassen auch das praktische Talent der Leitung und Verwaltung kirchlicher Angelegenheiten und gehörten zugleich zu den ersten Sängern der evangelischen Kirche. Von Speratus stammt das bekannte Lied: „Es ist das Heil uns kommen her," welches vielfach die Reformation gefördert hat, von Poliander das Lied: „Nun lob' meine Seel den Herrn." Beide hatten schon in Mittel- und Süddeutschland das Evangelium gepredigt, durch sie sollte es nun auch in Preussen gefördert werden.

Als nun der Papst sah, dass hier das Evangelium so schnellen Fortgang hatte, richtete er aufs Neue an den Hochmeister ernste Warnungen und Drohungen. Dieser aber forderte Luther auf, mehrere Fragen über die Macht des Papstthums zu beantworten, worauf Letzterer in der Schrift: „de papa" antwortete. In derselben drang er darauf, dass man nichts Aufrühriges thue, sondern allein das klare Wort Gottes predige, da Niemand wüsste, wie die jetzigen Läufte ihren Ausgang nehmen würden, er ermahnte aber auch, dass der Bischof von Samland mehr Prediger in die umliegenden Oerter schicke.

Der Hochmeister erhielt zugleich von den Gliedern des brandenburgischen Fürstenhauses besorgte Fragen, Klagen und Vorwürfe, indessen antwortete Ersterer darauf, dass er dem Evangelio unwandelbar treu bleiben werde, und es als seine heiligste Pflicht ansehe, dasselbe zu verbreiten.

Aber noch von einer dritten Seite suchte man den Hochmeister zu bestimmen, die Reformation einzustellen. Es beschloss nämlich der polnische Reichstag zu Petrikau, der Hochmeister solle entweder an Polen den Huldigungseid leisten oder sammt dem Orden aus Preussen vertrieben werden.

Während dieser Verhandlungen reifte in Albrecht immer mehr der Entschluss, das Ordensgebiet zu sekularisiren und

Preussen zu einem weltlichen Herzogthum zu machen, wozu Luther ihm gleich anfangs gerathen hatte. Die evangelischen Prediger, namentlich Briesmann, hatten das Volk allmälig mit dem Gedanken der Sekularisation vertraut gemacht, und die preussischen Landstände richteten sogar an Albrecht eine Aufforderung dazu.

Um den König von Polen dafür günstig zu stimmen, verhandelten mit ihm der Herzog v. Liegnitz und der Markgraf Georg, und dieser gab schliesslich seine Einwilligung, den Hochmeister zum erblichen Herzog von Preussen zu machen unter der Bedingung, dass er an Polen den Lehnseid leiste. Auch der polnische Reichstag willigte trotz der Bedenken Einzelner ein, ebenso die Delegirten des Ordens, und die Vertreter der preussischen Stände, so dass Albrecht erklärte: „Wir sind durch Ersuchen und Begehren der Landschaft zu dieser Veränderung und Vertrag mit der Krone Polen gekommen."

Der König Sigismund von Polen schreibt darüber 1525 an seinen Gesandten Johannes Dantiscus in Rom: „Von der Religion ist unter uns nichts gehandelt, theils desswegen, weil es das Ansehen hatte, dass uns nichts daran gelegen wäre, theils auch, weil es in dem ganzen Lande des Ordens um die ganze katholische Religion schon gethan war. Derowegen haben wir uns der Gelegenheit dieser verderbten Zeit den Frieden zu befördern missbrauchet, weil die Sache auf keine Weise konnte entschieden werden. Derowegen dafern Einige unser Thun in den preussischen Händeln anfeinden wollten, so hast Du, dadurch du unsere Unschuld schützen könnest."

Der König hat aber, sagt Hartknoch: Preuss. Kirchen-Historie S. 275, nicht allein davon geschwiegen, sondern er hat auch offenbar darein gewilligt, dass die Lutherische Religion sollte eingeführt werden. Denn er hat wohl gesehen, dass der Hochmeister, wenn er den Orden abgelegt und das Land als ein weltlicher Fürst eingenommen, die Römisch-Katholischen nicht leiden, sondern seine Religion, die er vorhin schon angenommen, einführen würde. Und dennoch hat er ihm das Land Preussen als ein weltliches Herzogthum eingegeben. — Ja, da Albertus auch hernach das Land reformirt und

fast nichts Päpstliches im Lande liess, wurde ihm dieses von dem Könige in Polen niemals vorgerückt oder verwiesen, viel weniger ist ihm Solches untersagt.

So fand denn am 10. April 1525 in Krakau die feierliche Belehnung Albrechts und seiner ganzen Linie mit dem Herzogthum Preussen seitens des Königs von Polen statt; in demselben Jahre hielt Albrecht seinen feierlichen Einzug als Herzog in Königsberg, wobei ihn der zum Hofprediger ernannte Paul Speratus begrüsste. Bald darnach fand in Königsberg ein Landtag statt, auf welchem der Bischof von Samland seine weltliche Herrschaft dem Herzog übergab, wobei er erklärte: Ihm gebühre nicht Land und Leute zu regieren, sondern allein das Wort Gottes abzuwarten. Der Bischof von Pomesanien, Erhard von Queiss, welcher sich 1524 durch eine evangelische Predigt in Graudenz öffentlich von der römisch-katholischen Kirche losgesagt hatte, übergab 1527 ebenfalls seine weltliche Gewalt und seinen bischöflichen Besitz dem Herzog; der Comthur von Memel indessen, Herzog Erich von Braunschweig, konnte sich in die neue Ordnung der Dinge nicht finden. Er wurde mit einer gewissen Summe Geldes abgefunden, übergab sein Schloss und zog nach Deutschland, wo er sich in andern Ordenshäusern aufhielt.

Nachdem sich der Herzog in einem Mandat vom 6. Juli 1525 öffentlich zur Reformation bekannt hatte, wurde nun das evangelische Kirchenwesen förmlich organisirt.

Die beiden Bischöfe entwarfen 1528 nach Luthers „Ordnung des Gottesdienstes in der Gemeinde" eine Kirchenordnung,[1]) wobei sie die Formen des römischen Gottesdienstes vielfach beibehielten, nur Predigt und Gesang wurde in der Muttersprache gehalten. Man bestimmte die Grenzen der Parochien und Pfarreinkünfte, und berief alle Jahre eine Synode. Im Jahre 1528 fand eine allgemeine Kirchenvisitation statt, wobei gedruckte Predigt-Postillen aus Wittenberg vertheilt wurden, auch wurde in jedem Kirchspiele ein gemeiner Kasten

---

[1]) „Artikel der Ceremonien und anderer Kirchenordnungen" von Georg von Polentz und Erhard von Queiss.

für die Armenpflege errichtet. Viele Klöster wurden in Spitale verwandelt. Die Kapelle zur heiligen Linde zwischen Rastenburg und Rössel wurde wegen daselbst getriebenen Aberglaubens von Grund aus zerstört. — Auf der allgemeinen Synode am 12. Mai 1530 in Königsberg, noch ehe zu Augsburg (den 25. Juni) Kaiser Karl V. die Augsburgische Konfession übergeben wurde, wurde die Kirchenordnung der Bischöfe vom Jahre 1528 mit 11 Artikeln, in denen Glaubenssätze enthalten waren, publicirt. Herzog Albrecht schrieb selbst zu diesen sogenannten „Constitutiones synodales" die Vorrede und erklärte, dass er das bischöfliche Amt als Landesfürst freilich als ein „alienum officium" (fremdes Amt) übernehme, um durch seine fürstliche Autorität zugleich in der Kirche die Ordnung zu stiften und aufrecht zu erhalten, in geistlichen Dingen sollten indessen die Bischöfe vollkommene Autorität behalten. So entstand neben dem evangelisch-kirchlichen noch ein landesherrliches Episkopat, welches 1587 zur völligen Beseitigung der kirchlichen Bischöfe führte. Bald darnach wurde auch die Augsburgische Confession in Preussen angenommen.

Unterdessen war der Herzog im Jahre 1526 in die Ehe getreten und zwar mit Anna Dorothea, der Tochter Friedrich I. von Dänemark. Er führte mit dieser Prinzessin ein wahrhaft evangelisches Familienleben, sie war fromm und bewahrte, wie er sagt, ein festes Trauen und Glauben an unsern einigen Heiland. — Das zu ihrem Gedächtniss aus Stein gehauene Denkmal in der Königsberger Cathedralkirche bildet sie in Lebensgrösse neben ihrem durchlauchtigen Gemahl ab. Unweit davon befindet sich an einer Wand ihr Brustbild nebst einer Inschrift, die ihr Leben und ihre Tugenden beschreibt. Eine Tochter von ihr Anna Sophia heirathete 1555 den Herzog von Meklenburg, Johann Albrecht, während zwei Prinzen und vier Prinzessinnen in früher Jugend schon starben.

Wegen dieses Schrittes, seines Abfalls vom Orden und wegen des Raubes des dem Orden gehörigen Landes, wurde Herzog Albrecht vor den Kaiser geladen, um sich zu verantworten, wobei ihn auch der König von Polen zur Rückkehr in den Schooss der römischen Kirche ermahnte. Auch der deutsche Orden bedrohte ihn sowohl von Liefland, wie von

Deutschland aus. Als er vor dem Kaiser nicht erschien, befahl dieser 1530, dass das Land Preussen dem Orden wieder eingeräumt werden sollte, und als das auch nichts fruchtete, erklärte er ihn am 18. Januar 1531 in die Reichsacht, welche noch 1535 erneuert wurde. Diese Achterklärung war dem Herzoge sehr empfindlich. Jedoch war die Reformation in Preussen schon zu weit vorgedrungen, als dass sie durch diese Massregeln hätte aufgehalten werden können. Albrecht und seine Bischöfe waren unablässig bemüht an das evangelische Kirchenwesen die bessernde Hand anzulegen und mussten dabei auch mit vielen heidnischen Gebräuchen brechen.

Im Jahre 1531 drangen die Wiedertäufer, von Liegnitz kommend, in Preussen ein. Speratus und Polyander hielten mit ihnen ein Colloquium zu Rastenburg und vertheidigten gegen sie siegreich die lutherische Lehre. Luther selbst rieth dem Herzoge sie nicht im Lande zu lassen, doch konnten sie nicht gänzlich ausgerottet werden.

Im Jahre 1538 klagte Paul Speratus, der seit 1529 nach Erhard v. Queiss Tode Bischof von Pomesanien war: Dass die Leute meistens vom Glauben nichts wüssten, da sie die Kirche nicht besuchten, dass die Amtleute, die sie dazu anhalten sollten, selbst nicht in die Kirche gingen. Man dürfe die Menschen zwar nicht zum Glauben zwingen, doch könne und müsse man sie zum Kirchgange nöthigen und es seien besonders neue Vorschriften wegen Entheiligung des Sabbaths nöthig. — Durch strenge Zucht müsse der herrschenden Gottlosigkeit Einhalt gethan werden. Es sollen daher bei den öffentlichen Visitationen alle öffentlichen Aergernisse und Laster gemeldet werden, damit sie abgestellt und gebüsst werden. Auch soll man diejenigen anzeigen, die seit mehreren Sonntagen nicht zur Kirche und seit mehreren Jahren nicht zum Sakrament gegangen seien. Man sieht, wie viel Gewicht die Reformatoren auf die Kirchenzucht legten, die in unserer Zeit fast ganz daniederliegt.

Nachdem der Herzog im Jahre 1542[2]) selbst den Visitationen

---

[2]) 1542 erschien auch die Regimentsnotel, welche bestimmte, dass die beiden Bischöfe vom Landesherrn und seinen Räthen gewählt werden sollten.

beigewohnt hatte, erliess er 1543 einen strengen Befehl, in welchem er das Volk zur Gottesfurcht, zum Kirchengehen und zum Empfangen der heiligen Sakramente ermahnte. Es sollten sogar Personen, die ihren besonderen Platz in der Kirche angewiesen erhielten, darüber wachen, auch sollten die Geistlichen in den einzelnen Dörfern Prüfungen über die christliche Lehre anstellen, das, was wir jetzt „Gebetsverhöre“ nennen.

Ganz besonders wichtig für die Befestigung des Reformationswerkes war aber die Gründung der Universität Königsberg im Jahre 1544, welche vorzugsweise durch den Mangel an Theologen und Gelehrten in Preussen veranlasst wurde, da die Theologen meistens aus Deutschland erbeten werden mussten und selbst Luther erklärte, dass er nicht im Stande sei, mehr zu schicken.

Der erste Rektor dieser Universität war Georg Sabinus[1]), der Schwiegersohn Melanchthons, und Albrecht suchte für dieselbe die besten Kräfte aus Deutschland herbeizuziehen, indessen wurde ihm durch die persönlichen und theologischen Streitigkeiten der Professoren, hinter welchen sich auch politische Parteiungen verbargen, das Leben sehr verbittert. Unter diesen Streitigkeiten ist ganz besonders der sogenannte Osiandristische Streit hervorzuheben.

Osiander, den der Herzog, wie wir schon erwähnten, einst auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522 kennen gelernt hatte, und den er ganz besonders verehrte, stammte aus der Heimat des Herzogs, der Markgrafschaft Anspach, und zwar aus Gunzenhausen. Er war der Sohn eines Schmiedemeisters mit Namen Hosemann, hatte aber nach der Sitte der damaligen Zeit seinen Namen gräcisirt. Durch seine Abkunft aus niederem Stande lässt es sich erklären, dass er Zeit seines Lebens etwas sehr Derbes und Abstossendes in seinem Wesen hatte. Er hatte auf den Schulen zu Leipzig, Altenburg, und auf der Universität Ingolstadt seine Ausbildung empfangen und sich bedeutende Kenntnisse im Hebräischen, in der Mathematik und Medicin erworben.

---

[1]) Er kam von Frankfurt und brachte eine namhafte Anzahl Studenten von dort mit.

So wurde er zuerst Lehrer der hebräischen Sprache im Augustiner-Kloster zu Nürnberg und 1522 evangelischer Prediger an der St. Lorenzkirche daselbst. In den Kämpfen zwischen den Lutheranern und Reformirten stand er in der Sakramentslehre auf Seiten Luthers und bekämpfte auf den Colloquien in Marburg (1529), Augsburg (1530) und zu Schmalkalden (1546) die reformirte Lehre. Luther hörte ihn zuerst in Marburg und soll darauf zu Melanchthon gesagt haben: „Osiander hat einen hochmüthigen Geist, nach meinem Tode wird er in der Kirche grosse Unruhe erregen. Das merke wohl, Du wirst es sehen!"

Als Osiander 1548, weil er sich dem sogenannten Interim nicht fügen wollte, Nürnberg verlassen musste, berief ihn Herzog Albrecht 1549 nach Königsberg als Professor der Theologie und Prediger an der Altstadt. Andreas Aurifaber, sein Schwiegersohn, war fürstlicher Rath und Leibarzt.

Die Königsberger Theologen waren über diese Berufung eines Fremden missvergnügt und traten ihm von vorne herein feindlich entgegen, welche Gesinnung sich noch dadurch steigerte, dass Osiander ziemlich regellos, wenn auch nicht unsittlich, so doch roh, lebte. Im Jahre 1551 gab er sein „Bekenntniss von dem einigen Mittler Jesus Christus und von der Rechtfertigung" heraus. Hierin stellte er eine von der lutherischen Auffassung abweichende Lehre auf. Er lehrte nämlich: Wir werden vor Gott gerechtfertigt nicht durch die uns zugerechnete Gerechtigkeit Christi, sondern durch die wesentliche in Christo uns mitgetheilte Gerechtigkeit Gottes, wodurch unser Herz verändert wird. Er fasste also die Rechtfertigung des Menschen nicht in juristischem Sinne als ein gerichtliches Gerechtsprechen des Sünders von Seiten Gottes, sondern im physischen und moralischen als ein Gerechtmachen des Menschen durch Veränderung des Herzens. Wenn Christus, sagte er, durch den Glauben in uns wohnt, so bringt er seine Gerechtigkeit mit, die seine göttliche Natur ist, diese wird dann unsre eigene. Sie fliesst von Ihm, dem Haupte, in uns seine Glieder ein.

Seine Widersacher stellten nun seiner Lehre die Lehre Luthers in fünf Sätzen gegenüber:

1) Lutherus will nicht, dass der Mensch durch die wesentliche Gerechtigkeit Gottes gerecht sei. — Osiander sagt, dass wir durch die wesentliche Gerechtigkeit Gottes gerecht werden nach dem Spruch: Das wird sein Name sein, dass man ihn nennen wird: Herr, der unsere Gerechtigkeit ist.

2) Lutherus hält dafür, dass Christus nicht darum unsere Gerechtigkeit und Verdienst sei, weil er Gottes Sohn ist, gerecht von Ewigkeit, sondern darum, weil Er mit seinem Sterben und Auferstehen das Gesetz erfüllet hat. — Osiander dagegen, er sei unsere Gerechtigkeit nicht darum, dass er das Gesetz erfüllt hat, sondern dieweil Er gerecht ist vom ewigen Vater.

3) Lutherus spricht, es sei eine andere Gerechtigkeit, darinnen Gott selbst gerecht sei und eine andere, damit er den Menschen gerecht machet. Osiander dagegen, es sei gar einerlei Gerechtigkeit, darin Gott und der Mensch gerecht sind.

4) Lutherus hält dafür, dass wir vor Gott gerecht sind, allein, dass uns die Gerechtigkeit des Glaubens zugerechnet wird. — Osiander dagegen sagt: Derer Lehr, so da vorgeben, dass wir allein wegen Vergebung der Sünden für gerecht geschätzt werden und nicht auch von wegen der Gerechtigkeit Christi, so durch den Glauben in uns wohnt, sei kälter denn Eis.

5) Lutherus hält dafür, dass die zugerechnete Gerechtigkeit des Glaubens, darin wir vor Gott gerecht sind, sei noch ausser uns, das ist, dass wir derselben in Hoffnung erwarten, sie sei aber noch nicht im Werk oder in der That. — Osiander aber vermeint, sie sei schlechterdings in uns, nicht ausser uns.

Wer wollte in den ersten drei Sätzen nicht Luther vollkommen beistimmen? Etwas anderes ist es mit dem vierten und fünften.

Wir gestehen offen, dass auch uns die blos juristische Auffassung der Gerechtigkeit Christi als einer uns zugerechneten zu äusserlich erscheint und das Bedürfniss des Herzens zu wenig befriedigt, wie wohl es ja immer wahr bleibt, dass Christus für unsere Sünde gestorben ist, „für uns" gebüsst und dass Lösegeld bezahlt hat, so dass um seinetwillen Gottes Gnade uns zu Theil wird, weil wir durch uns selbst, als in Sünden empfangene und geborene Menschen nie die Gerechtigkeit

erwerben können, die vor Gott gilt. Wir würden das aber viel lieber „die Versöhnung mit Gott“ oder „die Begnadigung des Sünders“ von Seiten Gottes auf Grund des Verdienstes Christi nennen, als eine Rechtfertigung; denn vollständig gerechtfertigt ist der Mensch damit noch nicht, wenn er auch durch den Glauben an Christum in das richtige Verhältniss zu Gott gesetzt ist und die Vergebung seiner Sünden empfangen hat, was stets der rechte evangelische Trost aller um ihr Seelenheil bekümmerten, zerschlagenen Herzen bleiben wird. Der Gläubige bedarf aber doch noch der Erneuerung und der Heiligung durch den Umgang mit dem Erlöser und dem heiligen Geist. Er muss in das Bild Christi verklärt und Ihm ähnlich gemacht werden, wenn er vor Gott einst bestehen und selig werden soll, möge das nun im Diesseits oder Jenseits geschehen.

Diesen letzten Prozess im Menschen nennt Luther die Heiligung, er betrachtet den Menschen also als gerechtfertigt vor Gott auch ohne Heiligung, nur durch den Glauben an das Verdienst Christi. Man kommt dabei in Gefahr die Heiligung als etwas Ueberflüssiges anzusehen, ohne die man auch gerecht und selig werden könne, während die Schrift z. B. sagt: Jaget nach der Heiligung, ohne welche Niemand den Herrn sehen wird (Ebr. 12, 14) und Christus ist uns gemacht von Gott sowohl zur Weisheit und Gerechtigkeit, wie auch zur Heiligung und Erlösung (1. Cor. 1, 30).

Auch die Böhmischen Brüder in Preussen, namentlich Matthias Czerwenka und Johannes Laurentius, welche der Herzog Albrecht über ihre Meinung in dem Osiandristischen Streite fragte, erklärten am 29. Juli 1555, dass die Gegner Osianders, wenn sie die Rechtfertigung nur in die Vergebung der Sünden setzten, die innerliche Wiedergeburt und Erneuerung des Menschen aus Gottes Gnade durch den heiligen Geist, dadurch wir zu Wohnungen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes würden, als ein nicht dazu gehöriges Ding bei Seite setzten; doch gaben sie in den übrigen Stücken keineswegs dem Osiander Recht.

Als auf einer Synode zu Königsberg 1567 die Frage aufgeworfen wurde, ob die guten Werke nöthig seien zur Erhaltung des Glaubens? verneinten dies die Strenglutherischen, indem sie erklärten, dann müsste

auch der Satz gelten: „Die guten Werke sind nöthig zur Seligkeit." Weil dieser Satz aber falsch sei, müsse jener auch falsch sein.

Osiander fasste dagegen die Heiligung des Menschen als ein Auswirken der Gerechtigkeit Christi in demselben. Diese Gegensätze hätten wohl verdient schon damals gründlicher durchgearbeitet zu werden, wodurch die protestantische Theologie grosse Bereicherung erfahren hätte; sie sind auch noch heute keineswegs ganz auf's Reine gebracht, sondern immer auf's Neue Gegenstand wissenschaftlicher und kirchlicher Verhandlungen, namentlich werden dieselben in neuerer Zeit von den Professoren von Hofmann in Erlangen und Dr. Philippi in Rostock erörtert.[1])

Wenn wir nun auch in der Lehre Osianders manche Wahrheits-Momente erkennen müssen, so können wir ihm doch darin nicht beipflichten, dass er weiter lehrte: Christus sei unsere Gerechtigkeit nur nach seiner göttlichen Natur, nicht nach seiner menschlichen. Er sei gerecht, insofern er die wesentlich erschienene Gerechtigkeit Gottes sei, nicht weil er hier auf Erden das Gesetz Gottes erfüllte, sondern schon vorher als Gottessohn. So gewiss er als Gottessohn gerecht war, so kam es bei seiner Erscheinung auf Erden doch eben darauf an, auch im Fleisch, in der menschlichen Natur diese Gerechtigkeit zu erweisen, indem er in allen Stücken uns gleich wurde, ausgenommen die Sünde. Dadurch erst ist er der zweite Adam, der heilige vollkommene Menschensohn geworden, dass Er im Fleisch vollkommen heilig lebte. Nur so konnte Er uns die Gerechtigkeit mittheilen, die wir als sündige Menschen bedürfen.

---

[1]) In der Apologie der Augustana wird das justum declarari und das justum effici ganz unvermittelt neben einander gestellt, und bald das Eine bald das Andere betont. Die neuere Theologie fasst die Rechtfertigung immer mehr als mit der Heiligung im Princip zusammenfallend, als beruhend auf dem Ergreifen nicht nur des Verdienstes, sondern auch des Lebens Christi. Schleiermacher fasst sie als Eins mit dem paulinischen: „mit Christo auferstehen". (Siehe Baur: Die christliche Lehre von der Versöhnung. Tübingen 1838. Lipsius: Die Paulinische Rechtfertigungslehre. Leipzig 1853. Ritschl: Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung. Bonn 1870. I. — Theologisches Universal-Lexicon. Elberfeld 1874. Siehe auch meine Abhandlung in Ohly's „Mancherlei Gaben und ein Geist" Bd. X. Hft. 3. S. 345—353: „Ueber Rechtfertigung u. Heiligung in ihrem innigen Zusammenhang").

Unmöglich ist es richtig, die göttliche und die menschliche Natur Christi so auseinanderzuhalten, wie es Osiander thut, da eben unser Glaube darauf beruht, dass Er der Gottmensch ist, in dem die Gottheit und die Menschheit in Einem vereinet ist.

Als die andern Theologen sich über diese neue Lehre Osianders wunderten, erklärte er, er habe dieselbe schon 30 Jahre lang, als er noch in Nürnberg war, gelehrt. Vor Allem trat gegen ihn Friedrich Staphylus, ein Westphale, auf, welcher übrigens nachher katholisch wurde, während Mörlin, der Pastor am Dom, welcher durch die Schwiegermutter des Herzogs nach Königsberg empfohlen war, anfangs zu vermitteln suchte. Als ihm dieses aber nicht gelang, Osiander ihn vielmehr schnöde behandelte, eiferte er auch von der Kanzel gegen dessen teuflische Ketzerei. Osiander warf ihm namentlich vor, dass er die Inwohnung Gottes im Menschen leugnete.

Am 24. Oktober 1550 fand in dem grossen Auditorio der Universität eine Disputation statt, bei welcher der Herzog, sein Hofstaat, die Stadtgeistlichkeit und viele Bürger zugegen waren.

Hier opponirten dem Osiander Martin Kemnitz und Melchior Isinder, während sein Schwiegersohn, der Hofprediger Funk auf seiner Seite war. Osiander erklärte darauf, dass er auch nicht mit einem einzigen Argument, das nur einen Schein von Wahrheit hätte, angefochten sei.

Luther war indessen schon gestorben und Osiander soll nach seinem Tode gesagt haben: „Der Löwe sei nun todt, mit den übrigen Hasen und Füchsen wolle er schon fertig werden,“ worauf man ihm antwortete: „Darum ist Osiander wahrhaftig der Hunde, Säuen und Füchse Einer, der sich bisher im Loche gehalten, weil Dr. Lutherus als der rechte Löwe gelebt und es ihm gewehret hat. Nun er aber das Haupt gelegt, kommt dieser falsche Fuchs hervor, verwüstet den Weinberg und sagt doch, er habe 30 Jahre zuvor nichts Anderes gelehrt.“

Indessen hatte der würtembergische Theologe Brenz ein unparteisches Gutachten über die Osiandristische Lehre abgefasst, welches ihr die gebührende Anerkennung zu Theil werden liess und daher dem Herzog Albrecht, der auf Seiten seines Freundes Osiander

stand, zusagte, so dass dieser, um dem Streit ein Ende zu machen, befahl, dass über die Rechtfertignng nur nach den sechs Würtembergischen Artikeln gepredigt werden dürfe, zugleich machte er Osiander zum Präsidenten des Bisthums Samland (1551), da Bischof v. Polentz am 28. April 1550 gestorben war. Als aber Mörlin öffentlich von der Kanzel erklärte, dass jener Befehl vom Teufel eingegeben sei, nannte Osiander die Königsberger Theologen Schelme und Bösewichter und Ehrendiebe.

Letztere achteten auch weder das herzogliche Rescript, welches zu schweigen befohlen hatte, noch wollten sie Osiander als Präsidenten des Bisthums Samland anerkennen, da er von der reinen Lehre abgefallen sei. Mörlin vollzog sogar Amtshandlungen, die dem Bisthums-Verweser zukamen, und als der Herzog ihm eine Konfessionsschrift Osianders zur Aeusserung übergab, sandte er sie ihm uneröffnet zurück. Desgleichen wollte er ein auf herzoglichen Befehl von Osiander verfasstes Kirchengebet nicht beten, sondern wies es mit den Worten zurück: Also bete der Teufel und sein Osiander, ich nicht, noch irgend ein frommer Christ!

Eine neue Kirchenordnung vom Jahre 1548, die unter dem Einfluss der Osiandrischen Richtung entstanden, und deren Verfasser der Kneiphöfsche Pfarrer und Professor Matthäus Vogel war, wurde, wiewohl sie von Melanchthon revidirt worden, dennoch nur mit heftigen Kämpfen eingeführt. Die Landstände waren dagegen, weil sie ohne ihre Einwilligung publicirt worden, weil auch der Herzog die beiden Bischofssitze nicht besetzte, die Geistlichen, weil der Exorcismus (die Teufel-Austreibung) aus dem Taufformular weggelassen war, und weil sie würtembergisches Gepräge hatte. — Die renitenten Geistlichen wurden sogar gefangen und ihrer Aemter entsetzt.

Es war natürlich, dass diese öffentlich geführten theologischen Kämpfe alle Stände Königsbergs ergriffen. Der Herzogliche Rath Caspar v. Nostiz liess über seine Hausthüre schreiben: „Mors Christi est justificatio peccatoris“ und daneben den Vers:

Gottes wesentliche Gerechtigkeit das ist nicht meine Seligkeit
Sondern das Leiden Jesu Christ mein Heil, Trost und Rechtfertigung ist.

Freunde und Verwandte entzweiten sich wegen dieses Streites auf das Bitterste, spieen sich auf der Strasse in die Fusstapfen und beschimpften sich.

Ja! Osiander und seine Parthei gingen nicht anders, als mit Dolchen und Zündbüchsen bewaffnet aus, da sie einen Ueberfall fürchteten. Als Herzog Albrecht im Jahre 1552 nach Danzig reiste, nahm er Osiander mit, da er ihn in Königsberg nicht sicher hielt. Indessen starb Osiander am 13. Oktober an der Wassersucht. — Da die Leute ihn auch noch im Tode beschimpften und sagten, der Teufel habe ihm den Hals umgedreht, so liess Albrecht die Leiche obduciren. Der Bericht der Aerzte aber lautete: Es hat sich nichts Ungewöhnliches gefunden! Sein Sarg musste zu Jedermanns Ueberzeugung nach gehaltener Leichenpredigt noch eine Stunde offen vor dem Altar stehen.

Der Churfürst von Sachsen, Joh. Friedrich schickte 1553 Gesandte an den Herzog mit der Erklärung: „Churfürstliche Durchlaucht zu Sachsen beklagen sich am höchsten, das Fürstl. Durchlaucht in Preussen von der Lehre des theuren Mannes Dr. Lutheri und der Augsburgischen Konfessions-Verwandten abgefallen, mit angehefter Bitte, dass S. F. D. wollen von der Lehre Osiandri abstehen."

In der Konferenz, die der Herzog mit denselben hielt, betheuerte er, dass er bei der reinen Lehre bisher geblieben und nicht abzuweichen sich vorgesetzet, und wie ihm der Zwiespalt in der Lehre von der Rechtfertigung von Anfang an nicht lieb gewesen, wie er denn manche Nacht schlaflos zugebracht um der Sache nachzudenken, auf dass die Ehre des göttlichen Wortes erhalten würde.

Weil nun diese Gesandten mit ihren Bemühungen nichts ausrichten konnten, so reisten sie am 29. Juni 1553 wieder nach Hause.

Der Herzog eröffnete jedoch durch Mandat vom Januar 1553, auf das Würtembergische Gutachten gestützt, nach Osianders Tode seiner Lehre Kanzel nnd Katheder. Als aber Mörlin in Folge dessen in seinem Eifer seine Predigten auch gegen den Herzog selbst richtete und öffentlich aufforderte, dem Mandat nicht zu gehorchen, musste er das Land räumen und ging nach Danzig. Allerdings suchten eines Sonntags, als der Herzog aus der Schlosskirche kam, vierhundert Frauen, Jungfrauen und

Kinder aus den höchsten Ständen für Mörlin auf dem Schlosshofe knieend Fürbitte einzulegen. Sie zogen in Prozession um den Schlosshof und sangen: „Ach! Gott vom Himmel sieh darein!“ und „Es wolle Gott uns gnädig sein!“ „Erbarm Dich mein o Herre Gott!“ Indessen liess Albrecht sich nicht bewegen, das gefällte Urtheil zurückzunehmen, auch die Fürbitte der Fürstin, seiner Gemahlin, richtete nichts aus.

Die Lutherischen verlangten hierauf auf einer Kirchenversammlung im Jahre 1554, dass alle Osiandristen ihre Irrthümer widerrufen sollten. Man brachte es auch dahin, dass der Beichtvater Albrechts, Joh. Funk, Osianders Schwiegersohn, im Jahre 1556 auf einer Synode zu Riesenburg zum Widerruf sich verstand und denselben vor seiner Gemeinde wiederholte. Zu dieser Synode war sogar Albrechts Schwiegersohn, der Herzog Joh. Albrecht von Mecklenburg herübergekommen, da ihm an der Wiederherstellung des Friedens in Preussen sehr viel lag.

Der Fürst alterte unterdessen immer mehr, und ermattete auch geistig; von Seiten der Stände, welche auf ihre Privilegien eifersüchtig waren und seine Gewalt zu beschränken suchten, erlitt er eine Kränkung und Demüthigung nach der andern. Ja es kam sogar 1566 eine polnische Kommission in's Land, welche sich der Jurisdiktion bemächtigte und seinen Beichtvater M. Funk zum Tode verurtheilte, in Folge dessen derselbe 1566 enthauptet wurde.

Albrecht hatte sich nämlich seit dem Jahre 1562 ganz in die Hände eines Günstlings gegeben, des berüchtigten Paul Scalich, der sich auch von der Laiter nannte. Dieser, ein Croate von Geburt, behauptete, er wäre aus fürstlichem Stamm entsprossen und mit den vornehmsten Prinzen Europas verwandt.

In der That war er der Sohn eines Schulhalters und der Religion, sowie allerlei Zänkereien wegen aus Croatien vertrieben, dann, eine Zeit lang Hofkaplan des Kaisers Ferdinand, hatte er sich bei vielen Potentaten und grossen Herren Deutschlands aufgehalten.

Er kam 1562 nach Preussen und gab vor, dass Herzog Albrecht der Enkel des Bruders seines Urgrossvaters sei. Albrecht, durch seine Beredsamkeit, Wissenschaft und einschmeichelndes Wesen gewonnen, schenkte ihm Glauben, verehrte ihm die Stadt und das Gebiet

Kreutzburg mit aller Herrlichkeit und Vorrechten, desgleichen ein Haus in Königsberg, das noch vor einiger Zeit als der Scalichien-Hof oder Calixten-Hof bekannt war.

Scalich suchte nun die treuesten Räthe des Herzogs zu stürzen, und sich allmälig die Regierung des Landes anzueignen. Als Albrecht Truchsess v. Wetzhausen ihn vor Gericht zu stellen suchte, nahm der Herzog ihn in Schutz und schrieb an die Statthalter zu Königsberg, dass Scalich nicht in Person erscheinen dürfe, weil er eine erlauchte Person wäre. In der Folge verband sich Scalich mit M. Funk, der mehr ein fürstlicher Rath und Praktikenmacher, dazu Schatzmeister der Herzogin war, als ein Knecht Christi, sowie mit Hans Schnell, Joh. Steinbach, Matthias Horst. Sie machten eine besondere Kanzlei aus und schmiedeten schädliche Pläne. Die preussischen Schulden stiegen bis auf 381,628 Thlr. Viele mussten ihretwegen flüchtig werden. Die Mitglieder des Kneiphöfschen Gerichts wurden gefänglich eingezogen.

Weil nun dieser verwirrte Zustand Preussens unerträglich wurde, so drangen die Landstände, die abgesetzten Räthe und Viele vom Adel auf dem Reichstage zu Lublin darauf, dass eine polnische Kommission sollte in's Land geschickt werden, welche die grossen Landesbeschwerden abstellte. — Scalich hatte sich unterdessen als herzoglicher Gesandter mit seinen Maitressen aus dem Lande fortgemacht. Die Kommission kam am 13. August 1566 mit 250 Pferden in Königsberg an. Funk wurde verurtheilt, weil er das Land verwirrt und sich zu einem preussischen Diktator gemacht, viele unschuldige und hochverdiente Männer aber vertrieben hätte. Er sowohl, wie Schnell und Horst wurden am 28. Oktober auf dem Kneiphöfschen Markte enthauptet. Der Herzog soll über seinen Tod bittere Thränen geweint haben. Er war offenbar bei seiner zu grossen Güte uud Milde diesen boshaften, schädlichen Menschen zur Beute gefallen, wie er selbst nachher erkannte. Scalich wurde durch Erkenntniss vom 28. Oktober 1566 aus Preussen und Polen verwiesen und trat zur Römisch-katholischen Religion über, er starb im Mai oder Juni 1575 zu Danzig und ist in dem Carmeliter-Kloster auf der Altstadt begraben. Er hielt sich nämlich hier auf in der Hoffnung, seine verlorenen Güter wieder zu erlangen.

In kirchlicher Beziehung wurde durch die Kommission bestimmt, dass in Preussen wieder zwei Bisthümer in Samland und Pomesanien mit zwei Bischöfen eingerichtet werden sollten, diese sollten über die Reinheit der Lehre wachen, Kirchen-Versammlungen berufen und die geistliche Gerichtsbarkeit üben. Sie hatten auch die Aufsicht über das Konsistorium und die Universität.

Nach Funks Beseitigung rief man den vertriebenen Mörlin zurück, welcher zugleich mit dem berühmten Theologen Martin Chemnitz das corpus doctrinae Pruthenicum verfasste, in welchem die lutherische Lehre festgestellt wurde. Der Herzog schrieb dazu selbst eine Vorrede und erwählte Mörlin zum Bischof von Samland mit dem Sitz in Königsberg, Georg von Venediger zum Bischof von Pomesanien mit dem Sitze in Liebmühl. Im Jahre 1568 wurden die Rechte der Bischöfe durch die sogenannte Bischofswahl aufs Neue festgestellt. Der Bischof sollte gewählt werden von dem lebenden Bischof, von allen fürstlichen Hof- und Landräthen, sowie von einigen gelehrten und gottesfürchtigen Kirchendienern und acht Deputirten vom Adel, acht vom Lande und den Städten.

Er sollte die vollkommene Jurisdiktion in geistlichen und Kirchensachen haben und ausser der Aufsicht über alle kirchlichen Personen und Anstalten auch die über die Universitäten, Schulen, die Druckerei und den Buchhandel. Leider ist zur Schädigung der Kirche seit 1587, wo der letzte Bischof Joh. Wigand von Pomesanien starb, kein Bischof mehr gewählt, sondern die Consistorial-Verfassung eingeführt worden, indem das samländische Consistorium in Königsberg, das pomesanische zu Saalfeld errichtet wurde. Zu Martin Chemnitz stand übrigens der Herzog in ganz besonderer Beziehung. Dieser war durch Sabinus nach Königsberg gerufen und zuerst Rektor der Domschule, dann auch Magister an der Universität. Er verstand sich auf die sogenannte Astrologie, die in damaliger Zeit so sehr an der Tagesordnung war.

Dieselbe beruhte auf dem Grundsatz, dass das irdische Leben der Menschen mit den himmlischen Körpern, den Sternen, in enger Verbindung stehe. In der geheimen Sprache der Sterne meinte man den

Schicksalsgang der Sterblichen zu lesen. Die Sonne, der Mond, die Planeten sollten, je nachdem sie in den zwölf Zeichen des Thierkreises standen, auf die Schicksale der Individuen sowohl, wie der Völker Einfluss haben. Wurde z. B. Jemand zu der Zeit geboren, wo die Sonne im Sternbild des Löwen stand, so bedeutete das für ihn Tapferkeit. Stand der Mars mit seinem röthlichen Lichte noch dabei, so bedeutete das einen noch höheren Grad von Tapferkeit und Kühnheit.

Man hatte die Oberfläche des Himmels in zwölf gleiche Theile getheilt, dadurch entstanden die himmlischen Häuser, von denen das erste das Horoscop hiess, oder das Haus des Lebens, von ihm hing das Schicksal des in das Leben getretenen Wesens ab. Das zweite war das Haus des Glücks, das dritte das der Brüder, das vierte das der Verwandtschaft, das fünfte das der Kinder, das sechste das der Gesundheit, das siebente der Ehe, das achte des Todes, das neunte der Religion, das zehnte der Würden und Kronen, das eilfte der Freunde und Wohlthäter, das zwölfte der Feinde und der Gefangenschaft.

Zur Bequemlichkeit der astrologischen Rechner gab es eigene Tabellen, wonach der Anfang der himmlischen Häuser und der Wiederkehr des Gestirns an den Ort, an welchem es in der Nativität gestanden hatte, bestimmt werden konnte.

Diese Astrologie wurde namentlich von den Fürsten ausgebeutet, um eine besondere Auskunft aus den himmlischen Sphären über sich und ihres Gleichen zu erhalten. So musste Chemnitz nicht nur für Albrecht selbst einen Entwurf der Nativität machen, sondern auch für das Ergehen seiner „freundlichen lieben Tochter“ und anderer fürstlicher Freunde. Albrecht ermunterte ihn sogar, die Astrologie zu seinem ausschliesslichen Studium zu wählen und stellte ihn, um ihn an Königsberg zu fesseln, als seinen herzoglichen Bibliothekar an, als er aber 1553 dennoch Königsberg verliess, gab er ihm 200 Thlr. mit auf die Reise mit der Verpflichtung, ihm alle Jahre etliche revolutiones zu stellen. Wiewohl indessen diese Kunst gut bezahlt wurde, so gab sie Chemnitz auf, weil er wusste, dass ihre Grundlage eine sehr unsichere war.

Herzog Albrecht hatte bis zum Jahre 1562 eine dauerhafte Gesundheit genossen, 1563 wurde er indessen auf der linken Seite vom Schlage gerührt, von da an nahmen seine Kräfte ab, seine Sprache wurde schwerfällig, dazu kam 1564 eine starke Erkältung auf der Jagd in einem Alter von 74 Jahren, 1567 war er fast das ganze Jahr hindurch bettlägerig. Uebrigens war er seit 1564 nach Tapiau übergesiedelt, während die Herzogin sich theils in Neuhausen, theils in Labiau aufhielt, aber 1568 auch erkrankte.

Während seiner Krankheit rief er oft aus: Ach! wäre ich bei meinem lieben Herrn Jesu Christo! Als sein Beichtvater Dr. Voit ihn an das Wort des Apostels Paulus an die Philipper erinnerte: „Es liegt mir Beides hart an, ich habe Lust abzuscheiden, welches mir auch viel besser wäre, aber es ist nöthiger im Fleische zu bleiben um Euretwillen, bei Euch Frucht zu schaffen", antwortete er: Ja! ich meine es auch so! Ich habe aber solche Schmerzen, dass mir's Niemand glauben kann, aber so es Gottes Wille wäre, dass ich nur etwas möchte mehr nutz sein, und Er wollte mich brauchen zu seinen göttlichen Ehren und zu Nutz der christlichen Kirche, wollt ich gern alles leiden, wenn es gleich noch so grosser Schmerz wäre, so ich nur etwas nutz sein könnte. — Wir sehen, welche Demuth und Gottergebenheit sich in diesen Worten ausspricht.

Oft bekannte er, wie sein Geschichtsschreiber Bock bemerkt, „Herr! wenn ich nur Dich habe, so frage ich nicht nach Himmel und Erde!" und „Ob er mich gleich tödten wird, so will ich dennoch auf Ihn hoffen, denn Er ist mein Heil." — Selbst bei Tische, wo er wenig oder garnichts genoss, liess er sich das Wort Gottes vorlesen. Seit dem 13. März 1568 verschlimmerte sich sein Zustand, D. Voit wurde wieder zu ihm gerufen und tröstete ihn mit kräftigen Worten der Schrift. Als er das Vater Unser am Schlusse mit ihm gebetet, wiederholte der Fürst dasselbe mit einer erbaulichen Auslegung und Umschreibung, wobei er eine Zueignung auf seine eigene Person und besonders auf die Umstände, in denen er sich befand, hinzufügte, und die Barmherzigkeit Gottes pries für die so vielfältige Erlösung aus aller Gefahr und Noth. Er that dies mit den Worten des 71. Psalms: „Du hast mich, lieber

Herr! die Zeit meines Lebens erfahren lassen viele und grosse Angst und hast mich wieder lebendig gemacht und aus der Tiefe der Erde heraufgeholt. — Aber, fügte er hinzu, es ist noch der letzte Feind, der Tod, vorhanden, von dem bitte ich Dich, dieweil Dein lieber Sohn Jesus Christus durch seinen Tod und Auferstehung ihm die Macht genommen hat, Du wollest mich auch erlösen und mir ein seliges Stündlein verleihen."

Mit standhafter Gewissheit und vollkommener Geistesklarheit legte er bei dem Genuss des heiligen Abendmahles sein Glaubensbekenntniss ab und starb dann am 20. März unter dem Zuruf: „Vater! in deine Hände befehle ich meinen Geist!" 77 Jahre, 307 Tage, 2 Stunden alt.

An demselben Abend, kurz vor 10 Uhr, also 16 Stunden nach ihrem Gemahl, starb auch Anna Maria, seine Gemahlin, selbst im Tode eine unzertrennte Gefährtin ihres Herrn, wiewohl sie noch in den besten Jahren sich befand. D. Voit machte auf diesen besonderen Zufall das Gedicht:

Gestorben sind sie einen Tag
Das wohl ein Wunderding sein mag.
Gott aber hat's also versehen,
Dass es auf eine Zeit soll geschehen,
Und dazu nicht an einem Ort,
Dass Keines von dem Andern hört,
Dadurch die Wissenschaft gehindert
Und beider Schmerzen wurden gelindert,
Den aus eines Schwachheit oder Tod
Das Andere haben möcht, und Gott
Sie beide fröhlich und zugleich
Zu sich nähm in sein Himmelreich.

Das Leichenbegängniss, das anfangs auf den 6. April angesetzt war, wurde hernach auf den 5. Mai verschoben. Am 6. April wurde die Leiche zunächst von Tapiau nach Königsberg gebracht und als der Leichenzug auf das Schloss kam, wurde der Sarg der Herzogin an den des Herzogs angeschlossen und beide Todtenbehältnisse in der Schlosskirche vor dem Altare niedergesetzt, wobei David Voit eine Leichenrede hielt. Hier blieben sie bis an den 4. Mai stehen. Zum Leichen-

begängniss fanden sich viele Gesandte fremder Fürsten, viele Adlige und Standespersonen, sämmtliche Mitglieder der Universität unter Führung des Rector magnificus D. Ambrosius Lobwasser ein. Der einzige männliche Spross, Albrecht Friedrich, der nachher leider blödsinnig wurde, folgte dem Sarge, begleitet von den beiden polnischen Gesandten, während die Ritter die Wappen beider fürstlicher Personen bei jedem Sarge trugen.

In der Kneiphöfschen Cathedral-Kirche hielt der Samländische Bischof D. Mörlin die Leichenpredigt, worauf die beiden Leichen, wie der Geschichtsschreiber sagt, fast durch die Thränen der weinenden Unterthanen überschwemmt, hinter dem Altare in dem grossen Fürstengewölbe beigesetzt wurden.

In der Mitte des Chors dieser Kirche ist dem Herzoge, seiner ersten Gemahlin Dorothea, seinen beiden Söhnen und vier Töchtern ein marmornes Denkmal errichtet, sie liegen dort in Stein ausgehanen, während östlich davon der Herzog aus Marmor und Alabaster gehauen, knieend abgebildet ist.

Bock sagt von ihm: Die Fürsten und Häupter der Welt tragen zwar alle das Bild Gottes unseres Schöpfers an sich, da sie Statthalter der unsichtbaren himmlischen Macht Gottes auf Erden sind, nicht alle aber weisen in ihren sittlichen Handlungen die erneuerten Risse der ehemaligen Aehnlichkeit, nach welcher die ewige Güte die Menschen gebildet hatte. Alle zeigen zwar ihre Macht und Gewalt, aber nicht alle liefern ein kenntlich Bild der Tugend. Albrechts Frömmigkeit und ungefälschte Gottseligkeit unterscheiden ihn von anderen grossen Helden. Die Zeit, die den Regierungsgeschäften entzogen werden konnte, wandte er zur Betrachtung des göttlichen Wortes und zu geistlichen und erbaulichen Unterredungen an. Er hatte nahe bei seinem Schlafzimmer ein besonderes kleines Kabinet, welches man noch jetzt in dem Königsberger Schloss über dem Thore sehen kann, in welchem er einige Male des Tages in der Stille seine Kniee beugte und welches deshalb des Fürsten Betkammer hiess. Auch des Nachts unterliess er nicht, dem Himmel seine Seufzer zuzuschicken. Er hat auch schriftliche Gebete verfasst, es erschien zu Aarhusen von ihm ein

„Fürstenspiegel“, in welchem sich ausser verschiedenen Briefen an M. Funk und Osiander verschiedene Betrachtungen befinden. — Während der Osiandristischen Unruhen verfasste er ebenfalls eine Sammlung geistreicher Gebete. Er redet darin mit Worten d. h. Schrift, voll Geist und Kraft, in der Schreibart des seligen Johannes Arndt.

Dabei besuchte er fleissig das Gotteshaus und nahm die Gnadenmittel. Namentlich nach dem Genusse des h. Sakramentes ergab er sich heiligen Betrachtungen, aus seiner ganzen Frömmigkeit leuchtete die ernstliche Sorge für seine eigene Seele hervor. In seinem Bekenntniss war er fest und standhaft, wenn er auch deshalb manche Anfeindung und Verfolgung leiden musste, weder Lust noch Furcht konnte ihn davon abhalten.

So oft das ungefälschte Wort der Versöhnung in unsern Kirchen erschallet, müssen wir daran gedenken, dass Er es ist, welchem unsere Provinz den Segen des reinen Evangeliums zu verdanken hat. Er liebte und schützte vorzugsweise die Diener Gottes. Einmal äusserte er: „Es ist mir eine besondere Freude, den Dienern Christi Gutes zu thun, oder auch mit ihnen umzugehen.“ Ich bin zwar nicht heilig, doch gehe ich gerne mit heiligen Leuten um. Wollte Gott, dass ich täglich sollte zehn Theologos bei mir haben, die im Leben unsträflich und in der Lehre rein sind, so wollte ich desto sanfter sterben. — Die geistlichen Bücher liess er ganz besonders kostbar mit schönen Silberplatten, meistens vergoldet, einbinden, man sieht sie noch so auf der Bibliothek zu Königsberg, er wollte dadurch schon äusserlich Gott und seinem Worte die gebührende Ehrfurcht bezeugen.

Bei allen seinen Thaten gab er Gott die Ehre und bewies trotz seiner hohen Stellung immer ungeheuchelte aufrichtige Demuth. Auch gegen die Menschen war er leutselig. So nennt er den Osiander den würdigen, achtbaren, hochgelahrten meinen Vicepräsidenten und Primarium Rektorem, meinen lieben Vater und Gevatter, während er an Funk in seinem Briefe schreibt: Gar geliebter Gevatter, geliebter Beichtvater! —

Für seinen Sohn Albrecht Friedrich schrieb er 1562 eine

Unterweisung, die durchweg religiös ist, und aus welcher hervorgeht, wie sehr ihm daran lag, aus ihm einen wahrhaften Gottesmenschen zu machen.

Dabei war der Herzog mildthätig und barmherzig gegen die Armen. Der Herr aber, unter dessen besonderer Obhut sein Leben stand, beschützte ihn mehrmals sichtlich in grossen Gefahren, sowohl im Kriege als im Frieden. Als z. B. im Jahre 1541 in einem Keller des Schlosses zwei Pulvergefässe plötzlich explodirten, wodurch mehrere Menschen zerschmettert und verwundet wurden, war der Herzog wenige Augenblicke vorher aus dem darüber liegenden Zimmer abgerufen worden durch die Nachricht, dass wichtige Briefe für ihn eingelaufen wären.

Die Betrachtung des Lebensbildes dieses christlich frommen erlauchten Fürsten aus dem Hause der Hohenzollern und der durch ihn vorzugsweise bewirkten Einführung der lutherischen Reformation in unsere Provinz muss jeden evangelischen Christen zum aufrichtigen Dank gegen Gott auffordern, der unsere Provinz dadurch ganz besonders gesegnet hat.

Möchte nur unsere evangelische Kirche auch immer feststehn auf dem Glauben, den das Wort Gottes und die mit demselben übereinstimmenden reformatorischen Bekenntnisse uns vorschreiben! Möchte der Geist der Gottesfurcht und Frömmigkeit, der das Fundament jedes Hauses, sowie des ganzen Volkes sein muss, wenn anders es ein wirklich gesegnetes sein soll, immer mehr alle beseelen, damit Fürst und Volk in Eintracht und Liebe zum Heile des ganzen Staates allezeit zusammenwirken. —

Ueber die Stellung F. M. Klingers zur Kant'schen Philosophie.

Von

Oskar Erdmann.

Die Schriften Klingers sind, auch abgesehn von seiner eigenen schriftstellerischen und dichterischen Bedeutung, für die Geschichte des geistigen Lebens seiner Zeit eine reichhaltige Quelle, weil sie Zeugnis dafür ablegen, wie Klinger — länger und vielseitiger als alle anderen Jugendfreunde Goethes — alle bedeutenden Bestrebungen seiner Zeit mit Teilnahme verfolgte und mit gleichem Eifer das ihm Zusagende begeistert ergriff und sich in seiner Weise aneignete, als er gegen das ihm Widerstrebende seinen Unwillen scharf und rücksichtslos aussprach. Die räumliche Entfernung von Deutschland, in der er sich seit seiner in den ersten achtziger Jahren erfolgten Uebersidelung nach Russland befand, vermehrt nur das Gewicht seiner Aeusserungen und verleiht ihnen das Gepräge grösserer Unparteilichkeit. Deshalb dürfte es vielleicht auch für die Leser dieser Blätter nicht uninteressant sein, schrittweise die Eindrücke zu verfolgen, welche die Wirksamkeit des grossen Königsberger Denkers auf diesen Mann machte, der, wenn er auch kein Philosoph von Fach war, sich doch stets und in fortschreitendem Masse für die höchsten Fragen des Denkens interessierte, und den wir als Vertreter einer nicht geringen Menge des deutschen Publikums ansehen dürfen.

Die zahlreichen Aeusserungen über Kant und seine Philosophie, welche sich seit den neunziger Jahren in Klingers Schriften finden, scheinen freilich Widersprüche genug zu enthalten. Sowol spöttische,

ja höhnische Ausfälle finden sich, als auch Ausdrücke begeisterter Verehrung, und es ist begreiflich, dass in literarhistorischen Darstellungen für Klingers Stellung zu Kant bald das erste (z. B. in v. Loepers Commentar zu Goethes Dichtung und Wahrheit III, 404), bald das letzte (z. B. Hettner, Literaturgesch. des 18. Jahrhunderts III, 3, 2. S. 389) hervorgehoben wird. Das eine wie das andere war aufrichtig gemeint, aber jedes enthält nur einen Teil der wahren und vollen Meinung Klingers, der in späteren Jahren gern eine gewisse ironische reservierte Haltung einnahm. Das begeisterte Lob wird dem persönlichen Charakter und dem geistigen Streben und Ringen Kants gezollt, die Satire richtet sich gegen den Widerspruch, in dem die moralischen Postulate Kants mit dem wirklichen Leben der Gesellschaft stehn; gegen Kant selbst und die Kantianer nur insofern, als sie an diesen Widerspruch nicht denken oder sich über sein Vorhandensein täuschen. Bei fortlaufender Beobachtung findet man, dass diese Satire mehr und mehr gemildert oder zurückgenommen wird, jenes anerkennende Lob überwiegend hervortritt.

Wie alle seine Jugendfreunde war Klinger aufgewachsen in Abneigung gegen jede systematisch-abschliessende Betrachtung der Welt und des Menschenlebens; die Worte „Philosophen“ und „Narren“ hatte er wie Klopstock (vielleicht unter den gleichzeitig mit Kant Lebenden dessen vollkommenster Antipode) in einem Jugendwerke synonym gebraucht. Seine Jugendzeit stand hauptsächlich unter dem Einflusse Rousseaus, der allem systematischen Denken abgeneigt war; soweit Klinger in seiner Jugend überhaupt von Philosophen Notiz nahm, waren es Sensualisten und Empiriker. Noch in seinen „Betrachtungen“ (I. Ausg. 1803 ff., II. Ausg. 1815) erwähnt er im Gegensatze zu der neuen speculativen Philosophie als Männer, die früher auf das Denken der Zeit und auf sein eigenes eingewirkt haben, den praktischen Politiker Hobbes (dessen „Leviathan“ vielleicht auch auf die Dämonologie in Klingers „Faust“ und anderen Romanen eingewirkt hat) Betr. ^{1}251, ^{2}217; auch Helvetius, und zwar als Verteidiger der Selbstliebe (Betr. ^{1}61); Locke, Hume und die französischen Encyplodädisten, namentlich auch Voltaire, nennt er als Männer, die man in Deutschland schulmeisterlich meistere, ohne es besser machen zu können ^{1}294 (^{2}257). ^{1}589 (^{2}481); vgl. 90 (77).

^{1}167. 238 (^{2}204). Leibnitz wird ^{1}263, ^{2}228 mit Achtung genannt (der Schlusssatz erst in der zweiten Ausgabe), aber sein Optimismus und seine Theorien bitter bekämpft in dem später ausgelassenen Stück ^{1}275.

Bei dieser Vorbildung und der in vielseitiger praktischer Tätigkeit gewonnenen Weltkenntnis musste Klinger in späteren Jahren jeder die reine Erfahrung überschreitenden Speculation Mistrauen entgegenbringen, und er gab diesem Mistrauen zunächst bald nach Erscheinen von Kants Kritik der praktischen Vernunft (1788) in satirischen Ausfällen Ausdruck. Goethe, der in seiner schönen Schilderung Klingers in Dichtung und Wahrheit Buch XIV die von Klinger selbst ihm damals gegebenen Notizen benutzte, scheint ihn gerade wegen dieses seines Benehmens gegen Kant ausdrücklich entschuldigen zu wollen, wenn er (v. Loepers Ausgabe III, 149) davon spricht, dass Klinger früher und später alle Schulformen äusserst zuwider waren, und dass er sich gegen neue Meinungen, Ansichten, Systeme erklärt habe; „ein Verfahren", fährt Goethe fort, „das ihnen [Menschen von Klingers Art] keineswegs so zu verargen ist, weil sie dasjenige von Grund aus gefährdet sehen, dem sie ihr eigenes Dasein und Bildung schuldig geworden." Goethe musste das ja freilich wissen, und er spricht sich über seine eigene Stellung zu Kant in ähnlicher Weise aus gegen Eckermann I^3, 243. Wenn er dort mit Bezug auf seine Anschauung der Natur sagt: „Kant hat nie von mir Notiz genommen, wiewol ich aus eigener Natur einen ähnlichen Weg ging als er", so lässt sich, wie ich unten nachzuweisen versuche, von Klinger dasselbe in Bezug auf die moralische Weltanschauung sagen, wie sehr auch die ersten satirischen Ausfälle gegen Kant dagegen zu sprechen scheinen.

Sie finden sich zunächst in mehreren der Romane Klingers. Er verspottet namentlich die Trennung des Vernunftgesetzes von der Sinnlichkeit, ohne die doch kein Mensch existieren könne und wolle, als reine Abstraction, die auf die wirklichen Tatsachen keine Rücksicht nehme, oder als unpraktische Träumerei, welche die Menschen zum Handeln unfähig mache. Doch fast unfreiwillig zeigt Klinger schon hier hohe Achtung vor der in dieser Abstraction liegenden Geistesarbeit, und mehrmals verwahrt er sich ausdrücklich dagegen, dass er durch

Ableugnung ihres Einflusses auf die Menge der gewöhnlichen Menschen ihren Wert habe leugnen oder herabsetzen wollen.

Ich erwähne zunächst die Bearbeitung des satirisch-komischen Romans „der goldene Hahn". In seiner ersten Fassung (von 1784, herausgegeben 1785) hatte er allgemein die überfeinerte Cultur des christlichen Abendlandes dem einfältigen, sinnlichen, rohen, aber nicht verdorbenen Leben des Orients gegenübergestellt und als höchstes Ziel die Rückkehr zur einfachen Natur gepriesen; die Philosophie wird als Bestandteil der höheren Cultur mit erwähnt, aber nur allgemein als unpraktische und unnütze Träumerei ohne Hervorhebung bestimmter Lehren verspottet.

In der 1797 vorgenommenen Ueberarbeitung dieses Romans („Sahir, Evas Erstgeborner im Paradiese", Werke Bd. X) richtet sich die Satire — mit Milderung oder Auslassung mancher frivolen Anspielungen auf kirchliche Dogmen — speciell gegen die Kantsche Sittenlehre, oder vielmehr gegen den grossen Abstand derselben von dem selbstsüchtigen und sinnlichen Leben der Menge auch in Deutschland. Die Einkleidung dieser Ausfälle ist barock, aber nicht ohne Witz. Vor dem Sultan von Circassien, der die Cultur des Abendlandes kennen lernen will, erscheinen Deputationen aller europäischen Nationen mit den hervorragendsten Erzeugnissen ihres Landes: Frankreich bringt seine Köche und Haarkünstler, Italien seine Diplomaten, Spanien seine Mönche; die Deutschen endlich bringen die neueste Erfindung, welche nach ihrer Meinung „eine völlige Umwälzung in der moralischen Welt hervorbringen und die in der politischen besiegen soll" — den „kategorischen Imperativ". Dieser erweist sich aber bei der Audienz als eine Puppe aus Pergament, mit glattem, glänzendem, schönem Gesicht, aber ohne Alles, worauf die Sinnlichkeit, Kraft und Leidenschaft des Menschen beruht — ohne Sehnen, Nerven, Galle, Herz u. s. w.; „und so stellten sie", heisst es S. 122, „den kategorischen Imperativ wahrer, vollkommener, erhabener dar, als man ihn bis dahin selbst auf teutschem Boden gesehen hatte". Freilich spielt diese Figur, welche „allen tierischen und sinnlichen Reiz im Menschen austrocknen und die kalte, abwägende, despotische Vernunft auf den Thron setzen will, im Orient eine üble Rolle. Der Sultan will

nichts von ihr wissen; er überlässt die Herrschaft über Geister dem, der diese geschaffen, und zieht es vor über Menschen zu herrschen.

In dem Roman „Mahals Reisen vor der Sündflut“ (1794, dann Werke Bd. VI) kommt der Reisende auch in das Land des Sultans „Denkling“, der sein ganzes Volk dazu erzieht, sein Leben rein nach den Gesetzen der Vernunft, ohne Rücksicht auf die Gefühle der Lust und Unlust zu regeln. „Das einzige“, sagt sein Minister, „was uns bisher einige Narren vorwerfen können, ist der Umstand, dass die Leute, seitdem sie der Sultan zu so grossen Denklingen gemacht hat und sie so viel von moralischen Maximen und reinen Beweggründen ihrer Handlungen sprechen, so gar viel über Gott und die Welt vernünfteln, viel schlechtere Arbeiter und noch schlechtere Menschen geworden sind“. Der Sultan selbst zeigt sich bei aller Stärke seines philosophischen Raisonnements körperlich als ein Schwächling, dabei intolerant gegen alle Nichtdenker und im Handeln als den grössten Egoisten. Ausdrücklich aber verwahrt sich hier Klinger in einer hinzugefügten Note (VI, 272 der Gesammtausgabe von 1842) dagegen, dass er das erhabene Princip [der Kantschen Moral] habe verspotten wollen. „Nimm es in Rücksicht, wie die Menschen handeln sollen, so ist es das Erhabenste, was die erleuchtete Vernunft aufgestellt hat; hältst du es gegen die Erfahrung, so ist es freilich die giftigste Satire gegen die Menschen“.

Auch die „Geschichte Giafars des Barmeciden“ schliesst in der Gesammtausgabe der Werke Bd. V (die früheren Ausgaben 1792—94. 1798 habe ich nicht verglichen) geradezu mit einem Hymnus auf die Kantische Moral und diejenigen, die sie sich zu eigen gemacht haben — freilich zugleich mit einer bitteren Hinweisung darauf, dass die Menge der Menschen sich stets von sensualistischen Anschauungen beherrschen lassen werde. Nach dem Tode des Helden, der die feinsten Versuchungen siegreich überstanden hat, ruft der politisch kluge Teufel Leviathan: „Verdammt sei die kalte, starke Vernunft! Gross ist die moralische Kraft des Menschen, wenn sie ihn leitet, und nur durch sie steht er da, ein Bild des Ewigen!“ — „Was soll aus uns werden, wenn die Philosophie, die dieser Giafar nur ahnte, einst von einem tiefen Denker systematisch bearbeitet wird und fasslich unter den Menschen

in Gang kommt?" Satan aber beruhigt ihn: „Alles das ist nur für die Hörsäle — allenfalls noch für die Wolkenritter, wie dein Barmecide einer war. Versuche nur einer, diese kalte philosophische Dichterei tätig unter den Menschen auszuüben, und es wird ihm ergehen, wie diesem da. Nur meine Philosophie ist und bleibt die wahrhaft allgemeine praktische für diese sinnlichen Söhne der Erde. Die übersinnliche jenes Philosophen wird nur eine Satire mehr zur Beschämung dieses Geschlechtes werden".

In ähnlicher Weise urteilt Klinger über Kant an vielen Stellen seines letzten Werkes, der „Betrachtungen über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur" (erste Ausgabe 1803—1805, zweite, teils verkürzt und gemildert, teils durch bedeutungsvolle Zusätze vermehrt, 1815 in den Werken Bd. XI u. XII). Auch hier fehlt es nicht an halb spöttischen, halb anerkennenden Bemerkungen. Er spricht von Kant [1]232 (fehlt in der zweiten Ausgabe) als dem grossen philosophischen Wallfisch, der alle starken und losen, sogar die poetischen Schriften seiner Gegner sammt allen Systemen seiner Vorgänger verdaut habe, und wünscht ihm, dass er es noch lange vermöge; zu einem solchen Kopfe gehöre ein guter Magen. Er nennt den kategorischen Imperativ Kants einen ehernen rhodischen Coloss — einen ungeheuren, über der moralischen Welt an einem Haar hängenden, schwebenden Probirstein — einen seiner Sonne [dem warmen Gefühlsleben] entwichenen, erstarrten, unfruchtbaren Trabanten, der kalt und ohne Rolle am Himmel hängt ([1]61, [2]55, vgl. [1]166, [2]139); er meint (und das soll einerseits ein Tadel, andererseits ein Lob sein), das philosophische Reich sei nach seinen jetzigen Reichsgrundgesetzen nicht von dieser Welt ([1]220, [2]188); das Kantisch-philosophische Wesen habe manchen kühnen Kopf von der politischen Revolution abgehalten oder dazu unfähig gemacht ([1]221, fehlt in [2]). Er bleibt freilich im Ganzen bei der pessimistischen Ansicht, dass die Menge der gewöhnlichen Menschen für diese Philosophie geringes Verständnis und zu wenig sittliche Stärke habe. [1]342, [2]297: Der empirische Pöbel folgt nur seinem Herzen, nicht der reinen Vernunft. [1]358, [2]311: Ohne dass mich der Kantianer zurechtweise, begreife ich recht wol, dass es um alle Moralität . . .

getan wäre, wenn uns ein solcher drohender Zuchtmeister zur Erhaltung der Gesundheit unserer Seele so gewaltiglich zwänge; der empirische Pöbel aber würde sich recht gut dabei befinden. Aehnlich [1]347 (fehlt [2]). [1]368, [2]320. [1]663, [2]546. I. 442, [1]447, [1]767 (fehlen [2]) I. 313, [2]272: Der Seiltänzer und der Transcendentalphilosoph stehn gegen die auf der Erde ruhig wandernde Menge oder den empirischen Plebs der Anzahl nach in gleichem Verhältnisse, und das wahrscheinlich zum Besten dieser Künstler selbst . . . Beider Arbeit sind nur Experimente, und gewähren ein wunderbares, staunenvolles, manchmal gleichen Schauder erregendes Schauspiel . . . Wenn ich hier eine nichtswürdige Sache mit dem erhabensten Geschäfte des menschlichen Geistes zusammenstelle, so geschieht es nicht, um seinen Wert herabzusetzen, sondern nur, um auf seine Wirkung zu deuten. Die Menge ist, wird und muss der empirische Plebs bleiben, und die hochfliegenden Philosophen sind nur dann lächerlich und inconsequent, wenn sie glauben, ihn sich nachziehen zu können oder zu müssen — und noch mehr, wenn sie glauben, ihre hohe und tiefe Speculation könne je bedeutenden Einfluss auf das Wohl der Menschen haben . . . Doch ich besinne mich — wer sich, uns zu belehren, in das Leere, Uebersinnliche, Unbegreifliche versteigt, um einen Punkt zum Feststehn für sich und andere zu suchen, und dem, wenn er endlich nach tausend und tausend Gefährlichkeiten diesen Punkt erobert zu haben glaubt, die gleich ihm Herumschweifenden oder Herumschwimmenden doch zurufen: Du stehst nicht, du fliegst, sinkst noch — der muss wahrlich, um das fortzutun und immer dabei auszuhalten, eine hohe Meinung von seinem Geschäfte haben!

Besonders fürchtet und tadelt Klinger die Einbildung der Halbwisser, der Bewunderer der speculativen Philosophie, welche das reine Licht schon gefunden zu haben glauben. Gegen sie richtet sich namentlich das nach vielen Seiten hin Klingers Standpunkt klarlegende Stück [1]501 ([2]406), das ich nach der ersten Ausgabe hersetze: „Wenn ich hin und wieder von den speculativen Philosophen nicht mit der ihnen schuldigen Ehrerbietung gesprochen habe, so könnte mancher glauben, ich hätte etwas gegen sie. Sie selbst werden sich wenig darum kümmern, weil sie Philosophen sind, aber *um ihrer Bewunderer willen* sage

ich: dass ich, der ich alle Kraftübung des Geistes achte, die ihrige sehr hoch achte. Nur wünscht' ich, dass sie uns den Horizont nicht gar zu hell machten, oder dass andere nicht glauben möchten, sie sähen ihn wirklich so hell, wie sie die Meister des Lichts versichern. Im Helldunkel spazieret . . . der menschliche Geist gar zu angenehm."

Nach dieser Aeusserung begreift man, wie Klinger, indem er Kant als den tiefsten, höchsten und grössten Denker seit dem Stagiriten anerkannte, für eine Geschichte der Philosophie den Satz aufstellen wollte: „Gott sprach: es werde Kant, und es wurden Narren!" ([1]416, in [2] ausgelassen.)

Wie schon die letzten Stellen zeigen, hat aber Klinger selbst für seine Person die höchste Achtung vor der Geistesarbeit und dem Charakter Kants, mit dem er die Selbständigkeit des Strebens, die Folgerichtigkeit des Denkens und die Uneigennützigkeit des Handelns gemein hatte; ja die Hauptbelden seiner Dichtungen, die Medea auf dem Kaukasus, der Giafar, Rafael sind gerade Gestalten, die alle menschliche Schwäche, jedes sinnliche Begehren durch die Stärke ihres bewussten Willens von sich ausgestossen haben, und sie beweisen, dass ihm auch vor der Lectüre der Kantischen Schriften die Autonomie des Willens innerlich feststand. In der Abweisung der von ihm früh überwundenen Empfindsamkeit, sowie in der Geringschätzung, ja Verachtung des christlichen Mittelalters und der durch Lavater, später durch Jung („den gefährlichen und törichten Schwärmer" [2]783) und durch die Romantiker begünstigten unklaren Mystik, in der er eine Rückkehr zum Mittelalter sah, musste Klinger sich mit Kant berühren. Auch in dem wiederholt ausgesprochenen Satze, dass die moralische Gesinnung und die durch sie bedingte innere Befriedigung das Hauptkennzeichen des Dichters sei, neben welcher er die wirkliche Ausübung der Kunst durch Werke in Poesie oder Prosa als unwesentlich bezeichnete (Betr. [1]123, [2]103. [1]181, [2]151. [1]193, [2]161) nähert er sich Kant, der ebenfalls dem abstracten Princip der Kunst alles zuwandte, die ausgeübte Kunst selbst kaum eines Seitenblicks würdigte.

Nach alledem achtet Klinger die Kantische Philosophie nicht nur

— wie er oben sagte — überhaupt als eine „Kraftübung des Geistes“, sondern auch wegen ihres besonderen Inhaltes. Er erkennt an, dass „der Kantismus auf seine Art den Lutherschen Grundgedanken ausgeführt habe: nur der Glaube macht selig“ ([1]318, fehlt [2]), ebenso wie er Luthers Geist gegen den Mysticismus und Katholicismus der Romantiker anruft [1]920 (fehlt [2]), [1]944. Dabei hebt er hervor, dass die kalte Vernunft, besonders die jetzt in der Philosophie herrschende, ihre Erfolge doch der Schwärmerei und dem Enthusiasmus verdanke, der ihr vorher den Weg gebahnt habe [1]137; und er sieht voraus, dass der Streit zwischen der Verstandes- und der Gefühlsphilosophie ein Ende nehmen und das Resultat für beide Teile gleich vorteilhaft ausfallen werde [1]138, [2]115, vgl. [1]535, [2]478. Habe doch Kant selbst durch die Vernunft seine Einbildungskraft nicht getötet, vielmehr sei in ihm *gerade die Vernunft die Schöpferin der erhabensten Schwärmerei für gewisse Ideen*; sollte auch sein System in der Schule fallen, so werde doch die erhabene Schwärmerei seiner Vernunft alle Systeme der Schule überleben [1]775, [2]652. Und deshalb spricht er von Kant nicht nur mit persönlicher Hochachtung — z. B. bei der Nachricht von seiner Altersschwäche [1]785, [2]661 (mit Zusatz) und seinem Tode [1]859, [2]730 — sondern auch mit patriotischem Stolze. Wie er meint, dass die Deutschen überhaupt im Vergleich mit andern Völkern noch zu gut, zu gross von dem Menschen denken, weil sie sich dazu vor allen andern berechtigt fühlen ([1]294, [2]257), so stellt er Kant als den grössten deutschen Philosophen und den edelsten aller Philosophen überhaupt hin. [1]758, [2]636: Kein Philosoph der alten und neuen Zeit hat erhabnere Gedanken über den Menschen, seine wahre Würde, die Welt überhaupt und Gott gedacht und in der einfachsten, anspruchlosesten Sprache ausgedrückt als Kant, und in solcher Anzahl, dass man erstaunen würde, wenn man sie in einem Auszuge zusammen läse. Man spricht aber in Deutschland noch immer lieber von den erhabenen poetischen Gedanken Platos, die doch mehr durch ästhetische Kunstgriffe hervorgebracht sind, als durch die hohe Kraft des Verstandes, welche den Königsberger Weisen nicht allein bezeichnet, sondern von allen speculativen Philosophen alter und neuer Zeit aus-

zeichnet. Und so ist es nach den oben angeführten ironischen Angriffen merkwürdig genug, dass Klinger, welcher in der ersten Ausgabe der Betrachtungen Nr. 263 „mit geziemender Bescheidenheit und der gehörigen Achtung für die jetzt lebenden grossen philosophischen Genies aller deutschen Universitäten“ seinen Landsleuten „ins Ohr flüsterte“, dass sie in Leibnitz auch einen Philosophen von europäischer Berühmtheit gehabt hätten, in der zweiten Ausgabe (Nr. 228) diesem Stücke den Satz beifügte: Bald wird man hinzusetzen müssen: Und einen Kant!

Wyttenbachiana.

Von

Dr. Herrmann Müller.

Unter vorstehendem Titel lasse ich hierunter

I. des ältern Daniel Wyttenbach († 29. Juni 1779) Autobiographie,

II. fünf kurze Briefe seines Sohnes, des jüngeren[1]) Daniel Wyttenbach († 17. Januar 1820) an Mademoiselle Johanne Gallien,[2]) eine Tochter seiner Schwester Susanne, welche an den Professor der zeichnenden Künste Gallien in Hanau verheirathet war,

folgen. Beide, bis jetzt noch nicht veröffentlicht, sind in den Originalhandschriften in der Königlichen Universitäts-Bibliothek zu Marburg vorhanden und tragen auf der sie umschliessenden Enveloppe die Aufschrift: „Für die Universität von Marburg. Von Wittwe Wyttenbach. Marburg, den 19. August 1828.“ Die Geschenkgeberin ist also die Wittwe des jüngeren Daniel Wyttenbach, welche beide Stücke, von denen das erstere jedenfalls seit 1779 im Besitze ihres Mannes gewesen war, im Nachlasse des letztern vorgefunden hatte und die Universitäts-Bibliothek von Marburg für den geeignetsten Ort ihrer ferneren Aufbewahrung hielt.

---

[1]) Die hier gebrauchten Bezeichnungen, der ältere und der jüngere Daniel Wyttenbach, erscheinen im Hinblick auf den Umstand, dass der ebenfalls den Vornamen Daniel führende resp. Vater und Grossvater Beider in der Wissenschaft ein vollständiger Obscurant geblieben ist und deshalb hier nicht weiter in Betracht kommen kann, gerechtfertigt.

[2]) Nachdem sie viele Jahre bei Wyttenbach gelebt und das Hauswesen desselben geleitet hatte, verheirathete er im Jahre 1817 als 71jähriger Greis sich noch mit ihr, um auf diese Weise ihre Zukunft sicher zu stellen.

Obgleich der ältere Daniel Wyttenbach seiner Zeit bereits zwei Biographen gefunden hat[3]) 1) an seinem Marburger Collegen, dem Professor der Geschichte und Beredtsamkeit Michael Conrad Curtius, Memoria Danielis Wyttenbachii (Marpurgi, 1779. 4°.), 2) an einem seiner Schüler[4]), dem nachherigen Pastor in Goeszfelden bei Marburg Johann Christian Bang, Elogium Danielis Wyttenbachii [Bernae 1781. 8°.], bei dessen Darstellung allerdings viele chronologische Irrthümer untergelaufen sind und nicht minder 3) die Schrift von Heinrich Heppe, Geschichte der theologischen Facultät zu Marburg [Marburg 1873. 4°.] höchst schätzenswerthe, dem Decanatbuch der theologischen Facultät und dem Universitäts-Archiv entnommene Beiträge und Belege zur Geschichte des älteren Daniel Wyttenbach darbietet, erscheint die Bekanntmachung der Autobiographie des letztern doch aus dem Grunde nicht überflüssig, dass dieselbe ein weit zusammenhängenderes, detailirteres Bild des Lebens- und Studienganges des Verfassers giebt, wobei man einerseits über den ganz aussergewöhnlichen Fleiss erstaunen muss, welcher dazu gehörte, die vielen theils individuell bezeichneten, oft schwer zugänglichen Werke, theils unter einem Collectiv-Namen, wie Compendia antiquitatis, Kirchenväter u. s. w. zusammengefassten Schriften, noch dazu in vielen Fällen drei- bis viermal durchzuarbeiten, andrerseits sich nicht genug über das Unsystematische, wahrhaft Monströse der nach der eigenen Angabe des Verfassers gemachten Studien wundern kann; sie zeigt mit welchen Schwierigkeiten der Verfasser zu kämpfen hatte, um zu einer seiner Fähigkeiten und literarischen Verdienste einigermassen würdigen Stellung zu gelangen und wie er, aller Mühe welche er sich gab ungeachtet, für das Hauptwerk seiner schriftstellerischen Thätigkeit, das Tentamen[5]) theologicum, welches ihm später vielen Ruhm eintrug, keinen Verleger finden konnte, viel-

[3]) Man hat allen Grund sich zu wundern, dass sowohl in der Nouvelle Biographie générale von Hoefer, als in der Biographie universelle ancienne et moderne von Michaud, der ältere Daniel Wyttenbach keine Stelle gefunden hat.

[4]) Dies wird durch Worte wie: Memini, animadverti, saepe ab eo audivi und ähnliche, zur Genüge bezeugt.

[5]) Wyttenbach nennt es im Text der Autobiographie durchweg Systema.

mehr sein Vater die für jene Zeit sehr beträchtlichen Kosten des Druckes [der Druck der beiden ersten Bände kostete über 300 Thaler] bestreiten und hergeben musste. Daneben berichtigt sie manche in den vorher bezeichneten Darstellungen irrthümlich angegebene Daten und gewährt ferner einen interessanten und lehrreichen Einblick in damalige Universitäts-Verhältnisse.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Wyttenbach zur Abfassung der bis zum Jahre 1778 reichenden Autobiographie durch die Vorahnung eines baldigen Ablebens, welches wirklich schon im nächsten Jahre erfolgte, bewogen wurde. Die Schlussworte, welche in ihrer Fassung an eine letztwillige Disposition oder Vermächtniss an seine Nachkommen erinnern, zeigen darauf, wie es mir scheinen will, ziemlich deutlich hin. Es ist zu bemerken, dass Wyttenbach das Schriftstück, welches auf gebrochenen Seiten niedergeschrieben und möglicherweise für den Druck, welcher jedoch unterblieben, bestimmt gewesen ist, entweder im Concept aufgesetzt und dasselbe hat mundiren lassen, oder dass er es einer andern Person in die Feder dictirt hat. Die Schriftzüge haben nicht den Character oder das Gepräge der Handschrift eines Gelehrten und sodann sind von Wyttenbach's eigener in den Schriftzügen ganz abweichenden Hand auf dem freigelassenen breiten Raume, in vielen Absätzen und zu verschiedenen Zeiten, theils mit Tinte, theils mit sehr weichem Bleistift Zusätze und Nachträge gemacht, in denen früher Uebersehenes und Ausgelassenes nachgeholt und hinzugefügt ist. Die Bleistiftscriptur ist im Laufe der Zeit an vielen Stellen fast ganz verwischt und nur mit grösster Mühe zu entziffern, der ursprüngliche Text dagegen sehr gut geschrieben, mit nur einigen Correcturen und Rasuren. Dass der letztere nicht ebenfalls von Wyttenbach's Hand herrührt, findet besonders darin eine Erklärung, dass Wyttenbach, nach eigener Angabe, durch vieles nächtliches Arbeiten und Schreiben sehr an seiner Sehkraft eingebüsst hatte und es ihm daher lästig war, seine Concepte auch noch ins Reine zu schreiben.

Bei der Herausgabe der Autobiographie schien es mir das Zweckmässigste, den Text derselben mit einigen ergänzenden, das Verständniss des einzelnen Passus erläuternden Noten und Verweisen zu be-

gleiten und auf den Text, welcher — wie schon gesagt — die Lebensbeschreibung bis zum Jahre 1778 fortführt, noch einige Worte folgen zu lassen, welche einen kurzen Ueberblick über Wyttenbach's letztes Lebensjahr geben und Einiges zu seiner Charakteristik beitragen sollen.

Zu den in einem überaus gemüthvollen, zutraulichen Ton geschriebenen Reisebriefen des jüngern Daniel Wyttenbach an seine Nichte,[6]) welche, — wie bereits oben erwähnt — später noch seine Frau wurde, fand sich nichts hinzuzufügen. Sie liefern einen neuen Beitrag zu dem Beweis von der classischen Bildung, welche sich die Adressatin, jedenfalls unter Wyttenbach's Anleitung, erworben hatte und es ist sehr zu bedauern, dass nicht auch wenigstens ein Antwortschreiben auf jene Briefe erhalten ist und hier mit veröffentlicht werden konnte.[7])

I.

Mein Daniel Wyttenbachs Memoria oder Lebens-Umstände.

Gebohren bin ich Ao. 1706 den 24.[8]) Jun. zu Worb einem angenehmen Dorff nahe bey Bern alda der Vatter auch Daniel Wyttenbach 50 Jahr lang Pfarrer war, sonst ein civis patricius von Bern, dessen Vatter im grossen Rath gewesen.[9])

---

[6]) Er nennt sie einige Male Jana und weil ihm ihr wahrer Name Johanna, auch im Diminutiv Johannula noch einen barbarischen Klang hatte, so möchte er ihn gern in Jonia, Joniola, *Ἰωνιά, Ἰωνίδιον* verändern, legt ihr auch andere Kosenamen wie animula, *ψυχή, ψυχίδιον* bei.

[7]) Nach dem Tode ihres Mannes lebte sie in Paris und starb 1830 auf einer Reise in der Umgegend von Leyden. Sie hat sich durch folgende Schriften in weiteren Kreisen bekannt gemacht: 1) Histoire de ma petite chienne Hermione. Paris, 1820. 8°. 2) Symposiaques, ou Propos de table. Ibid., 1823. 8°. 3) Alexis. Ibidem, 1823. 8°., eine Schrift, welche auch eine Uebersetzung in's Griechische gefunden hat: *Ὁ Ἀλέξις τῆς φιλέλληνος χήρας Βυττενβαχιοῦ, μεταφρασθεὶς ἀπὸ τὴν Γαλλικὴν γλῶσσαν. Ἐν Παρισίοις*, 1823. 8°. 4) Théagéne. Paris, 1825. 8°. 5) Banquet de Leontis. Ibid. 1825. 8°. Bei Gelegenheit der dritten Säcularfeier der Universität Marburg am 28. Juli 1827 wurde sie, durch Christ. Andr. Leonh. Creuzer, zum Doctor der Philosophie promovirt „ob doctrinae elegantiam, scriptis approbatam, antiquae urbanitatis odorem spirantibus."

[8]) H. Heppe, Geschichte der theologischen Facultät zu Marburg S. 13 giebt irrig den 26. Juni als Geburtstag Wyttenbach's an.

[9]) Die Familie Wyttenbach stand seit langen Zeiten in ihrem Vaterlande in grossem Ansehen und mehrere Mitglieder derselben haben einflussreiche politische

Die Mutter von mir war eine Blaunerin, auch von Bern, Tochter eines von den ersten Pfarrern beym grossen Münster der Stadt, der auch besonders das Lob der Frömmigkeit hatte; diese Eltern hatten sieben Kinder,[10]) darunter ich das dritte, von den Söhnen aber der älteste war, der jüngste dann auch ein Glied des grossen Raths ward.

Nachdem die ersteren Anfänge mir in des Vatters Haus waren beygebracht worden, so ward im siebenten Jahr in die Stadt gethan, hatte einen Informatoren der Stud. Theologiae war; nach jährigem Auffenthalt alda in der Vatterstadt war der Infomator auff die Pfarrey ins Haus genommen.

Nach zwei Jahren Ao. 1715 ward ich zu einem andern Informator gethan, nämlich Herrn Salchli, der hernach Profess. Theol. zu Lausanne, und viele Jahre darauff, Profess. primar. zu Bern wurd; dieser informirte in meines Grossvaters Haus, so Land Vogdt war, an einem Ort wenige Stunden von der Pfarrey entfernt.

Darauff hatte Ao. 1717 bey meinem Vatter wieder einen andern Informator. Ao. 1718 ward ich mit denen, welche jährlich in Bern vor Ostern ad Lectiones publicas (theils aus der obersten Class theils aus denen mit die durch Haus-Informat. sich tüchtig machen) befördert werden, auch befördert, das heist Student worden, also im 12ten Jahr; da zuselbiger Zeit auch der berühmte Herr Haller Student worden.

Darauff hatte 2 Jahr lang einen Informat. gehabt in meines Vatters Haus; bey den halbjährigen Herbst und Oster Examens in Bern mich

---

Aemter und Würden bekleidet; so sind bekannt Josua Wyttenbach und Johannes Antonius Wyttenbach, der Grossvater unseres Daniel Wyttenbach, der, beiläufig bemerkt, aus einer einzigen Ehe, 24 Kinder hatte, von denen ihn 16 überlebten. Weitere Nachrichten über die soeben angeführten Mitglieder der Familie Wyttenbach findet man in der Vorrede von Rud. Gualterus, Homiliae in Matthäum (Tiguri, 1581. 8°.) Nicht minder hat die Familie auch schon in früherer Zeit unter ihren Sprösslingen Gelehrte aufzuweisen gehabt, unter welchen sich insbesondere Thomas Wyttenbach, der Lehrer von Ulrich Zwingli und Berthold Haller, welchem hauptsächlich die Anfänge der Reformation der schweizerischen Kirche zuzuschreiben sind, hervorgethan hat. — Um die Vermögensverhältnisse der Eltern unseres Daniel Wyttenbach war es recht gut bestellt und man darf ihm gewiss trauen, wenn er selbst an einer Stelle der vorliegenden Autobiographie seinen Vater als „bemittelt“ bezeichnet.

[10]) Nämlich vier Söhne und drei Töchter. Von den Söhnen blieben nur zwei am Leben, unser Daniel und sein Bruder Albert.

dann stellend; in diesem letzteren Jahr 1719 im Frühjahr des so hitzig und trockenen Sommers ward durch Kopff-Schwachheit ergriffen, so vom Geblüt herkam, dass die Sachen ausser mir zu sehen wie einem taumelnd vorkam, im lesen starck hinderten, fast dazu eine stupiditaet erweckte: weil die attention nicht bliebe; auch solcher Zustand des Gehirns nicht mehr vergieng, weil das Aderlass verweigert wurde.

Nachdem auff dem Land beym Vatter 2 Jahre war, repetirte im Cursu Eloquentiae, wie man es heist als der ersten Classe der Studenten doch noch so viel, dass mit wenigen anderen von meiner Promotion 1720 zum ersten höheren Subsellio befördert ward;

Da neben dem griechischen Compend. Leusdeni und etwas hebräischen die geringeren Autores für die Anfänger im lateinischen durchgemacht hatte, Nepos, Justinus, Terent, etwas vom Virgil. Die Universalhistorje hatte aus Hübners I. Tom. geschöpft.

Zu Ende selbigen Jahres thate mich mein Vatter in die Stadt zu den Auditoriis, an Tisch bey Herrn Profess. Salchli, Bruder des vorhin gemeldten, der allda Profess. war der griechischen Sprache und in der Moral. Bey welchem die Anfänge des griechischen und hebräischen samt der Philologie, so bey den Informatoren angefangen hatte, fortgesetzt wurden, insonderheit Ao. 1722 die hebräische Bibel neben Philologie trachtete mir bekannt zu machen, so dann alle Wörter der hebräischen Bibel von Anfang bis zu End die in Opitii Hodegetico stehen, nach Ordnung der Bücher in der Bibel in einigen Monaten auswendig lernete (neben Frequentation der öffentlichen Lectionen, so alle andere Tage 5 waren, und in den Zwischen Tagen disputat. Predigen anzuhören und in welch öffentlichen Lection. das philologische über das Neue Testament gehöret ward, samt dem Text und grammatica die Physic und Ethic.), darauf die Bibel der Ordnung nach vor die Hand nahme, also interpretirte und grammaticalisch explicirte, sie bis Pfingsten Ao. 1722 völlig der Ordnung der Bücher nach absolvirte. Clerici Physic und Philareti Ethica, so in den öffentlichen Lectionen tractiret worden, würd wohl durchlesen und repetiret. Dabey philologisches und exegetisches, auch machte noch Goodwin Moses ꝛc Selden. de Dijs Syr. Buddei Philos. Hebraeor. mit Fleiss durch, Pfeifferi Opp.

philolog. Deylingii Observat. Maji observat. Buddaei Philos. pract. ward mit allem Fleiss gelesen um wohl zu verstehen und wiederhohlt, item Othonis Lex. Rabbin. philolog.

Die Historia literaria war als ein angenehmes neben-Studium starck aus verschiedenen Autoren getrieben um Notitiam Auctorum in philosophie und historie auch der alten zu erlangen. Da Struvii Schrifften, Joechers gelehrten Lexicon, Hederichii notitia auctor. Fabric. Bibliothec. graec. Beschreibungen der Bibliothecarum und andere wie die Teutschen Acta Erudit. einige Tom. Bernhardt Historie der Gelahrth. gebraucht wurden.

Die hebr. Bibel ward 1724 repetirt dass sie lesen und vertiren konnte eben fast wie ein lateinisches Buch; darauff ich mich zum Studio philologico und auch zur Philosophie wendete. Das Französische ward angefangen für mich selbst, aus der grammatic, den Lexicis und lesen der Bücher hernach immer fortgesetzt, darin hernach les Fables d'Esope mit weitläufftigen schönen Noten, Herodote die ersten Bücher mit Fleiss lase.

Ao. 1723 bin ich zum 3ten Subsellio nämlich zur Theologie befördert worden. Dasselbe halbe Jahr hatte müssen mich zu meinen Eltern auffs Land begeben; Das Studium theolo. anfangend, sezte es in der Stadt fort Burmanni Synopsin lesend und anderes wie Rudolphi Compendium, Braunii conferirend, da die Eltern uns Kinder bequem in der Stadt halten und im eignen Haus logieren konten. Im Rabbinischen ward angefangen bey Herrn Professor Scheurer, auch Chaldäisch. Werenfels elegante und nüzliche weitläufftige Dissertat. de logomach. Erudit. ward mit allem Fleiss mehr als einmal gelesen. Von Lock de intell. human. bekam Geschmack, doch dass wenig der Ordnung nach lase [da auch Liberii de S. Amore epistola viel Geschmack gab, Werenfelsii opuscula auch wohl gefielen]; schon vorher aber ward afficiret durch die so gelehrten Werke der grossen Männer Bocharti Phaleg. und Can. Huetii demonstr. evang. Relandi Palaest. Scaliger de emendat. tempor. Vossii Theol. gentil., die aber nur besessen und mehr durchsehen als recht gelesen wurden, wie auch Huetii elenct. quaest. Braun de vestitu sacerd.

Das Studium theolog. aber stund im Anfang nicht recht an, wegen vielen Schwierigkeiten, hefftiger Orthodoxie und Verachtung des geistlichen Standes, daher das Studium literarium der Plan war, besonders im griechischen etwas fest zu seyn; in dieser Zeit gedachte auch starck an die Kirch-Historie, daher die Authoren trachtete zu bekommen ohne unterscheid ihrer abhandlung und unterscheid der materie, doch ohne ein systema oder compendium von der gantzen Kirch-Historie in serie zu lesen.

Die alten Autoren aber mit Verstand lesen zu können, liess ich mir nach Anleitung Clerici in Arte crit. P. I., dessen besondere Noten in Hesiodum durchgelesen wurden, gleichwie einige Tom. der Biblioth. chois. angelegen seyn, die praecedanea dazu inzuhaben, also die alte Geographie, die Antiquitaeten, die Chronologie und die Critic.

Daher Cellarii notitiam orbis antiqui in den vornehmsten Ländern wohl durchlase und wieder lase, samt Compendiis antiquitat. ꝛc.

Darauff wurden also die griechischen Authoren 1725 angefangen, 26 fortgesetzt und insonderheit 27, im Sommer in theolog. Vitrii Oeconomia Foederis, im historischen Pufendorffs Einleitung zu Europ. Staat. gelesen (nachdem vorher 718—20 und 23 das N. T. samt etwas von den Septuag. und in den Lectionibus publicis etwas weniger von Homero gemacht (im letzten nicht über ein einziges Buch), den Herodianum deswegen mit allem Fleiss wegen bequemen grammaticalischen Index und vortrefflicher Version, die alle übertrifft, des Politiani, darin ein zierlicher stylus, familiär machte 4mal durchlesend, Zosimus, der die Hist. fortsetzt, ward ebenso in der Sprache bekant neben diesen und jenen Kleineren wie Aesopi Fabeln, einige Pieçes von Lucian, einige Orationes Isocratis, Eutropii [11]) Hist. und den grösseren Josephi 2 erste Bücher, die ersten Bücher von Arriani Expedit. Alex. Mag. ꝛc.

Insonderheit nahme mir 727 vor den so schönen Attischen Scriptor Xenophon [12]) rechtschaffen im griechischen bekant zu machen, daher

[11]) Da hier ausschliesslich von dem Studium griechischer Schriftsteller die Rede ist, so wird man annehmen müssen, dass nicht der Eutropius im lateinischen Original, sondern vielmehr die griechische Paraphrase des Paeanius an dieser Stelle unter dem Namen Eutrop zu verstehen ist.

[12]) Wyttenbach liebte als Jüngling den Xenophon so sehr und las ihn mit

seine Cyropaediam, seine Cyri expeditionem, seine Hellenica, die Socratica und Hieron 4mal mit allem Fleiss durchlesen wurden, kein Wort vorbeygelassen [wie in allen vorigen Auctoren] das nicht bekant war, ohne aus Scapulae Lexico auffzusuchen. Besonders afficirten mich starck die Ueberbleibsaalen von den alten verlohrnen Autoren, die als citationen bey gewissen Kirchen-Vättern vorkommen, worunter alle übertrifft Eusebii praeparat. evangel.[13]) Das aber gantz 4mal zu durchlesen die Zeit, so nunmehro dem Studio theolog. zu widmen war, nicht zugab, sondern auf vorige Weise nur fast den halben Theil davon; das übrige doch cursorie bey Gelegenheit fast alles gelesen ward, gleichwie es ebenso hergieng mit Homero, der nachdem die Ilias also in der Ordnung wie die vorigen Autoren die Wörter auffsuchend 4mal gelesen, und die Odyssea angefangen worden, hernach die Zeit nicht zugab weiters zu gehen, eben wegen dem Studio theolog. welchem nach Ueberlegung mit gutem Bedacht mich gewidmet hatte ohne alle Absicht auf Fortun und Gewin aus inneren Gründen, mir auch die wichtigen Puncte für die Kirchen aus Osterwald Sources bekant machend; Nach diesem, und aus den grossen difficultaeten in der Theologie herauszukommen, und nicht in Scepticisme ferner zu fallen, Leibnitz Theodicea, welche ich hernach von Zeit zu Zeit repetirte, recht zu betrachten und einzusehen, habe Zeit genommen. Das grosse Zedler. Lexic. ward fleissig gebraucht hauptsächlich in den Arbeiten der Gelehrten oder alten und neuen Schriftsteller.

In eben diesem 1727 Jahr regte sich die Nerven Krankh. im Gehirn, so schon vorher etwas gespürt ward, und eine gewisse migraine

---

solchem Eifer, dass er das ihm gehörige Exemplar der Ausgabe des Leunclavius auseinanderschnitt, um die einzelnen Blätter auf seinen Spaziergängen, welche er insbesondere nach dem Landgute seines Vaters häufig machte, bequem mitnehmen und auch unterwegs darin lesen zu können. Er hatte sich diesen Schriftsteller in solchem Masse zu eigen gemacht, dass er noch im hohen Alter ganze Abschnitte, besonders aus der Anabasis, auswendig wusste.

[13]) Es kann bei dieser Gelegenheit auch seines eingehenden, tiefen Studiums des Buches von J. Vossius, De historicis Graecis, gedacht werden. Mit dem Inhalt war er so vertraut, dass er noch in seinen letzten Lebensjahren, nach früheren Reminiscenzen, die sämmtlichen griechischen Schriftsteller, in der chronologischen Ordnung, in welcher Vossius sie abhandelt, genau aufzählen konnte.

starck, dass die attention im lesen, und die Sachen zu fassen nicht hatte als wann es sonst eine Stupiditaet wäre ꝛc deswegen hernach des medici Hülffe suchen und brauchen muste; daher auch das meditiren musste vornehmen, wenig lesen, aber viel und starck meditiren.

Ao. 1728 zu Lausanne, dahin etwas über ein halb Jahr mich zu verfügen um die französische Sprache nun zu üben, die vorher nur aus lesen den Lexicis und Uebersetzungen einigermassen inne hatte. Die hebräische Bibel ward allda auch grossen Theils repetirt, Leibnitz Theodicea [14]) mit tieffern Nachdencken familiär gemacht, gleichwie Locke Christian. raisonné.

Ao. 1729 thaten sich besonders hypochondrische melancholische Angriffe hervor. Von Lamy Geometrie (das schon 725 mir vornam) ward, wo nicht alles mit Fleiss und attent. dennoch wenigstens die Planimetrie also gelesen, nachdem in voriger Zeit Pardies Geometrie gelesen worden. De Crousaz Geometr. aber (welche nur die Planimetrie in sich hielte) ward nur durchgangen.

Von 728 bis 32 beflisse mich mit grösstem Ernst die Wolffische Philosophie recht zu verstehen, alles ohne Lehrmeister und Collegien zu hören, da ich auff dem Land war, daneben in den Lectionen die Wolffische Philosophie noch nicht tractirt wurd, und ich als ein Studios. Theol. die Lectiones philosoph. nicht einmal hätte dörffen hören; in den folgenden Jahren wurde einigermalen die teutsche Logick und Metaphysic mit allem Fleiss von Anfang bis zu End der Ordnung nach repetirt, die Metaphys. samt annotat. zur Logic und Metaphys. aber auch hernach die so nützlichen als fruchtbaren Erläuterungen von Stiebritz (neben lesen mit ernstlichem meditiren und tiefem Nachdenken) item andere solche Bücher damit zu conferiren, dass alle §§ (paragr.) der Logic und Metaph. von Anfang bis zu End mir selbst konte vorstellen ohne in das Buch zu sehen.

---

[14]) Die Lehre von der Erbsünde machte dem nachdenkenden Jüngling und angehenden Theologen viele Scrupel und es fiel ihm gerade zu guter Zeit die genannte Schrift Leibniz's in die Hände. Schon um diese Zeit und als er von der epochemachenden, auf Leibnitz'sche Principien gegründeten, Wolff'schen Philosophie hörte, studirte er mit grossem Fleiss Wolff's Schriften.

Dabey liess ich mir angelegen seyn in diesen 4 Jahren die Theologie, Elenchtische und dogmatische gründlich zu verstehen, zu überlegen und tief zu meditiren, nahme mir vor Gürtleri Systema, welches wiederholte neben ernstlichem meditiren dass es familiär wurd, da vorher auch sein Compendium wohl gelesen hatte, um darin die adversarios selbst mit ihren Wörtern reden zu hören, desgleichen so eine grosse historische cognition mitbrachte, Buddaei Theologiam dogmat. conferirend die auch schon 725 zweymal mit allem Fleiss völlig durchlesen hatte, da vorher auch seine theolog. moral. hatte durchgangen, gleichwie seine historiam ecclesiast. V. Test. Spanhemii Elench. controv. ward mit aller Zeit und Weil in succum et sanguinem tractiret.

Die Wahrheit der christlichen Religion aus einem special Tractat, Exegetica über das N. Test.; item ein Complexus hebräischer Antiquitäten ward dabey auch getrieben. Thümigii Physicam tractirte in succum et sanguinem und conceptirte mit Conferierung Wort und Verstand. Die holländische Sprache nahm mir auch vor so weit zu wissen, dass theol. Bücher, commentaria darin lesen könte, wozu Uebersetzung des N. T. neben andern solch Büchern gebrauchte, womit mein Vatter nach Art selbiger Zeit gantz wohl versehen war, continuirende solches im folgenden Jahre durch andere übersetzte Bücher. [15])

Die Zeit kam also 732 [nach Reihe der Promotionen wie sie ehemals ad Lectiones publicas befördert worden] Candidat zu werden, also die Specimina abzulegen, alda zum specimen disputator. mit einem geschickten Freund, der in 15 Jahren hernach Prediger im grossen Münster worden, Siegfried genannt, die gantze dogmatische Theol. in 100 §ph. nach Wolffianischer Art auseinander hergeleitet und nach den Begriffen dieser Philosophie [16]) sociata opera auffgesezt wurde. Die übrigen spe-

[15]) Es sprach ihn, wie in den übrigen Wissenschaften, so auch in der Theologie, am Meisten die mathematisch-demonstrative Methode an, mittelst welcher er Irrthümer am sichersten zu vermeiden und einmal begangene Verstösse am leichtesten zu entdecken glaubte und diese Methode war bereits vorher von Jacob Carpov zur Erklärung des Trinitäts-Geheimnisses beobachtet und verwendet; die darauf bezügliche Arbeit kam aber ziemlich spät in die entlegene Schweiz und konnte von Wyttenbach erst längere Zeit nach ihrem Erscheinen benutzt werden.

[16]) Die Verbindung der Theologie mit der Philosophie hatten bereits einige Jahre vorher Reinbeck und Carpov durchzuführen versucht, aber auf eine von der

cimina wurden abgelegt, Examen ꝛc dass Anfangs 733 mit vielen andern Theologen Candidaten durch solenne consecration mit Orat. des ersten Predigers der Stadt Handauflegung Candidat wurde. Das Systema Theolog. Gürtleri ward repetiret, durchlesen und meditiret, gleichwie auch von frischem im folgendem Jahr.

Darauff zu meinen Aeltern mich begabe alda im predigen anfieng, dem Vatter nach und nach Hülff leistete. Sonst zu mercken, dass in allen vorigen Studentenjahren, von den Classen wegen, nichts von Romancen gelesen, (welches doch unter den Studenten und Gespanen so sehr in schwang gieng) ja nicht einmal mit einem einzigen angefangen habe, weniger in folgenden Jahren, es allzeit als etwas verderbliches verabscheuend.

Eod. Ao. 1733 nam ich vor, damit im Predigen auffsetzen und excerpiren, item was man noch für sich selbst notirt, es desto kürzer und leichter geschehe, möchte durch Abbreviaturen lernen zu schreiben.

Das wäre also die Tachygraphia oder Geschwindschreiberey, welche auch den Nutzen hätte, der von Vielen intendirt wird, dass man seine Sachen verbergen könne, also daraus wurde Cryptographia [17]); welches letztere just wider meine Absicht war, als der ich so sehr verlangte, dass andere dennoch solches lesen konten, daher lernten, allein vergebens; obschon ich mich beflisse diese Abbreviaturen also einzurichten 1) dass sie harmonisch würden, das ist, wenn die Sylben mehr oder weniger

---

Wolff'schen Methode so sehr verschiedene Weise, dass man kaum wird behaupten dürfen, Wyttenbach habe durch jene Männer den Impuls zu dieser Richtung bekommen, oder sei durch sie darin bestärkt worden. Der Titel der Arbeit Wyttenbach's lautet: Theses theologicae praecipua Christianae doctrinae capita ex primis principiis deducta continentes. Bernae, 1732. 4°. Wegen der Mitarbeiterschaft des genannten Isaac Siegfried ist nicht zu bestimmen, auf wessen Rechnung die mancherlei untergelaufenen Unrichtigkeiten und Irrthümer zu schreiben sind. Die öffentliche Vertheidigung dieser theses geschah unter dem Präsidium von Joh. Henr. Ringier.

[17]) Wyttenbach hatte ein höchst detaillirtes System in dieser Kunst sich ausgearbeitet und obgleich dasselbe nur für seine eigenen Zwecke brauchbar war, trug er sich doch mit dem Plan der Veröffentlichung. Die Ausführung scheiterte einestheils an dem Umstande, dass es der Herstellung ganz neuer Typen und Schrift bedurft hätte, welche ohne erheblichen Kostenaufwand nicht zu beschaffen waren, anderntheils an der Erwägung, dass wegen der mit der Erfassung und Erlernung verbundenen Schwierigkeit sich nur sehr Wenige damit beschäftigen würden.

einander ähnlich waren oder das Wort, alsdan auch das Zeichen mehr oder weniger Aehnlichkeit damit muste haben, nämlich mit dem vorhergehenden Abbreviationszeichen. 2) dass zu Zeichen angenommen wurden nicht bloss bizarres Figuren, die vorher unbekant oder einander zu viel ähnlich und tolle Striche oder combinirte solche Krümmungen waren, sondern die den Studirenden vorher bekant, und an welche sie die Ideen dieses oder jenen Vocals schon verbunden hatten, dass sie desto eher per analogiam bekannt wurden, wie da sind die hebräische Puncte, einige Accenten, (hebr.) einige griechische Buchstaben und Accenten, einige lateinische Accenten und sonst Striche, auch einige wenige Zahl Ziefern. 3) diese Zeichen die Sylben bedeuten nicht aber die Sache selbst, hiermit nicht etwa hieroglyphisch waren (als welches eine beschwährliche Weitläufftigkeit machet) die Sache selbst andeuteten, sondern Alphabetisch wie die Buchstaben im Alphabeth die Thöne andeuten; auch dass sie das gantze Wort andeuten, nur insoweit dasselbe mit der Sylbe und mit dem Thone übereinkomt; also alles auf diese Manier leichter wird; gleichwie dadurch dass, wenn das Hebräische oder ein anderes Punctum und signum ein a, e, i, o, u in sich hält, ebenfals die aus dem griechischen Alphabet genommene signa, es denzumal nur von solchen Sylben gebraucht wird. 4) die primitiv Signa alzeit die Principia sind, nach welchen die zusammengesetzte signa sich richten, und Aehnlichkeit damit haben, das ist: dass beyderley Sylben oder Wörter gegeneinander je nachdem sie sich reimen, auch die signa eingerichtet worden, also ganz anders als in den Alphabethen der Sprachen, welche ziemlich Pizarres sind. Derohalben sind es keinesweges solche Abbreviaturen wie bey den alten Römern, da nur der erste Buchstabe gemacht wurde, und welches nicht einmal den Namen eines Abbreviaturs verdienet, wenigstens eines vernünfftigen, dass er Grund habe und die Sylben ausdrücke; auch gar nicht Abbreviaturen wie bei den Rabbinen im Gebrauch sind, welche Wörter und Redens-Arten nur durch den ersten Buchstaben, dabey ein Strichlein (und zwar immer das gleiche) gezogen wird, andeuten. In eben demselbigen Jahr wurden daher die lateinischen Abbreviaturen gemacht, nach gleicher Analogie, so dass sie eben dieselbigen Thöne und Sylben im lateinen vorstellen wie im teut-

sehen; insoweit nämlich der Unterscheid beyder Sprachen durch Unterschied der Silben und Wörter es zugiebt; Daher freyl. ein Unterschied in diesem und jenem hat seyn müssen. Insonderheit ist darauff gesehen worden, dass die terminationen in den nominibus insonderheit substantivis so auch verbis, item der Superlativus durch ein einziges signum ausgedrückt wurde (so ja eine erwünschte Verkürzung) welches wiederum mit dem vorhergehenden eine Aehnlichkeit hatte, wann die Sylben und Wörter einander ähnlich.

Gleichwie nun die teutschen signa sich bis in die lateinische Sprache erstreckten und ausdehneten, also erstreckten sich die lateinischen bis in die französische Sprache, und kann man sie darin gebrauchen zu sehr vielen Sylben und zu den terminationen.

Da bis 735 ich mich bey meinem Vatter im predigen übte, und Ihm seine Arbeit erleichterte, so wiederholte dabey die studia alle, so viel immer möglich, insbesondere setzte die dogmatische Theologie nach Art der teutschen Wolffischen Schrifften auf, welches auff meiner academischen Reise fortsezte.

Nämlich diese academische Reise ward vorgenommen mitten 1735 ward gerichtet nach Marburg: weil Verschiedene von Bern Politici und Geistliche wegen der Renommee des Wolffs und auch sonst um dasiger Gelehrsamkeit willen, in den vorhergehenden Jahren sich dahin begeben hatten.

Ich fand aber in seinen Collegiis (nämlich Wolffs) gar nicht, was ich erwartete, [18]) hingegen viel burlesquisches, Er aber erhielte daraus, was Er erwartete, nämlich gute Bezahlung, die stärker war als heutiges Tages für die Collegia, daher hatte ich keine lust seine Physik und experimenta zu hören und zu sehen; sonst frequentirte ich auch keine Collegia, sondern studierte nur für mich, besonders bearbeitete das Systema Theol. weil die theologischen (collegia) wegen ihrer Strenge und alten Methode mir nicht angenehm waren.

---

[18]) Mich. Conr. Curtius, Memoria Wyttenb. p. 9. „Adiit a. 1735 academiam Marburgensem, pependitque ab ore solius Wolfii, quem absentem coluerat praeceptorem, at ex libris philosophi plus profici posse, quam e viva voce non abs re judicavit Wyttenbachius.“

Ich verlohr indessen einen Bruder, welchen bey starcker Gesundheit verlassen hatte, der ein ziemlicher Künstler schon war, und noch ein grösserer hätte würden abgeben, da er physische Gläser, Microscopia zu schleiffen die Kunst wohl verstund, neben theoretischer und practischer Wissenschaft in der Geometrie selbst höheren, Trigonometrie, Architectura militaris, anderem mechanischem, auch neben schöner scriptur, die Fundos in Plans vorzustellen verstuhnd, daher ein guter Ingenieur hätte können abgeben, da er auch neben Geschicklichkeit ganz herzhaft war; indessen komt beym Neuen Jahr eine traurige Botschaft, nämlich dass meinen liebsten Bruder verlohren habe, von dessen Kranckheit vorher gar nichts gewusst. Wolffs Moral ward in Marburg für mich also wohl gelesen, repetirt und meditiert, dass sie fast auswendig konnte sagen, einige capita ausgenommen, auch in folgenden Jahren zu Hauss ferner also repetierte.

Im Früh Jahr ward eine Reise angestellt in Sachsen um die Universität Halle, Jena und Leipzig in Augenschein zu nehmen, und die Gelehrten allda zu sehn, welche mit sonderbarer Höflichkeit einem begegneten, das Stammbuch auch mit ihren Namen beehrten.

Fast 1½ Jahr brachte ich zu Marburg zu, gleichwie auch ziemlich Geld brauchte (veranlasset durch die vielen Lands Leuthe) und im Herbst 736 ward die Reise nach Holland angetreten, Utrecht war der erste Auffenthalt 3 Monate lang, diese und jene Collegia besuchte pro hospite, von da in den Haag zoge, allda auch bey 3 Monaten verbliebe, bey dem angenehmsten grünen Winter; von da ich nach Amsterdam mich begab, den Frühling alda zu brachte, immer an meinem theologischen Werk arbeitend, die vielen curiositaeten besehend, auch etwas von Büchern aus den Auctionen anschaffend, Von da ward im May die Reise nach Paris vorgenommen, da eine neue Welt von besehenswürdigen Dingen sich zeigte, dazu die Zeit wohl angewendet war, das mehrste was sehenswürdig war in und ausser Paris zu sehen, den Koenig selbst in Versailles und sein Zimmer am Tag, da Touche des malades war. ꝛc. neben dem ward aussenher Paris gesehen, wie die machine de Marly, und was besonders würdig le thresor de St. Deny, dabey die Begräbnissen der Koenigen in Frankreich.

In Paris worden gesehen die vortreffliche Bibliotheken, die grossen berühmten Gelehrten, Fontenelle, Montfaucon, Rollin, Turneminee ꝛc welche alle höflich und gütig sich erzeigten, und ihren Namen mir ins Stammbuch schrieben. [19])

Von da wie 2 Monat vorbey waren die Reise nach der Schweiz vornahm.

Diese 3 Jahr 37 halb 38 und 39 samt Frühjahr von 40 war ich bey meinem Vatter auf der Pfarrey seine Predigt Arbeit und curam animarum erleichternd. Winckleri Physic ward vor mich genommen als ein Vademecum in succum et sanguinem zu tractiren, andere physische Bücher die aber nichts aus der höhern Mathematic mit anbringen, damit zu conferiren. Zu Hauss nach einigen Monaten ward neben andern die in der Philosophie mehr oder weniger gethan hatten, in die Wahl vorgeschlagen, um das zu Lausanne vacant gewordene philosophische Catheder zu disputiren, welches darin bestehet, dass man in öffentlichem Auditorio vor einem grossen Confluxu von Leuthen theses 20 biss 30 ohne Praeses wieder 4 opponenten die gegeben werden, bey 3 Stunden souteniren muss, darzu vorher aber eine praelection über eine vorgeschriebene materie machen und lesen; übrigens hatte davon vom Schulrath ein testimonium das passiren mochte, erhalten.

In welchen 3 Jahren gleichwie meine vorigen studia repetirte, also arbeitete insonderheit aus das systema theolog., [20]) das mir aber angelegen war kurz zu machen, unnöthige Worte abzuschneiden: weil da es sollte gedruckt werden, nicht anders als auf eigene Kosten geschehen konte, desswegen die zwei ersteren Tomen von Anfang bis zu End

---

[19]) Zu meinem Bedauern habe ich von Wyttenbachs Stammbuch keine Einsicht nehmen können, um daraus Einiges über weitere angeknüpfte Bekanntschaften und was sich sonst aus einem solchen Album ergiebt, insbesondere was grosse Gelehrte wie Montfaucon und andere in das Stammbuch eingeschrieben haben, hier mitzutheilen. Nach Jacobus Geel, Catalogus librorum manuscriptorum qui inde ab anno 1741 Bibliothecae Lugduno-Batavae accesserunt (Lugd. Batav., 1852. 4°.) pag. 216 no. 764 besitzt die Leydener Univ.-Bibliothek das Stammbuch als ein Geschenk, welches die Wittwe des jüngern Daniel Wyttenbach im Jahre 1825 gemacht hat.

[20]) Das Werk erschien unter dem Titel: Tentamen theologiae dogmaticae, methodo scientifica pertractatae. Tom. I. Bernae, 1741. Tom. II. Ibid. 1742. Tom. III. Ibid. 1747. 8°.

abschriebe, contrahirte, damit es wenige Bogen gäbe, welches dennoch meinem Vatter gegen 300 Thaler kostete, nur allein im 3ten Tom. dehnte ich mich aus; Bey elaborirung dessen ersten Theils aber sahe ich die Nothwendigkeit ein nach deutlichen Begriffen und Verknüpfung eingerichtetes teutsches Wercklein von der Religion für die Einfältigen und Anfänger, auch als einen filum für diejenigen, welche Information geben zu haben, also zu machen, welches insonderheit wegen dem Ao. 740 im Frühjahr angenommenen Posten des Diaconats bey der Oberen Gemeind in der Stadt Bern, oder so genannten Kirchen zum H. Geist für nöthig gefunden ward, so hiermit auffgesezt und Ao. 41[21]) dem Druck übergeben ward, gleichfals auff eigene Kosten; und dann Ao. 42 der 2te Tom. des Systematis erfolgte, inzwischen mich mit den Ministerial Geschäften occupirte, nach und nach eine Facilität im predigen erlangte, so dass nicht nur per analysin solches thun konnte, welches lang vorher geschehen war, sondern ohne alles memorisiren.

743 verheyrathete ich mich mit einer mir wohl bekannten tugendsamen Jungfer,[22]) deren Vatter Juncker titulirt (von minderen doch alten Adel war) dieselbe hatte starcke Verwandschafft im Rath.

745 da die Hoffnung Profess. Theol. in der Vatterstatt zu werden fehl geschlagen hatte, weil der ältere Herr Prof. Salchli ohne disputiren es worden, daher das hebräische Catheder ledig worden, so resolvirte mich dafür zu disputiren, bekam auch ein Testimonium damit zufrieden seyn könte. Doch weil einer der viel in Oriental. praestirt hatte, und schon eine Vocation in Holland hatte, auch disputiert hatte, damit man ihn nicht verliere, hatte er das Mehr der Stimmen im Rath;

---

[21]) Es erschien aber erst 1744 in Bern in 8°. und heisst: Kurtzer Entwurf der ganzen christlichen Religion in natürlicher Ordnung und Deutlichkeit verfasset. Eine zweite Auflage, Frankfurt 1756. 8°. Gleichzeitig liess er den „Auszug aus dem kurtzen Entwurf der ganzen christlichen Religion für die ersten Anfänger“ drucken, welcher ebenfalls eine zu Frankfurt 1756 erschienene zweite Auflage erlebt hat. — Beide Schriften sind für jene Zeit sehr gut und würden vorzüglich genannt werden können, wenn die Darstellung lichtvoller und der Stil eleganter wäre.

[22]) Es muss auffallen, dass Wyttenbach den Familiennamen seiner Frau (sie hiess Rosina Lombach) nicht einmal angiebt; in jener Zeit war man in derartigen Angaben sonst sehr peinlich genau und umständlich.

solches war im 6ten Jahr des Predig-Amts im Diaconat der oberen Stättegemeind, und weil fast gar keine Besoldung dabey war, wurd der Unterhalt mir schwähr, languescement und arbeit mit elaborirung des 3ten Tom. Tentam. samt überbürdetem Gemüthe fand sich da ein, dass trachten musste mir durch meinen bemittelten Vater zu helffen.

Da ich 6 Jahr in diesem Jahr gestanden war, erhielte ich die untere theologische Profession oder elenchtische 1746 Aug.[23]) doch mit einem geringen gage, und als nach einem Jahr das Primariat vacant ward, so erhielt es Herr Salchli von Lausanne; inzwischen nachdem der 3te Tom. des Tentam. zum Druck befördert worden, ward das Compendium Theologiae zu elaboriren angefangen.[24])

Es waren aber da einige böse Collegen, besonders einer gantz boshaft (ni Loi ni Consciance) die einem das Leben bitter machten, indem man bey stillem auffrichtigen Wandel nicht lang unangefochten bliebe, deswegen als die Vocation nach Marburg Ao. 55 kam, mit so reichen Verheissungen, sie gern angenommen ward, weil auch vorher immer noch musste von meinen eigenen Mitteln zusetzen, welches schon stark geschehen war bey dem gemeldeten Diaconat, nämlich 2500 Fl. eigenes, und noch mehr in der darauff erfolgten Profess. Stelle, die fast 10 Jahr lang dauerte, in welcher Zeit nämlich den letzten Jahren das Compendium theol. dogmaticae et moralis zu stand gebracht ward, dessen Zweck war, dass der Zusammenhang der dogmatischen Wahrheit auff eine leichte Art vorgestellt, durch beygesetzte dicta Scripturae biblisch wurde, auch einiges zugesetzt, was im Tenta-

[23]) Als Antrittsrede bei Uebernahme dieser Professur hielt er die „Praelectio de iis quae observanda sunt circa theologiam et dogmaticam et elenchticam docendam.“ Gedruckt Bernae, 1747. 4°.

[24]) Ausarbeitung und Druck nahmen sieben Jahre in Anspruch. Compendium Theologiae dogmaticae et moralis in usum tyronum adornatum, in quo veritates tum ordine naturali dispositae tum locis scripturae in textu originali appositis probatae exhibentur. Francofurti, 1754. 8°. Zur Abfassung dieses Compendiums, welches gewissermassen die Quintessenz des ausführlichen Tentamen theologiae enthält, wurde er durch vielfache Aufforderungen von Lehrern an Anstalten, bei denen das letztere Werk eingeführt war, z. B. den Gymnasien von Berlin, Halle und Bingen, bewogen. Von dem Londoner Prediger Jean Deschamps war bereits ein Jahr vorher (1753) ein in französischer Sprache geschriebener Auszug aus dem Tentamen zu Cassel erschienen.

mine nicht erinnert worden, insonderheit dass, wie die theolog. moral. aus dem dogmatischen hergeleitet werden könne, sich zeige, item dass erhelle, wie man unnöthiger Weise andere viele capita darein setze..

Ao. 1755[25]) als die Vocation nach Marburg kam, erweckte sie als ein grosses Glück auch eine grosse Freude, weil allerhand äusserliches Uebel zu Haus den Auffenthalt alda unangenehm machten, mit Bangigkeit verknüpften, dazu das innerliche malum hypochondr. kam durch allerhand Desastres, Abschläge ꝛc. Indessen was von den Menschen übels und Schaden herkam, ward durch das gute (kann man sagen) so von Gott herkam, wieder ersetzt, nämlich durch Bewahrung vor grossem Uebel, welchem in verschiedenen Fällen so nahe gewesen, dass gleichsam nur einer Hand fehlte, und sonst fast der Tod oder jämmerliche Verletzung des Leibes erfolget wäre; das auch noch von folgenden Jahren rühmen kann, und Gottes Vorsehung preisen muss.

Auch wo zum academischen Besten oder der Schulen und Kirchen man wöllte einen Vorschlag geben dieses und jenes zu verbessern, solche pia desideria meistens verworfen wurden, ohngeachtet Wahrheit liebende Gemüther ihre Güte erkennten; dagegen aber paradoxa vom Tribunal, das nicht beschauete, was gesagt, sondern von wem es gesagt werde, angenommen wurden, aus persuasion: dass, was der gelehrtere sage, sey auch besser.[26])

---

[25]) Diese Zeitbestimmung beruht, wie die genau angegebenen Daten der Berufungsschreiben beweisen, auf Irrthum; die Berufung erfolgte erst im Anfang des Jahres 1756. Wyttenbach wurde in Marburg der Amtsnachfolger des verstorbenen Professor primarius der Theologie, Consistorialraths und Inspectors der reformirten Kirchen im Fürstenthum Oberhessen, Sigismund Kirchmeyer. Ueber die für jene Zeit enorme Dotation dieser Stelle giebt genaue Nachricht H. Heppe a. a. O. S. 65. Landgraf Wilhelm von Hessen wendete sich mittelst Schreibens d. d. Kassel, den 16. Januar 1756, noch besonders an Schultheiss und Rath der Stadt Bern mit dem Ersuchen, Wyttenbach die nachzusuchende Entlassung aus dem dortigen Verbande ohne Beanstandung zu ertheilen. Das Schreiben des Landgrafen an die theologische Facultät zu Marburg, worin die letztere aufgefordert wird, Wyttenbach zu berufen, datirt ebenfalls vom 16. Januar 1756; die Facultät erliess das Vocationsschreiben am 21. Januar und die Annahme der Berufung notificirte Wyttenbach durch Schreiben vom 9. Februar desselben Jahres.

[26]) Uebrigens beschenkte der Schulrath von Bern den nach Marburg Abziehenden noch mit 24 Ducaten.

Die Reise nach Marburg war kostbar: da über das Reise Geld[27]) noch 160 Rthlr. aufgeopffert wurden, und dann hier bey 3 Monaten lang kein Geld gereicht ward.

1756 wurde die Doctor Würde angenommen,[28]) die ich vom seel. Herrn Doct. Krafft empfieng und zwar mit dispensation von dem sonst gewohnten specim. disputat. nachhero 1759 hatte ich zwey Herrn Collegen Duising und Piderit den Gradum conferirt.

Das Glück des Auffenthalts in Marburg aber ward auch durch innerliches und äusserliches Uebel vermindert: indem jenes starke Haus-diebstähle waren, dieses aber, dass schon mitten im folgenden 757 Jahr auff eine vorher unerwartete Weise die Kriegs-Flamme auch Hessen ergriffe, da dann Beschwährlichkeiten, Schrecken, Theurung der Lebens Mittel, Zurückbleibung der Bestellungs-Früchte, und ihres Werthes, auch die Besoldung stark ausbliebe, dass Wechsel aus meinen eigenen Mitteln aus der Vatterstadt erfordert wurden, welches so stark endlich ginge, dass in dem einzigen 62 Jahr Wechsel Weise aus eigenen Mitteln 72 Carolins musste lassen kommen.

Die Vögdte in Ansehung der Früchte zu visitiren ward auch nicht einmal im Jahr nach dem Krieg beliebig, obschon man solches durch ein votum vorstellete, wie auch selten die Vorschläge genähmiget wurden ohngeachtet das Gemüth also beschaffen war, dass wo es etwas hätte können zum gemeinen Besten dienliches ins Werk setzen, an allen Orten es zu seiner grossen Freude machte, und dieses seine Freude ist darin, dass man Godt den allwissenden zum Zeugen kann anruffen, welches gleichwie es von den vorigen Zeiten giltet, also auch

---

[27]) An Reise- u. Umzugskosten waren Wyttenbach 300 Rthlr. gewährt worden.

[28]) Die Ertheilung derselben geschah gleich nach der gehaltenen Antrittsrede „De principiis statuum evangelicorum circa res ecclesiasticas“ am 8ten November 1756. Man sah bei Ertheilung der theologischen Doctorwürde von den sonst statutenmässigen Requisiten ab „quia diu in publico munere fuerat et luculenta eruditionis solidioris ediderat specimina“. Die Dispensation von den durch die Facultäts-Statuten vorgesehenen Anforderungen musste bei dem Landesfürsten nachgesucht werden, welcher dem vom 20. Juni 1756 datirten dieserhalbigen Antrage der Facultät mittelst Rescripts vom 30. August desselben Jahres deferirte. Nähere Auskunft über die von anderen Candidaten der theologischen Doctorwürde zu erfüllenden Bedingungen findet man bei H. Heppe a. a. O. S. 22.

von denen welche seit dem bis auf gegenwärtigen termin a. 1778 verflossen ist.

Ao. 1758 ward hier das elenchtische Wercklin zum Druck befördert [29]) nach Anleitung dessen die polemische Theologie zu tractiren, welches in Bern auffgesetzt, nicht aber zum Druck befördert worden; dem hernach (um in die spatia der theologischen Controversen-Materie zu excurriren) die cogitationes theol. elencht. beygefügt wurden, damit auch ein elenchtisches Compendium weniger trocken wurde, obschon im ersten Theil dafür, soweit ein Lesebuch es zulässt, gesorget worden.

Nach dem elenchtischen nahm mir vor, die Hermeneutica S. [30]) auf eine andere Art zu elaboriren, deren 2ter Tom. obschon er ein paar Jahr nach Herausgebung des ersten Theils fast elaboriret war, dennoch so lange ungedruckt bliebe. [31])

Nach diesem also nach dem Krieg nahme mir vor ein kürzeres Compend. theol. dogmat. mit angestelltem möglichen Nachdenken (um den Cursum in halbjähriger Frist bequem absolviren zu können) auszuarbeiten, wobey insonderheit, was ich noch nirgends nicht fand, den Unterschied der Wahrheiten vorzulegen und zu betrachten zu geben mir beyfiel, dass es nämlich sey z. E. universales oder singulares, entweder rerum per se subsistentium oder per alias, entweder necessariae oder contingentes, item entweder scripturariae oder systematicae ꝛc. [32])

---

[29]) Theologiae elenchticae initia. Accedunt theses et cogitationes de variis theologiae capitibus argumenti elenchtici. Francofurti, 1759. 8°. 2. Aufl. Ibid. 1765.

[30]) Elementa hermeneuticae sacrae eo, quo in scientiis fieri debet, modo proposita. Marburgi, 1760. 8°. Es ist dies nur der erste oder theoretische Theil.

[31]) Dieser zweite, practische Theil der Hermeneutik ist überhaupt niemals im Druck erschienen.

[32]) Der Titel des Buches heisst: Sciagraphia theologiae didacticae in usus academicos concinnata. Accedit summarium opusculi, ubi etiam veritatum natura secundum summa genera exhibetur, et quomodo ad se invicem se referant. Marburgi, 1768. 8°. Ob zu Wyttenbachs literarischen Producten auch die unter seinem Präsidium von Friedr. Wilh. Kahrel vertheidigte Disputation „De gravioribus religionis controversiis ex sophismatibus tanquam uberrimo plurimorum errorum fonte ortis, exemplis ex historia praecipue ecclesiastica petitis illustrata, ad pacem et concordiam

Im ersten Winter nach dem Krieg contrahirte durch vieles nächtliches reine schreiben und aufzeichnen eine Dunckelheit des Gesichts dass, obschon es vorher gar nicht in die Ferne gut sahe oder die Sachen kannte, dennoch vielmehr als um die Helffte schlechter wurd, auch wegen wenigen ausgehen und dergleichen keine intervalla machte; daher dannoch mir gar sehr schonen und viel in die freye Lufft gehen musste.[33])

In folgenden Jahren war die Erziehung der Kinder und ihre placirung angelegen, dabey Godt für Glück und Erhaltung der Gesundheit in solcher Zeit zu dancken hatte, obschon im Jahr 72 die Gehülffin, die sonst schiene langes Leben zu verheissen, entrissen ward, destomehr aber Gott zu dancken habe, für Erhaltung eigenen Lebens und Gesundheit so viele Jahre, zu welcher Masse die wenigsten gelangen, und nichts höher schätzte, als wann ich ein geringes Instrument hätte können seyn den höchsten Zweck Gottes zu befördern: seine Ehre: dabey verbittend, ja verbietend, was als zur eigenen Ehre dienend den Menschen gefällt, Carmen, Leich oder Trauer Gedichte, im übrigen alzeit nöthig habe auszurufen: O Godt sey mir armen Sünder in Christo gnädig! Amen.[34])

---

conciliandam. (Marburgi, 1774. 4°.) gezählt werden kann, ist schwerlich mit Sicherheit festzustellen. Mir scheint, die gangbare und fast als zweifellos hingestellte Annahme, bei Disputationen aus jener Zeit auf alle Fälle in dem Präses den Verfasser zu sehen, selbst dann, wenn wie im vorliegenden Falle der Respondent sich ausdrücklich als Autor bezeichnet hat, doch mehr als bedenklich.

[33]) Im Jahre 1770 gab Wyttenbach seine Aemter als Consistorialrath und Inspector der reformirten Kirchen und Schulen des Fürstenthums Oberhessen auf und widmete die noch übrige Lebenszeit ausschliesslich seinen academischen Arbeiten.

[34]) Den Schluss von Wyttenbachs literarischer Thätigkeit macht die etwa ein Jahr nach Vollendung der vorliegenden Autobiographie erschienene Schrift: „Die Vortheile von der Reformation für die Römisch-Katholischen, als ein Beweis, dass sie deswegen die Reformation nicht für böse halten, daher keinen Religionshass gegen die Protestanten hegen und äussern sollten. Dabey die Pflichten der Protestanten gegen die Katholiken und jener gegen einander, auch gegen den Lehrstand, desgleichen gegen die Secten angedrungen werden." (Marburg, 1779. 8°.) — Die Warnungen der Freunde Wyttenbachs vor der Veröffentlichung dieses Buches fanden kein Gehör, er folgte dem inneren Drange, seine Stimme zur Herstellung von Friede, Einigkeit und Abschwächung des gegenseitigen Hasses zwischen den christlichen Glaubens-

Hiermit schliesst die Autobiographie. So wenig wie sie in der Angabe der schriftstellerischen Leistungen des Verfassers genau und vollständig ist, ebensowenig giebt sie alle wirklich bedeutungsvollen Ereignisse und Abschnitte im Leben desselben an, verräth überhaupt zur Genüge den alten und schon gedächtnissschwachen Mann. Da die Noten zu dem Text der Autobiographie manche dieser wichtigen Ereignisse im Leben Wyttenbachs nachzutragen Gelegenheit gaben, so erübrigt hier nur eine kurze Notiz über seine Familienverhältnisse folgen zu lassen; eine Charakteristik Wyttenbachs als Gelehrten und Menschen möge den Schluss bilden.

Aus der Ehe mit seiner bereits genannten Frau wurden ihm eilf Kinder geboren, von denen sechs vor ihm starben. Es überlebten ihn: 1) Susanne, geboren 1743, später verheirathet an den Professor bei der Academie der Künste in Hanau, Gallien;[35]) 2) Johannette, geboren 1745, verheirathet an den Pfarrer Immanuel Salchli in Stettlen bei Bern; 3) Daniel Albert,[36]) geb. am 7. August 1746; 4) Gabriel Nicolaus, geboren 1754, nachmals Officier bei der Schweizer-Legion in Holland; 5) Amalie Susanne Margarethe, geboren 1763.

---

partheien zu erheben. Er wusste recht wohl, dass von Seiten der Anhänger seines Glaubensbekenntnisses dies Thema bereits ebenso umständlich wie gründlich erörtert worden war, glaubte aber gerade durch eine einfache und gedrängte Darstellung besonders kräftig zu wirken. Unter den Protestanten sollte es vorzugsweise Juristen und Staatsmänner daran erinnern, nicht zu übersehen, wieviel sie der Theologie und dem Priesterthum, welchem auch Luther und Zwingli angehört, zu verdanken hätten. J. Chr. Bang a. a. O. S. 37 nennt diese Schrift „Wyttenbachs Schwanengesang“ (cygnea vox). — Bei J. W. Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte Bd. XVII. Hrsg. von K. W. Justi werden S. 325—326 Wyttenbachs Schriften mit Angabe derjenigen Literaturzeitungen, in denen sie eine Beurtheilung und Anzeige gefunden haben, aufgezählt, ebenso diejenigen Schriften angeführt, in welchen Wyttenbachs Lehrsätze entweder angegriffen oder vertheidigt und weiter ausgeführt worden sind.

[35]) Ein possirlicher Druckfehler ist bei M. C. Curtius, Memoria D. Wyttenbachii p. 22 untergelaufen, wo Gallien als magister scalpturae bezeichnet wird.

[36]) Es muss auffallen, dass weder M. C. Curtius l. c. p. 22 noch J. Chr. Bang, Elogium Dan. Wyttenbachii p. 41 im Stande gewesen sind, das Geburtsjahr, zu geschweigen des Geburtstages, dieses berühmten Sohnes des ältern Daniel Wyttenbach anzugeben. — Ueber des jüngern Daniel Wyttenbach Gewohnheit, seinen Vornamen Albert nie zu gebrauchen und die Gründe, aus denen er dazu bewogen wurde, vgl. G. L. Mahne, Vita Dan. Wyttenbachii. Edit. II[a] (Lugd. Batavor., 1823. 8°.) p. 250.

Bereits mehrere Jahre vor Wyttenbachs Tode stellten sich bei ihm, der sich sonst einer vortrefflichen Gesundheit zu erfreuen gehabt hatte, allerhand Schwächezustände ein, besonders befielen ihn häufig Schwindel des Kopfes mit peinigenden Schmerzen, heftiges Seitenstechen und Ohnmachten, deren öfteres Eintreten die Abnahme der Lebenskräfte bekundete und deren baldiges völliges Ende voraussehen liess. Die Aerzte riethen zum Genuss eines reinen kräftigenden Weines, er verschmähte dies aber als etwas Ungewohntes und Ueberflüssiges, war auch nicht einmal zu bewegen, die Ruhe, deren er bei seinem eben beschriebenen Zustande so sehr bedurfte, sich zu gönnen und das Bett zu hüten. In der zehnten Abendstunde des 29. Juni 1779 trat, sanft und ohne Kampf, der Tod ein. Der von dem Verstorbenen selbst geäusserte Wunsch eines möglichst einfachen, prunklosen Begräbnisses ist erfüllt worden; sein Sarg wurde am 3. Juli, Morgens 10 Uhr, von acht gewöhnlichen Leichenträgern zu Grabe getragen. Seiner Leiche folgte Niemand. Ohne Zweifel ist daran die gänzliche Abgeschlossenheit von Jedermann, in der er viele Jahre gelebt hatte, schuld gewesen, nicht Hass und Verachtung seiner Collegen und ehemaligen Bekannten.

Mit einer sonst ausgezeichneten Kenntniss der Theologie, hinsichtlich deren nur zu bedauern blieb, dass ihm eine tiefere Exegese und gründlichere Interpretation, sowie ein in der äusseren Form angenehmer und anziehender Vortrag, dessen Verständniss wegen des ausgeprägten schweizerischen Dialectes, welchen Wyttenbach sich nie hat abgewöhnen können, den an diese etwas unverständlich klingende Aussprache nicht gewohnten Zuhörern in hohem Masse erschwert wurde,[37]) abging, verband er ein sehr reiches, ausgebreitetes Wissen in andern Disciplinen, namentlich der Philosophie und der griechischen Sprache. Weniger bedeutend war seine Kenntniss des Lateinischen und seine Schreib- und Ausdrucksweise darin ist eine höchst mittelmässige zu nennen, welche nicht im Entferntesten an die elegante, edle Diction eines Buddeus und Mosheim heranreicht; Wyttenbach war sich dieses Mangels, welcher

---

[37]) Wyttenbach selbst wusste diesen Uebelstand wohl zu würdigen; er verleidete ihm das Predigen und er enthielt sich aus diesem Grunde so viel wie nur möglich der öffentlichen Kanzelvorträge.

damals schwerer als heute ins Gewicht fiel, recht gut bewusst und er hat oft sein Bedauern darüber ausgesprochen, dass er in jüngern Jahren über vielen andern Beschäftigungen das Studium der lateinischen Sprache ungebührlich hintangesetzt und vernachlässigt habe. Neben vielen andern Gründen, aus denen sich ein eifriges Studium der lateinischen Sprache für den Theologen, insbesondere den künftigen Prediger empfehle, machte er auch den geltend, dass die Kenntniss derselben dem gewöhnlichen Publikum besonderen Respect einflösse und imponire.

In den letzten Jahren las Wyttenbach besonders Dogmatik, Polemik, Kirchenrecht und biblische Hermeneutik. Der Stoff war in der vorgetragenen Auswahl wohl überlegt, mit der gebührenden besondern Rücksicht auf das Verständniss der Zuhörer und das Bedürfniss des künftigen theologischen Lehramtes, der Vortrag, abgesehen von den oben bereits besprochenen Mängeln, klar und subtil, die Darstellung eine systematische und genau zusammenhängende. In Wyttenbachs Vortrag zeigte sich keine Spur eigener Ruhmredigkeit und persönlicher Ueberhebung, ebensowenig kam jemals ungebührliche Herabsetzung und Unterschätzung Anderer zum Ausdruck, nur offenbare Impertinenzen wurden gerügt und in die gehörigen Schranken verwiesen. Besonders wurden sehr eingehend die Gründe für und wider eine geltend gemachte Ansicht geprüft und abgewogen. Vermöge der ihm eigenen dialectischen Kunst und Gewandtheit wurde er, wie selten ein Anderer, auf Fehler und Verstösse in öffentlichen Disputationen aufmerksam.

Obgleich bei dem herannahenden Alter Wyttenbachs die Zahl seiner Zuhörer im Verhältniss zu der früheren Zeit, wo er ein sehr gesuchter und beliebter Docent war, sich erheblich verminderte, blieb doch noch stets ein ausgewählter Kreis von Lernenden um ihn und sein Ruf brachte noch viele studirende Jünglinge aus den fernsten Gegenden nach Marburg. Welches Vergnügen und innere Befriedigung ihm die academische Lehrthätigkeit gewährte, wie sehr er sich an diese, welche er in einem das gesetzliche und vorgeschriebene weit überreichenden Masse und Ausdehnung betrieb, gewöhnt hatte und wie sie ihm zum unabweisbaren Bedürfniss geworden war, kann man leicht daraus abnehmen, dass, als die Zahl seiner Zuhörer sich auffällig verringerte

und damit seiner Lehrthätigkeit engere Grenzen gezogen wurden, er es nicht unter seiner Würde hielt, Schülern des Paedagogiums Unterricht in Geographie, Kirchen- und Literaturgeschichte noch in den Abendstunden zu ertheilen und damit jene entstandene Lücke auszufüllen. H. Heppe a. a. O. Seite 14 no. 3 bestreitet, gestützt auf Wachler, Dr. W. Münschers Lebensbeschreibung (Frankfurt 1817. 8°.) S. 67—68 und die Ueberlieferungen und Aussagen Münschers über Wyttenbach, eine hervorragende Wirksamkeit des letztern in Marburg durch seine Lehrthätigkeit, vielmehr soll hauptsächlich seine literarische Wirksamkeit den alten Ruhm der Universität Marburg als einer Leuchte der reformirten Kirche aufs Neue begründet und befestigt haben.

Wie Wyttenbach für seine eigene Person höchst frugal in seiner Lebensweise, sehr sparsam und einfach in seiner Kleidung war, so war er doch in dieser Hinsicht sehr liberal gegen seine Kinder, denen er bereitwillig Alles zugestand, was die äussere Etiquette jener Zeit und ein standesgemässes gesellschaftliches Auftreten mit sich brachte. Durch die von seinem Vater empfangene Erziehung von Jugend auf daran gewöhnt, die nächtliche Ruhe nur auf sehr wenige Stunden zu beschränken, ging er noch im hohen Mannesalter übermässig sparsam mit dem Schlaf um, der ihn in der Regel, bei seinen nächtlichen Arbeiten, auf dem Sessel überkam und nachdem er einige Zeit so geruht hatte, daran mahnte, zu Bette zu gehen. Weil er nichts destoweniger sehr zeitig wieder aufstand, so überfiel ihn nicht selten am Tage und in früherer Zeit, als er noch conventionellen Verkehr hatte, öfter auch wohl in Gesellschaft der Schlaf. Seine natürliche gute Gesundheit erhielt er sich durch eine einfache vorsichtige Lebensweise, regelmässige Spaziergänge, welche ihn erheiterten und seinen Augen wohlthaten; die Ferien brachte er meist in ländlichem Aufenthalt zu, machte den Landleuten seiner Umgebung dann gern Mittheilungen von der schweizerischen Landwirthschaft und gab Regeln, welche auch hier zu Lande zu einem rationellen Betriebe des Ackerbaues dienen konnten.

Als Mensch war Wyttenbach ächt religiös, seine Pietät spiegelte sich getreulich in seinem ganzen Lebenswandel und seiner Handlungsweise ab. In seinem Wesen lag eine wunderbare Natürlichkeit und

liebenswürdige Einfachheit, nichts war bei ihm blosser Schein, Ostentation, oder nur dem jeweiligen Bedürfniss und persönlichen Vortheil angepasst. Das von Clarke auf Isaac Newton angewendete Elogium: „Divini numinis majestatem naturae operibus interpretandis aperuit, Evangelii simplicitatem moribus expressit“ passt auf Niemanden besser, als auf Wyttenbach.

Strenge Gerechtigkeitsliebe gehörte zu Wyttenbachs hervorragendsten Eigenschaften; wie er weder mit Worten noch Werken Jemandem absichtlich Unrecht that, so schmerzte ihn überhaupt schon das Andern widerfahrene Unrecht.

Den Aufwand für Gastereien und eine kostbare Geselligkeit vermied er ganz, weil nach seiner Ansicht dadurch oft nicht allein die Begierde nach fremdem Eigenthum und einem unredlichen Erwerb erzeugt und genährt, sondern auch die Mildthätigkeit gegen Arme und Hülfsbedürftige beeinträchtigt werde. Weil seine aussergewöhnliche Freigebigkeit und Wohlthätigkeit bekannt war (vgl. darüber H. Heppe a. a. O. S. 14 no. 3) wurde er auch sehr viel von Hülfsbedürftigen und Nothleidenden angesprochen und heimgesucht. Diese Mildthätigkeit und Bereitwilligkeit zur Hülfe that sich insbesondere während der Kriegsjahre, durch welche auch Marburg ziemlich hart betroffen wurde, stark hervor. Ungeachtet Wyttenbach für seine eigene Person durch Einquartirung, bedeutend verminderte Amtseinkünfte u. s. w. von den Beschwerden und Lasten, welche der Krieg auch für den friedlichen Bürger hat, härter und empfindlicher als viele Andere betroffen ward, liess er sich nichts destoweniger in hohem Masse angelegen sein, seine Mitbürger in dieser traurigen Zeit mit Rath und That d. h. mit Geldmitteln zu unterstützen und ihnen die Bürde, welche auf ihnen lastete, einigermassen zu erleichtern. Seine Zurückgezogenheit von allem gesellschaftlichen Umgange, in welcher man auch den Grund wird suchen dürfen, dass er nie zum Rector der Universität gewählt worden ist, hatte, wie man aus der im reichlichsten Masse ausgeübten Wohlthätigkeit und Freigebigkeit ersehen konnte, nicht in übertriebener Sparsamsamkeit und Geiz ihren Grund, sondern sie beruhte auf wohlerwogener Ueberlegung. Es fehlte ihm nicht an Urbanität und gefälligen Manieren,

er war wohl bekannt mit dem was gesellschaftliche Etiquette und conventioneller Anstand mit sich brachte und unterhielt sich in früheren Jahren gern und lebhaft mit seinen Freunden über wissenschaftliche Fragen und Angelegenheiten. Bei allem Ernst hatte er vielen Sinn für witzige Reden und Einfälle und war ein Freund von massvoller Eleganz, verabscheute aber den unnützen Luxus und Aufwand. Dankbarkeit für jeden, auch den allergeringsten ihm erwiesenen Dienst, Billigkeit im Urtheil über Andere, Nachsicht gegen die Schwächen seiner Mitmenschen, machten ebenso wie die Entferntheit von allem Neid einen Grundzug seines Charakters aus und es war eine Freude für ihn, von dem Wohlergehen Anderer zu hören. Damit in Verbindung steht seine seltene Toleranz gegen die Anhänger eines anderen Religionsbekenntnisses.

Stets sich gleichbleibend, hatten Glück und Unglück nur wenig Macht über ihn, er war im Glück bescheiden und anspruchslos, im Leid gefasst und ungebeugt, so dass eine Veränderung in seinem ruhigen Wesen kaum bemerkbar wurde. So wenig wie er nach Ruhm und Ehre strebte oder diese auf alle mögliche Weise und mit allen Mitteln zu erreichen suchte, ebensowenig war er sich selbst wohl vollkommen bewusst, in welchem Ansehen und Rufe er nach Aussen hin stand. Der Zweck, welchen er bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten vor Augen hatte, war einzig und allein der, wirklichen Nutzen in seiner Wissenschaft zu stiften. Weit entfernt von Klagen darüber, dass seine Verdienste nicht nach Gebühr gewürdigt worden seien, hat er im Gegentheil es öfter ausgesprochen, dass man ihn von Staatswegen mehr als er es verdient, soulagirt habe und bedauert, dass seinen Collegen und andern verdienten Gelehrten seiner Umgebung nicht ein gleich günstiges Loos beschieden gewesen sei und er nicht Einfluss genug habe, um zur Herbeiführung eines solchen für sie behülflich zu sein.

II.

A Mademoiselle
Mademoiselle Gallien
chez Mr. H. C. Voute
Op de Princegragt à
by de Westermarnt. Amsterdam.

Si scirem Te cras ad nos redituram esse, hanc epistolam non scriberem. Nunc Te ignorare nolui, quomodo valeamus. Ego heri quum literas ad Te dabam, bene valebam. At paulo postea vehemens me dolor cepit altero pede, in tendine, qui dolor me vix somnum capere sinebat. Hodie mane scholas quidem habui, sed vix multo cum labore me in auditorium promovi. Haverus venit hora prima: invenit pustulam malignam cum inflammatione in tendine quae dicitur tendo Achillis: mali humores ab oculis eo videntur defluxisse. Sed hujus sanandae affectionis tempus nec definiri potest et longiusculum fore videtur. Interea cogor non solum domi manere, sed immotus in sella sedere: Hoc me quam male habeat dici vix potest, qui plurimum quotidianae oblectationis ex ambulatione et motu capere solebam. Male idem casus habet parvulos qui mecum domi manere debent, nec quamvis cupientes ambulare mecum possunt. Cras si nequeo in auditorium venire, feriarum initium faciam. Scalam ascendere in cubiculum vix licet: nam altero, id est, dextro pede nec inniti nec uti omnino possum. Habeo tintinnabulum apud me sedens ad focum in coenaculo. Opus mihi est duobus famulis robustis, qui me portent: nunc unum habeo H. nec ingenio nec solertia ac viribus valentem: famula, ut me non multum amat, ita nec curat: haec suis unice rebus intenta vivit. Igitur Tu ipsa statues, quando velis redire. Salutant Te parvuli. Tu meo nomine omnes mei amantes salutabis. Vale, mi animula. Scripsi die lunae hora VI^ta.

. . . .[36])

Villoisono, paternam Tibi, ut scribis, curam impertienti, ego fraternum affectum repono. Et Sanctocrucius Laritzerusque, qui suam item

---

[36]) Der Anfang dieses Briefes ist abgeschnitten und nicht mehr vorhanden.

erga me benivolentiam Tecum communicant, gratissimum mihi faciunt. Sed hi sunt veteres mei amici, qui sua erga Te humanitate, veteri meo erga ipsos amori cumulum adjecerunt. Aliorum etiam, quos nondum videram, doctorum hominum notitiam Tibi conciliatam, gaudeo: in his magnum est nomen Viscontii: magnum Millinii, si quidem is editor est libri novissimi Monumentorum Antiquorum Ineditorum, maxima cum laude in diariis celebrati. Jam hunc insignem peregrinationis Tuae fructum cepisti, quod tanti viri tantum Tibi honorem habuerunt. Perge igitur ingenium optimarum artium studiis excolere. Nosti proverbium, Principibus placuisse viris haud infima laus est. Qui quidem viri quod aliquam atque adeo multam Tui rationem duxerunt, non mihi soli, sed Tibi quoque id tribuerunt: nec pervulgatam erga mulieres comitatem officiosamque saeculi consuetudinem secuti sunt, sed literis hoc dederunt. Literae ornant foeminas quamvis exiguae et inchoatae, ut adhuc in Te sunt; si quidem adsit morum simplicitas et modestia, absit vanitas et arrogantia. Et licebit Tibi illud Sapphonis ad Phaonem usurpare quod est apud Ovidium Ep. Heroid. XV vv. 31—32. Si mihi difficilis formam natura negavit; Ingenio formae damna rependo meae. Itaque Tu illos viros meo nomine multum salutabis, gratumque iis memoremque beneficiorum animum meum testificaberis; sunt enim plane egregii viri, et vetere Graecia dignissimi: et vellem via mihi aperiretur, qua iis recentissimos meos libellos mitterem: quorum numero his ipsis diebus accessit Epistola ad G. Ph. van Heusde, addita hujus specimini critico in Platonem. Jamque vale mea . . sed quod Tibi nomen ponam? animula, *ψυχὴ, ψυχίδιον?* est illud quidem bellum, sed nimis universum: et volo proprium nomen: quid igitur Johanna, Johannula, apage barbarum sonum! Eris mihi Jonia, Joniola, *Ιωνιὰ, Ιωνίδιον*. Vellem et meum ipse nomen tam facile ex barbarie ad humanitatem redigere possem. Saepius, ut nosti, nos barbaros natos doluimus. At facta infecta fieri nequeunt! Attamen naturam studiis ac doctrina corrigamus, et ingenium certe ad humanitatem, id est ad Graecam Romanamque rationem ac sanitatem redigamus. Sed nescio quomodo haec epistolae meae pars longior, quam putaram, exit. Adeo me abripuit ac detinuit suavitas Tecum quasi praesente

confabulandi: Et jam nox humida coelo, Praecipitat suadentque cadentia sidera somnum. Vale igitur mea Joniola, meum Ἰωνίδιον, iterumque iterumque vale.

A Mademoiselle J. Gallien chez le Prof. Wyttenbach
à
Leyde.

Janae Carissimae DW. S.

Hic est sextus a discessu nostro dies et primus qui aliquid otioli praebeat ad scribendum. Prima nobis fuit nocturna mansio Trajecti, secunda Amisforti: inde nos Mahnius comitatus est Barneveldam, ubi tertiam habuimus mansionem: quintum iter fuit inde Noviomagum, quinque horarum, ut vulgo censetur, quod nos non sine summa defatigatione decem horis confecimus. Hodiernus dies quieti datur. Cras Arnhemium cogitamus, ubi per duos manebimus dies: inde proximo die Veneris Eltam proficiscemur. Tu si quid interea nobis scribere vis, literas inscribes Arnhemium diversorio cui insigne est caput suis. Nam Elta et vicinis forte urbibus Daventria et Zutphania lustratis, Arnhemium redibimus, inde Leydam profecturi. Quod quo die futurum sit, constituere nondum possum. Nos bene valemus, ac mirifice delectamur locorum amoenitate, aquae aerisque integritate, cibi potusque magno cum appetitu sumti suavitate. Cupio Te, itidem ut nos, et valere et delectari. Saepissime de Te cogitans videor Te ambulantem videre quatuor sub canum satellitio: Tu fac ut omnia ordine fiant: cibus praebeatur triplex triplici generi satellitum, tres plenae aqua ollae quotidie apponantur. Hic saepe mihi in mentem venit illud in fine Elegiae Propertianae Nunc tibi commendo communia pignora natos, Haec cura et cineri spirat inusta meo. Quid facit Helena? quid Hermione? quid Leda? quid Clytaemnestra? quid tres reliqui socii? tu et hos et Jobam nostrum omnium nomine salutabis. Intra quintum aut sextum diem denuo ad Te scribam. Vale. Scripsi Noviomagi die Martis 25 Aug. sed cras demum epistola tradetur tabellario. Iterum vale meque ama.

P. S. Nunc, mutato consilio, Eltam proficiscimur, ut inde per Zutphaniam Daventriamque Arnhemium redeamus. Igitur poteris tamen literas Tuas Arnhemium mittere. Iterum vale. Scripsi Noviomagi d. 26 Aug. mane hora septima.

A Mademoiselle

J. Gallien

chez le Prof. Wyttenbach

à

Leyde.

Si Tu cum tuis vales, bene est: ego cum meis valeo. Noviomago Tibi scripsi, nos Eltam profecturos: eo pervenimus uno itinere, sed pleno sudoris. Alterum diem H. noster in lecto transegit vomitu et diarrhoea; nam cruditatem conceperat Neomagi. Ego et miles fatigati hesterno itinere in montem ascendimus, Abatissae domum vidimus, ex horto circumjacentem regionem prospicientes, Emericam adeo propinquam censuimus, ut dimidia hora eo perveniri posse putaremus. Eo igitur contendimus, sed duobus horis, ardentissimo sole: bibimus lagenum optimi Rhenani: tum Eltam reduces coenavimus ac dormitum concessimus. Heri Arnhemium venimus. Hodie Doorewardam, quae est villa Bentinckii Comitis, spectatum excurrimus. Cras Arnhemio proficiscemur Roosendaaliam, Doesburgum, Zutphaniam, Daventriam, fortasse quoque Zwollam et Campos, atque hoc fere iter erit decem dierum: indeque redux Arnhemium, domum ad Vos redibimus. Nunc Jana carissima fac ut bene valeas: nil mihi absenti gratius facere potes, quam ut Te tuosque optime cures: cibum praebeas et lac incolis horti: tres plenae aqua ollae suis locis positae sint. Hos omnes et Jobam meo nomine salutes. Vale optima Jana proximas Tibi literas Zutphaniâ scribam. Nos egregie delectamur itinerum locorumque novitate, cibi potus diversoriorumque bonitate ac lautitia. Iterum vale. Helenam Hermionemque tuas inprimis salvere jube. Scripsi Arnhemii in diversorio capite porci d. 29 Aug. Die Saturni 1801.

G. et H. vos salutant.

A Mademoiselle
J. Gallien
chez le Prof. Wyttenbach
à
Leyde.

Haec est tertia epistola. Nam primam Noviomago, alteram Arnhemio ad Te scripsi. Nunc nolui Te nescire, nos non redituros esse Arnhemium, ne forte eo litteras ad me mitteres. Jam pedestre iter in equestre mutavimus, curru inde ab Arnhemio usi sumus, et porro utemur. Zutphaniae nudius tertius fuimus et heri: nec vacabat ibi ad Te scribere: heri per totum diem pluit, nos in curru bene tecti sedebamus. Hodie Daventria Zwollam tendemus: inde cras Campos: inde aliqua sed forte longiore via Trajectum: itaque fiet ut sub finem hujus hebdomadis domum redeamus: antea tamen scribam, ut sciatis quo die adventuri simus. Quod reliquum est, optima Jana, cura valetudinem tuam quam fieri potest optime. Saepe de Te tuisque non sine sollicitudine cogito, ne forte vobis aliquid desit. Sed dum denuo cogito quanta sint illa duo muliebria ingenia quibus rem domumque meam commiserim, rursus in hac spe acquiesco. Nil est quod praeterea scribam. Scripsi haec inter jentaculum hora 8, nam prima post meridiem Zwollanum currum conscendemus, et interea ambulabimus spectatum Daventriam. Saluta pullos nostros et Jacobam. Vale meque ama. Daventriae die Martis, 1 Septembris 1801.

Ego et comites Jacobam salutamus: illi etiam Te peculiariter.

Die Bibliothek eines im Jahre 1725 verstorbenen ehrenamtl. Beamten der polnischen Stadt Graudenz.

Von

Xaver Frölich.

Eins der Eckhäuser am Markte zu Graudenz und zwar dasjenige, welches jetzt zum Chomseschen Fideikommiss gehört, bewohnte im Ende des siebenzehnten und Anfange des achtzehnten Jahrhunderts der Kaufmann Heinrich Reimers, der in seiner Jugend gleich andern Söhnen bemittelter Eltern höhere Schulen besucht hatte, um dem Bildungsgange seiner Zeit zu entsprechen und sich für den Kommunaldienst seiner Vaterstadt zu befähigen. Wo, was und wie lange er studirte, ist nicht bekannt. Er kehrte aber demnächst nach Graudenz zurück, wurde Kaufmann daselbst und, wie die Archivalien ergeben, nach und nach als Mitglied der dritten Ordnung, Schöffe, Rathsverwandter, Richter, Bürgermeister, Senior der evangelischen Kirche und Stadtpräsident, wenn die Reihe an ihn kam und die Wahl auf ihn fiel, verwendet. Er setzte diese Thätigkeit bis zu seinem Tode im Jahre 1725 fort und starb als Mitglied des Raths. Der ihm beigelegte Titel eines Rathsältesten lässt auf hohes Lebensalter und auf Anerkennung und Werthschätzung schliessen, welche seine Mitbürger ihm zollten.

Frau Barbara Reimers, seine „Eheliebste" beabsichtigte den Wittwenstuhl zu verrücken. Aus diesem Grunde stand am 16. Oktober 1726 vor einem Mitgliede des Raths und dem Stadtnotar Termin zu richtiger Schicht und Theilung mit ihren sechs Kindern an. Die Wittwe bediente sich dabei, wie es das Gesetz vorschrieb, eines „kriegrischen" Vormundes [1]), den Kindern waren durch den Rath zwei Vormünder beigeordnet.

---

[1]) Siehe folgende Seite.

Das Theilungsgeschäft gelangte am 4. November 1726 zum Abschlusse, die Taxe aller Besitzthümer belief sich auf 25575 Fl. 17 Gr. und 3956 Fl. 4 Gr. „Schulden ins Gut“ [1]). An „Schulden aus dem Gute“ [1]) kamen 11037 Fl. 25 Gr. in Abrechnung. Das Vermögen war also nicht erheblich. Dagegen ergeben die in ganzer Vollständigkeit vorhandenen Nachlassverhandlungen eine gewisse Behäbigkeit der Einrichtung des Erblassers und ganz besonders erscheint das Verzeichniss der Bücher desselben beachtenswerth, welches in der ziemlich grossen Handschrift des Stadtnotars Georg Harnack eine Beilage von 11 Quartblättern füllt.

Wie alle seine Vorgänger im Stadtsekretariat war auch Harnack der lateinischen, deutschen und polnischen Sprache vollständig mächtig und in Rechtsgeschäften wohlerfahren. Das Graudenzer Stadtarchiv ergiebt, dass er Studiosus beider Rechte gewesen war, im Jahre 1700 zunächst eine Anstellung als Rektor der städtischen Schule, sodann aber auf seinen Wunsch die inzwischen zur Erledigung gekommene Stellung des Stadtnotars erhalten hatte.

In dieser Eigenschaft fertigte er den in Rede stehenden Katalog, freilich zunächst ohne andre Unterscheidungen als nach der Grösse der Bücher, im Uebrigen aber als Fachmann, indem er die Angaben der Büchertitel über ihren Inhalt möglichst bestimmt, in vielen Fällen den Druckort und das Jahr des Erscheinens, in einzelnen sogar die Offizin aufnahm, aus welcher die Bücher hervorgegangen.

Ohne nennenswerthe Hülfsmittel ist es möglich gewesen, die Bücher, welche Reimers hinterliess, nach Materien zu ordnen und weil die erste Frucht dieser Thätigkeit — mögen immerhin dabei Irrthümer vorgekommen sein, — die klare Erkenntniss war, dass eine solche Büchersammlung nicht das Resultat des Zufalls gewesen sein kann, dass sie vielmehr planmässig angelegt war, konnte der Einsender es sich nicht versagen, daraus Schlüsse auf den Umfang und den Grad der Bildung ihres Besitzers zu ziehen, welche ganz durch sich selbst zu Vergleichen mit den Verhältnissen der Gegenwart anregten.

---

[1]) Wir heutigen Deutschen würden Litiskurator statt „kriegrischer Vormund“, Activa statt „Schulden ins Gut“ und Passiva statt „Schulden aus dem Gute“ beinahe besser verstehen.

Reimers besass nämlich die nachstehend verzeichneten Bücher:

I. Naturrecht. Hugo Grotius[2]) de jure belli et pacis. Amstelodami 1632. 3 vol. 8.[3]) Hugonis Grotii epistolae ad Israelem Jaeschke. 12. Epistolae quorundam virorum ex Musaeo Jaschkiano. Danzig. 12. Ziegleri et Boecleri ad Grotium notae. Wittemberg. 1666. 8. Sam. de Puffendorf jus feciale[4]) divinum vel consensu et dissensu protestantium. Lubecae 1695. 8. Samuel von Puffendorf Natur- und Völkerrecht nebst Anmerkungen. 8 Bücher. Frankf. a. M. 1711. 4.

II. Staatsrecht. Anton. Peretzi jus publicum. Amstelod. 1657. 12. Ulrici de Hutten[5]) dialogus de aula. 12. Rudgeri Ruland tractatus de commissariis et commissionibus camerae Imperialis. Frankof. 1604. Fol. Apologia pro juramento fidelitatis[6]) Londini. 1609. 12. Zepollae tract. de servitutibus. Col. Agr. 1616. 8. Antonii Peregrini de juribus et privilegiis fisci libr. 8. Montis Belgardi 1619. 8. Antimachiavellus oder Regentenkunst und Fürstenspiegel.[7]) Strassburg 1624. 8. Schleidani de quatuor summis imperiis libr. 3. 12. Joh. Matthiae tractatus de contributionibus. 1632. 4. Friederici de Marselaer legatus. libr. 2. Amstelod. 1644. 12. Legatus Caroli Paschalii. Amstelod. 1645. 12. Der ehrliebende Hofmann. 1648. 12. Theodori Spergeri bonus princeps. 1652. 12. Rechtsansprüche und Staats-Grundregeln hoher Potentaten nebst Discoursen des Herrn von Rohan. 1668. 12. Ahasveri Fritschii princeps et aulicus peccans. 12. Der tapfere und christliche Hoffmann. 1688. 12.

III. Römisches Recht. Dyonisii Gotofredi Corpus Juris Civilis. 1594. Fol. Antonii Gometii commentarius resolutionum jur. civilis. 1597 Frankf. Fol. Schneidewini comment. in institutiones Justiniani. Strassburg 1586. Fol. Synopsis institutionum imperialium G. Schultzii 1630. 12. Antonii Peretchi institutiones imperiales. Amstelod. 1647. 12.

---

[2]) geb. 1583, † 1645, gewandter Staatsmann, ausgezeichneter Gelehrter. [3]) Die Grösse der Bücher wird durch Fol., 4., 8. und 12. bezeichnet werden. [4]) fetiales ein Kollegium von Bundespriestern, dem die Aufrechterhaltung des Völkerrechts übertragen war. [5]) 1488—1523. Laune, Satyre, Energie und Freimuth werden auch dieses Gespräch über den Hof diktirt haben. [6]) Vertheidigung des Eides der Treue. [7]) Machiavell lehrte, dass der Despotismus durch die scheusslichsten Gewaltthätigkeiten dauernd begründet werden könne.

Commentarius Hoppii in institutiones Justiniani una cum praecognitis jurisprudentiae. Gedani 1693. Fol. Zasii in institutiones de actionibus enarratio. 8. Treutleri selectarum disputationum ad Pandectas vol. 2. Fol. Reinhardi Echtii notae ad disputationes Treutleri. vol 2. Fol. Echtii notae ad vol. posterius disputat. Treutleri. Fol. Commentaria in digesta Bartoli a Saxoferrato 2 vol. Fol. Matthiae Wesembecii comment. juris civilis et in codicem Justiniani. Lugduni 1597 8. Joh. Brunnemanni memoriale legum codicis. ed. III. Frankof. a. O. 1683. 12. Joh. Brunnemanni repititiones Wesembecii ed. IV. 2 vol. Fol. Franzisci Modii repertorium sententiarum etc. ex Corp. Jur. Frankof. 1587 2 vol. Fol. Vultejii jurisprudentiae Romanae lib. 2. ed. II. 1597. 8. Philippi Matthaei commentarius de diversis regulis juris antiqui. Marburg 1615. 8.

IV. Gem. Deutsches Recht. Cristoph Zobels Sachsenspiegel. Leipzig 1569. Fol.

V. Rechtssprüche. Nicol. Boerii decisiones aureae. Lugduni 1557 2 vol. Fol. Ernesti Gothmann Lemgi responsa juris. Frankof. 1597. Fol. Petr. Wesembecii et Joh. Borcholt. consilia. Frankof. 1607. Fol. Antonii Tessauri et Franz. Milanensis decisiones et Nic. Everhardi consilia juridica. 1608. Fol. Opus controversiarum Andreae Fachinaei 4 vol. Lugduni 1609. Fol. Berlichii decisiones aureae. 1625. 4. Caspari Ktocki Icti consiliorum 3 vol. Frankof. 1649. Fol. Carpzovii[8]) definitiones forenses. Leipzig und Frankf. 1684. Fol. Benedicti Carpzovii et Matth. Coleri decisiones. Fol. Carpzovii decisionum Saxonicarum vol. 3. Fol. Davidis Mevii decisiones juridicae et repertorium secundum Joh. a Rissel. Frankof. 1698. Fol. Praejudicatorum variorum 3 Bde Manuskript.

VI. Besondere Provinzial- und Stadtrechte. Dresslers Anhaltische Landesordnung. 1572. 4. Preussisches Landrecht 1620. Fol. Herzogl. Preuss. Land- und Taxordnung. Fol. Dav. Maevii commentarii in jus Lubecense.[9]) Lipsiae part. 4. 1642. 4. Speculum Saxonicum et Magdeburgicum [10]) et jus culmense polonic. Warszawiae 1650. Fol.

---

[8]) geb. 1595 † 1666 als Sächs. Geh.-Rath.

[9]) Lübisches Recht galt in Elbing, Braunsberg, Frauenburg u. a. Städten.

[10]) Unter den Deutschen, welche Thorn und Culm gründeten, sind aller Wahrscheinlichkeit nach die meisten und vornehmsten aus solchen Gegenden des deutschen

VII. Polnisches Recht etc. varia Privilegia Poloniae. 1576. 4. Pauli Szerbitz promptuarium [11]) statutorum Poloniae et statuta regni Poloniae Herburt de Fulstin. Brunsbergae 1615 Fol. Reinholdi Curiken commentarius de privilegiis. Dantisci. 1652. 12. Regni Poloniae jus publicum Nicol. Chwalkowski. 1677. 12. Artykuly Sądow Marszałkowskich Warsaviae. Fol. Mercurius Polonicus. Lechiopoli. 12. Alexander Schwerdtners Pohlnische Sendschreiben 1692. 8. Petri Ambrosii Lehmans censura candidatorum sceptri Polon. 12.

Juris culmensis Mscr. 1576. 4. Jus culmense cum annotationibus deutsch und lat. Fol.

VIII. Canonisches Recht. Corpus Juris Canonici. 1650. Fol. Brunnemanni tractatus de jure ecclesiastico posthumus et ejus praelectiones ad regulas juris canonici publicae. Fol. Joh. Schiltderi institutiones juris canonici. 8. Collegium universi juris canonici Ludovici Engel. 1700. Fol. Ejusd. tractatio de privilegiis monasteriorum. Salisburgi. 1700. Fol.

IX. Grenze zwischen Kirchen- und Staatsrecht. Reinkingii tract. de regimine seculari et ecclesiastico. ed. II. Basileae 1622. 8. Joh. Schleidani de statu religionis ac reipublicae commentariorum libr. 26. Argentorati. 4.

X. Abhandlungen zum Kirchenrecht und zur Kirchengeschichte. Gentilesti examen concilii Tridentini. Genevae 1586. 8. Concilii Tridentini opposita gravamina principum protestantium. ed. II. 1597 8. Rudolphi Hospiniani de origine et processu monachatus (cum figuris) 1588. Fol. De jure sacrato circa religionem. Fol. Concordata nationis Germanicae cum notis Schiltderi. 1609. 8. Franzisci Zippaei jus pontificum novum. Col. 1624. 8. Hildebrandi libelli de haereticis et Conciliis 4. Franzisci Duarreni de sacris ecclesiae ministeriis ac beneficiis. libr. 8. 8. Mysterium iniquitatis seu historia papatus Mornaei ed. II. 1612. 8. Eusebii, Socratis, Theodoreti, Sozomeni, Evagrii Historiae ecclesiasticae Col. Agr. 1612. Fol. Laurentii Vallensis de falso creditu et ementita

---

Reichs gewesen, wo man sich sächsischen Rechts bediente. Die alte Culmer Handfeste gestattet den Unterthanen den Gebrauch des Magdeburgischen Rechts mit der Massgabe, dass die Gerichte nur auf die Hälfte der dort vorgeschriebenen Strafen erkennen durften. [11]) Vorrathskammer.

Constantini donatione declamatio 1649. 12. Gartzens Puritanischer Glaubens- und Regiments-Spiegel. 1650. 12. Joh. Ernesti Schmieden de jubilaeo Romano. Amstelod. 1654. 12. Laurentii Banck de tyrannide Papae in reges et principes christianos diascepsis. 12. Joh. Micrelii syntagma historiarum ecclesiae omnium 1660. 8. Hartknochs Preuss. Kirchenhistorie. 1686. Fol. Jesuitarum haeresis detecta. 12. Neuentlarvtes Rom. J. W. D. L. 1672. 12. Compendium historiae ecclesiasticae. 1689. 8. Dr. Löschers des Römischen Regiments Historie. Leipzig 1705. 4. Unschuldige Nachrichten von alten und neuen theolog. Sachen. 1703—1710. 8. Bulla Clementis XI [12]) super suppressione ordinum religiosorum 12. Der römische Stuhl und Wahl und Lebensgeschichte der Päpste. 1715. 8.

XI. Ehe- und Erbrecht. Joh. Nevitzani sylvae nuptiales libr. 6. Venetiis 1570. 8. Caspar Schützen Bericht von Erbfällen. Mskr. Danzig 1576. Fol. Mentzeri tractatus de conjugio. Wittemberg 1612. 8. Canisii posthuma de sponsalibus et matrimonio. Ingolstadii. 1613. 8. Kormannus Henr. de virginitate virginum statu et jure. 12. Beust de jure connubiorum. 4. Kormannus Henr. linea amoris. Frankof. 1690. 12. P. Thomae Sanches compendium totius tractatus de s. matrimonii sacramento. 1624. 12. Reinking de retractu consanguinitatis. 4.

XII. Lehnrecht. Zasii epitome feudalis Lugduni 1556. 8. Gadaei disputationes feudales. Fol.

XIII. Peinl. Recht und Verfahren. Benedict. Carpzovii [8]) practica criminalis. 1604. 4. Joh. Emerici a Rosbach processus civilis et criminalis. Frankof. 1613. 8. Jodoci Damhuderii practica rerum criminalium. Herbipoli 1641. 8. Brunnemanni processus criminalis inquisitorius 4. Zangerus de exceptionibus, de torturis reorum. 4. Joh. Henr. Pottii de poena conatus. Frankof. 1697. 4. Malleorum maleficarum [13]) partes duo Frankof. 1582. 8. Processus contra sagas. 4.

---

[12]) Die Bulle unigenitus gegen den Jansenismus u. s. w. vom J. 1713.

[13]) Der Hexenhammer, von den Predigermönchen Heinrich Kraemer und Jacob Sprenger Ausgangs des 15. Jahrhunderts verfasst, bewies die Existenz der Zauberer und des Teufelsdienstes unter Angabe des Schutzes gegen die Wirkungen derselben und behandelte das prozessualische Verfahren bei Hexenprozessen.

XIV. Handelsrecht. Brunnemanni processus concursus creditorum cum notis Strykii. 4. Hunnii de pactis. Giessae Hassorum, 1616. 12. Casp. Mantzii patrocinium debitorum pauperatorum. Nürnberg 1640. 8. Prittleri dissertatio de foederibus. Fol. Brunnemanni tractatus de cessione actionum et versuris. 4. Joach. Chemnitii de jure praelationis creditorum. 4. Diatriba de assecurationibus. 4. Mevius de levamine inopiae debitorum et de arrestis. 4. Jüdischer abgezogener Schlangenbalg. 4. Hilleri ausführliches Bedenken von der Juden Geldleyhen und Wuchern. Fol.

XV. Seerecht. Kuriken jus maritimum hanseaticum 4. Quaestiones illustres ad jus maritimum spectantes. 4.

XVI. Handwerksrecht etc. Beieri de processu mechanicarum causarum id. de opificibus palatinis, de collecta focaria et virgindemia. tom. 3. Fol. Adriani Beieri prudentiae juris opificiarii et tractatus de collegiis, prohibitionibus et convictis opificum 2 vol. Fol.

XVII. Kameralrecht. Ludovici de Hornigk tractatus de regali postarum jure. Wiennae 1649. 8.

XVIII. Kriegsrecht. Peter Paponis von Tratzberg Holländ. Kriegsrecht und Kriegskunst etc. Frankf. a. M. 1632. 4. Peter Paponis von Tratzberg Holländ. Kriegsrecht und Artikul-Brief 1644. 4. Maugenberti practica prudentiae politicae et militaris. Frankof. 1645. 12.

XIX. Adelsrecht. Josuae Nolden tractatio de jure nobilium Glissae sessorum. 1623. 8. Jus terrestre nobilitatis Prussiae. Gedani 1625. 4.

XX. Prozessordnungen in bürgerl. S. P. F. Mindani de processibus etc. notationes. 1590. 8. Chiliani König practica und Prozess der Gerichtsleute juxta usum Saxonicum. Leipzig. 1594. 4. Brunnemanni processus civilis. 4. Schwarzkopf differentiarum juris civilis et Saxonici 2 vol. 8. Petri Terminei Icti Lipsiae: Gerichtl. Prozess. 4. Friederici processus judiciarius et aliquot disputationes. Dresdae. 1655. 4.

XXI. Juristische Auslegungskunst, Rechtsregeln u. Abhandlungen. Dyni Moxellani comment. in regulas juris. 1552. 8. Joachimi Minsingeri a Frundek apotelesma juridicum. 1569. Fol. Aldendorpii actiones forenses, classes VII. Lugduni. 1577. 8. Loci argumentorum legales Nicol. Everhardi a Midelburgo. Frankof. 1587. 8. Andreae Gailii ob-

servationes jur. practicae. Col. Agr. 1595. 4. Philippus Decius de regulis juris. 8. Matthiae Berlichii conclusiones practicabiles. 1616. 4. Observationes practicae Leipzig und Krakau 1620. 4. C. Ph. Richteri centuria regularum juris. Fol.

Enchyridion Pomponii de origine juris cum animadversionibus Ruperti. 12. Aufrerii de recusatione judicis. 8. Montalbani de exceptionibus. 8. Hunnii de transactione. 1615. Giessae Hassorum 12. Informatio de exactione Spiringiana. 1637. 4. Sam. Strykii tract. de jure sensuum. Frankof. a. O. 1671. 4. Ahasveri Fritschii diversi tractatus. 4. Miscellanea varia disputationum et curiosarum rerum. 4. Gedruckte Miscellanea. Fol. Tractatus de remissionibus Severolli et Verginii de bocatiis 8. Tractatus de protestationibus Rogerii Martini etc. de agusellis 8. Myleri ab Ehrenbach hyparchologia et Nicol. Beckmanni doctrina juris. 1678. 4. Joachimi Minsingeri a Frundek singularium observationum centuriae VI. Fol. Manzii interpretatio legis Anastasianae Fol.

XXII. Klassische Literatur. Cicero de oratore et Melanchtonis Ethica 1582. 8. Tullii Ciceronis orationes 1639. 8. Ciceronis epistolae 1639. 8. Epistolae Ciceronis Sturmii 1703. Jul. Caesar emendatus Jos. Scaligeri [14]) ex officina Elzeviriana. [15]) Lugduni Battav. 1635. 12. Titi Livii Patavini Decas 1. libr. 10. 1548. 12. Horatius Flaccus. 1594. 8. Senecae Tragoediae ex off. Plantiniana [16]) 1601. 12. L. Annaei Senecae opera omina philosoph. et rhetorica. Amstelod. 1633. 12. Curtius Rufus de Alexandro magno omn. libr. Jenae 1658. 12. Junii Juvenalis et Persii satyrae cum annotationibns Farnabaei. Amstelod. 1662. 12. C. Plinii Caecilii secundi epistolarum libr. 10 cum notis Aug. Buchneri 1644. 8. C. Suetonius Tranquillus et commentarius in

---

[14]) Scaliger geb. 1540, † 1609 als Kommentator voller Subtilitäten. Selbstredend wird die Lektüre von Klassikern, welche mit Kommentaren versehen sind, ansprechender und zugänglicher für deren Besitzer.

[15]) Begründer des Rufes, dessen sich die Elzevirausgaben erfreuten, wurden Bonaventura, Isaac und Abraham E. seit 1625. Man rühmte diesen Elzevirausgaben besondre Reinheit und Zierlichkeit des Drucks und Korrektheit des Textes nach, die kleineren Formate wurden besondre Liebhaberei und theuer bezahlt. [16]) Plantin geb. 1514, seit 1555 Buchdrucker in Antwerpen, starb 1589. Die Werke seiner Offizin zeichneten sich durch Korrektheit und typographische Schönheit ebenfalls rühmlich aus.

eum. Lugd. Battav. 1651. 8. Cornelii Taciti opera omnia. Lugd. Batt. 12. Christoph Forstneri notae politicae ad Corn. Tacitum. Argentorati 1628. 8. A. Gellii noctes atticae. 1616. 8. L. Apuleji opera omnia. Lutet. Parisiorum. 1601. 12. Der deutsche Florus 1643. 12. Herodoti Halicarnassae historiarum. libr. 9. 1639. 8. Thucydides de bello Peloponnesiaco. Tubingae. 1596. 8. Opera omnia Platonis. Lugduni 1557. Fol. Sortitus animarum Platonis 1692. 12. Dyonysii Halicarnassaei scripta historica et rhetorica omnia Hanoviae. 1615. 8. Epicteti Enchiridion et tabula Zebetis graece et latine. 12.

Petri Cumei Satyra menippea incastrata. 12. It. Juliani imperatoris Satyra 1632. Historiae Romanae ex offic. Plantin.[16]) 1615. 12. Imagines et vitae imperatorum Romanorum ex offic. Plantin. 12.

XXIII. Sprachenkunde. Pauli Frisii comparationum dialecticarum libr. 3. Frankof. 1590. 8. Henr. Agrippae[17]) de vanitate scientiarum. Colon. Agr. 1598. 12. Epitome adagiorum Roterodami[18]) et ejd. duo commentar. de duplici copia verborum ac rerum. 1599. 8. Joh. Ludovici vivis de disciplinis. libr. 12. Lugd. 1636. 12. Mureti[19]) orationes epistolae et poemata. Lipsiae 1672. 8. Georgii Morhoffii[20]) collegium epistolicum Lips. 1693. Seuboldi officina scholastica. 1669. 8. Joh. Geddei commentarius de verborum et rerum significatione 8. Henr. Cornelii Anchinoandri grammatica Italica. Basel 1665. 12. Welleri donatus graecus Thorunii 1691. 8. Lexicon graeco-latinum George Pasoris. 1639. 8. Rhenii grammatica latino-graeca. 8. Deutscher Sekretarius und mysterium steganographicum.[21]) 1656. 8. Joh. Riemers Standes Rhetorika 1685. 8. Gebhard Overheits deutsche Schreibkunst. Braunschweig 1677. 8. Andreae Westenfeld fons latinitatis. Lipsiae 1627. 8. Calvisii[22] thesaurus latinae linguae. 1653. 8. Lexicon sine titulo deutsch u. latein. Fol. Knappii thesaurus latino-polonicus. Fol. Pohlnisches Lexicon 8. Rotheri Schlüssel zur Pohln. und Deutschen

---

[17]) geb. 1486, † 1535 zu Grenoble, Schriftsteller, Arzt und Philosoph, grosse Talente mit Ruhmsucht und Geheimnisskrämerei vereinigend. [18]) Erasmus von Rotterdam. [19]) Marc Antoine † 1585, einer der vortrefflichsten lat. Stilisten seiner Zeit. [20]) Daniel Georg, † 1691, berühmter Literator. [21]) Geheimschrift in Chiffern. [22]) Seth geb. 1556 † 1617 als Kantor und war ein feuriger Forscher und wissenschaftlich hoch befähigter Mann.

Sprache. Danzig 1616. 8. Joh. Woyna kleiner Lustgarten zur poln. Sprache. 12. Peter Michaels richtiger Wegweiser zur Pohln. Sprache. Thorn. 12. Sigismundi Kotzer janua polonicae linguae. Danzig 1668. 8. Mowca Polski[23]) Kalisii. 1683. Fol. Rothers deutscher und polnischer Schlüssel Danzig 1687. 8. Schat Kamer ofte Konst der Stier Lieder p. Klaas de Vries. 1702. 8. Simonis Petersens Steuermannsschule (holländ.) Amsterdam. Fol. Franz. deutsch. Sprachbüchlein Nürnberg 1705. 8. Froshardus et Cominaeus Gallici Scriptores. Amsterd. 1656.

XXIV. Bibelkunde. Biblia sacra Lutheri part. 2. Wittenberg 1546. Fol. Theod. Bezae nov. test. graece et lat. 1604. 8. Biblia polonica 8. Biblia sacra Lucae Osiandri. Luneburg 1650. Fol. M. Martini Statii geistl. Schatzkammer. Danzig 1666. 12. D. Martini Möllers praxis evangeliorum oder Hauspostill. Frankf. 1706. 4. novum testamentum 1705. 8. Biblia sacra Deutsch Stargard 1707. 8.

XXV. Geschichte. Flavius Josephus v. Agesippus. Deutsche Geschichte Judaeas. Fol. Samoscius de Graecorum et Romanorum magistratibus 8. Petri Cumei de republica Hebraeorum. lib. 3. 12. Vita Basilidis M. D. Moscoviae. 1585. 8. Jac. Aug. Thuani 80 libr. historiarum superioris seculi. Frankof. 1614. 8. Boecleri historia quatuor primorum seculorum et alia curiosa miscellanea. Fol. Salom. Neugebaueri historia rerum Polonicarum. libr. 10. 1618. Fol. Joh. Baptistae rerum Venetarum libr. 4. Amstelod. 1644. 12. Alberti Wypik[!] Kujatowicz *[sic!]* historia Lithvana. 1650. 4. Engelländisches Memorial zum ewigen Gedächtniss[24]) Amsterdam 1649. Königl. Vertheidigung Caroli I. Königs von Grossbrittanien[24]) 1650. 12. Philippi Caesii leo belgicus, religio medici 1650. Lugd. Bat. 12. Descriptio Poloniae Lugd. ex off. Elzeviriana[15]) 12. Sam. von Puffendorf Einleitung zur Historie 4 Th. 8. Marci Zuerii Boxhornii historia universalis sacra et profana. Frankof. 1675. 4. Zur Einleitung des medii aevi et alia miscellanea 4. Europäischer Thoroan 1676. 8. Responsio ordinum Germaniae inferioris ad propositionem Comitis de Schwartzberg 12. Historia tumultuum Belgicarum et arcana inquisitionis Hispaniae. 12.

---

[23]) Der polnische Redner.

[24]) König Carl war am 30. Januar 1649 hingerichtet.

Lidicii notitiae ducatus Prussiae. Wittemberg. 1677. 12. Aegidii Strauch breviarium chronologicum. ed. III. Danzig 1679. 12. Petri de Duesburg Chronicon Prussiae Frankof. 1679. 4. Staats- und Geschichts-Spiegel W. Z. U. B. 1673. 12. Historische Einleitung zum Krieg im Norden.[25]) 4. De vanitate consiliorum authoris S. L. Varsaviae. 12. Das verwirrte Europa. 3 Bde. 1677. Fol. Lebensbeschreibung Königs Casimiri von Polen. Nürnberg 1680. 12. Schurtzfleisch epitomes historicae a Schleidano coeptae. Frankof. 1683. 12. Templum pacis et paciscentium und Puffendorfs Anhang der continuirten Einleitung zur Historie. Frankof. 1688. 8. Hartknoch de rebus Prussicis dissertationes. 4. Hartknoch alt und neu Preussen. Frankf. und Leipzig 1684. Fol. Everhardi Hapelii fortuna Britannica. Hamburg 1689. 4. Frankreichs Geist. Cöln 1689. 12. Leben der Königin Christine.[26]) Christoph Hartknoch de republica Polonica 2 Th. Leipzig 1698. 8. Das jetzt herrschende Europa. 12. Joh. Baptist Colberts[27]) politisches Testament 1694. 12. Polnisches Staatsprotokoll it. franz. u. türkische Brüderschaft. 1698. 4. Die oft veränderte Regierung im Königreich Napolis nach den Kaisern bis 1702. Nürnberg 12. Histor. Kern-Chronik 1698—1700, 1688—1697, desgl. 1697—1705. 8. Beschreibung Carl XII.[28]) Königs in Schweden 8 Theile in 5 Bänden. 12. Entwurf von Deutschland (?) 12. Memoria gloriosa des Hauses Oesterreich. 1705. 12. Der Mayländische Feldzug nebst dem Leben Prinz Eugenii von Savoyen.[29]) Frankf. 12. Leben und Thaten des Duc de Marlberoug[30]) Frankf. 1706. 12. Steigen und Fall Ludwig XIV.[31]) reg. Gall. Part. 2. 1709. 8. Entwurf des Königreichs Frankreich. 12. Historia tragica de furoribus Gallicis. 12. Petri Alexewitsch[32]) Moskow. Czaars Leben und Thaten. 2 Th. 1710. 8. Spanischer Successionskrieg Carl III.[33])

---

[25]) Carl XII. Kampf gegen Russland etc.

[26]) † 19. April 1689. [27]) franz. Finanzminister † 1683. [28]) † 30. Novbr. 1715. [29]) geb. 1663, † 1736. Das Buch erschien schon bei Lebzeiten. [30]) siegt mit Prinz Eugen am 13. August 1704 bei Hochstädt über die Franzosen. [31]) geb. 5. September 1638, † 1. Septbr. 1715. Auch dieses Buch erschien, als Ludw. XIV. noch lebte. [32]) geb. 1672. Friede zwischen Polen und Schweden bei Altranstädt 24. September 1706, die Schweden wurden von Peter dem Grossen am 8. Juli 1709 bei Pultawa geschlagen und vernichtet. [33]) 1702—1713.

1710. 8. Caspar Blankhardts historischer Lustgarten. Nürnberg 1711. 12. M. Benj. Hederichs Anleitung zu den fürnehmsten histor. Wissenschaften. Wittemberg 1711. 8. Das verwirrte Polen 1711. Melissantes jetzt lebendes Europa. 1715. 8.

XXVI. Politik etc. Euzingeri thesaurus principum in Europa viventium. Col. Agr. 1590. 8. Lipsii [34]) Politicae libr. 6. Antwerpen 1610. 4. Justi Lipsii monita et exempla politica. libr. 2. 12. Arnisaeus de republica. Frankof. 2 vol. 1615. 4. Schönborneri politicorum libr. 7. ed. III. Lips. 1619. 8. Effata regum Poloniae ed. Chwalkowski 4. Ratio status oder Politische Gesichter. 1675. 4. Mathiae Dobrackiego wydworny polytyk [35]) Danzig 1672. 8. Wymowny [36]) Polytyk Thorn 8. Caroli Scharschmidii disquisitiones de republica, monstrosa defensio. Londini. 1679. 12. Puffendorfii politica inculpata. 12. Homo politicus hujus seculi. 12. Compendiosa deductio illustrium quarundam in Europa gliscentium praetensionum J. T. S. P. 12. Scriptum apologetico-politicum de podagra Slegelii. 1687. 12. Der veränderliche Staatsmantel. 1690. 12. Curiöses Etats Cabinetchen. 1690. 12.

XXVII. Geographie. Petri Bertii breviarium totius orbis terrarum. 12. Cluverii introductiones in universam Geographiam libr. 6. 12. Orbis pictus 8. Barthol. Keckermanni systhema geographicum. libr. 2. Hannov. 1612. 8. P. Bertii tabularum Geographicarum. libr. 7. Amstelod. 1616. 8. Thomae Schmidt descriptiones Daniae, Norwegiae, Angliae. 1629. 12. Beschreibung der Königreiche Dänemark und Norwegen 1648. 8. Beschreibung des Königreichs Frankreich. Frankf. 1690. 12. Martin Zeulers getreuer Reisegefährte. 1653. 12. Friedr. Hesslers kurzer Bericht aus allen 4 Theilen der Welt. Lübeck 1688. 12. Fröbens *[sic!]* orientalische Reise nebst 5 Disputationen. 1694. Fol. Reise durch Spanien, beschrieben von der Gräfin d'Aunoy. Leipzig 1695. 12. Antonii Sepp et Antonii Boemus Reisebeschr. von Paracarrien. Nürnberg 1697. 12. Joh. Hübners geographische Frage. 1704. 12. Geographische Beschreibung des Königreichs Schweden 2 Th. Frankf. 1708. 8. Beschreibung St. Petersburgs. 8. Kurze Beschreibung von Moskovien. 1711. 12.

---

[34]) Justus Lipsius Philolog und Kritiker 1547—1606. [35]) Der überhöfliche P. [36]) Der beredte P.

XXVIII. Philosophisches und Miscellanea. Boberti Maranthae speculum aureum. Venetiis 1556. Fol. De affectibus movendis Aristotelis explanata doctrina Chystraei. Herbornae 1586. 8. Didaci Covaravii opera omnia. Frankof. 1608. Jacobi Pontorii atticae bellariae partes duo. 1617. 8. Caspari Barthii nemoralium lib. 4. Hannov. 1625. 8 Matthaei Timpii conviviorum pulpamenta et condimenta suavissima 2 vol. 1622. 12. Galathaeus de moribus Nathan Chytraei. Frankof. 1637. 8. Statera Renati Werdeji. Lugduni 1644. 12. Joh. Scharfii manuale logicum. Wittemberg. 1652. 12. Aug. Buchneri epistolae. Dresden 1679. 8. Collectio monumentorum per Thimaretem. 1684. 8. Erasmi Grillandi der trunkene Träumer. 1684. 12. Des Abts von Vallemonte Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst. Budischin 1714. 8.

XXIX. Physik etc. Polidori Vergilii eigentl. Bericht der Erfinder aller Dinge Frankf. a. M. 8. Synopsis physica Sperlingii ed. ult. Wittemberg 1689. 12. Caspari Schott magia universalis optica. 4. Cheirosophia concentrata Henrici Ludz. 12. Andreas Dluschken Rechenkunst. Danzig 1703. 8.

XXX. Belehrung über wirthschaftliche Angelegenheiten. Hausbuch vom Rindvieh. 8. Weidemanns neues Transchierbüchlein. 8. Wohlbestellter Gartenbau. A. D. J. Leipzig 1705. 8. Christian Wisen's kluger Hofmeister Leipzig 1705. 12. Bepflügel Werk von Fischereyen. Nürnberg 1710. 8.

XXXI. Erbauungsbücher und deutsche Dichtungen etc. J. Krügers Uebung der Gottseligkeit. 1595. 8. D. L. Baylii Uebung der Gottseligkeit. Danzig 1634. 8. Danielis Dikens nosce te ipsum oder Geheimniss des Selbstbetrugs. Danzig 1643. 8. Joh. Arend's [37]) wahres Christenthumb. 8. Desselben Paradisgärtlein (mit Silber beschlagen.) 12. Thomae a Kempis de imitatione Christi libr. 4. 12. Joh. Gerhardi meditationes sacrae. 1636. 12. Timothaei Pohli lustiger Schauplatz. 1639. 12. Johann Rist [38]) himmlische Lieder. Lüneburg 1648. 8. Casii

---

[37]) geb. 1555 † 1621, seine Erbauungsbücher wurden in alle europäische Sprachen übersetzt und haben den Gemüthern ihrer Leser während der Drangsale des 30jährigen Krieges eine Quelle innigen Trostes eröffnet. [38]) geb. 8. März 1607 zu Ottensen, von seinen Zeitgenossen sehr hoch geachtet.

poetischer Helikon. Lüneburg. 1648. 8. Congels *[sic!]* [39]) deutsche Poemata. 8. Lüneburgisches Gesangbuch. 8. Deutsche scharfsinnige kluge Sprüche Jul. Wilh. Zingräfen. [40]) Amsterd. 1653. 12. Relationes Bokalini aus dem Parnasso. Frankf. 1655. Fol. Martin Geyers Postill Zeit und Ewigkeit. Leipzig 1673. 4. Labyrynt Swiata y dom pociechy [41]) Danzig 1695. 8. Pater Abraham a Sta. Clara Etwass für Alle. Würtzburg. 1699. 8. C. Beeren neueröffnete Trauerbühne 3 Th. 1709. 8. Das Buch Jesus Syrach mit Kupferstichen Kolbens. Augsburg 1710. 8. Preuss. Davidsharfe oder kleines Gesangbuch. Königsberg 12. Polnisches Gesangbuch. Thorn 12.

Von den vorbezeichneten Werken ist bei 190 der Vermerk des Druckorts oder der Jahreszahl nicht gemacht, von den übrigen waren Drucke: aus Amsterdam 17, den Jahren 1601, 1615 (2), 1616, 1630, 1632, 1633, 1644 (2), 1645, 1647, 1649, 1653, 1654, 1656, 1657, 1662, aus Antwerpen 3, den Jahren 1601, 1610 u. 1615, aus Augsburg 1, dem Jahre 1710, aus Braunsberg 1, dem Jahre 1615, aus Montis Belgardi (?) 1, dem Jahre 1619, aus Basel 2, den Jahren 1622 und 1665, aus Braunschweig 1, dem Jahre 1677, aus Budischin 1, dem Jahre 1714, aus Cöln 7, den Jahren 1590, 1595, 1598, 1612, 1616, 1624 u. 1689, aus Danzig 14, den Jahren 1616, 1625 (2), 1634, 1652, 1666, 1668, 1672, 1679, 1687 (2), 1693, 1695, 1703, aus Dresden 2, den Jahren 1655 und 1679, aus Frankf. a. O. 2, den Jahren 1671 u. 1683, aus Frankfurt a. M. 31, den Jahren 1582, 1587 (2), 1590, 1597 (2), 1604, 1607, 1608, 1613—1615, 1620, 1632, 1637, 1645, 1649, 1655, 1675, 1679, 1683, 1688, 1690 (2), 1697, 1698, 1706 (3), 1708, 1711, aus Genf 1, dem Jahre 1586, aus Giessen 2, den Jahren 1615, 1616, aus Herborn 1, dem Jahre 1586, aus Hannover 3, den Jahren 1612, 1615, 1625, aus Hamburg 1, dem Jahre 1689, aus Ingolstadt 1, dem Jahre 1613, aus Jena 2, den Jahren 1658 u. 1699, aus Königsberg 1, dem Jahre 1637, aus Kalisch 1, dem Jahre 1683, aus Leyden 14, den Jahren 1548, 1556, 1557 (2), 1577, 1597, 1609 (2),

[39]) Michael, zu Kreuzburg in Ostpr. geb. 1646 als Bürgermeister zu Kneiphof Königsberg, † 1. Novbr. 1710, Mitglied des Pegnitzer Blumenordens. [40]) geb. 1591, † 1635. [41]) Irrgarten der Welt und Haus der Freude.

1630, 1635 (2), 1644, 1650, 1651, aus Leipzig 17, den Jahren 1569, 1594, 1619, 1620, 1627 (2), 1642, 1672, 1673, 1684 (2), 1693, 1695, 1698 u. 1703 (3), aus London 2, den Jahren 1609 u. 1679, aus Lüneburg 3, den Jahren 1648, 1650, 1655, aus Lechiopoli (?) 1, dem Jahre 1683, aus Lübeck 2, den Jahren 1688 u. 1695, aus Marburg 1, dem Jahre 1615, aus Moskau 1, dem Jahre 1585, aus Nürnberg 7, den Jahren 1640, 1680, 1697, 1702, 1705, 1710 und 1711, aus Paris 1, dem Jahre 1601, aus Straszburg (Argentorati) 4, den Jahren 1586, 1624, 1628, 1650, aus Salzburg 1, dem Jahre 1700, aus Stargard 1, dem Jahre 1707, aus Thorn 4, den Jahren 1691 und 1696 (3), aus Tübingen 1, dem Jahre 1596, aus Venedig 2, den Jahren 1556, 1570, aus Wittenberg 7, den Jahren 1546, 1612, 1652, 1666, 1677, 1689, 1711, aus Wien 1, dem Jahre 1649, aus Warschau 3, den Jahren 1650 und 1683 (2), aus Würzburg (Herbipoli) 2, den Jahren 1641 und 1699 angehörig.

Es ist geschichtlich nachgewiesen, dass die Bewohner von Graudenz auch unter polnischer Herrschaft Deutsche blieben. Sie hatten dies ihrem Sinn für Ordnung, Recht und Sitte, dem Aufgehen in der städtischen Gemeinschaft, unermüdlichem Fleisse, geistiger Regsamkeit und dem Kultus der Wissenschaft zu danken, wodurch es ihnen möglich wurde, allen Angriffen gegen altes Recht und hergebrachte Gewohnheit siegreich zu widerstehen und alle Opfer, zu denen sie mittelbar oder unmittelbar veranlasst wurden, mit Gleichmuth zu tragen.

Die Verfassung der Stadt war die einer freien Reichsstadt Deutschlands bis die Wiedervereinigung von Ost- und Westpreussen im Jahre 1772 der Selbstverwaltung ein Ende machte. Berufsbeamte gab es bis dahin — die Geistlichen und Schulmänner, den Notar und die Dienerschaft ausgenommen, — keine bei der städtischen Verwaltung. Rath, Schöffen und Gemeindevertreter verfassten bindende Satzungen, jährlich wurden die Mitglieder des Raths, der Stadtpräsident, dessen Stellvertreter und der Schultheiss (Richter) frei gewählt. Nur in Betreff des letztern war die Bestätigung des Starosten einzuholen. Richter und Schöffen aber erkannten über Vermögen, Leib und Leben der Stadtbewohner. Die Aemter eines Stadtpräsidenten, Bürgermeisters, Raths-

mitgliedes, Richters und Schöffen erforderten demgemäss eingehende Fachkenntnisse, auch kamen Vertreter der Stadt beim Landtage der Provinz zur Geltung, welche ebenfalls nach ihren eigenen Gesetzen regiert werden sollte.

Nachdem es Polens Herrschern gelungen war, die Preussischen Landes-Privilegien als todte Buchstaben zu behandeln, gingen aus dem Bestreben, den Königl. Kassen immer neuen Zufluss zu verschaffen, zahlreiche Ausladungen vor den Reichstag und vor die Reichs- und Hofgerichte hervor, woselbst maszlosen Winkelzügen zu begegnen war. Die Ladungen wurden in lateinischer Sprache erlassen, die Verhandlungen in derselben Sprache geführt und auch die Entscheidungen in ihr gefällt. Zu der Kontroverse in Rechtsangelegenheiten gesellten sich die Streithändel in religiösen Dingen. Der Protestantismus, dessen ganzes Wesen sich auf wissenschaftlicher Grundlage und dem geistigen Zusammenhange mit dem Mutterlande Deutschland aufbaute, erlitt vielfache Anfeindungen Seitens der Staatskirche und ihrer Synodalgerichte und gerieth unter sich in die bittersten Kämpfe hinsichtlich irgend einer Lehre und Auslegung.

Um in allen diesen Angelegenheiten gerüstet zu sein, war gründliche Belehrung in den Rechtswissenschaften, in der lateinischen, deutschen und polnischen Sprache und in den Glaubensgrundsätzen nothwendig. Es schien nicht angemessen, den Stadtnotar als Vertreter nach Warschau, Krakau, Lublin oder in den Landtag zu schicken, ebensowenig erschien es für die Verhältnisse der Stadt passend, dass der dem Stadtnotar vorgesetzte Rath in Erkenntniss und Wissen diesem Berufsbeamten nachstand.

Die Söhne der Stadt mussten deshalb ihre Ausbildung auf den Schulen, vornämlich in Deutschland beginnen und die meisten derselben brachten eine gediegene klassische Bildung in das bürgerliche Leben mit.

Die Vorliebe für die lateinische Sprache, in welcher die wichtigsten Geistesprodukte ihren Ausdruck fanden, gewann noch an Aufschwung, als die Jesuiten mit den von ihnen begründeten Schulen der darniederliegenden Bildung ihrer kirchlichen Angehörigen und der polnischen Bevölkerung überhaupt aufzuhelfen bemüht waren und dadurch die la-

teinische Sprache zu einer Art Umgangssprache des gewöhnlichen polnischen Volks machten.[42])

Allen diesen Ursachen zusammen ist die Entstehung der Reimersschen Büchersammlung zuzuschreiben.

Ein Kaufmann war es, der im Laufe der Zeit eine methodisch geordnete Bibliothek erwarb, welche alles für den Juristen Wissenswerthe gleichmässig umfasste. Er scheute keine Opfer, um seinen Sammelfleiss zu befriedigen und die Nachtheile zu beseitigen, welche der Mangel einer derartigen Bibliothek seinem Wohnorte etwa hätte bereiten können.

Der Sammler begann auf dem Gebiete klassischer Wissenschaften und der Rechtsgelehrsamkeit und endete als fertiger Gelehrter. Der letzte Hexenprozess wurde vor seiner Zeit im Jahre 1666 zu Graudenz geführt, nichts destoweniger erwarb Reimers seiner Belehrung wegen den Hexenhammer, ein Handbuch, dessen Autoren es zur Schande gereicht, dass sie das Unwesen der Hexenprozesse mit herbeigeführt haben. Wir sehen den Juristen sodann als eifrigen Forscher nach der Wahrheit in Glaubenssachen und, was noch seltener zusammentrifft, als gläubigen, am Gebete und an der Lektüre von Erbauungsschriften sich erfreuenden Christen. Alle Ereignisse der Geschichte seiner Zeit veranlassten ihn zum tiefern Eindringen in Ursache und Wirkung. Er hatte Musse und Lust übrig, sich an deutscher Dichtung zu erlaben, französische und holländische Lektüre zu treiben und Einblicke in die italienische Sprachlehre zu thun.

Die letzten Anschaffungen seiner Bibliothek sind diejenigen gewesen, welche im Jahre 1715 erschienen waren. 37 Werke gehören dem achtzehnten Jahrhunderte und sind, wie dies bei den Schwierigkeiten der Korrespondenz und des Bezuges nicht anders möglich war, erst längere Zeit nach ihrem Erscheinen bekannt und beziehbar geworden. Das französische Sprachbüchlein (1705), Puffendorfs Natur- und Völkerrecht (1711), von Vallemonts Merkwürdigkeiten der Natur

[42]) Dr. Connor ein engl. Arzt in Diensten Königs Johann III. erzählt, er habe einen Knecht gehabt, der nichts als lateinisch mit ihm geredet. Dess. Beschr. des Königr. Polen, 1700, S. 771.

und Kunst (1714), die bis zum Jahre 1715 erschienenen Nachrichten über Alles, was in Europa die Gemüther aufregte, sprechen eine beredte Sprache, weil sie, mit Friedrich dem Grossen zu reden, die Kinderklappern waren, an denen Reimers sich in seinem Alter erfreute.

Es waren also Freude an der Wissenschaft und Opferwilligkeit, Eifer und Lernbegierde des Fachmanns, der Wunsch nach Vervollkommnung und warmes Interesse für die Vaterstadt und das Beste ihrer Bewohner, welche zur Anschaffung der verzeichneten Bücher anregten und welche ihr Eigenthümer sein langes Leben hindurch bewiesen und bis zum Tode ununterbrochen wach erhalten hat.

Wer könnte darnach wohl daran zweifeln, dass Reimers ein hervorragendes und sehr tüchtiges Mitglied der städtischen Verwaltung gewesen ist, auf dessen Einsicht und Rath man sich verlassen konnte, der sich dem ihm anvertrauten Berufe freudig, voll und ganz hingab und der stolz darauf war, zur Abwehr von Unterdrückungen und zur Aufrechterhaltung freier Deutscher Gesinnung gediegne Kenntnisse und reiches Wissen einzusetzen.

Es erscheint wahrhaft kläglich, hieran die Frage zu knüpfen, welche materiellen Vortheile ihm aus dieser Thätigkeit erwachsen sind. Aber sie ist mit Rücksicht auf die materielle Zeitströmung der Gegenwart unabweisbar.

Zu Reimers Lebzeiten waren es absolute Nothwendigkeit und Kampf auf allen Gebieten, welche die Selbstverwaltung und die Selbsthülfe erheischten. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Reimers bei Erfüllung der ihm obliegenden Beamtenpflichten sein Geschäft als Kaufmann hintenansetzte und ein gutes Stück seines Vermögens zum Opfer brachte. Vortheile erwuchsen ihm jedenfalls keine. Zu seiner Zeit genügte es, die beste Kraft in öffentlicher Stellung einzusetzen, weil dies die Ehre erforderte. Niemand entzog sich der Mitarbeit für das Gemeinwohl. Den Satz, dass jeder Arbeiter seines Lohnes werth ist, kannte man damals nicht oder man wagte es wenigstens nicht, ihn anzuwenden. Es wird heute Viele geben, die hierfür kein Verständniss haben. Andrerseits würde die Warnehmung, dass vielen Literaten der Neuzeit der Sinn für wissenschaftliche Fortbildung abhanden kommt, dass die

Wissenschaft nach Brod geht und dem Erwerbe huldigt, für einen Mann wie Reimers durchaus unverständlich und unbegreiflich sein.

Neben derartigen Gegensätzen finden wir auch heute das Streben nach Selbstverwaltung. Dasselbe ist der um sich greifenden Entwickelung des staatlichen Gebiets, sowie der Aufgaben des Staates mit zwingender Nothwendigkeit gefolgt. Die Ministerien und Regierungskollegien unterlagen dem erdrückenden Detail der Verwaltung, die Staatsmaschine musste eines Theils ihrer Arbeit entlastet werden.

Die Staatsangehörigen haben sich zur Uebernahme von Ehrenamtsdiensten bereit gefunden, weil die Selbstverwaltung gewisse Gebiete der obrigkeitlichen, insbesondre der Polizei-Verwaltung vor politischen Schwankungen bewahren, an Stelle des Bureaukratismus die praktischen Erfahrungen des Lebens zur Anwendung bringen, die Zahl der Berufsbeamten vermindern und die Unpartheilichkeit der Verwaltung im Gegensatze zur Konzentrirung des Staatsbeamtenthums sichern soll. Zu den ehrenamtlichen Funktionen des Laienelements, welche die Kreis- und Provinzialordnung geschaffen, ist durch die neuere und neuste Gesetzgebung mancherlei Arbeitsmaterial hinzugefügt, so dass eine weitere Belastung kaum noch möglich erscheint, wiewohl auch sie vielleicht nicht ausbleiben wird. Die Staatsmaschine ist erleichtert, die Beamten der Centralstellen vermögen ihre Aufgaben wiederum mit Würde und Sorgfalt zu lösen. Eine Verminderung derselben hat die neue Einrichtung jedoch nicht zur Folge gehabt, und die Kosten der kommunalen Selbstverwaltung gewinnen in dem Masze an Umfang, als die Zahl der ehrenamtlichen Beamten sich vermindert, die es mit der völligen Hingabe an die Erfüllung ihrer Pflichten aufrichtig meinen.

Und so möchte es denn fast scheinen, als ob aus den Schlüssen, die von dem mitgetheilten Bücherverzeichnisse auf den Charakter ihres Besitzers gezogen wurden, auch etwas für die Ehrenbeamten der Neuzeit hervorgehen könnte, der Zuruf nämlich: Gehet hin und thut desgleichen! —

Ein litauisches mandat v. j. 1589.*)

Mitgetheilt von
Dr. Adalbert Bezzenberger.

Die litauische urkunde, welche ich hier mitteilen will, verdanke ich wieder der freundlichen teilnahme, welche herr staatsarchivar Philippi in Königsberg meinen litauischen studien schenkt; sie ist von ihm in dem geheimen archiv in Königsberg aufgefunden und mir in einer ausgezeichneten abschrift, welche herr dr. Philippi selbt dreimal collationirt hat, mitgeteilt worden. Sie ist ihrer form nach ein mandat; das erhaltene exemplar ist durch das untergedruckte secret des markgrafen bereits vollzogen, aber vermutlich als überzählig zurückbehalten worden. Der text ist quer über die eine seite eines bogens in klein folio und zwar mit schwabacher schrift gedruckt; er umfasst 20 zeilen und lautet:

Iſch Diewo malones | mēs Jurgis Fridriks | || *Marggrabas Brandenburge* | *Pruſuſu* | *Stetine Pomeranioie* | *Kaſſubu ir Slawoku* | || teipaieg | Sſchleſyoie Jegerdorffe Hercikis etc. Burggrabas Nůrnbergos | ir Hercikis Szemes Rugyos | wiſſiems ir || koßnam muſu Storaſtiems | bei Vriednikams | loſka ir wiſſa gera praneſchdami | důme ßinne: Kaczei mes iſch || muſu Pruſiſchkos kancleryos tikrai ßinnam | iog pirmai ſcha cziefa | ſtiprei ir bepalianbimo praſchantiemus krom || nikams tutetſchniems iſch wißu Miſtů ſchos muſu Hercekiſtes Pruſů | muſu mielas Ponas Dede bei Tiewas | Marggra || bas Elbrekts wireſnis Brandenbůrge | didei paſchlowintos atminties | kiek kartu | priſakens eſt | idant Schottams | kurie kit || tiems kromnikams tutetſchniems | ant didzios Iſkados | ir patrotos iu paelgiſtes | muſu Szemeie | apracz iowonais Jarmar || kieis | pabuteis ir pa-

---

*) Aus „Beiträge z. kunde d. ig. sprn." II. 118.

kiemeis landineti | vſakita turetu buti: Taeziau tikrai ßinnama ira | iog priſch tankei dûtus Priſakimus | || ir Szemes muſu Statutus | daugia Schattu wiſſur pabuteis kromnes rieczes neſchodami | landiney | ir teip ne tiktai kittiems || tutetſchniems kromnikams | dide iſkada dara | bet ir muſu nebagus padonus tulame prigaugaudiney ir wilioy | kaip anis delei tho || tulais daiktais priwedami ira. Todelei pareitis | mumus | kaip Szemes Kunnigaikſchezui | take iſkada | kuri tutetſchniems || kromnikams ir padanams muſu | per Schattus | wiſſus campus iſchlandineienczius | darama ira | ilgiaus ne nukenteti: Tûgi || norim ſchitû Priſakimu | wißus muſu Storaſtus | Burgamiſtrus | Sudzias | Waitus | ir kitus Vriednikus | Mieſtoſu ir kiemoſu || pirmump muſû Diewep eſſanczio Pono Dedes ir Tiewo iſchdûtniu Mandadumpi | ir potam nauioſp Ordinacioſp muſû Szemes | || nuraditi: malonei ir drutai priſakidami | idant ius pagal dabar minetu Mandatu | ir muſu Ordinacios | nûg ſcho czieſo elgtum || bities. Ir iei prieſch thus Schattai | graudinimo ſchito nadbodami tawora ſawa pabuteis neſchineti neliauſis | anus kaip par || eitis be ſuſſimilimo pakarotumbit | iemus Tawora atimdami ir ußlaikidami. O wienok ſchitû Mandatu Schattams Jar || markiei iowonieghi | netur ußdrauſti buti. Bet anis thus | kaip iſch ſenu dienu dare eſt | gal atlankiti. Tam ant paſtiprino || ghima | mes ſawa peczeti ant ſcha raſchta liepem vßdeti | Dûta 22 diena Septembrio | Metu Diewo 1589.

Uebersetzung:

Von Gottes gnade wir Georg Friedrich, markgraf in Brandenburg, Preussen, Stettin, Pommern, der Kaschuben und Wenden, desgleichen herzog in Schlesien, Jägersdorf u. s. w., burggraf von Nürnberg und herzog des landes Rügen verheissen unseren starosten (= amtshauptleuten?) und beamten, allen und jedem, gnade und alles gute und tun kund: obgleich wir aus unserer preussischen kanzlei genau wissen, dass vor dieser zeit, da einheimische krämer aus allen städten dieses unseres herzogtums Preussen dringend und unablässig [darum] baten, unser lieber herr oheim und vater, der markgraf Albrecht der ältere in Brandenburg sehr gesegneten gedächtnisses gar oft geboten hat, dass den Schotten, welche den anderen, einheimischen kaufleuten zu grossem schaden und nachteil ihres handels [gereichen], verboten werden solle,

in unserem lande ausser während der öffentlichen jahrmärkte in die häuser und dörfer zu schleichen, so ist es doch wol bekannt, dass gegen die oft gegebenen befehle und die verordnungen unseres landes viele Schotten überall mit ihren kramwaaren [1]) in die häuser schleichen und so nicht nur den anderen, einheimischen krämern grossen schaden tun, sondern auch unsere armen untertanen in vielem betrügen und täuschen, wie sie dieserhalb durch viele dinge überführt sind. Deshalb geziemt uns, als dem landesfürsten, solchen schaden, welcher den einheimischen krämern und unseren untertanen durch die Schotten, welche alle winkel auskriechen, getan ist, nicht länger zu dulden: wir wollen deshalb durch diesen befehl alle unsere starosten, bürgermeister, richter, schulzen und anderen beamten in den städten und in den dörfern auf die ersten, von unserem bei Gott weilenden herrn oheim und vater erlassenen mandate und ferner auf die neue verordnung unseres landes hinweisen, indem wir gnädiglich und ernstlich befehlen, dass ihr gemäss der eben erwähnten mandate und unserer verordnung von nun an handelt und, wenn trotz derselben [mandate] die Schotten, ohne auf diese warnung zu achten, nicht aufhören werden zu hausiren [2]), sie, wie es sich gebührt, ohne erbarmen straft, indem ihr derselben waare confiscirt und behaltet. Jedoch sollen durch dieses mandat die öffentlichen jahrmärkte den Schotten nicht verboten sein, sondern sie können dieselben, wie sie seit alter zeit getan haben, besuchen. Dem zur bekräftigung haben wir unser siegel auf diese schrift setzen lassen. Gegeben am 22. september 1589.

Einige formen und wörter der obigen urkunde bedürfen noch besonders besprechung.

Z. 2. Slawoku habe ich mit „Wenden" übersetzt; vgl. Caſſuboſu ir Wendoſu U[1] 3.

Z. 3. Ob Jegerdorffe richtig, oder nur schreibfehler für Jegersdorffe ist, weiss ich nicht.

Z. 3. In Nůrnbergos steht ů = ū; sonst zuweilen = ů (zgls. s. 27).*)

Z. 6. Pirmai ist hier präposition und steht statt des gewöhnlichen pirm.

---

[1]) Wörtlich: ihre kramwaaren tragend.

[2]) Wörtlich: ihre waare von haus zu haus zu tragen.

*) Mit zgls. citire ich meine „Beiträge z. gesch. d. lit. sprache."

Z. 7. Tutetſchuiems hier und zz. 11, 16, 19 von tuteczuas (aus poln. tuteczuy „hiesig"). Ich habe dem wort die bedeutung „einheimisch" gegeben, denn den hausirenden Schotten stehen die einheimischen krämer gegenüber.

Z. 8. Hier (vgl. wiſsus z. 21) steht wiſsu; über ſs = ſ vgl. zgls. 37.

Z. 9 vgl. z. 1. Der „markgraf" heisst sonst markgróvs (Kurschat) oder margrovas (Nesselmann); jenes wird wol ebenso ausgesprochen, wie dieses. — Die form Elbrekts für Albrekts kenne ich nur aus dieser stelle.

Z. 9. In Brandenbůrge steht ů fehlerhaft für u; dieses berechtigt uns aber nicht, auch das ů in Miſtů z. 8, Pruſů z. 8, muſů zz. 23, 24, ſchitů z. 21 für unrichtig zu erklären (vgl. zgls. ss. 143, 162); richtig ist ů auch in důme z. 5, důtus z. 14, Tůgi z. 21, iſchdůtuiu z. 24, n'ůg z. 26.

Z. 10. Zu Schottams, Schattu z. 15, Schattus z. 20, Schattai z. 27, Schattams z. 30 vgl. Nesselmann s. 514 s. v. und Lexer mhd. wbch. s. v. „schotte".

Z. 11. Iſkados, iſkada zz. 16, 19 stehen zwischen iszkadà und ſkada zgls. s. 59.

Z. 11. Patrota übersetzt Nesselmann wbch. s. 117 mit „unrat"; zur rechtfertigung der bedeutung „nachteil" sei auf poln. tracić „schaden leiden, einbusse haben" verwiesen.

Z. 12. Paelgiſte „handel" gehört zu egltis Nesselmann wbch. s. 18.

Z. 12. Zu apracz vgl. zgls. 272.

Z. 12. Jowonais, iowonieghi z. 30 von jovonas „öffentlich", das aus jåviŏnas entstanden und aus dem polnischen entlehnt ist: jawiony part. pass. von jawić zeigen, offenbaren. Dass jovonas aus poln. jawny „öffentlich" durch entwicklung von svarabhakti zwischen w und n entstanden sei (zgls. s. 68 [1]), ist mir weniger wahrscheinlich.

Z. 12. Jarmarkieis und Jarmarkiei z. 30 von jårmarkis, einer mir nur aus dieser stelle bekannten nebenform von jórmarkas (jómarkas); über solche nebenformen vgl. zgls. s. 94 f.

Z. 12. Die form pabuteis habe ich zgls. s. 239 anm. 2 auch in der Bretkenschen bibelübersetzung nachgewiesen.

Z. 13. Landineti (vgl. landiney z. 15, iſchlandineienczius z. 20 gehört zu lįsti und fehlt bei Nesselmann wbch. s. 367. — Zu den übersetzungen „sie schleichen in die häuser und dörfer," „sie schleicheu in die häuser" (z. 15) vgl. II. Tim. 3. 6 *(ἐνδύνοντες εἰς τὰς οἰκίας)* in der bibel v. 1869 (lándzoja į butùs) und in der bibelübersetzung des Bretkunas (pabuteis).

Z. 14. Statutus von ståtutas statut; das wort ist zunächst dem polnischen entlehnt (statut); für polnisches lehnwort (poln. poddany) halte ich jetzt auch padónas vgl. in dieser urkunde z. 17 padonus, z. 20 padanams (padanais

[1]) Zu dem dort angeführten indiwinu vgl. dývinas, dyvinaí bei Donaleitis.

zgls. s. 49), und zwar wegen des femininums padūnka, dessen bildung unlitauisch ist und das zweifellos das poln. poddanka ist.

Z. 15. kromnes (rieczes) ist acc. plur. eines adject. kromnis „zum kram gehörig, kram-", aus poln. kramny.

Z. 17. Prigaudiney von pri-gaudinéti, das in Nesselmanns wbch. s. 242 fehlt (vgl. ap-gaudinéti das.), vgl. prifigaudineti zgls. s. 318.

Z. 18. Priwėſti in der bedeutung „überführen" kenne ich sonst nicht.

Z. 20. Campus mit c für k ist befremdlich, da in der älteren literatur ausser in den lehnwörtern sonst nie c für k steht. Dennoch wird man das c nicht für einen schreibfehler erklären dürfen, da einerseits auch in altpoln. texten — deren schriftgebrauch auf den der altlit. texte zweifellos von grossem einfluss war — c für k erscheint (so in dem psalter von st. Florian: cosczol, crasa, cray, iacosz vgl. Nehring iter florianense ss. 85, 88), und da andrerseits dem schreiber bei kàmpas das lat. campus vorgeschwebt haben kann.

Z. 22. Zu Burgamiſtrus vgl. Burgamiſtras Br. I. Makk. 15. 16; jetzt heisst „bürgermeister" nach Kurschat bùrgimìstras, nach Nesselmann burgmistras.

Z. 23. Zu Diewep vgl. zgls. s. 251.

Z. 24. Maudadumpi steht fehlerhaft, oder durch assimilation für Mandatumpi.

Z. 24. Ordinaciofp und Ordinacios z. 26 von ordinacia, poln. ordynacya „anordnung, verordnung."

Z. 25. Nuraditi fehlt in Nesselmanns wbch. s. 445.

Z. 30. Zu dem nom. pl. anis vgl. zgls. s. 168 f.

Der ort der ausstellung und des drucks dieser urkunde ist in ihr nicht angegeben; herr Philippi urtheilt zweifellos richtig, wenn er Königsberg dafür erklärt.

Altpreussisches.*)

Von

Dr. Adalbert Bezzenberger.

Nesselmann führt in seinem thesaurus l. pruss. s. 65 die wörter *capernen*, *capernewe* „begräbnissörter“ aus Hennigs wörterbuch an und bemerkt dazu: „ohne angabe einer quelle, daher sehr zweifelhafter beglaubigung“. *Caperne* findet sich in Hieronymus Meletius [1]) schriftchen „von den Sudauitern, die jetzt Sudauen heissen, auf Samland und ihrem Bockheiligen und Ceremonien“ (erleutertes Preussen V. 701 ff.): „wie noch auf diesen heutigen tag die gräber gefunden werden, auf bergen in leim gemauert, welche gräber sie *capernen* heissen“. Damit vgl. Hartknoch selectae dissertationes (in der ausgabe der Dusburg'schen chronik, Jena 1679) s. 192: „tumuli ipsi, qui Prussis, teste Waisselio, dicebantur *Caperneur*“, und Lucas David preuss. chronik I, 142: „die orte aber der begräbnüß oder berge da die topffe mit der aschen seindt heissen sie *Capernau*“ [2]).

Das angeführte schriftchen des Meletius erhält noch mehrere reste der altpreuss. mundart, die ich, soweit sie in der kürze besprochen werden können, hier zusammenstellend bespreche, indem ich zugleich die mir bekannten parallelstellen angebe und die abweichenden lesarten einer vermutlich dem 16. jh. angehörigen göttinger handschrift, (von mir mit G bezeichnet) [3]) der genannten arbeit des Meletius verzeichne.

Meletius bemerkt im eingang (s. 707): „Erstlichen erwählen sie

---

*) Aus „Beiträge z. kunde d. ig. spn.“ II. 135.

[1]) Meletius war erzpriester in Lyck und lebte in der mitte des 16. jahrhunderts.

[2]) Vgl. auch Matthäus Praetorius ed. Pierson ss. 98, 123, wo *kapurne*, *kapinnei*, *kapurnei* als namen solcher grabhügel genannt werden. Diese wörter sind litauisch.

[3]) Cod. ms. hist. 555 4°. Der name des autors ist in ihr nicht angegeben; sie umfasst 13 blätter und führt den titel: Der Sudauen Bockheiligung vnd | andere Ceremonienn | derſelben. | 1545. | .

alte menner, die haben sie gross heilig, wie die bischoffe, welche menner sie nennen *Wurſzkaiten*" (G *Wourſchkaithi*). Hiermit vgl. Meletius de sacrificiis etc. (acta borussica II. 401 ff.): „Sacrificulus, quem *Vurſchayten* appellant", „*Vurſchaytes*, illorum cacrificulus". Im gegensatz hierzu nennt Grunau (preuss. chronik ed. Perlbach II. s. 95) den *Wurschayto* einen gott. Auf die schon von Hartknoch a. a. o. s. 140 besprochene frage, ob Grunau, ob Meletius recht habe[1]), kann ich hier nicht eingehen; ist die angabe des Meletius richtig, so ist die von mir früher (bildung d. altpreuss. personennamen ss. 34, 49) aufgestellte erklärung von *Wurskaito* unrichtig, nnd es dürfte am besten erklärt werden als „der den himmel, oder die himmlischen (vgl. lit. *virszùs*, altlett. *wuersson*) bittende" (vgl. preuss. *quâits* wille, lit. *kvēslŷs* hochzeitsbitter). Der *wurskaito* (oder *wurszkaito*) wäre dann der *θεοπρόπος*; andrer ansicht ist Bender a. a. o. s. 19 anm. 30.

Weiter verzeichnet dann Meletius die namen der preuss. götter; ich kann auf sie hier nicht eingehen und muss mich damit begnügen, auf Benders auseinandersetzungen a. a. o. und auf Mannhardts bearbeitung der Lasiczkischen schrift de diis Samagitarum im „magazin, herausgegeben von d. lett.-lit. gesellschaft" XIV. 82 ff. zu verweisen und die namen, wie sie in G stehen mitzuteilen: *Ockopirmus*, *Sway.rty.x*, *Awſchawts*, *Awtrympus*, *Potrympus*, *Gardoayths*, *Pergrubrius*, *Piltnitus* (s. 4 ac. sg. *Pilnitum*, s. 6 *Pilniten*), *Parkuns* (s. 6 ac. sg. *Perkunen*), *Peckols*, *Puſchkayts*, *Barſtucke*, *Markopele*.

Die weiteren notizen des Meletius gebe ich mit fortlaufender numerirung.

1) s. 714) — „so nemen sie ihre freunde, und führen die braut zum feuer, da spricht sie dann: *Oho! moy myle Schwante Panicke*". G: *O ho hu Mey mile ſwenthe paniko*. Hartknoch a. a. o. s. 185: *O hue, o hue, o hue, moy mily Swenty Ponike*. Luc. David a. a. o. s. 134: *O muies miles schwante Panick*. Die einzelnen worte und ihre entstellungen sind ohne weiteres klar.

2) (s. 714) „Der wagentreiber ist wohl geschmückt, der heisst auf

---

[1]) Vgl. darüber auch Bender de veterum Prutenorum diis s. 20.

ihre sprache *Kellewesse,* wenn der wagen für die hausthür kommt, so … schreien alle *Kellewesse Perioth, Kellewesse Perioth!* das ist der treiber ist kommen, so läuft *Kellewesse* in das haus" u. s. w. Der *Kellewesse* wird im folgenden noch drei mal genannt, an der letzten stelle steht *Kellwesse.* G hat durchaus *kellewese* und *kellewese perioth.* Bei Hartknoch a. a. o. steht *kellewese kellewese periothe,* bei Luc. David a. a. o. s. 135 *kellewese, kellewiese, kellewise* und *kellewese parioth*[5]). — *Kellewese* ist = *kele-(kelia-)vese* (vgl. lit. *vèžti, važiũti*), „der den weg befahrende", der fuhrmann, im gegensatz zu lit. *keleivis* „der den weg begehende", der wanderer.[6]). *Perioth (periothe, parioth)* heisst „fährt her" und besteht aus *per* = *par* und *jot* III. sg. praes. (der bindevocallosen conjugation) von *jot* — lett. *jât,* lit. *jóti* reiten, vgl. ksl. *jad* vehi, poln. *jadę* fahren, reiten.

3) (s. 715) — „denn spricht, der die braut führt, *Trencke, Trencke,* stoss an, stoss an, so stösst sie mit den füssen an die thür". G: *treugke, treucke.* Hartknoch a. a. o. s. 186: *Trauke, Trauke.* Luc. David a. a. o. s. 136: *troncke, troncke.* Die richtige schreibung ist *trenke* II. sg. imperat. von *trenkt* = lit. *trènkti.*

4) (s. 716) — „setzen ihr einen krantz auf, mit einem weissen tuch benehet, das heissen sie *Abklopte*". G *Abglopte.* Hartknoch a. a. o.: *abgloyte.* Luc. David a. a. o.: *abklopte.* Ueber dieses wort s. Nesselmann thes. l. pruss. s. 1.

5) — „ein jeglicher [trinkt] dem toden zu vnd spricht *Kails naussen gnigethe,* das ist, ich trincke dir zu vnser freundt". So G; in dem Erl. Preussen V. 716 gedruckten text fehlen die preussischen worte sie finden sich dafür aber bei Hartknoch a. a. o. s. 189: *Kayles mause gygynethe,* und bei Luc. David a. a. o. s. 141: *Kailes nanse geigete.* Der preussische text ist in allen drei quellen verdorben, er lautete ursprünglich (in der schreibweise des preuss. enchiridions): *Kails nouson gintele* = sei gegrüsst[7]), o unser freundchen; *gintele* ist vosat. sg. des

[5]) Vgl. Mat. Praetorius del. pruss. ed. Pierson s. 69: „die ordenschronik graf Waldecks schreibt: *Kellewežis parioi* d. i. der treiber kombt".

[6]) Oder steht *keleivis* für *keliaujas?*

[7]) Vgl. ahd. *heil wis thû gebôno follu* have gratia plena (Tatian 3. 2) und Massmann in Haupts zs. I. 381.

diminutivs *gintelis*. Ob dieses von **gintis* = lit. *gèntis*, oder von preuss. *ginis* gebildet ist (vgl. lit. *megutẽlė* neben *mergà*), will ich nicht entscheiden.

6) (s. 717) — „darnach legen sie die leiche auf einen wagen, die freunde reiten umher mit ausgezogenen messern, und streichen in die luft und schreien mit heller stimme, *Geygey begeyte Pockolle*, lauft, lauft ihr teufel". G: *Beigeite beygeyte perkolle.* Meletius de sacrif. etc. acta boruss. II. 411: *Geygeythe begoythe peckelle.* Hartknoch a. a. o. s. 189: *Geygeythe, Begaythe, Pekelle*, das. s. 190: *Begaythe, Pokulle.* Luc. David a. a. o. s. 141: *geigete, begeigete Packolle.* Ich stelle her: *begeite, begeite pikule!* Statt *begeite* (II. plur. opt. eines dem lit. *bė̀gti* entsprechenden verbs) ist vielleicht besser *beigeite* zu schreiben; *pikule* d. i. *pikulē*) ist nom. (voc.) plur.

7) (s. 718) — „und wenn die maalzeit entschieden ist, und das tuch aufgehoben, so dancken sie dem, der das jährliche gedächtniß gehalten hat, und heben an zu sauffen, *Kayles, poſtkayles eins periandros*". G: *Kails poſkails ains par antres.* Luc. David a. a. o. s. 144: *Kailes puſzkailes ains Petantros.* Simon Grunau preuss. Chronik II. 4: und dornoch truncken *poskailes* von methe". Dazu vgl. Töppen apr. monatsschr. ss. 137, 139, wo aus einer danziger handschrift u. a. folgende stelle mitgeteilt ist: „*Kayles* und *Puſchkayles.* Ist ein tugend, da laster ein ehre sey". Für *kayles, (kailes, kails) poſtkayles (poſkails, poskeiles, puſzkails, puſchkayles)* ist zu lesen: *kails! pats kails!* Wir wissen, dass bei den Preussen *kails* (mit nachfolgendem namen im vocat.) der gruss war, mit welchem einer einem anderen einen trunk zubrachte; die antwort auf diesen gruss kann naturgemäss nur *kails (tu) pats!* oder *pats kails!* gewesen sein (vgl. lit. *pàts* selbst). *Kails* und *pats kails* sind also die rufe, von welchen bei den gelagen das vortrinken und „nachkommen" begleitet war, vgl. Pierson altpreuss. monatsschr. VII. 594. Es liegt nun sehr nahe, anzunehmen, dass in den o. angeführten stellen *kails* und *pats kails* nur als rufe erwähnt seien; ich glaube jedoch man muss weiter gehen und annehmen, dass bei den Preussen nach dem dabei geäusserten zuruf der brauch des vortrinkens als *kails*, der des „nachkommens" als *pats kails* bezeichnet

sei und dass in den obigen stellen *kails* und *pats kails* auf jene bräuche selbst und nicht auf die sie begleitenden worte zu beziehen seien. Hiernach erkläre ich die angeführten worte der danziger handschrift so: das vortrinken und das nachtrinken (sc. in der unmässigen weise, wie es bei den gelagen der Preussen üblich sein mochte) ist verwerflich und nur da gilt es für tugendhaft, wo das laster, nemlich das saufen, für ehrenvoll gilt. — Habe ich recht, *poſtkayles* als *pats kails* zu erklären und auf den gebrauch des „nachkommens" zu beziehen, so ist klar, dass Grunaus *poskeiles* für *kails pats kails* steht und daraus verkürzt ist; ferner wird es zulässig sein *kails pats kails* eng mit einander zu verbinden und als zusammenfassende bezeichnung der acte des „ver- und nachkommens" aufzufassen. Was aber bedeutet *Kails pats kails eins periandros (ains par antres, ains Petantros)?* Ohne alle in betracht kommenden möglichkeiten zu discutiren, beschränke ich mich auf die bemerkung, dass ich dieses ganze auch wieder als bezeichnung eines bei den gelagen geübten brauches betrachte, der darin bestand, dass *kailspatskails*, das „vor- und nachkommen" zwischen zwei parteien statt fand, deren eine aus einem, deren andere aus mehreren bestand. Diese tranken je einzeln jenem ein bestimmtes quantum vor und er war verpflichtet, dasselbe ebenfalls in jedem einzelnen falle zu leeren. Hier trank also einer gegen mehrere andere, oder „der eine den anderen entsprechend", oder „der eine die anderen entlang", es fand also statt ein *kailspatskails*, *ains par antros* (acc. pl.). Ein solches trinken kam gewiss erst dann vor, wenn das gelage wüst wurde, und wiederholte sich, wenn es wüst geworden war; das *kailspatskails*, *ains par antros* (oder vielleicht *ains per antros*) bezeichnet so den culminationspunkt einer altpreussischen zecherei und wird deshalb sprichwörtliche bezeichnung einer solchen gewesen sein. — Ob meine auffassung der besprochenen worte richtig sei, mögen andere entscheiden; ich bemerke nur noch, dass der brauch, dessen benennung mir *kailspatskails, ains par antros* zu sein scheint, tatsächlich bei den Preussen bestand. Vgl. Petri de Dusburg chron. pruss. III. 5 (ed. Jen. p. 80): „Non videtur ipsis, quod hospites bene procuraverunt, si non usque ad ebrietatem sumpserunt potum suum. Habent in consuetudine,

quod in potationibus suis ad aequales et in immoderatos haustus se obligant, unde contingit, quod singuli domestici hospiti suo certam mensuram potus offerunt sub his pactis, quod postquam ipsi ebiberunt et ipse hospes tantundem evacuet ebibendo et talis oblatio potus totiens reiteratur, quousque hospes cum domesticis, uxor cum marito, filius cum filia omnes inebriantur."

8) (s. 719) „Der sucht ein weydler, es sey ein weib, oder ein mann, dieses thun so wol die Deutschen als die Preussen, und den weydler oder zauberer heist man auch ein *Signoten*" . . . diese *Signot* sind gemeiniglich blind, arm, lahm . . . dieser *Signot* rufet an des himmels gott" u. s. w. An zwei anderen stellen (ss. 711, 713) steht fehlerhaft *Signor*. In G steht viermal *Segnot*, einmal *Signot*. Hartknoch a. a. o. ss. 150, 151, 167 hat *Sigonota* und *Sigonotta*. Mat. Praetorius del. pruss. ed. Pierson s. 41 schreibt *Zygenotten* und gibt eine wenig ansprechende erklärung dieses wortes. Nach meiner ansicht war der *signot* der „gesegnete", oder der „segner", vgl. preuss. *signât*, lit. *żegnóti*.

Zum schluss mag hier noch das fragment eines preussischen vaterunsers platz finden, das auf der letzten seite einer handschrift der kgl. bibliothek zu Berlin (ms. boruss. 1. 8°) steht und kürzlich von dr. Perlbach in den „forschungen z. deutschen geschichte" XVII. 360 anm. mitgeteilt ist: *Towe Nůsze kůs esse andangv sv̊n swyntins*. *Towe* ist voc. sg. von *tows* vater (katech. *tâws*, voc. *towis*); *Nůsze* (unser) hat auslautenden nasal verloren, vgl. *nusen* im 1. katech., *nouson* im enchir., *kůs* = *kas* welcher; *esse* du bist (vgl. *asse* im 2. kat.); *andangv sv̊n* ist = *an dangvsv̊n*, *an* ist „in" (vgl. *an dangon* im 1. katech.), *dangvsv̊n* ist besonders beachtenswert: es ist loc. plur. von *dangus* (himmel)*). Ueber den auslautenden nasal vgl. zgls. s. 144; steht das ihm vorangehende *v̊* = *ů* = *ô* = *â*, so erhielte dadurch meine vermutung über die entwickelung des locativsuffixes *sun* (zgls. s. 145) eine hübsche bestätigung. Endlich *swyntins* steht für *swyntints* „geheiligt".

*) Vgl. *Tewe musu kuris essi danguiu* im lit. katech. v. 1547 (12. 15).

Kritiken und Referate.

Beiträge zur **Geschichte der litauischen Sprache** auf Grund **litauischer Texte** des XVI. und des XVII. Jahrhunderts von Dr. Adalbert Bezzenberger. Göttingen. Verlag von Robert Peppmüller. 1877.

Es ist eine Freude ein solches Buch in die Hand zu nehmen; reiche Schätze bietet der Verfasser als Frucht seiner umfassenden Lectüre litauischer Texte des 16. und 17. Jahrhunderts den Freunden der Geschichte der litauischen Sprache; mit Besonnenheit leitet derselbe aus dem weitschichtigen Materiale Regeln, Gesetze ab; mit Klarheit widerlegt, beschränkt, begründet, erweitert er die Ergebnisse der bisherigen litauischen Forschungen. Das Buch ist, um es kurz zu sagen, jedem, der die litauische Sprache durchforschen will, unentbehrlich.

In der Einleitung giebt der Verfasser die Texte an, welche er benutzt hat, beschreibt dieselben und fügt interessante Excurse über ihre Verfasser hinzu. Die Beiträge zur Geschichte der litauischen Sprache betreffen 1. die Dialektologie (bis S. 17), 2. die Lautlehre (bis S. 94), 3. die Wortbildungslehre (bis S. 119), 4. die Declination (bis S. 192), 5. die Conjugation (bis S. 232), 6. die Syntax (bis S. 268), 7. Lexikalisches (bis S. 343); daran schliessen sich Nachträge und Berichtigungen (bis S. 356). Besonders hervorzuheben sind die Untersuchungen über die Nasalvokale (S. 39), über die Ausstossung von Consonanten [S. 89; wobei es sich empfohlen hätte die Composita, die Fremdwörter getrennt zu besprechen; gyrungîs (vgl. diese Zeitschrift 1875. S. 185), gynagis (Geitler lit. Stud. S. 84), szeimedis (Nesselm. S. 517) sind zu demedis hinzuzufügen, wie auch Ergebnisse

der Durchforschung der Eigennamen: Bliematzen-Matzblieden, Uszeszuppen-Uższeszupis], über die intensiven und frequentativen Verba auf -lůti, -loti (S. 117), über den Locativ (S. 133. 144. 151. 245), über die Pronomina (S. 165), über die Präterita (S. 202), über den Infinitiv [S. 228. 218. 259; zu degte dega vgl. den hebräischen Infin. absol. (Gesenius-Rödiger §. 131, 3) und die in Preuss. Litauen volkstümlichen Redewendungen: „brennen brennt es nicht", „schepeln schepelt es schlecht", „supen supt er gut", „dreschen drischt es sich schlecht", „frieren friert es forsch" u. a.; so drückt sich der gemeine Mann gewöhnlich aus, wenn er gefragt wird oder wenn er eine Frage voraussetzt; es scheint als ob die Redensarten aus zwei Sätzen entstanden sind: „scheffelt das Getreide?" (Frage) — „scheffeln?" (Wiederaufnahme der Frage) — „scheffelt es schlecht" (eigentliche Antwort); der Infinitiv geht immer dem Verbum finitum voran, zum Verbum tritt ein Adverbium], über Prae- und Postpositionen (S. 243), Untersuchungen, die sämmtlich reich an neuen Ergebnissen sind.

Der lexikalische Teil, welcher 75 Seiten umfasst, bietet neue Wörter und Formen (alksna, audene, graischtas, gaischtauts-Prasser; daher n. propr. *Gaischtaut, wonach Gaistauden D. Ragnit benannt ist —, antkelis, atdwesis, akiemirksnis, akmirkis u. s. w.), neue Wortbedeutungen (antis, kopta, laukas ...); stets sind die Fundstätten angegeben.

Es möge gestattet sein einige Kleinigkeiten der Anzeige dieses bedeutenden Buches anzufügen. atausimas Erquickung = atauszimas Abkühlung N. 17. — bandikschtis Tier stelle zu bandiksztis Hirt; Geitler lit. Stud. 79. — bude, wovon budele Diminutivum ist, hat Rec. a. O. 1875 S. 353 aus kiaulabude erwiesen, santakas (Bezzenberger bringt santakis bei) a. O. 1877 S. 39 aus Ortsnamen; -schinas Rohr (?): schinosą Randglosse zu truschosu Hiob 40, 16; wohl zu szenas Heu (B. S. 329); doch -szenas stelle zu poln. siano von sieć mähen, hauen (a. O. 1876 S. 260), schinas aber zu trzcina Rohr. — Rec. hat a. O. 1877 S. 410 über das Suffix -esjas, -esis gehandelt; B. bringt Nebenformen: beldesis, dabesis, geilesis, kalbisis bei, ausserdem das neue Wort waschkesis das Rauschen, Geitler S. 92 kliedesis der Irrtum;

vgl. klegasis das Geschrei. — S. 284 weist B. giergiere Kleinod aus der Bretkenschen Bibelübersetzung nach; dieses Nomen ist durch **Reduplication** gebildet, wie mażmaże, mażmoże Kleinigkeit, neknekai, neknekes Possen, skanskane, skanskanis, skanskonis Leckerbissen; über die Reduplication in zwei Verben (důmi und demi) hat Schleicher lit. Gramm. 249. 251. 253 gesprochen. — Neben Nesselmann wäre Geitler zu citieren gewesen: aprepnas vollkommen, G. 77 herrlich, reichlich; — algoti heissen, G. 76 algoju heissen; — brose Mume, N. brożis, G. 80 brosis; — degalas Brand, G. 81 degalas Docht, Brennholz; — dumburjs Quelle, G. 82 dumburys Loch; — gaygoti mäkeln, G. 83 gaigoti sich eckeln; — palikonis Nachkomme, G. 100 palykunis der übriggebliebene; — prikůpti, prikupti bebauen, in Acht nehmen, G. 104 prikupti pflegen, bebauen; — stabas Bildsäule, Götze, G. 111 Götzenbild, stabmeldis Heide (= stabis altpr. Stein); — sukrękinti zusammenrinnen, G. 113 sukretinti gerinnen machen; — truklius Zögern, Verzögerung, Hindernis, G. 117 truklus Verzug; — uksne Schatten, G. 118 uksme; — walioti regieren, G. 119 beherrschen. —

Eine Vergleichung des altlitauischen Wortschatzes mit dem **altpreussischen** ergiebt vielfach eine Uebereinstimmung in den Formen: ansis (thes. 6) — ansa, ausis (12) — ausas, balgnan (15) — balgnas, abglopte (1) — głapstiti, cunclis (84) — kunkalei, menius (103) — menus, wydra (205) — widras, rielis (148) — riekle, wie in der Bedeutung: piuclan Sichel (130) — piuklas Sichel, swirins Tiere (184) — szwiris Tier. — Nesselmann hält den Namen des Dorfes Bengarten (Thes. 17) für deutsch (?); doch ist dasselbe wohl nach einem Besitzer *Benkart, Bengart benannt; = bękartis Bastard, poln. bękart B. S. 275. — Zu brisgelan (Thes. 22), brizgelas (N. 346) stelle bruzduklas B. 277 und beachte den Wechsel von i und u, wozu vgl. Altpr. Monatsschr. 1877 S. 405, 72: girgżdu = gurgżdzu. — In seinen **Litu-slavischen Studien** behandelt **Alexander Brückner** die **slavischen Fremdwörter im Litauischen** (Weimar. Herm. Böhlau 1877), Es ist ein Fehler, dass A. B. „aus Scheu vor Citatenkrämerei" es vermieden hat bei jedem Wort anzugeben, wer die erste Vermutung über Entlehnung ausgesprochen hat; denn es lässt sich erwarten, dass man nunmehr fast ausschliesslich

dieses den Stoff zusammenfassende, gute und empfehlenswerte Buch von A. B. citieren, und die darin aufgenommenen Ergebnisse der Studien anderer auf seine Rechnung schreiben wird. Die Beiträge zur Geschichte der litauischen Sprache von Dr. Adalbert Bezzenberger bereichern auch dieses Gebiet; vgl. alwas Blei, allawas Richtblei — Br. 67 ołóv; biesas Gespenst — Br. 71 bies; blinas — Br. 72 błyn; bramka, buntawoti, diakas, gotka, griekenikas (= gresznik), karmesinas, kattara, kelichas, kollacie, koleka, nendza, pataras, padwaiskas, patomkas, patskarbis, patwarnas, pomietka, pridatkas (przydatek?), remestwa, spiewokas, spranczius, zocznas, zowadnikas. Zu bubnas (Br. 74) vgl. Altpr. Monatsschr. 1877 S. 411, zu pladistas (Br. 119) S. 410, zu cznslai (Br. 78) 1875 S. 352. Der litauische Eigenname Bagdon (a. O. 1877 S. 43. 401) ist aus dem poln. Bogdan = Theodor entlehnt; babożus (N. 317) Bettler gehört zu baba altes Weib, Bettlerin (Br. 73); kûlas (N. 206) = poln. koł; paluszis Walkmüle ist slavischen Ursprungs (Br. 115); demnach steht dasselbe im Nesselmannschen Lexicon S. 277 an richtiger Stelle, ist aber S. 377 unter luszti zu streichen; zu vałacuga (Br. 150) vgl. poln. włoczęga.

Diese Bemerkungen mögen beweisen, mit wie grossem Interesse Rec. das Werk Bezzenbergers gelesen hat; in einer so grossen Masse neuen Stoffes kann hie und da etwas vorkommen, was nicht auf Annahme rechnen darf; doch wird das Werk dadurch nichts an seiner Bedeutung verlieren; es reiht sich würdig den Arbeiten von Nesselmann, Schleicher, Kurschat, Leskien an und bildet mit denselben den Grund, auf den die Arbeiten im Gebiete der litauischen Sprache sich sicher stützen.

Gumbinnen. *F. Hoppe.*

Geschichte der Stadt und des Kreises Kulm von Dr. Franz Schultz. Erster Theil bis zum Jahre 1479. Lieferung II. (Schluß des ersten Theiles). S. 161—336. Danzig, Kafemann. 1877.

Auf S. 515 u. 516 des vorigen Jahrgangs dieser Blätter und auf dem Umschlage dieser zweiten Lieferung versucht Herr Dr. Schultz die ihm von mir in dieser Zeitschrift und in Nr. 44 der „Jenaer Lite-

raturzeitung" 1876 nachgewiesenen Fehler zu rechtfertigen, indem er behauptet (auf S. 1 des Umschlages) meine absprechende Kritik beruhe fast nur auf unrichtigen Angaben. „Unrichtig" soll sein, dass Sch. den Lucas David als Quelle angiebt, wo entweder sein Bericht zu verwerfen ist oder ältere Darstellungen heranzuziehen sind: S. 39 heisst es: „Jedenfalls aber ist diese Burg (Kulm) eine der ersten gewesen, welche ihre hölzerne Umwehrung gegen eine backsteinerne vertauschte, denn schon nach zehn Jahren befand sich daselbst eine Schlosskirche[2])." Note 2): Lukas David B. IV. S. 54. Spricht Lucas David hier zum Jahre 1242 auch als Augenzeuge? Wenn aber diese „Details sich nicht ausschliesslich aus diesem Chronisten ergeben", warum wird er denn allein citirt? Den „Vorbehalt" auf S. 59 habe ich nicht übersehen: vielleicht findet ihn ein anderer Leser aus folgenden Worten: Auch die Stadt Kulm wäre vielleicht dem Hunger erlegen, wenn nicht ein preussischer Edelmann . . sie mit Lebensmitteln versorgt hätte. Es war Macko, der Sohn jenes Pipin u. s. w. Was Sch. auf S. 33 beanstandet, ist nicht die allein auf Grunau (Lucas David) beruhende Hülfe Macko's sondern seine aus Dusburg und der Chronik von Oliva geschöpfte Treue für den Orden: also gerade das Gegentheil einer gesunden Kritik. Ueber die „octroyirte" Lesart Lonys würde in Frauenburg mehr zu erfahren gewesen sein. Mein „abweichendes Urtheil" über Colmen und Chelmen hat mit dem „Wurzelwort" nichts zu schaffen: bei Namensforschung mit Wurzeln zu operiren, dürfte sehr bedenklich sein. Den folgenden Passus bekenne ich nicht zu verstehen: „In der Urkunde des Nonnen-Klosters ist die versuchte Aenderung von Fratris in Friderici misglückt; gemeint ist der Bischof Friedrich von Hausen." Es steht S. 107 Z. 15 v. u. bei Schultz zu lesen: nostrorum sc. Domini Friederici Episcopi Culmensis et Friederici Ludwici (Z. 14) Magistri Prussiae: in der Recension heisst es: ich verzeichne folgende Lesefehler des letzteren: Z. 15 v. u. Friederici statt fratris, natürlich das zweite F. vor Ludwici: ich habe also nicht fratris in Friederici geändert, sondern umgekehrt für das falsche Friederici fratris emendirt. Mit dem „heimlichen Gemach" hat Herr Dr. S. wieder Unglück, wenn er diesen Ausdruck auf einen unterirdischen Gang deutet:

die eine angeführte Stelle Ss. r. Pr. IV. 142 Z. 5. aussem gefengnisse, das do under dem heimlichen gemache was beweist ganz klar, dass es sich nur um Räumlichkeiten über der Erde handelt. Mir wieder unverständlich ist der folgende Satz: „Seine hingeworfenen Bemerkungen über die Sanktimonialen entbehren jeder Grundlage. Es ist durchaus nicht nothwendig, dass die Cisterzienserinnen auch schon von vorne herein, etwa wie die des Königsberger Löbenichts, die Regel des h. Benediktin annahmen.“ Meine „hingeworfenen Bemerkungen“ besagten, dass Herr Dr. S. das Wort Sanktimonialen nicht übersetzen könne und einen besonderen Orden dahinter vermuthe, ich schloss das aus seinen Worten S. 41. „Das Jungfrauenkloster der Sanktimonialen (Benediktinerinnen)“: d. h. übersetzt das Jungfrauenkloster der Nonnen (sanctimonialis = Nonne), also zu viel des Guten. Er hält eben Sanktimonialen für gleichbedeutend mit Benedictinerinnen, etwa wie Predigerbrüder (Dominicaner). Nun war aber, wie ich Herrn Dr. S. nachgewiesen habe, das Kulmer Nonnenkloster kein Benedictinerinnen- sondern ein Cistercienserinnenkloster, in seiner einzigen Erwähnung im ganzen 13. Jahrhundert, der Urkunde von 1267 heisst es sanctimoniales ordinis Cisterciensium, also kann daran kein Zweifel sein. Einen heiligen Benedictin gestehe ich übrigens nicht zu kennen, ich hatte bisher nur von St. Benedictus gehört.

Aus dem Nachweis, dass die von mir Herrn Dr. S. zur Last gelegten Irrthümer meinerseits nicht auf unrichtigen Angaben beruhen, wird der unbefangene Leser des Umschlages hoffentlich die Ueberzeugung schöpfen, dass meine Kritik keine hämische sondern eine durchaus berechtigte war. Die „rückwirkende Kraft“ der seinigen auf meine „ältesten preussischen Urkunden“ braucht dieses „mühsame Elaborat“ nicht zu scheuen: das Epitheton ist für Herrn Dr. S. wunderbar zutreffend, ihm war ein gründliches Eingehen auf die darin angeregten Fragen eben allzu mühsam. Doch rathe ich ihm freundlich damit bis zum Erscheinen von Wölky's Culmer Urkundenbuch zu warten!

Viel gelindere Saiten zieht Herr Dr. S. S. 515 u. 516. Band 14. dieser Zeitschrift auf. Ich bemerke dazu, dass ich „Errungenschaften“ aus meiner Grunau-Ausgabe nicht davongetragen; an dem Tolkemiter

ist, seit Töppen ihn 1853 gründlich abgethan, nichts mehr zu erringen. Dass an den ungünstigen Beurtheilungen seines Buches sein ungerechtfertigtes Auftreten gegen den gefeierten Meister unserer heimischen Geschichtsforschung mit die Schuld trägt, ist dagegen richtig. Sehr löblich ist der Grundsatz auf eigenen Füssen zu stehen: nur muss man es vorher gelernt haben: kann man nicht allein stehen, so soll man die Stütze seiner Vorgänger nicht verschmähen. Dass Herr Dr. S. meine Grunau-Ausgabe nicht benutzt hat, mache ich ihm gar nicht zum Vorwurf, im Gegentheil: wäre er nur auch da dem Grunau aus dem Wege gegangen, wo er ihm bei Lucas David und Hennenberger entgegentrat: meine Eigenschaft als Hyperkritiker hat ihn doch von der Benutzung meiner Regesten nicht abgehalten: „eingeführt“ in die preussische Geschichte hat mich übrigens die ältere Chronik von Oliva.

Am Schlusse seiner Erwiederung verlangt Herr Dr. S. meine Ansicht über die beiden nächsten Lieferungen seiner Geschichte. Das bisher allein vorliegende zweite Heft, die äussere Geschichte der Stadt und die innere des Kreises von c. 1360 bis 1479 umfassend, ist entschieden gründlicher gearbeitet und zeugt von einer besseren Benutzung der Quellen als der erste Theil, was vielleicht nicht ganz allein das Verdienst des Verfassers, sondern ebenso das des weniger spröden Materials ist. Rechten lässt sich mit dem Verfasser über die grosse Ausdehnung, die er der politischen Geschichte gegeben hat: dann hat er schon in diesem Abschnitt innere Verhältnisse behandelt, die wohl erst in den nächsten, resp. die 3. Lieferung gehört hätten, so die Artushofordnung S. 173 ff; die Urkunden, für deren völlige Wiedergabe man Herrn Dr. S. nur dankbar sein kann, hätte ich lieber am Schluss zusammengestellt gesehen, jetzt zerreissen sie den Faden der Darstellung. An einzelnen Irrthümern fehlt es übrigens nicht, mir ist folgendes aufgefallen. S. 173 (Artusbrüderschaft) hat S. die von Wölky Cod. dipl. Warm. III n. 357 S. 322 publicirte Rolle des Braunsberger Artushofes übersehen, wenn er sagt, dass nur in Kulm und Danzig sich derartige Statuten erhalten hätten: einen Kneiphöfischen Hofbrief werde ich demnächst publicieren, der (freilich sehr späte) Altstädtische ist von Töppen im Jahrgang 1865 dieser Zeitschrift veröffentlicht. Nicht verstehen

kann ich §. 1: durch die alderluthe stegen dem rathe daruff lassen werden: in §. 7 ist „unfure von obergis trankes wegen“ nicht Streit um der Getränke willen sondern Händel Betrunkener: werb in §. 16 ist speciell Meldung: „botschaft werben“ ist allgemein übliche Wendung: in §. 18 wird statt „hauen noch vollen“ wohl halben noch vollen stehen. Ob wirklich, wie der Verfasser S. 191 meint, der eingewanderte polnische Adel im Kulmerlande seine Nationalität verloren, scheint mir mindestens zweifelhaft, ganz anderer Ansicht ist darüber z. B. Kętrzyński, o narodowości Polskiéj w Prusiech zachodnich za czasów krzyżackich Krakowie 1874, dessen Benutzung ich bei S. vermisse. Warum die Erörterung über 78 Bauerdörfer S. 193—204 nicht in den folgenden Abschnitt gestellt ist, vermag ich nicht zu erkennen. Falsch ist S. 205, dass Bischof Christian von Preussen einen Wunsch bezüglich der Anweisung seiner Landdotation geäussert haben soll: er sträubte sich ja bis an sein Ende gegen die Auswahl eines der Theilbisthümer. Auf derselben Seite hätte S. die Erzählung des Lucas David (d. h. Simon Grunau) von der Gefangennehmung Bischof Heinrichs von Kulm ganz übergehen können: sie ist eben, wie er S. 206 angiebt, nur eine Uebertragung der Geschichte Wigbolds in Grunauscher Manier. Ganz unklar scheint dem Verfasser S. 212 die Bedeutung des Kulmer Landcomthurs zu sein, wenn er ihn „einzelne Functionen des Stadtrichters“ (von Kulm) übernehmen lässt: der letzte S. 267 erwähnte Comthur von Danzig hiess Nicolaus Postar, nicht Johann wie S. seinem Gewährsmann Conrad Bitschin nachschreibt. Ueber die Reihenfolge der Culmer Bischöfe (S. 273, 274) hätte der in Kulm doch sicherlich vorhandene Schematismus von 1867, dessen historische Notizen von Strehlke herrühren, angesehen werden sollen. S. 312 u. 321 verlegt S. Gordyn (das heutige Gerdien auf dem linken Weichselufer) nach Pomesanien anstatt nach Pommerellen.

An Druckfehlern, und zum Theil recht störenden, ist die zweite Lieferung ebenso reich wie ihr Vorgänger, so S. 176 N. 4 domni statt domui, Anm. 5 ist ganz entstellt: Z. 2 v. u. im Text ist statt: Ort vom Patronat doch wohl Art von P. zu lesen. In dem seltsamen Heiligen S. 208 Thomas von Lautenburg steckt Thomas von Canterbury, S. 210

ist Bischof Reinhard zu einem Grafen von Szeitz statt von Sayn gemacht, S. 229 Nassau statt Nessau: S. 253 N. 1 kommen die Edelsten des Schmiedehandwerks vor den Rath statt die ältesten (ebenso S. 184). Zahlreiche kleinere Druckfehler übergehe ich.

Greifswald, December 1877. *M. Perlbach.*

Die Besitzungen des Deutschen Ordens im Heiligen Lande. Ein Beitrag zur Culturgeschichte der Franken in Syrien von Hans Prutz. Mit einer Uebersichtskarte. Leipzig, Brockhaus 1877. (VI u. 82 S.)

Als Probe einer Geschichte der fränkischen Cultur in Syrien bietet H. Prutz in vorliegendem Buche, das ursprünglich zur Programmabhandlung bestimmt war, eine eingehende Darstellung der Ausbreitung des deutschen Ordens in Syrien auf Grund der von Strehlke in seinen tabulae ordinis Theutonici veröffentlichten Urkunden, die ebenso von gründlicher Durchforschung des Quellenmaterials als von eigener Kenntniss des Landes (der Verfasser war bekanntlich 1874 in Syrien) Zeugniss ablegt. In 4 Abschnitten bespricht Prutz zuerst das Hospital der Deutschen in Jerusalem, mit welchem der spätere Orden keinen Zusammenhang hatte, er weist dessen Stelle im heutigen Jerusalem nach; Capitel 2 handelt von der Entstehung des Ordens und seinen Besitzungen in und um Accon; im dritten Abschnitt führt uns der Autor nach der Hauptburg des Ordens, Montfort, Starkenberg, die er selbst besucht hat, bei Accon, und bespricht die Güter des Ordens in den übrigen Gebieten Syriens. Fast überall gelingt es ihm die urkundlichen Namen in heutigen arabischen Dörfern wieder aufzufinden. Er zeigt, wie der Orden schon in Syrien die geschickte Politik zu befolgen verstand, durch die er in Preussen so Gewaltiges geleistet hat, wie er unterstützt durch stets geordnete Finanzen und ein rationelles Wirthschaftssystem die Bedrängniss der Nachbarn zum Ankauf bedeutender Gütercomplexe benutzte. Den Schluss des Buches bilden zwei Anhänge, ein Verzeichniss der Mitglieder des Ordens in Syrien und ein Ortsregister. Die beigegebene Karte veranschaulicht die Lage der im Text erklärten Namen und bringt einen Plan der Ruinen von Montfort. —

Aufgefallen ist mir, dass Pr. die zweite Gemahlin Friedrichs II. S. 32 und 41 Isabella nennt; sonst heisst sie Jolanthe. Das kleine Buch wird jedem, der sich mit den Anfängen des Deutschen Ordens beschäftigt, höchst willkommen sein.

Greifswald, December 1877. *M. Perlbach.*

Dr. W. Hensche. Wappen und Siegel der Königlichen Haupt- und Residenzstadt Königsberg. Mit drei Kupfertafeln. Königsberg, 1877. IV. u. 38 S. hoch 4.

Es gereicht mir zur ganz besonderen Freude, über das angezeigte Buch, obwol dasselbe garnicht in den Buchhandel gekommen ist noch kommen soll, an dieser Stätte einen Bericht geben zu dürfen. Der hochgeehrte Herr Verfasser hat während eines das gewöhnliche Maass der Dauer weit überschreitenden Lebenslaufes einerseits sich um die communalen Interessen unserer Stadt die höchsten Verdienste erworben und nicht minder andererseits die wissenschaftlichen Bestrebungen, die hier auftauchten und gepflegt wurden, zumal auf geschichtlichem und naturwissenschaftlichem Gebiete, mit Eifer und eigener thätigster Theilnahme theils selbst hervorrufen helfen, theils unterstützt und gefördert, so dass schon vor längerer Zeit die Stadtbehörden ihn mit der Würde des Stadtältesten geschmückt haben und die medicinische Facultät der hiesigen Universität ihn zum Ehrendoctor ernannt hat. Auch das vorliegende Buch ist ein Zeichen des emsigen, nie ermüdenden Fleisses seines Verfassers, zugleich aber auch seiner grossen Liberalität, denn es ist — ein leider nur zu seltener Fall in Deutschland — nur geschenkweise an die Freunde des Verfassers und der Sache sowie an wissenschaftliche Gesellschaften und öffentliche Anstalten vertheilt, und wir glauben die Versicherung abgeben zu dürfen, dass, wer etwa noch Verlangen darnach tragen sollte, mit seiner Bitte Berücksichtigung finden würde.

Mehr als dreissig Jahre hat der Verfasser gebraucht, um das zu Grunde liegende Material in einiger Vollständigkeit zusammenzubringen. Wer die einzig dastehende Geschichte des hiesigen städtischen Archives

kennt, wer da weiss, dass die Schätze desselben zuerst unbeachtet lagen und dann, als man Raum brauchte, theils als Maculatur verkauft, theils mit dem Strassenkehricht zusammen auf dessen Abladeplätze hinausgefahren wurden, bis man — und auch das ist mit ein Verdienst Hensche's — fast im letzten Augenblicke Einhalt gebot, so dass wenigstens einige hundert Stücke gerettet wurden; wer dieses weiss, sage ich, wird leicht ermessen können, dass die Forschung nach den Siegeln der Stadt keine leichte gewesen ist. Ausser diesem traurigen Reste des Stadtarchives mussten nicht bloss am hiesigen Orte selbst das Staatsarchiv, die Registraturen der Gerichte und die Laden der Gewerkschaften durchforscht werden, sondern auch überall dahin musste man sich wenden, wohin einst die amtliche Correspondenz der drei Städte, aus welchen Königsberg bekanntlich zusammengewachsen ist, gegangen war, vor Allem nach den Hansestädten innerhalb sowol wie ausserhalb der Provinz. Gelang es so der Ausdauer des Verfassers für die drei Städte selbst eine Reihe von Siegeln aufzufinden, die, von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage sich erstreckend, als vollständig angesehen werden darf, so ist es in gewisser Beziehung als ein glücklicher Zufall zu betrachten, dass auch für die zahlreichen Vorstädte und Freiheiten, die wol wenig mehr zu besiegeln hatten als Geburtsbriefe und allenfalls gerichtliche Urkunden rein privater Natur, eine genügende Anzahl von Exemplaren sich erhalten hat. So hat der Verfasser ausser den drei Siegeln der Ordenscomthurei Königsberg, die er des Vergleichs halber aufnehmen zu müssen glaubte, siebenundzwanzig Abdrücke städtischer Siegel bekannt machen können, nämlich: zehn von der Altstadt, je vier vom Löbenicht und vom Kneiphof, fünf von den seit 1724 vereinigten drei Städten, worunter auch eines aus der Zeit der russischen Herrschaft (1758—62), ferner je ein Siegel des Sackheim, des Tragheim, des vorderen und des hinteren Rossgarten und der früher sogenannten Neuen Sorge; warum die kneiphöfische Vorstadt bei den Abbildungen unberücksichtigt geblieben ist, obgleich der Verfasser zwei ihrer Siegel kennt, ist nicht recht ersichtlich. Von allen Siegeln, deren der Verfasser hat habhaft werden können, hat er zunächst selbst mit peinlichster Genauigkeit Gypsabgüsse genommen und diese dann von

der Hand eines Künstlers in der Grösse des Originals zeichnen und in Kupfer stechen lassen, und zwar von einem Mitgliede der hiesigen Kunstakademie, Herrn Wilh. Rohr, der sich bereits durch wohlgelungene Portraits einiger hervorragenden Königsberger auch in weiteren Kreisen einen guten Namen gemacht hat. Was sich schon auf den ersten Blick zeigt, dass auch der Künstler mit ängstlichster Gewissenhaftigkeit gearbeitet hat, wurde auch durch eine von dem Schreiber dieser Zeilen angestellte nachträgliche Vergleichung bestätigt: Ungenauigkeiten, Undeutlichkeiten, auch Versehen, die sich hin und wieder finden, sind lediglich auf den Zustand der Originale selbst zurückzuführen. — Der Text enthält nach einer kurzen Einleitung über die erste Entstehung der Stadt, an deren paar kleinen Versehen wir gern, da wir hier nicht als Kritiker sondern als dankbarer Berichterstatter auftreten, stillschweigend vorübergehen, genaue Beschreibungen der einzelnen Siegel. — Dem würdigen Verfasser gebührt hoher Dank Aller für die treffliche Gabe, den wir für unseren Theil auch hier öffentlich aussprechen wollen. Dass der Druck und die ganze Ausstattung dem werthvollen Geschenke angemessen sind, mag zum Schlusse nicht unerwähnt bleiben.

Königsberg i. Pr. *C. Lohmeyer.* *)

Anthropologische Gesellschaft zu Danzig.

Sitzung den 23. Januar 1878.

1) Zuerst berichtete Oberpostsecretär Schück über seine Ausgrabungen im Berenter und Carthäuser Kreise. Gutsbesitzer und Postverwalter Kauenhoven in Neukrug, welcher seit Jahren bemüht ist die culturgeschichtlichen Ueberreste längst vergangener Zeiten im Interesse der Wissenschaft zu heben und zu verwerthen, unterstützte ihn dabei in dankenswerther Weise. In der Gegend von Neukrug selbst befinden sich eine grosse Reihe jener 15—20 Fuss hohen aus Steinhaufen bestehenden Hügel, welche meistens nur einen reinen Steinbau im Innern zeigen und wiederholt in den früheren Sitzungen des Vereins als Malhügel angesprochen wurden. Im Walde von Hornikau stehen dieselben so dicht beisammen, dass sie den Anblick einer Dammlage gewähren. Nur in einigen Hügeln östlich von Neu-Hornikau hatten sich früher Skelette gefunden, unter deren nach Osten gerichteten Schädeln kleine, pfeilförmige Eisenstückchen lagen.

*) Mit Genehmigung der Betreffenden aus den von Osk. Schade hrsg. Wissenschaftl. Monats-Blättern 1878. No. 1 abgedruckt. R.

Nordöstlich von Neukrug, zwischen Schönfliess und Strippau, befinden sich noch Reste von megalithischen Steinsetzungen, welche an die von Dr. Lissauer bei Odri entdeckten erinnern, und ausserdem eine Menge von Steinkistengräbern von der gewöhnlichen Beschaffenheit. Eine Urne, welche aus einem Steinkistengrabe dicht bei dem Dorfe Gladau gehoben wurde, enthielt nach der bestimmten Versicherung des Finders die vorgelegte römische Broncemünze aus dem zweiten Jahrhundert nach Chr.

Von ganz besonderem Interesse ist ein Bronceeimer, welchen Herr Schück für die Sammlung des Vereins erworben hat. Dieses merkwürdige Gefäss ist vor $2^1/_2$ Jahren von einem Arbeiter aus Alt-Grabau beim Ausbessern eines Weges, 15 Kilometer nordöstlich von Berent, nahe dem Vorwerk Carlshöhe, in einem Steinhaufen in geringer Tiefe gefunden worden. Es enthielt nur verbrannte Knochen und Asche, ohne sonstige Beigaben, hatte keinen Deckel, befand sich überhaupt damals wesentlich in demselben Zustande wie heute. Diese Angaben hat der Finder Herrn Schück selbst gemacht.

Der Eimer geht nach unten konisch zu, ist aus zwei Stücken dickem geschlagenem Bronceblech gearbeitet und an zwei Stellen der ganzen Länge nach durch je 10 Broncenägel genietet. Diese Nägel haben von aussen sehr breite, ganz abgeplattete, dicht anliegende Köpfe von runder Form, während sie nach innen viel stärker hervortreten und kleinere Köpfe haben, so dass sie offenbar von aussen eingetrieben und durch Hämmern platt geschlagen sind. Am obern Rande beträgt der Durchmesser 24 Centimeter, $2^1/_2$ Centimeter darunter 30 Centimeter, am Boden $15^1/_2$ Centimeter: die Höhe des Eimers beträgt 33 Centimeter. Der Boden ist mittelst zweier Klammern festgehalten und durch aufgegossene Bronze geflickt, oben befinden sich Reste von oxydirtem Eisendraht, um welchen der obere Rand des Gefässes umgelegt und an welchem wahrscheinlich eiserne Tragbänder befestigt waren. Die Patina ist ungleichmässig schön hellgrün und graugrün, letzteres besonders dort, wo der Finder die Edelrostlage entfernt hatte. Am obern Rande befinden sich mehrere Löcher, in denen früher Nägel ihren Platz hatten.

Seiner ganzen Form und Arbeit nach gleicht der Eimer, wie aus einer herumgereichten Abbildung hervorgeht, einem solchen, welcher in den Hallstädter Gräbern gefunden worden und gegenwärtig in Wien aufbewahrt wird. Der Hallstädter Eimer ist mit 2 Tragreifen und einem Deckel versehen, auf welchem letzterem 2 Thiergestalten stehen: aus der obigen Beschreibung ist zu vermuthen, dass auch der Eimer aus Alt-Grabau ursprünglich solche Tragreifen gehabt habe.

Ueber die Bedeutung dieser Hallstädter Eimer hat sich in der neuen Zeit besonders Herr Professor Virchow wiederholt ausgesprochen. „Der ausgezeichnetste Platz für diese Funde," sagt der berühmte Anthropologe, „ist bis dahin immer das Gräberfeld von Hallstadt in Ober-Oesterreich gewesen, von wo eine ganze Reihe der wichtigsten Kunstgegenstände schon früher bekannt geworden sind. Ich erinnere namentlich an die Bronceeimer oder Bronzecysten, die aus geschlagener Bronce be-

stehen, die nicht gelöthet, sondern genietet sind mit grossen Nägeln. Solche Eimer finden sich gerade in Hallstadt, zum Theil in sehr ausgezeichneten Exemplaren.“ „Zeigt sich nun, dass solche Geräthe in einer Zeit gefertigt sind, als man auch in Italien (von wo diese Eimer in die Länder diesseits der Alpen importirt worden sind) noch nicht die Kunst des Löthens kannte, als man auf beschädigte Stellen noch einen Flicken aufsetzte, wie ein Arbeiter heut zu Tage sein Beinkleid flickt, indem man ein Stück Blech auf die Lücke aufnagelte, zeigt sich ferner, dass die einfachsten Operationen, die sich später bei vollkommener Kenntniss der Behandlung der Bronce auf flüssigem Wege ausführen liessen, in mühseligster Art durch Handarbeit und Anschlagen mit dem Hammer bewerkstelligt worden sind, so gelangt man mit seiner Rechnung in eine Zeit, die ziemlich weit vor Christi Geburt reicht, aber immer noch auf dem Boden der Eisenkultur liegt.“

Ausser in Hallstadt sind solche Bronceeimer wiederholt in Deutschland gefunden worden, östlich von der Elbe aber nur zwei Mal. Die Meisten derselben sind gerippt, indessen stimmt ihre sonstige Technik so vollständig mit der an den glatten Bronceeimern von Hallstadt und Alt-Grabau beobachteten überein, dass man ihre Fabrikation unbedingt in dieselbe Zeit setzen muss.

An diesen Vortrag knüpfte sich eine lebhafte Discussion, an welcher die Herren Fröling, Mannhardt, Hein, Ahrens, Holz, Helm und Lissauer Theil nahmen. Von der einen Seite wurde darauf hingewiesen, dass der Fundbericht selbst nicht von einem Sachverständigen herrühre, daher nicht allen Zweifel an seiner Wahrheit beseitige, während die Technik allein für das hohe Alter nicht genug beweise, zumal eine chemische Analyse der Bronce bisher fehle. Dagegen wurde wiederholt und besonders von den Sachverständigen, welche zu dieser Sitzung besonders eingeladen worden, hervorgehoben, dass gerade die eigenthümliche Art des Nietens und Ausbesserns für die uralte Fabrikation dieses Eimers spreche und dass die vollständige Aehnlichkeit desselben mit den zahlreich in Hallstadt gefundenen in Form und Technik es fast gewiss erscheinen lasse, dass der bei Alt-Grabau gefundene Eimer derselben Zeit entstamme, wie jene Hallstädter Broncecysten. Uebrigens versprach Stadtrath Helm die Bronce und das zum Ausbessern verwendete Metall chemisch zu untersuchen und das Resultat der Analyse in einer der nächsten Sitzungen mitzutheilen. Schliesslich ergab sich als Resultat der Debatte, dass der Bronce-Eimer von Alt-Grabau einer sehr frühen Periode der Broncetechnik im Süden entstamme, dass er aber erst in einer späteren Zeit am Boden ausgebessert worden sei.

Bei Neu-Grabau untersuchte Herr Schück wieder einen Burgwall, welcher am Gr. Kaminer See gelegen ist, eine Höhe von 23 Fuss hat und einen Kessel umschliesst, der die Ueberreste alter Culturschicht, wie Kohlen, Gefässscherben und Brandschutt enthält. Die Kohlen waren so massenhaft darin vorhanden, dass der Schmied des Orts davon ganze Säcke voll zum Gebrauch mitnahm.

Am südlichen Theil des Sees, an welchem das Dorf Mariensee liegt, hatte der

Redner ferner den etwa 150 Fuss hohen Schlossberg zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht. Schon in der Höhe von 80 Fuss stösst man auf einen Vorwall, der beinahe einen Halbkreis abschliesst. Der Gipfel des Berges selbst ist von einem mächtigen Wall von etwa 50 Fuss Höhe und 250 Fuss Umfang umgeben, welcher eine kesselförmige Vertiefung einschliesst: auf der östlichen Seite des Berges ist eine zweite wallartige Aufschüttung von geringem Umfange in Höhe von 30 Fuss vorhanden. Der Hauptwall ist vielfach mit Steinen durchsetzt, offenbar, um ihm grössere Haltbarkeit zu verleihen. Von der Umwallung führt ein augenscheinlich alter Weg, von Steinen umgrenzt, in südöstlicher Richtung zum See hinab. Die Abfälle des Walles und des Berges nach dem See und nach der Landseite zu sind sehr steil. Der vom Walle eingeschlossene Kessel enthält die Ueberreste zweier alter Anlagen. Am Rande und in der Mitte fanden sich ausser Holzkohle zerstreut eine Menge Gefässscherben, welche zum Theil die charakteristischen Ornamente des Burgwall-Typus zeigen, während alte Mauerreste von Ziegelsteinen auf spätere Festungswerke hinweisen. Die Geschichte berichtet uns über jene Anlagen auf dem romantischen Schlossberg bei Mariensee nichts, dagegen haben sich eine Reihe von Sagen über dieselbe im Volksmunde erhalten, welche Dr. Mannhardt bereits in der „Altpr. Monatsschrift“ 1866 publicirt hat.

Auch eine Menge für die Geschichte der Stadt Danzigs höchst interessanter Alterthümer, welche bei dem Bau der neuen Trockendock-Bassins der hiesigen kaiserl. Werft ausgegraben worden sind, demonstrirte Hr. Schück; indess gehen wir hier nicht näher darauf ein, weil dieselben kein prähistorisches Interesse haben.

2) Der Vorsitzende Dr. Lissauer machte sodann Mittheilung von der Auffindung zweier angeblich phönizischer Inschriften auf nordeuropäischem Boden. Vom slavischen Archäologen-Congress in Kiew 1874 brachte Dr. H. Wankel in Wien die genaue Copie eines dem Fürsten M. A. Korsakow in Smolensk gehörigen pyramidalen Granitblockes mit, welcher die Spitze eines im J. 1873 in einem Walde bei Pneysche, Gouvernement Mohilew, entdeckten Steinhügels gebildet hat und an zweien Flächen mit Schriftzügen unbekannter Art bedeckt ist. Dr. Aloys Müller, Bibliothekar in Olmütz, erkannte in diesen Charakteren, nachdem von sachkundiger Seite festgestellt war, dass sie keine Runenzeichen seien, altphönizische Buchstaben und versuchte eine Lesung der einen Inschrift, welche den Sinn „Denkstein des Baal. Hier haben wir's eingemeisselt“ ergeben soll. Die zweite längere Inschrift vermochte er nicht zu entziffern. Die Veröffentlichung dieser Entdeckung des Dr. Wankel in den Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft zu Wien 1877 veranlasste den Vorstand der nordisch-germanischen Alterthumssammlung in Oldenburg das Photogramm eines auf einer Römerstrasse bei Lohne im südlichen Theile des Grossherzogthums Oldenburg gefundenen durchlöcherten Bernsteinstückes, welches am Rande eine räthselhafte Inschrift zeigte, ebenfalls Herrn Dr. Al. Müller zur Untersuchung zu übersenden. Demselben gelang es zwar nicht alle Theile der Inschrift zu entziffern, doch erkennt er

sie für phönizisch und will den lesbaren Lautgruppen den Sinn beimessen „Iatcha (Eigenname) hat es gebohrt in Tyrus." Dr. Much publicirte diese Entzifferung Müllers ebenfalls in den Mittheilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft 1877. Wäre die paläographische und sprachliche Erklärung des Olmützer Gelehrten gesichert, so würde der Smolensker Fund von grosser Wichtigkeit sein, und zur Lösung der Streitfrage, ob Phönizier bis in unsere Gegend kamen, einen bedeutsamen Beitrag gewähren, da er in einer Gegend gemacht ist, wo das Flussgebiet des Dnjepr und der zur bernsteinreichen Ostsee abfliessenden Düna sich berühren.

Von dem Vorsitzenden dazu aufgefordert, liess Dr. Mannhardt diesen Mittheilungen zur Erläuterung eine kurze Auseinandersetzung über Sprache, Schrift und Epigraphik der Phönizier folgen. Die Sprache dieses grossen Handelsvolkes, die Schwester des Hebräischen, Arabischen, Syrischen und der von den herrschenden Völkern in Assyrien und Babylon gesprochenen Idiome, ist in ihrer Heimath schon unter der Herrschaft der Seleuciden durch die hellenische Weltsprache verdrängt; in Karthago und dessen Colonien erhielt sie sich als lebende Volkssprache, auf der ganzen Nordwestküste Afrikas als eine internationale Verkehrssprache neben dem Lateinischen bis ins fünfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Die reiche Literatur dieser Sprache ging verloren, aber die letztere lebt in zahlreichen Inschriften fort, welche mit eigenthümlichen Schriftzügen in Steine eingeritzt sind. Diese phönizischen Schriftzeichen waren bekanntlich die Ahnen der heutigen lateinischen, deutschen und russischen Schreib- und Druckschrift, wie in früherer Zeit schon das altindische, hebräische, griechische und altitalische Alphabet sammt den altgermanischen Runen theils unmittelbar, theils vermittelt aus ihnen hervorgingen. Das älteste und zugleich umfangreichste Denkmal altphönizischer Schrift und Sprache gewährt die Siegessäule eines Königs Mesa von Moab aus dem 10. Jahrhundert v. Chr., ein vor einem Jahrzehnt bei Diban im Ostjordanlande entdeckter Granitblock. Dieser unberechenbar wichtige Fund von unzweifelhafter Echtheit hat den Anlass zu den neuerdings so viel Aufsehen erregenden Fälschungen moabitischer Alterthümer gegeben. Ebenfalls alt ist die Inschrift auf dem Sarkophage des sidonischen Königs Eschmunazar, entdeckt im Jahre 1856. Aus dem 4. Jahrh. v. Chr. besitzen wir ein das Opferritual eines phönizischen Tempels in Marseille enthaltendes Epigraph. Der bei weitem grösste Theil aller sonstigen in Kanaan selbst, in Cypern, Cilicien, der Sinaihalbinsel, Malta, Athen, Sicilien, Sardinien, auf der nordafrikanischen Küste von Cyrene bis Numidien und in Spanien, vereinzelt sogar auf ägyptischen Kolossen in Nubien aufgefundenen Inscriptionen der Phönizier ist viel jüngeren Datums und reicht bis in die römische Kaiserzeit herab. Darunter befinden sich einzelne dreisprachige, in phönizischer, griechischer und lateinischer Fassung. In einer solchen, die 1860 gefunden wurde, bezeugt u. A. der Aufseher der Salzwerke in einer noch unter der Römerherrschaft in Sardinien bestehenden und von eigenen Obrigkeiten (Richtern, Suffeten) verwalteten phönizischen Ansiedelung, ein Grieche von Nationalität, Kleon, dass er dem

Heilgotte Esmun (Aeskulap) einen Altar von 100 Pfund Kupfer geweiht habe. Dem längeren Fortleben der phönizischen Sprache in Karthago und dessen Colonien entsprechend ist der Boden von Tunis und Algier weit ausgiebiger an Alterthumsdenkmälern der in Rede stehenden Art, als das asiatische Mutterland. Während Mowers 1848 erst 15 karthagische Inschriften kannte, konnte Baron v. Maltzahn 1868 deren 59 allein aus tunischen Sammlungen veröffentlichen. Ihrem Inhalte nach besteht die überwiegende Mehrzahl aller phönizischen Inschriftsteine aus Grabstelen und aus Votivsteinen, auf welchen ein mit Namen und Würde genannter Gläubiger den Gottheiten Tanit (Juno), Baal-Haamon (Herakles) oder Esmun (Aeskulap) Dank darbringt. Hiezu kommen phönizische und punische Münzlegenden und einige kleinere Aufschriften auf geschnittenen Steinen und Gefässen an verschiedenen Orten der Welt gefunden. Aus diesen Thatsachen erhellt, dass an und für sich ein Stein und eine Inschrift von der Art des Smolensker Fundes nicht beispiellos wäre und dass genügende Hilfsmittel vorhanden sind, um zu entscheiden, ob eine Inschrift die charakteristischen Merkmale der phönizischen Schrift besitze. Wenngleich nun die Aehnlichkeit einiger weniger Zeichen der Smolensker Inschrift mit phönizischen Buchstaben auf der Hand liegt, so ist damit noch keineswegs der Beweis geliefert, dass die Schriftart wirklich phönizisch sei. Mannhardt ist vielmehr der Ansicht, dass die Zeichen der Smolensker Inscription, seien sie nun Buchstaben, Hausmarken oder Steinmetzzeichen, in irgend welchem historischen Zusammenhange mit einer älteren Sprossform des altphönizischen Alphabets stehen, dass aber über ihre Bedeutung, die Zeit ihrer Entstehung und das Volk, welches sie einritzte, vorläufig nichts festzustellen sei. Am nächsten vergleichen sich die Zeichen auf einer in Stäkelich (Mecklenburg) gefundenen Urne, die ihnen noch viel ähnlicher sind als den Einritzungen auf der sogenannten Danziger Runenurne. Uebrigens hat sich der berühmte Orientalist Dr. Wetzstein in Berlin bereits mit Entschiedenheit gegen die Deutung A. Müllers als eine paläographisch wie sprachlich unmögliche ausgesprochen.

3) Der Vorsitzende liest ferner eine Abhandlung des Dr. Much in Wien über die Kamene babe (Steinmutterchen) im südlichen Russland vor. Es sind das Steinfiguren auf den zahlreichen vorgeschichtlichen Grabhügeln (Kurgenen) in dem Gebiete zwischen den Flüssen Dnjepr und Don, zwischen Charkow und der Krim, Porträtstatuen, welche mit den Händen in der Höhe des Gürtels ein becherartiges Gefäss halten. Dieselbe charakteristische Handlung zeigen einige neuerdings (1871) in Spanien ausgegrabene Gräberstatuen, sowie die Mittelfigur der von einem spätgriechischen Künstler gearbeiteten goldenen Trinkschale des zu Petreosa in Rumänien gefundenen Schatzes, der nach Ausweis eines mit gothischen Runen beschriebenen Goldringes einst gothisches Besitzthum gewesen zu sein scheint. Da nun Südrussland im 4. Jahrhundert n. Chr. eine Zeit lang von Gothen bewohnt war, von denen ein Rest mit eigener Sprache, über welche Dr. Mannhardt eine Untersuchung veröffenlicht hat, sich bis in die Zeit des dreissigjährigen Krieges erhielt, da in Spanien und Ru-

mänien ebenfalls zeitweise Gothen hausten, so stellt Dr. Much die Hypothese auf, dass jene Steinfiguren ein Gräberschmuck dieses Volkes gewesen sein mögen. Die Sache hat für uns ein Interesse, weil auch unsere Gegend einmal ein Gothensitz gewesen ist.

4) Endlich besprach Oberstabsarzt Dr. Fröling nach einer von ihm ausgeführten Zeichnung ein bei St. Goar am Rheine gefundenes Denkmal aus rothem Sandstein von circa 6 Fuss Höhe, welches ein roh gearbeitetes Gesicht, eine Art Kopfbedeckung und ganz eigenthümliche Verzierungen zeigt, dessen Ursprung indess bisher nicht sicher festgestellt werden konnte. Danz. Ztg. v. 14. Febr. 1878. Nr. 10805.

Alterthumsgesellschaft in Elbing 1878.

In der am 10. Januar abgehaltenen Sitzung der Alterthumsgesellschaft hielt der Vorsitzende, Dr. Anger, einen Vortrag über die Trusofrage. Im Anschlusse an seinen letzten Vortrag prüfte er zunächst die Stichhaltigkeit des Einwandes, dass Truso vielleicht gar kein bewohnter Ort, sondern nur ein von Menschen unbewohnter Speichercomplex gewesen sein möchte. Nachdem er diesen Einwand unter Hinweis auf die innere Unwahrscheinlichkeit einer solchen Einrichtung und auf den Mangel an Uebereinstimmung mit an anderen Orten, z. B. in Birka in Schweden beobachteten Thatsachen als unhaltbar nachgewiesen, berichtete er über das Resultat seiner Nachforschungen nach den früheren Ergebnissen der von Landrath Abramowski veranstalteten Ausgrabungen. Darauf sich dem literarischen Theile der Trusofrage zuwendend, gab er ein Bild von dem Leben und Wirken des Königs Aelfred des Grossen von England, theilte aus der demselben zugeschriebenen Uebersetzung der Weltgeschichte des Orosius Aelfreds Nachrichten über Germanien, Others und Wulfstans Reiseberichte mit und prüfte auf Grund dieser drei Stücke die Möglichkeit, ob nicht Wulfstan, entgegen der bisher angenommenen Ansicht, früher als um die Mitte des 9. Jahrhunderts nach Truso gekommen sein könnte. Mit Berücksichtigung und Erwägung aller Momente glaubte er sich dieser Annahme anschliessen zu dürfen. — Vorgezeigt wurden: 1. eine Bremer Münze von 1749, gefunden auf dem der St. Georgenbrüderschaft gehörigen Rodelande (Geschenk von Lieutenant Barthels); 2. drei in der Mitte durchschnittene arabische Silbermünzen, gefunden bei Saalfeld (Geschenk des Obertertianers Zaleski). 3. Von Kaufmann C. Lorentz eine sehr schöne Reiseuhr, 4. von Maler Wisotzki mehrere russische Kupfermünzen, ein Petschaft von 1675 und eine Broncefigur, Aphrodite darstellend (Geschenk).

(Elbing. Ztg. No. 5 v. 12. Januar 1878).

Sitzung am 14. Februar. Nach Vorlesung des ziemlich umfangreichen, von Herrn von Schack als Schriftführer des Vereins mit grossem Fleisse ausgearbeiteten Protokolls der vorigen Sitzung hielt Herr Fritz Wernick folgenden Vortrag über Olympia:

Der Stätte des Alpheiosthales, auf der das alte Olympia gelegen, wenden sich neuerdings wieder die Blicke der gebildeten Welt zu. Vor etwa Jahresfrist führte mich eine Besuchsreise zu der deutschen Colonie, die in einigen vom deutschen Reiche erbauten Häusern wohnt und das Werk der Ausgrabungen des Tempelbezirks leitet. Gestatten Sie mir, dass ich Ihnen kurz einiges von dem dort Gesehenen berichte. Unser Wohnhaus ist der Abbau eines Griechendorfes, Druva. Es liegt hoch oben auf der Spitze eines der Randberge des Alpheiosthales, frei, luftig, mit herrlicher Aussicht rings umher. Im Alterthum ist hier wohl niemals eine Ansiedelung gewesen, doch vermuthet Curtius, dass verschiedene am Abhange des Druvaberges hervorwachsende Hügel Grabstätten olympischer Sieger bergen mögen. Untersucht ist noch nichts, denn Kraft und Mittel müssen auf das Hauptwerk vereinigt bleiben.

Von hier aus erhalten wir bereits ein klares und vollständiges Bild der Landschaft von Olympia und seinen Umgebungen. Kern und Mittelpunkt der peloponnesischen Halbinsel sind die vielfach verästelten Hochgebirge Arkadiens. Aus ihnen sammeln sich die Wasser des Alpheios in Bächen, tiefen Gebirgsseen und kleineren Flüssen. Der Alpheios, der mächtigste Strom im Peloponnes, rauscht in einem wilden Felsenthal zuerst von Süden nach Norden hinab. Da, wo ihm zwei grosse Nebenflüsse, zuerst der Ladon, wenig später der Erymanthus von Norden entgegen kommen, wird er gezwungen seine Richtung zu ändern, er bricht, sich plötzlich scharf nach Westen wendend, durch den Engpass von Phryxae und strömt nun, etwa noch fünf Meilen lang durch eine weitere Thalgasse dem Meere zu. Ungefähr auf der Hälfte dieses letzteren Weges liegt auf breitem Thalboden die Stätte, auf welcher eilf Jahrhunderte hindurch die olympischen Feste von dem griechischen Volke gefeiert worden sind.

Im östlichen Hintergrunde sehen wir also die wilden Kalksteinmassen Arkadiens lagern, das Lykaiongebirge mit dem Kotylion, auf dessen waldigen Höhen der Apollotempel von Bassä bei dem antiken Phigalia liegt. Den gelben Alpheiosstrom begleiten zu beiden Seiten Gebirgszüge. Auf unserem, dem rechten nördlichen Ufer, wo öfter Zuflüsse den weicheren Stein durchbrechen um zum Alpheios hinab zu rinnen, werden dadurch die Formen bewegter; gleich Vorgebirgen treten einzelne Kuppen weit in den Thalboden vor, die Felswände zeigen sich oft zerrissen, oft dringt der Blick in kleine Nebenthäler. Unmittelbar zu unseren Füssen bricht der Kladeos, einer der letzten Nebenflüsse aus dem nördlichen Berglande hervor. Auch er hat als Begleiter so ein isolirtes Vorgebirge, welches kegelförmig sich in den Thalboden hinausschiebt. Dieser Kegel ist der Kronoshügel, die Gebirgsmasse, in der er wurzelt das Olympos-Gebirge, die Ebene an seinem Fusse bis zum Ufer des Stomes hin ist der heilige Bezirk von Olympia, die erhabenste aller griechischen Cultstätten. Der Boden bis zum Alpheios gehört zur Landschaft Elis; drüben auf dem anderen Ufer beginnt Triphylien, dessen höhere und wildere Felsmassen, die Minthe- und Lapithosgebirge, die Landschaft grossartig und erhaben einrahmen, und im Westen glänzt

das kaum zwei Meilen entfernte Meer am Horizonte. Die Landschaft ist schön, wenn auch eigentlich nicht schön im klassischen, sondern mehr im romantischen Sinne. Den Adel der Linien, die Reinheit der Formen, die Ruhe und Majestät der attischen, von drei Gebirgsketten und dem Meere herrlich umgrenzten Ebene besitzt das Gebirgsthal des Alpheios nicht, es erinnert, da alle Berge ziemlich dicht bewaldet sind, weit eher an eins unserer deutschen Mittelgebirge oder an manche Landschaft der Voralpen, aus denen ja auch grosser Wasserreichthum hervorquillt. Jetzt blicken wir in ein romantisches Waldgebirgsthal, ohne Spuren menschlicher Ansiedlungen, ohne Wege, ohne Brücken. Nur die Corinthenäcker und Gerstenfelder bezeugen, dass die Cultur von dem lange verlassenen Boden aufs Neue Besitz ergriffen hat. So sieht heute Olympia aus.

Blicken wir nun zurück auf das, was einst hier gewesen, wie das Heiligthum der griechischen Bundesgenossen aus kleinen Anfängen zu höchster Blüthe emporgewachsen, wie es dann erst allmählig in den Händen fremder Eroberer verwildert, darauf zerstört, endlich begraben und vergessen worden ist, um jetzt durch deutsche Kraft, deutschen Geist und deutsche Begeisterung wieder aus seiner Gruft befreit zu werden. Olympia war immer nur eine Cultstätte, zugleich ein Festort, niemals aber eine Ansiedelung menschlicher Wohnsitze, Dorf oder Stadt. Ein Vereinigungsort der Bewohner verschiedener Landschaften zur Begehung religiöser Feiern mag es schon in Zeiten gewesen sein, in welche nur die Sage reicht. In allerfrühester Vergangenheit wurde an dieser Stelle dem Kronos geopfert, der ins Thal vorspringende Hügel des Olymposgebirges war diesem Gotte geweiht, auf ihm befand sich ein Heiligthum desselben. Darauf löst Zeus seinen harten Vater ab, er wurde als Kind vor der Verfolgung durch diesen gehütet von fünf kretischen Dactylen, deren ältester Herakles hiess. Diese Brüder sollen hier zuerst ihre Kraft in Wettspielen geübt haben sind aiso die eigentlichen sagenhaften Gründer der olympischen Spiele. Darauf bezwang der herangewachsene Zeus den auf dem Kronoshügel wohnenden Vater, und wieder gab es da festliche Ringkämpfe, bei denen Apollo über Ares und Hermes Sieger blieb. Soweit geht die Göttersage aus der Vorzeit Olympias. Sie lehrt uns, dass die Culte der einzelnen Gottheiten einander hier abgelöst haben.

Nun folgen die Heroen, die den Göttern entstammten Helden, deren Kämpfen und Wirken uns die älteste Geschichte des Landes, in jenen Gestalten personificirt, andeutend vorführt. Nicht weit von der olympischen Thalflur, auf einem Hügel etwas stromaufwärts lag die Stadt Pisa. Deren eingesessener Herrscher Oinomaos und dessen Gattin Sterope wollen ihre Tochter Hippodameia nur demjenigen Freier zur Gattin geben, der den König im Wettspiel besiegt. Dem aus Kleinasien einwandernden Tantalossohne Pelops gelingt dies, er tödtet Oinomaos, erobert Hippodameia; herrscht über die Landschaft. Sein Nachkomme Herakles erneuert dann zum Andenken an den berühmten Ahnherrn die Wettspiele. Wir sehen in dieser legendenhaften Erzählung klar die Ureinwohner, vertreten durch Oinomaos und

Hippodameia, die erobernd von Osten her das Land überziehenden Fremdlinge, die āchäischen Pelopiden, vertreten durch den Sieger Pelops; endlich den Schutzgott der lakedämonischen Dorier, Herakles, der die Gesetze feststellt, Ordnung in die Verhältnisse bringt. Also erblicken wir im Bilde die Vorgeschichte dieser Landschaft.

Nun lernen wir bald bestimmte Thatsachen kennen, die eigentliche Geschichte von Olympia beginnt. Iphitos, in Elis angesessen, aber ein Genosse der dorischen, hier eingewanderten Herakliden, schuf oder erneuerte wohl eigentlich nur die olympischen Festspiele auf der Priester Rath, um die einander bekämpfenden verschiedenen Stämme der einzelnen benachbarten Landschaften in Frieden zu verbinden. Das gelang. Die Festzeit bringt tiefen Frieden über die Halbinsel. Jeder Stamm fand seinen Schutzgott in Olympia besonders hoch verehrt und das fröhliche Zusammensein, die heiteren Wettkämpfe und Spiele sollten wohl nachwirkend die Nachbarn überhaupt friedlicher und freundschaftlicher zu einander stimmen. Das kleine Pisa, auf dessen Flur Olympia lag, war längst von dem eifersüchtigen Elis zerstört worden; man kann heute nicht einmal mehr annähernd dessen Lage angeben. Aber auch Elis lag fortan im Banne des heiligen Friedens; das mächtige Sparta war die eigentliche Schutzmacht und Gesetzgeberin der heiligen Stätten, auf denen zuerst nur die Landschaften des Peloponnes sich zusammenfanden, die aber später von allen Hellenen als der ideale Mittelpunkt ihres Vaterlandes verehrt und besucht wurde.

Anfangs mag die Ausstattung des heiligen Bezirks wohl eine sehr einfache, wenigstens durchaus keine von architektonischer und künstlerischer Bedeutung gewesen sein. Näheres wissen wir in dieser Beziehung aus jenen früheren Zeiten nicht. Der Wettlauf im Stadion ist das älteste der Kampfspiele. Man hat ihm Anfangs aber wohl nur momentane Bedeutung beigelegt, denn erst volle 100 Jahre nachdem Iphitos die olympische Feier neu eingerichtet hat, hält man es der Mühe werth, die Namen der jedesmaligen Sieger aufzuzeichnen und von da ab, 777 v. Christo, rechnet man die Zeit nach Olympiaden. Dann gewinnen mit der grösseren Wichtigkeit die Einzelheiten der Festfeier auch immer reichere Abwechselung. Alle Neuerungen suchte man unter dem Hinweis einzuführen, dass dieselben bereits zur Zeit des Pelops einen Theil der Kampfspiele gebildet hätten und nur ausser Gebrauch gekommen wären. So gesellte sich zu dem einfachen Laufe bald der Doppellauf, dann das Ringen, Werfen mit der Discusscheibe oder dem Wurfspiess, das Springen, der Faustkampf und endlich das Wagen- und Pferderennen. Für diese Spiele bildeten das Stadion, der Hippodrom und die daran gelegenen Ringlätze den Ort. Später gesellten sich Theater, Rednerbühnen und Schaustellungen zu den gymnastischen Wettspielen. Die Redner, die Dichter, die Künstler, die hier das ganze hellenische Volk beisammen fanden, benutzten Olympia um während der Festzeit dasselbe mit ihren Werken bekannt zu machen und dadurch Ruhm zu erwerben.

Nicht nur das Volk aus allen Gauen Griechenlands, auch die griechischen Kolonien von den Küsten des mittelländischen Meeres fanden sich zur Feier der

olympischen Spiele auf der Thalflur des Alpheios zusammen. Bisher war auf dieser uralten Kultstätte die Gottheit nur an einem freien Altar durch Darbringung von Opferspenden verehrt worden. Nun begann, etwa 500 Jahre v. Chr., die Kunst diese heilige Stätte zu schmücken. Die Bewohner von Elis glaubten die bei der Zerstörung des alten Pisa gemachte Beute nicht besser verwerthen zu können, als dass sie dem Zeus auf der olympischen Flur einen mächtigen dorischen Tempel erbauen lassen. Dieser Zeustempel, zwischen dem Kronoshügel und dem Flussufer gelegen, bildet nun den Mittelpunkt des heiligen Bezirkes, den Punkt um welchen sich nach und nach eine unglaubliche Zahl von Heiligthümern, Kunstwerken, Denkmälern und Weihgeschenken sammelte. Innerhalb der Mauer, welche das Gebiet der Altis eingrenzte, erhob sich der Zeustempel auf einer kleinen Bodenwelle, so die ganze Umgebung beherrschend. Als in der perikleischen Zeit die Kunst in Athen sich zur höchsten Blüthe entfaltet hatte, zog Phidias von dort mit seinen Genossen und Gehilfen in den elischen Gau. Sie schlugen ihre Bauhütten ausserhalb der Altis am Ufer des Alpheios auf und schufen dort den bildnerischen Schmuck des von einem Baumeister aus Elis errichteten Tempel. Die Bildsäule des thronenden Zeus aus goldenen Gewändern, und Kopf, Hände, Arme aus Elfenbein, wird als ein Werk höchster künstlerischer Vollendung bis auf die späte Nachwelt bewundert. In die Giebelfelder des Tempels und für die schmückenden architektonischen Theile, die Metopen, die Regenspeier, meisselten Paionios und Alkamenes herrliche Gestaltungen. Nicht fern von dem Tempel des Zeus errichtete man der Hera einen anderen, kleineren, und wie zur Verehrung der Gottheiten Tempel entstanden, so weihte man den Heroen, die ehedem diesen Boden beherrscht und die Feiern veranstaltet hatten, Heiligthümer. Diese Heiligthümer waren kleine Bezirke mit künstlerich architektonischer Umfriedigung, in denen zwischen freundlich belaubten Bäumen Bildsäulen und andere Kunstwerke aufgestellt waren. Dem Pelops, der hier die Kampfspiele eingeführt, sich durch sie die Herrschaft über das Land errungen hatte, der Hippodameia, seiner Gattin, waren solche heiligen Haine geweiht. Nun statteten die einzelnen Landschaften, die Sieger in den Wettspielen, die Opfernden aus weiter Ferne den Boden der Altis aus mit Bildsäulen, Weihgeschenken, Göttergestalten, die unter den Platanen und Pappeln aufgestellt, den Bezirk dicht füllten. Inmitten dieser neuen Herrlichkeit und Pracht hatte der alte Opferaltar sich in seiner vollen Bedeutung für den Opferkultus erhalten. Auf einem breiten Steinsockel erhob sich, 22 Fuss hoch, dieser Altar. Er war gebildet aus der Asche der verbrannten Schenkel aller Opferthiere, die mit dem kalkigen Wasser des Alpheios zu einem Brei gerührt, einige Festigkeit erhielt. Hier durfte jeder Hellene seine Opfer darbringen. Auch der wilde Oelbaum, den Herakles selbst gepflanzt haben sollte, stand noch, nicht fern vom Eingange zur Altis. Von seinen Zweigen wurden die Kränze gewunden, die die Sieger in den olympischen Spielen als einzigen Kampfpreis erhielten.

Der Anblick dieses heiligen Bodens muss damals, etwa 400 v. Chr., ein unbe-

schreiblich prächtiger und schöner gewesen sein. Der Zeustempel erhob sich breit und mächtig, alle Umgebung weit überragend. Das östliche seiner Giebelfelder schmückte eine Statuengruppe, die die Gottgestalt des in der Mitte stehenden, nur am Unterkörper bekleideten Zeus umgab. Der jugendliche Pelops, der eingewanderte und siegreich herrschende Heros zur Linken, der eingeborene Fürst Oinomaos zur Rechten rüsten sich zu den Kampfspielen, die sie auf dieser Flur zuerst geschaffen haben sollen. Die Gattin des Oinomaos Sterope, eine würdige Matrone, und Hippodameia, die von Pelops errungene Braut, stehen zu beiden Seiten der Männer. Wagenlenker, Rosse, Knaben sind bereit zum Beginn des Kampfspieles zwischen beiden Heroen, in dem hier Zeus als der Kampfrichter dargestellt ist. Alle diese Gestalten, denen sich in den Ecken die Flussgötter des Alpheios und des Kladeos anschliessen, sind von pentelischem Marmor, waren wahrscheinlich mit Farben, gewiss aber mit vergoldeten Broncestücken an Helm, Waffen, Schildern, Spangen und Gewändern geschmückt. Den Giebel der Westfront belebte eine Darstellung des Kampfes zwischen Lapithen und Kentauren bei der Vermählung des Peirithoos. Apollo nimmt hier die Mitte ein, ein edler, männlich schöner Kopf. Theseus, der gegen andringende Kentauren kämpft, zunächst auf der einen, das von Eurytion geraubte Weib des Peirithoos auf der anderen Seite, dann ein wildes Ringen der andringenden Kentauren, der Lapithen-Weiber und Jünglinge; in den äussersten Ecken endlich zwei weibliche Lokalgottheiten, bilden das Ganze, als dessen Schöpfer man den Alkamenes, Zeitgenosse und ebenbürtiger Nebenbuhler des Phidias, nennt. Die Komposition dieses Westgiebels unterscheidet sich wesentlich von der des östlichen. Da sehen wir stark bewegte Gestalten im wilden Ringen mit einander, wir haben wirkliche, zusammengehörige Gruppen vor uns, die gemeinsam ein Ganzes bilden, ein Bild, das ohne jeden seiner einzelnen Theile gar nicht zu denken wäre. In Betreff der Komposition gehört dieser Westgiebel zu dem Interessantesten der gesammten griechischen Bildnerkunst, denn es ist die erste Schöpfung eines dramatisch belebten innerlich zusammengehörigen Gruppenbildes. Die Einzelgestalten des Ostgiebels sind dagegen nur lose neben einander gestellt. Die künstlerische Ausführung ist ungleich. Es haben offenbar verschieden begabte und verschieden ausgebildete Künstler das Werk schnell fertig gemacht. Die Rückseiten, die man von unten nicht sehen konnte, sind ganz flüchtig behandelt, am schönsten ausgeführt zeigen sich die Köpfe und nackten Glieder; die Gewänder sind schwer, starr, oft willkürlich geworfen, immer aber auf die Wirkung aus der Ferne berechnet. Auch zwischen den einzelnen Gestalten zeigt sich die Ungleichartigkeit, welche die verschiedene Begabung und Ausbildung der Ausführenden bedingt. In seiner Gesammtheit muss der dorische Tempel aber einen grossartigen und würdevoll prächtigen Anblick gewährt haben. Alle schmückenden Theile sind aus pentelischem Marmor, die architektonischen: Säulen, Architrave, Sockel aber aus einem porösen Muschelkalk, der in der Nähe gebrochen wird, rauhe Flächen giebt und deshalb mit Stuck überzogen worden war.

Rings um den Tempel des Zeus erhoben sich auf der olympischen Flur diejenigen anderer Götter. Der der Hera lag dem Zeustempel am nächsten, von denen der Demeter, der Aphrodite, der Hestia wissen wir nur wenig mehr als die Kunde, dass sie existirt haben. Der Heratempel entspricht zwar in seiner Gliederung, durchaus aber nicht in den Verhältnissen dem vorerwähnten. Er ist sehr lang, hat sechs Säulen in der Front, je sechzehn aber an jeder Langseite, was sonst niemals anderswo vorkommt. Pausanias schildert das Heraion als Stätte für eine Sammlung von Sculpturen. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben die in zwei Reihen aufgestellten Bildsäulen einen Gang gebildet, an dessen hinterem Abschluss die Statue der Hera gestanden hat. Zwei solcher Bildsäulen hat man noch in dem zerstörten Bau unter Trümmern gefunden, darunter den jugendlichen Hermes, der den Dionysosknaben trägt. —

Zwischen den Tempeln der Götter lagen die Heiligthümer des Pelops und der Hippodameia, zwei künstlerisch umschrankte Bezirke, in denen unter den Bäumen des heiligen Haines ebenfalls Bildwerke aufgestellt waren. Und nun denke man sich noch eine grosse Anzahl von Altären, von Weihgeschenken, Statuen, Gruppen, Thierbildern, die zwischen den hochschattenden Platanen dichtgereiht umherstanden. Den Zeus allein stellten sechs Erzbilder dar, die von den Bussgeldern verurtheilter Kämpfer errichtet, etwa dreissig andere, die auf der Altis aufgestellt waren und von denen das eine die Höhe von 25 Fuss erreichte. Zwischen die Bildsäulen der anderen Götter drängten sich diejenigen der olympischen Sieger, der Ringer, Kämpfer, Rosse, Wagenlenker. Noch in später römischer Zeit will Plinius über 3000 derartiger Kunstwerke auf der Altis gesehen haben. Eins der schönsten ist uns erhalten geblieben in der Nike des Paionios, die von den Messeniern und Naupactern dem olympischen Zeus geweiht worden ist. Auf das hohe dreiseitige Postament schwebt die Siegesgöttin vom Himmel hernieder, eben mit dem einen Fusse den Stein berührend. Frei flattert das Gewand in herrlichem Faltenspiel um den jugendlich-schönen Körper. So dicht füllte sich die Altis mit derartigen Kunstwerken, dass selbst die Umfassungsmauer zum Aufstellen benutzt wurde. Der weisse Marmor, die Edelmetalle, die leuchtenden Farben schimmerten durch das dichte Laub der Platanen, der Anblick dieser geheiligten Flur muss ein erhabener, glänzender, unbeschreiblich schöner gewesen sein.

Für die Feier der Feste brauchte man indessen noch andere Bauwerke. In dem Buleuterion wurden vor dem Standbilde des schwurschützenden Zeus Kampfrichter und Wettkämpfer vereidigt, im Prytaneion versammelten sich die Sieger zum festlichen Mahle, an den Fuss des Kronoshügels lehnte sich eine Reihe von eilf Schatzhäusern verschiedener Staaten, in denen deren Weihgeschenke und Kostbarkeiten aufbewahrt wurden. Die Kampfplätze, der Hippodrom und das Stadion, lagen weiter aufwärts ausserhalb der Altis und unten, dicht am Uferrande des Alpheios, standen die Werkhütten der Bildhauer, da wohnten die Priester, die Tempeldiener, da waren

Ställe für die Opferthiere errichtet, da hatten Händler, Herbergen, Speisehäuser, Kloaken sich angesiedelt um für die Bedürfnisse der Tausende zu sorgen, die als Festgäste alle vier Jahre hier einzogen. Um diese Zeit mag Olympia, welches sonst keine bürgerliche Gemeinde bildete, belebt gewesen sein wie eine grosse Stadt.

Von allen Seiten, aus allen Gauen griechischen Bodens zogen um die Festzeit die Stammverwandten ins Alpheiosthal. Die Prachtthore der Altismauer, auf der Westseite dicht am Ufer des Kladeos gelegen, öffneten sich und der unabsehbare Festzug betrat die heilige Flur. Jeder opferte am Altare seines Gottes. Die Pforte des grossen Zeustempels stand offen, man sah das hehre Standbild, welches Phidias aus Elfenbein und Gold geschaffen, in dem Allerheiligsten thronen, von Lichtmassen umflossen, die aus dem geöffneten Dache niederquollen. Vor dem Tempel lag eine breite Rampe, auf ihr stand im Freien ein Opferaltar. Dort fand die andächtige Menge Platz, dort wurden Opfer gebracht und so der Charakter der alten Cultstätte gewahrt, die noch keine Tempel, sondern nur Opferaltäre unter freiem Himmel kannte. Die Obrigkeiten der einzelnen Städte und Stämme hefteten ihre Gesetze und die zwischen ihnen abgeschlossenen Verträge, auf eherne Tafeln eingegraben, hier an Säulen, Basen und Sockel zur allgemeinen Kenntniss an, Dichter lasen ihre Werke vor, Redner sprachen zu den Landsleuten. Wer dem ganzen Volke bekannt werden, weithin Ruhm erwerben wollte, der suchte zu diesem Zwecke Olympia auf. Alles aber drängte sich zu den Festspielen. In frühester Zeit genügte der einfache Wettlauf. Bald aber verlangte man nach Abwechselung und um die Menge anzuziehen, wurden stets Neuerungen eingeführt. Es folgte der Ringkampf, dann das Wettspringen, das Discuswerfen, das Speerwerfen, endlich die Pferde- und Wagenrennen, geringer Abarten nicht zu gedenken. Als solche kann man den Wettlauf Schwerbewaffneter, das Rennen und Fahren mit Mauleseln, Füllen und Stuten bezeichnen. Stadion und Hippodrom waren die Schauplätze für diese Spiele, später wurde auch ein Theater erbaut, und von allen Absenkungen der diese Plätze umgebenden Hügel sahen Tausende den glänzenden Kampfspielen zu.

Fünf Tage währte das Fest. Es begann mit den Opfern der Kämpfer und Preisrichter und den Eidschwüren derselben im Buleuterion. Zuerst folgten dann die Wettkämpfe der Knaben an zwei Tagen. Darauf wurde von Männern am dritten und vierten Tage gelaufen, gerungen, mit Wagen und Rossen gekämpft. Am letzten Tage bewegte sich der Festzug dann wieder zurück auf das heilige Gefilde, es wurden dem Zeus und den anderen Göttern Dankopfer gebracht und das Mahl im Prytaneion, welches der Staat Elis den Siegern bereitete, bildete den Schluss. Streng wachten die Kampfrichter darüber, dass keine der Satzungen verletzt wurde. Wer von den Kämpfern gegen dieselben verstiess, durch unerlaubte Mittel den Sieg zu erringen suchte, ward zu harter Geldbusse verurtheilt, aus deren Ertrag Götterbilder und andere Kunstwerke zur Verschönerung der Altis entstanden. Der Sieger aber wurde überall aufs höchste geehrt, auf der Altis ward sein Standbild errichtet, im

Thale des Alpheios zeigt man heute noch die Stätten, wo auf vorspringenden Hügelköpfen berühmte olympische Sieger bestattet wurden; die heimische Gemeinde dankte dem Sieger für den Ruhm, den er auch ihr erworben, durch Ehrengeschenke, Feste und lebenslängliche Speisnng im Prytaneion. Der eigentliche Siegerpreis bestand nur in einem Zweige des wilden Oelbaums, der dem Glücklichen ums Haupt geschlungen wurde. Dieser Oelbaum sollte von Herakles selbst gepflanzt worden sein, er stand am westlichen Eingange der Altis, wurde besonders pepflegt und schöne Knaben schnitten mit silbernen Messern die myrthenähnlichen Zweige ab, die den Siegern dargebracht wurden.

So erhielt die olympische Feier sich durch Jahrhunderte; nur freie Hellenen durften an ihr theilnehmen. Dann aber, als Rom über den griechischen Boden herrschte, ward auch den Römern die Theilnahme gestatt t; Nero selbst hat sich an den Kampfspielen betheiligt und endlich fanden sich auch Barbaren als Preisbewerber bei denselben ein, ohne dass das geschwächte und entartete Griechenvolk dies wehren konnte oder wollte. Im Jahre 393 n. Chr., kurz vor dem Einbruch Alarichs mit seinen Westgothen in den Peloponnes sind urkundlich die olympischen Spiele zum letzten Male gefeiert worden. Natürlich hat sich während dieser langen Zeit die Feststätte auch sehr verändert. Die erhabene einheitliche Würde und Pracht der gesammten Anlage erhielt vielleicht zuerst durch das Philippeion, einen von Philipp von Makedonien erbauten Rundtempel, einen fremden Zug. Später errichteten die Römer unter Hadrian hier ihre Bauwerke und Denkmale. Goldene Statuen schmückten das Aeussere des Zeustempels, kunstvolle Mosaiken deckten die Fussböden, neue Bauwerke von kalter, äusserlicher Pracht wurden errichtet und mit den Standbildern des Kaisers, seiner Familie, seiner Statthalter bevölkert. Olympia war ein anderes geworden, aber es bestand noch.

Dann folgen die Stürme des Mittelalters. Im Jahre 396, kurz nachdem zum letzten Male die olympischen Feste gefeiert worden, dringen gothische Kriegerschaaren in den Peloponnes ein. Ob dieselben Vieles schon zerstört gefunden, ob sie selbst zuerst Hand an die kleineren, leichter zerbrechlichen Bauwerke gelegt haben, das entzieht sich der Forschung bis jetzt. Der Zeustempel stand damals aber jedenfalls noch unzerstört aufrecht, höchstens mögen Dach, Steingebälk und oberer Schmuck durch Feuer oder Menschenhand schon zerstört gewesen sein. Bauwerke aus dem VI. Jahrhundert, zum Schutze gegen andringende Barbarenhorden errichtet, finden wir dann auf dem Altisboden. Eine Mauer, mehr als drei Meter stark, zu der sehr viele antike Baustücke, jedoch noch keines der Riesenglieder des gewaltigen Zeustempels, verwendet, lehnt sich derart an diesen Tempel, dass derselbe die Nordwestecke eines von ihr umschlossenen Oblonges bildet. Diese Mauer schwillt an der Ostseite ab und zu zu quadratischen Thürmen an, an deren Fuss sich kleine Ausfallthore befunden haben. Nicht fern von ihr und zwar auf den Grundmauern des Heiligthums der Hippodameia, war eine altbyzantische Kirche zur

selben Zeit erbaut worden, die jetzt in ihren wesentlichen architektonischen Theilen: Vorhalle, dreischiffiges Langhaus und Absis, vollständig freigelegt worden ist. Die Ansiedler sind also Christen, in ihrer Cultur aber noch von der antiken Welt beeinflusst gewesen. Das beweisen auch mehrere Gräber, meisst aus alten Steinplatten viereckig zusammengesetzt, die den anderswo gefundenen altbyzantinischen völlig gleichen, in ihrem Innern auch Kreuze bargen. Die kleinen Tempel, Heiligthümer und Kunstwerke haben damals als, etwa am Ende des VI. Jahrhunderts, diese Mauern erbaut worden sind, jedenfalls schon in Trümmern gelegen; das beweist die Benutzung der Mauern des Hippodameion zum Sockel der Kirche, die Verwerthung vieler kleinerer antiker Werthstücke zu Baumaterial und endlich der Umstand, dass diese Byzantinermauer über die Sockel und Grundmauern antiker Anlagen hinweggebaut worden ist.

Andere Erschütterungen förderten das Zerstörungswerk auf der Olympischen Flur. Im Jahre 551 ward das westliche Griechenland von einem starken Erdbeben heimgesucht. Es ist nicht nachzuweisen, ob dasselbe auch bis in das Thalgelände des Alpheios sich erstreckt hat. Die Ergebnisse der Ausgrabungen lassen dies aber vermuthen. Denn die Einfälle der Barbaren, wahrscheinlich slavischer Stämme, gegen welche jene spätgriechische Bevölkerung sich durch die erwähnten Befestigungen zu schützen versuchte, müssen, etwa 589, die byzantischen Mauern bereits auch in Trümmern gefunden haben, vielleicht in Folge jenes Erdbebens vor 38 Jahren. Denn weiter finden wir jetzt elende, aus alten Bruchstücken nothdürftig zusammengebackene kleine Hütten schmarotzerhaft an alles alte Mauerwerk geklebt, besonders an die Ostseite der Byzantinermauer, deren Trümmer theilweise unter diesen hässlichen Barbarenlöchern liegen, aber auch an der äusseren Kirchenmauer und an anderen Architektursockeln. Zeugten jene byzantinischen Anlagen noch von guter Technik und einigermassen künstlerischem Sinne, so sehen wir diese Barbarenhütten nur für das äusserste Bedürfniss noch zusammengeklebt. Die traurigste Zeit war über die olympische Flur am Ende des VI. Jahrhunderts hereingebrochen, und freuen können wir uns heute nur darüber, dass jene wilden Barbaren die Kunst des Kalkbrennens noch nicht gekannt haben, deshalb also die umherliegenden Marmorstücke unbenutzt umherliegen liessen. Ob der Zeustempel damals noch vollständig aufrecht gestanden hat, ist zweifelhaft. Die oberen Theile, die Bildwerke, das Innere, mögen wohl schon früher hinabgeworfen und zerstört gewesen sein. Möglich auch, dass das Erdbeben von 551 die Säulenreihe der Südfront bereits zertrümmert hatte. Alles andere muss indesen noch aufrecht gestanden haben, als das slavische Barbarenvolk hier seine Schmarotzerbauten überall hinklebte, denn nirgends finden wir dieselben über die später durcheinandergeworfenen riesigen Säulentrommeln aus Muschelkalk hinweggehend oder an dieselben gelehnt. Auch kann damals noch keine durch Ueberschwemmung erzeugte Ablagerung den Boden erhöht haben, denn diese Hütten stehen nur um so viel über der Grundfläche des Tempels, als herabgefallener Schutt und

Unrath die Erde bedeckt hatte. Neuerdings unternommene Untersuchungen scheinen zu ergeben, dass Slaven hier eine feste Ansiedlung gehabt haben und ein Ort Olympia mit slavischem Namen noch bis ins 13. Jahrhundert bestanden hat.

Weit früher aber verschwindet Olympia aus dem Gedächtnisse der Mitlebenden; die tiefe Nacht des frühen Mittelalters breitete sich am düstersten und undurchdringlichsten über diese griechischen Landschaften und den Bürgern späterer Jahrhunderte war Olympia längst in Vergessenheit gekommen. Von dem Einfall der Gothen Alarichs, 396 bis zum Jahre 1766, also fast anderthalb Jahrtausende wird Olympia in den Aufzeichnungen der Geschichte nicht gefunden, es war nicht nur aus ihr, es war vom Erdboden verschwunden. 1766 kommt Richard Chandler in das Thal des Alpheios, das er als ein wüstes, ungesundes Sumpfland schildert. Winkelmanns Absicht den Peloponnes zu bereisen, wurde durch seinen unerwarteten Tod vereitelt. Dann wurde erst 1813, wieder von Engländern, der Boden vermessen und aufgenommen ohne dass man ihn damals indessen auf die Reste antiker Bauwerke angesprochen hätte. Dies geschah zuerst von einer französischen Expedition 1829, jedoch zu karg und eilig, um mehr als den Grundriss des Zeustempels festzustellen und einige Metopen zu erbeuten. 1835 führten Pücklers Weltwanderungen den genialen Reisenden auf die Olympische Flur, über romantische Entwürfe kam er aber nicht hinaus. 1853 versuchte Ludwig Ross die Deutschen durch einen Aufruf für olympische Ausgrabungen zu interessiren, allein vergeblich, so blieb es denn dem neuerstandenen deutschen Reiche und der Initiative von Ernst Curtius überlassen, das Werk mit Erfolg zu beginnen und Ergebnisse zu Tage zu fördern, die selbst die kühnsten Erwartungen der Anreger und Ausführer übertroffen haben.

Korinthenäcker und Gerstenfelder hatten sich im Thalgrunde des Alpheios ausgebreitet. Niedriges Gestrüpp, Disteln, langstaudiges Unkraut schoss dort auf, wo einige aus dem Boden hervorragende Mauerbrocken die Beackerung schwierig machten. Bald stiessen die Grabenden auf Trümmergestein, wenig später wurde das bedeutendste aller bisher erbeuteten Kunstschätze, die Nike des Paionios gefunden, dann auch einzelne Brocken der östlichen Giebelsculpturen, Metopen und das Innere des Tempels aufgedeckt. Doch erst der folgende Winter 1876/77 brachte volle Klarheit. Nicht allein das Heiligthum der Hippodameia, die Reste des Heratempels, die Hadrianischen Bauten und die Sculpturen des Westgiebels kamen während dieser Arbeitsperiode ans Tageslicht, der Boden gab auch über die Nachgeschichte Olympias Auskunft, bessere wenigstens als alle jetzt bekannten geschichtlichen Aufzeichnungen. Der Zeustempel wurde in allen seinen Einzelnheiten aufgeklärt, die Basen der Weihgeschenke liegen in langen Zeilen zu Tage, darüber sehen wir die Byzantinermauer hinwegziehen und die frühchristliche Kirche sich die Mauer des Hippodameion zum Fussgestell wählen. Dann finden wir an all dieses die späteren Parasitenbauten geklebt, die wir als slavische bezeichnen müssen. Vieles haben die Arbeiten unserer Landsleute dem Studium erschlossen, dennoch aber bleibt manches Räthsel ungelöst. Alle

Bauwerke der drei über ein Jahrtausend auseinanderliegenden Ansiedelungen stehen ziemlich auf demselben Grund und Boden: ein Beweis, dass während dieses Jahrtausends weder Ueberfluthungen durch die Flüsse noch Abschwemmungen von den nahen Höhen die Flur mit einem Lager von Sand und Kies erhöht haben können. Nun folgt ein neues Jahrtausend. Während seines dunklen Verlaufes hat der Boden der Altis sich mit einem Lager von Sand und Kies bedeckt, welches an den tiefsten, zum Kladeos sanft hinneigenden Stellen ca. 20 Fuss Mächtigkeit erreicht und selbst an dem auf leichter Bodenerhebung erbauten Zeustempel weit über 10—12 Fuss beträgt. Es ist schwer erklärlich, wie der schnellströmende Fluss in diesem breiten Thale, kaum drei Stunden vor seiner Mündung ins Meer, so lange Zeit um mehr als 20 Fuss angeschwollen sein soll, dass er derartige Sandesschichten hätte ablagern können. Um so weniger, da sein eigenes Bette sich keineswegs in ähnlichem Verhältniss erhöht hat, denn noch heute führen die bis zur untersten Basis des Tempels gezogenen Gräben das Regenwasser mittelst natürlichen Falles in den Alpheios ab. Todt und verlassen lag diese Landschaft während vieler Jahrhunderte da; in dieser Zeit hat sich, wer weiss durch welche Folge von Naturereignissen, die hohe Sand- und Kiesdecke über die heilige Flur von Olympia gelagert, die unsere deutschen Pioniere haben aufwühlen müssen, um zu den grossartigen Resten der höchsten Cultstätte der hellenischen Welt zu gelangen. Dieser Verhüllung und der Zeit völliger Vereinsamung, in der dieselbe sich hat vollziehen können, ist es aber zu danken, dass noch so erhebliche Reste der Tempelbauten und eine solche Fülle von freilich zertrümmerten Bildwerken vom Untergange und vor Zerstörung errettet worden sind. Immer aufs Neue giebt der Boden Kunde über die ferne Vergangenheit, immer neue Tempel und Bildsäulen entsteigen der tiefen Gruft. Seit dem Beginne der Grabungen dieses Winters hat man den Hermes des Praxiteles, hat den Grundbau des Philippeion für die Alterthumsforschung erobert. Hier zuerst erhält die Welt unzweifelhaft beglaubigte Originalwerke von den berühmten Zeitgenossen des Phidias, von Paionios und Alkamenes. Hier zuerst sehen wir eine eigene Arbeit des Praxiteles vor uns, dessen graziöse leicht bewegte Gestalten, den Apoll Sauroctonos, den ruhenden Satyr, den Apollino, den reizenden Erosknaben, wir bisher nur in antiken Nachbildungen kennen.

Die bis jetzt gewonnenen Ergebnisse sind über jede Erwartung reich, interessant und werthvoll für die Alterthumsforschung. Wir verdanken dieselben dem unermüdlichen Eifer des Prof. Curtius zunächst, dann der Unterstützung, die seine Vorschläge zuerst bei unserm Kronprinzen, darauf bei der Vertretung des Reiches, welche die Mittel zu bewilligen hatte, gefunden, endlich aber auch den Männern, Architekten und Archäologen, die die schwierige und alle Kräfte aufreibende Arbeit an Ort und Stelle ausgeführt haben. Das Winterleben am Alpheios ist ein recht schweres, dürftiges und mühevolles. Von jedem geistigen Verkehre, jeder von aussen kommenden Anregung, jeder erheiternden Geselligkeit abgeschieden, leben die beiden

Commissare des deutschen Reichs mit ihren beiden jungen Substituten in einem Griechendorfe auf der Höhe, die über dem Einfluss des Kladeos in den Alpheios ins Thal hinausragt. Das materielle Leben ist dürftig, nur was das armselige Dorf zu liefern vermag, füllt die Speisekammer des engen deutschen Hauses auf Druva. Die Arbeit ist keine leichte, denn sie ist keine rein wissenschaftliche oder technische, sondern zum grossen Theile eine verwaltende. Anstellung der Arbeiter, Abrechnung und Auszahlung, Führung der Wirthschaftsrechnung, Besorgung der erforderlichen Gelder, Correspondenzen mit Athen, mit Patras, mit Berlin, endlich die Leitung und Beaufsichtigung der Gräbereien füllen den grössten Theil der Zeit, nehmen die meiste Thätigkeit in Anspruch. Mussestunden giebt es droben in Druva fast gar keine, zu selbstständiger wissenschaftlicher Arbeit kommt Niemand, und dabei ist der Dienst zugleich ein körperlich aufreibender, weil Wohnung und Ausgrabestätte eine halbe Reitstunde entfernt von einander liegen und weil die feuchte Ebene giftige Fieberluft aushaucht, während oben um die Berghöhen stets eine starke Zugluft streicht. Deshalb hatten die leitenden Kräfte auch von Jahr zu Jahr gewechselt, was der Förderung des Werkes nicht gerade erspriesslich sein kann.

Die gefundenen Kunstwerke bleiben alle das Eigenthum Griechenlands. Deutschland erwirbt für die Aufwendung aller Mittel und Kräfte nur das Recht Abgüsse nehmen und diese verwerthen zu können. Man hat diese harte Bedingung oft getadelt und die deutsche Enthaltsamkeit der Habgier verglichen, mit der Franzosen und Engländer die Kunstschätze Griechenlands, Kleinasiens und Assyriens nach ihren Hauptstädten geschleppt, ihre Museen damit gefüllt haben. Man sollte aber nicht vergessen, dass Griechenland inzwischen ein selbstständiges Königreich geworden ist, welches eifersüchtig über alle seine alten Schätze, als einen werthvollen Nationalbesitz wacht, und nur nach langen Bedenken und Schwierigkeiten überhaupt in die Vollziehung des Vertrages mit dem deutschen Reiche gewilligt hat. Wir standen vor der Alternative entweder ganz auf die Hebung der olympischen Schätze zu verzichten oder uns mit dem idealen Lohne, mit den Eroberungen für Wissenschaft und Alterthumskunde, welche der ganzen Welt zu gute kommen, zu begnügen. Wir haben wohl alle Ursache uns zu freuen und stolz darauf zu sein, dass man sich für das Letztere entschieden hat. [Elbinger Post 1878. No. 53, 54, 55.]

In der am **14. März** abgehaltenen Sitzung der Alterthumsgesellschaft hielt Kreisbaumeister Passarge einen Vortrag über die ältesten Bauten aus der Ordenszeit. Die ältesten von dem deutschen Orden angelegten festen Plätze hatten zunächst den Zweck, den Rittern einen festen Stützpunkt in ihren Kämpfen gegen die Preussen zu gewähren. Erst nach der Besiegung derselben konnte man daran denken, die dem nächsten praktischen Bedürfniss dienenden einfachen und rohen Bauten durch kunstvoll angelegte zu ersetzen. Aber auch diese letzteren, die Burgen, Ordenshäuser, Kirchen und Klöster zeigen deutlich, dass bei ihrer Anlage und Ausführung der kriegerische Zweck massgebend war. Der Vortragende erklärte mit Hinweis auf

die ausgelegten zahlreichen Zeichnungen und colorirten Abbildungen die Grundrisse der verschiedenen Bauten, beschrieb die innere Einrichtung und die zum Zweck der Vertheidigung angelegten Wehrgänge, Thüren, Gräben und Wasserleitungen und wandte sich dann zur eingehenden Charakterisirung der in den Bauten auftretenden verschiedenen Baustile. — Nach dem Vortrage wurden vorgelegt: 1) eine Bibel von 1644; 2) ein Werk von Albrecht Dürer; 3) mehrere Photographien von alterthümlichen Waffen; 4) von Hrn. Fichtmann ein vergoldeter silberner Ring, angeblich der Trauring der Gemahlin Luthers. Das auf dem Ringe dargestellte Leiden Christi, sowie die Inschrift auf der inneren Fläche des Reifes stimmen mit der in der Gartenlaube (Jahrg. 1872) gegebenen Beschreibung und Abbildung durchaus überein. Der vorliegende Ring dürfte jedoch nur eine Nachbildung des ächten sein. 5) mehrere von Kaufmann Kraft geschenkte Münzen. — Zum Schlusse referirte Dr. Anger über den Streit, welcher über die Eintheilung der vorhistorischen Zeit in die Steinzeit, Broncezeit und Eisenzeit geführt wird. Der Vortragende entwickelte zunächst die Gründe, welche Hostmann und Lindenschmit vom kulturhistorischen und sprachlichen Standpunkte aus gegen die von dänischen Archäologen aufgestellten drei Perioden ins Feld führen. Die Entwickelung der technischen Gründe musste er der vorgeschrittenen Zeit wegen auf die nächste Sitzung verschieben.

[Elbinger Ztg. No. 33 v. 18. März 1878].

Alterthumsgesellschaft Prussia 1877/78.

Sitzung den 16. November 1877. Es erfolgte die Wiederwahl des Vorstandes, des Beirathes und derjenigen Mitglieder zur Ertheilung der Decharge, welche sie im verflossenen Vereinsjahre ertheilt hatten. Vorsitzender ist Dr. Bujack, Sekretär der Gesellschaft Archivrath Dr. Meckelburg, Kassenwart Kaufmann Otto Ehlert, den Beirath bilden Geheimrath Hagen, Professor Heydeck, Rentier Prothmann und Prof. Zaddach. Decharge ertheilten Landschaftssyndikus v. Buchholtz und Justizrath Bülowius. Nach dem vom Vorsitzenden gegebenen Jahresbericht betrug die Anzahl der Mitglieder 226, während das Jahr 1876 mit 192 abschloss. Der Verein erhielt Subventionen von einem hohen Kultusministerium und Provinziallandtag und sah seine Thätigkeit durch die Gunst des Herrn Oberpräsidenten und der Königlichen Regierung unterstützt. Die Erforschung der Vorgeschichte und heidnischen Zeit unserer Provinz und die Bearbeitung der Sammlungen waren die den Vereinsmitgliedern im verflossenen Jahr gestellten wichtigsten Aufgaben. Ausgrabungen zur Untersuchung von Grabstätten wurden vollzogen im Kreise Fischhausen bei Klein Blumenau, Polennen, Wiskiauten, Wikiau; im Hreise Rastenburg bei Friedenau und Görlitz; im Kreise Angerburg bei Doben; im Kreise Rössel bei Teistimmen und Kekitten; im Kreise Lötzen bei Werder am Aryssee und am Czarnisee. Die Untersuchung der Gräber an den beiden genannten Seen hatte aber eine um so höhere Bedeutung, da

hier Pfahlbauten in der Nähe waren und die Bewohner derselben die Asche ihrer Angehörigen nach stattgehabter Verbrennung in Ganggräbern beigesetzt hatten. Von grosser Bedeutung war die Aufdeckung der Pfahlbauten, besonders desjenigen am Aryssee. Aufnahmen und Untersuchungen erfolgten ferner von Schlossbergen und Schanzen im alten Bartener Lande, wie auch im Samlande, von welchen letzteren aber ebenso wie von zwei Begräbnissstätten im Kreise Fischhausen, von einer im Kreise Gerdauen und einer im Kreise Sensburg erst im neuen Jahre Bericht erstattet werden und eine Vorlage erfolgen kann. Bei diesen Untersuchungen waren besonders thätig: Freiherr v. Bönigk, Dr. Bujack, Bildhauer Eckard, Dr. Hennig, Prof. Heydeck, Prof. Schneider, Dr. Tribukait. Um bedeutende archäologische Schätze, die wegen ihrer Zusammengehörigkeit an denselben Fundstellen als geschlossene Funde bezeichnet werden müssen, haben diese Ausgrabungen die Prussia-Sammlung bereichert. Die Zusammensetzung eines der beiden bei Wikiau, Kreis Fischhausen, in einer grossen Kapurne mit Beigaben des 13. Jahrhunderts gefundenen Skelette durch Professor Heydeck gereicht der Sammlung von Skeletten zu einer neuen Zierde. Ferner ist die archäologische Sammlung auch durch Ankäufe kostbarer Alterthümer, besonders aus dem Nachlass des Schlossermeisters Schötel und des Kaufmanns Liedemann bedeutend vergrössert. Die schon im Frühjahr v. J. durchgehend nach Funden erfolgte Umstellung der Sammlung, gewährte den Mitgliedern Freiherrn von Bönigk und Dr. Bujack, welche diese Arbeit ausführten, eine erhebliche Erleichterung für die Bearbeitung der Sammlung zur projectirten anthropologischen Karte Ostpreussens.

Den Vortrag hielt Dr. Bujack „über die Grenzgebiete des alten Bartener Landes mit ihren Erinnerungen an die heidnische Zeit.." Im Herbst 1876 hatte der Vortragende allein, im Sommer 1877 mit Freiherrn von Bönigk die genannten Gegenden besucht und zwar den östlichen Theil des Kreises Rastenburg, von Pülz bis Drengfurth, die Gegend von Doben und Engelstein im Kreise Angerburg, den südlichen Theil des Kreises Gerdauen von Truntlack bis Laggarben, die Umgegend von Bartenstein im Kreise Friedland, den Zipfel des Heilsberger Kreises, welcher sich zwischen den Kreis Friedland und Rössel einschiebt, und die den Städten Bischofstein, Bischofsburg und Rössel benachbarten Gebiete. Vier verschiedene Perioden konnten für die Besiedlung dieser Gegenden unterschieden werden: Die erste Periode etwa um C. G. bis in's 3. Jahrh. n. C., die zweite die des jüngeren Eisenalters vom 6. bis 10. Jahrh., die dritte um die Zeit des Kampfes zwischen Ordensrittern und den heidnischen Preussen und die vierte als die Zeit der Kämpfe des Ordens gegen die Littauer-Einfälle. Als Merkmale für die Besiedlung Bartens in der genannten ersten Periode konnten nur die Formen der Grabstätten und der darin gefundenen Beigaben gelten; denn Wohnsitze und Zufluchtsörter der genannten Zeit sind bis jetzt in dem genannten Gebiet noch nicht entdeckt worden. Die Form der ältesten Grabstätten sind Ganggräber, aus Steinen zusammengesetzt, wie bei Doben Kreis Anger-

burg und das Kennzeichen der den ersten Jahrhunderten n. C. G. angehörigen Beigaben sind römische Bronze-Münzen und denselben entsprechende Formen von Nadeln und Schmuckgegenständen aus Bronce. Solche Funde sind bei dem Waldhause Görlitz Kr. Rastenburg, bei Arklitten und Korklack Kr. Gerdauen, bei Liekeim und Bartenstein Kr. Friedland gemacht. Der alte Wohnsitz war in dem jüngeren Eisenalter, in der 3. Periode wie bei Bartenstein, Liekeim, Korklack seit dem 6. Jahrh. noch nicht verlassen, was Funde eiserner Geräthe eigenthümlichen Charakters daselbst bezeugen. Erst in dieser Zeit, als der frühsten mögen die Schanzen bei Jäglack Kreis Rastenburg und bei Engelstein Kreis Angerburg benutzt worden sein und in der späteren Zeit im 13. Jahrhundert bei dem Verzweiflungskampf der Bartener gegen den Orden noch ihre Umgestaltungen erfahren haben. Aus dieser 3. Periode stammen die 3 Cernirungsschanzen gegen die Ordensbesatzung im Schloss Bartenstein, zwei an der Alle unterhalb Bartenstein gelegen, eine bei Wehrwilten, die andere bei Kopke, die dritte oberhalb Bartenstein ein wenig von der Alle entfernt bei Ardappen. Gewiss waren in dieser Zeit Längswälle oder Landwehren im Gebrauch, aber sie wurden in derselben Art noch weiter benutzt im 14. Jahrhundert, als der Orden schon vor 100 Jahren Barten überwältigt, zu einer Wüste gemacht und allmälig wieder mit neuen, ihm getreuen Unterthanen besetzt hatte. Da mussten die Zufluchtsörter verschwinden, oder wenn sie strategisch wichtig waren, wurden sie zu Wildhäusern des Ordens oder zu passageren Schanzen gegen die einfallenden Littauer eingerichtet. Die Plätze der Wildhäuser zu Nordenburg und Laggarben markiren sich noch heutiges Tages für das ungeübteste Auge. Anders ist es mit der Schanze, welche der Orden östlich an der Wangappe bei Gr. Sobrost an einer alten Furt (preussisch Brast) anlegte, um die von Osten kommenden Littauer nicht weiter auf dem Wege nach Gerdauen vordringen zu lassen. Und selbst wenn diese Feinde über die Wangappe gedrungen waren, sollten sie im Gr. Sobroster Walde, westlich von der Wangappe, aufs Neue durch die zurückgegangene Ordensmannschaft auf einer dreifachen Walllinie aufgehalten werden, wie es noch heutigen Tages sichtbar ist. Ebenfalls zu einer Landesvertheidigung scheint der in der Marschallsheide von Bajohren circa ein Kilometer nach Süden sich fortziehende Längswall gedient zu haben, ebenso ein bedeutend höherer Wall im Walde zwischen Partsch und Wossau, Kreis Rastenburg, dem ein westlich vorliegender Wall zwischen Queden und Schwarzstein correspondirt zu haben scheint. (Freilich kann vom Letzterem nur auf Mittheilungen hin Nachricht gegeben werden). Bei solcher Sicherung des Landes durch Hagen oder Landwehren konnte es nicht auffallen, dass der Orden einigen Unterthanen das Recht ertheilte, befestigte Wohnsitze zu haben, und solche Plätze sind in dem genannten Gebiet auch noch vorhanden, nämlich in dem Flöhberg bei Kiwitten, Kreis Heilsberg und in der Schanze am Sonntagssee, Kreis Rössel.

Gleich den Schanzen sind auch die Grabstätten in der vierten Periode anderen Charakters. Die Einzelbegräbnisse unter hohen Grabhügeln haben aufgehört und die

Gemeinde-Kirchhöfe mit Bestattung und mit Zufügung von Beigaben sind an ihre Stelle getreten. Dass diese Beigaben der christlichen Zeit mit denen der heidnischen stimmen, so u. a. die Leichen noch mit Halsringen aus Bronce (in Spiralform) am Halse geschmückt, Körper an Körper in die Gruft gelegt wurden, haben erst die Ausgrabungen auf der Feldmarke des Schlosses Gerdauen im Herbst 1877 erwiesen, welche Dr. Hennig leitete und denen Professor Heydeck auch für einige Tage beiwohnen konnte. Die verschiedenen Formen der Schanzen wurden nicht blos durch Zeichnungen, in äquidistanten Horizontalen entworfen, sondern auch durch Gypsmodelle im Massstab von 1 zu 500 und 1 zu 1000 gezeigt, welche Freiherr von Bönigk freundlichst ausgeführt hatte. Letzterem sprach dafür der Vorsitzende im Namen der Gesellschaft seinen Dank aus.

Zur Ansicht wurde ein grosser Halsring aus Silber, gefunden bei Kl. Ottern, Kr. Rössel, aus dem Besitz des Rittergutsbesitzers Schultz-Kl. Ottern vorgezeigt. Der Ring ist aus 3 Drähten zusammengewunden, der mittelste ist der stärkste und längste, indem das eine Ende, rechtwinklig umgebogen, den Haken, das andere kreisförmig umgelegt, die Oese bildet.

Als neu eingegangene Geschenke wurden vorgelegt: zur archäologischen Sammlung 1) vom Grafen von Egloffstein auf Arklitten, Kr. Gerdauen, ein grosser, broncener Halsring, gef. 1838 auf einem heidnischen Begräbnissplatz der Insel des Arklitter Sees. Der Ring ist ungeschlossen und bildet im Durchschnitt ein Achteck. Die nach oben und nach auswärts kehrende Fläche ist abwechselnd mit Punkten und Tannenbaummuster verziert. Die 7 Mal wechselnden Muster sind durch je 3 Parallelstriche in der Breiten-Dimension des Ringes von einander getrennt. Die 6 andern Flächen des Ringes sind glatt. Der Ring scheint der vorchristl. Zeit, dem sog. Broncealter anzugehören. 2) Vom kölm. Besitzer Schikowski zu Moritten, Kr. Labiau, folgende daselbst ausgepflügte Gegenstände der jüng. Eisenzeit, sämmtlich aus Eisen: ein Steigbügel, eine gebrochene Trense mit Stangen, eine harpunartige Speerspitze mit Dorn-Einsatz und 3 Lanzenspitzen mit flachem Grat. 3) Von Frau Dr. v. Gisitzki ein altpr. Sporn aus Eisen. 4) Vom Pharmazeuten Ludwig ein 9 cm langer Keil aus Feuerstein, mit concav geschliffner Schneide, gef. von Rector Ludwig in Stallupönen. Zur Münzsammlung: 5) von Rittergutsbesitzer Lührsen auf Margen, Kr. Fischhausen, eine abgeriebene römische Broncemünze, daselbst gef. 1 Kilometer westlich von einem alten Schlossberg auf einem heidnischen Begräbnissplatz und ein schwedischer solidus von Christine und ein Preussischer von 1714. 6) Von Rittmeister v. Schleussner auf Teistimmen ein Poln. 6-Groschenstück von König Sigismund III. und ein Hildesheimer Groschen aus der Zeit Kaiser Rudolphs II. 7) Von Dr. Michelson folgende aus dem Königsberger Schlossteich ausgebaggerte Münzen: ein Zweidrittel-Thalerstück von König August von Polen und Herzog von Sachsen vom Jahre 1698, ein Polnisches Groschenstück von Sigismund III., ein guter Groschen und ein halber Gulden von Friedrich dem Grossen. Zur Bibliothek 8) vom Rittmeister von Schleussner

auf Teistimmen ein Atlas des Königreichs Polen: Carte de la Pologne, divisée par provinces et palatinats et subdivisée par districts par Rizzi Zannoni 1772. Angekauft wurden ein schön und selten geschliffener Keil aus grünsteinartigem Gestein, gefunden bei Jacobau bei Belschwitz, Kr. Rosenberg; die zur Schneide rechtwinklig stehenden Flächen sind dachfömig abgeschliffen, die abgeriebenen Breitseiten nahe der Bahn zeigen, dass dieser Keil lange als Beil benutzt und geschäftet gewesen ist; ferner die Schneide eines Beils aus Diorit, ebendasselbt gefunden und 4 grosse Bernsteinperlen von Kugel-, Scheiben-, Walzen- und Cylinderform, im Kreise Fischhausen gefunden.
[Ostpr. Ztg. 1878 No. 15 (Beil.)]

Sitzung den 18. Januar 1878. Zuerst erfolgte die Vorlage eines Skeletts, das unter den in heidnischen Grabhügeln Ostpreussens gefundenen eine besondere Aufmerksamkeit verdient, weil es als das erste in hockender Stellung ruhende beobachtet wurde. Professor Heydeck war der Finder desselben 1873 gewesen und hatte es jetzt mit grosser Mühe nach der damals von der Lage der Knochen entworfenen Zeichnung wieder zusammengesetzt. Nur die linke Beckenhälfte über dem linken Fussknochen bot die sichere Gewähr, dass die Bestattung des Leichnams in hockender Stellung erfolgt war, weil die Knochen hier so lagen, wie sie nur nach Abfaulen der Bänder liegen konnten, während die anderen Knochen etwas aus ihrer ursprünglichen Lage gerührt und beschädigt waren. Nicht einer unvorsichtigen Aufdeckung durfte Professor Heydeck diesen Umstand zuschreiben, sondern einer in der prähistorischen Zeit geführten Untersuchung, ob hier ein Kistengrab wäre, damit in demselben die Asche eines verbrannten Leichnams beigesetzt werden konnte. 96 cm tief in einem aufgeschütteten Tumulus, dessen Grundfläche in ihrem Durchmesser 14,50 m hatte, lag das hockende Skelett: als die Grabenden in jener Zeit auf die beschriebenen Skelettknochen statt auf die Steine eines Kistengrabes stiessen, warfen sie die Oeffnung zu und setzen die Urnen mit der Asche höher in dem Hügel bei, so das sie nach fast 2000 Jahren 29 cm tief unter dem Rasen gefunden wurden. Das Skelett an sich würde schwerlich eine solche Zeitbestimmung zulassen, wenn nicht ein anderer Anhalt vorhanden wäre und zwar in den dem Skelett beigefügten Beigaben aus Bronce, einem kleinen 6 cm langen broncenen Meissel und in einer gebogenen vierkantigen Nadel, die durch Umrollen ihres oberen stumpfen und sich verbreiternden Endes eine Oese erhalten hat. Die Nadel bildet einen Kreisbogen von 15,6 cm, dessen Sehne 12,7 cm beträgt. Weil die Gegenstände kein eigenthümliches Ornament tragen, so lässt sich keine Bestimmung treffen, ob sie diesseits oder jenseits der Alpen gearbeitet sind, wie Direktor Lindenschmit in Mainz sagt, wohl aber tragen sie ein Zeichen hohen Alters an sich, indem sie nicht gegossen, sonderm allem Anscheine nach geschmiedet sind. Diese Beigaben bieten aber einen um so sicherern Anhalt für die Zeitbestimmung, weil 96 cm und 146 cm tief in demselben Grabhügel je ein Skelett mit Beigaben aus Stein und Knochen lagen. War das Skelett mit Broncebeigaben in hockender Stellung beigesetzt, so lagen die tiefer sich befindenden Skelette auf

der rechten Seite mit nach dem Oberkörper zu angezogenen Knieen in der Stellung eines Schlafenden. Die anthropologische Beschreibung des hockenden Skeletts wird von der Königlichen Anatomie in Königsberg übernommen werden, von welcher bereits im vorigen Winter die Messungen der Schädel in der Prussia-Sammlung für den Katalog der anthropologischen Gesellschaft ausgeführt sind.

Mit Rücksicht auf die bisher in Alt-Preussen noch nicht beobachtete Stellung eines Skeletts in einem Grabhügel hielt Direktor Friederici einen Vortrag, in dessen erstem Theil er die eigenthümlichen Formen der Leichenbeisetzung in den Perioden der prähistorischen Zeit darstellte und in dessen zweitem Theil er die Völker der neueren Zeit mit gleicher Sitte der Beisetzung ihrer Todten in hockender Stellung eingehend schilderte. Ehe der Vortragende die Periodeneintheilung der Vorzeit behandelte, stellte er die verschiedenen Berechnungen für das Alter des Menschengeschlechts zusammen, welche Horner, Morlot, Lyell und andere angestellt haben, sammt den Momenten, auf welche sie ihre Rechnungen stützten, und wies auf die grossen Differenzen dieser Berechnungen hin. Für die Eintheilung der Vorzeit in Stein-, Bronce- und Eisenalter nennt er als ältesten Gewährsmann den römischen Dichter Lucretius mit seinen Versen:

Zähne, Nägel, Hand und Stein
Wie der Wälder gebrochene Zweige
Waren die Waffen der ältesten Zeit;
Später entdeckte man aber dagegen
Des Eisens Kraft und jene des Erzes.
Aber früher war das Erz im Gebrauch,
Und darauf erst später das Eisen.

Für die ältere Periode des Steinalters zeigt er dann, wie bei den verschiedenen Funden von Menschen-Skeletten mit Knochen ausgestorbener Thiere sich noch keine Bestattungen bei der Rohheit des Menschen auffinden liessen, wohl aber für das jüngere Steinalter. Nach Lubbock's Geschichte der Vorzeit, in welchem Werke eine Zusammenstellung von Beobachtungen bei Aufdeckungen von 667 Grabstätten in Grossbritannien sich findet, zeigt der Vortragende, dass im jüngeren Steinalter das Verbrennen und die hockende Leichenlage vorwaltete, im Broncealter das Leichenverbrennen vorherrschte, in der Eisenzeit beides abnahm und die Leichen meistens in gestreckter Lage beerdigt wurden. In dem zweiten Theile suchte der Vortragende den Nachweis zu führen, dass rohe Völker der neueren Zeit die hockende Leichenlage für die zu Bestattenden wählen, weil sie lebend in dieser Stellung am bequemsten sitzen. Zu solchem Zwecke schilderte er genauer die Andamanen, Fidschi-Insulaner, Australier, Maoris auf Neu-Seeland, Patagonier, Eskimos und einen Indianer-Stamm auf der Halbinsel Florida bei ihren Leichenfeierlichkeiten.

Bei Eröffnung der Sitzung hatte der Vorsitzende dem Möbelfabrikanten Herrmann den Dank im Namen des Vereins für ein praktisches Geschenk ausgesprochen, das

bereits im Gebrauch war, nämlich für 2 grosse in künstlerischer Drechslerarbeit ausgeführte Armleuchter zu je 5 Lichtern.

Zur Sammlung waren folgende Geschenke eingegangen und zwar zur archäologischen 1) von Hôtelbesitzer Braune in Insterburg ein durchlochtes Querbeil aus Diorit d. h. ein Beil, dessen Schneide zur Schäftung rechtwinklig steht, gefunden bei Strzelzen Kreis Lötzen. 2) Vom Lehrer Lascy in Nordenburg, Kr. Gerdauen, eine Bärenklaue in Bronce gefasst und zum Anhängen eingerichtet, der jüngsten heidnischen Zeit in Preussen angehörig. Die Fundstelle ist von dem Nordenburger Schlossberg durch die Aschwöne getrennt, welchen der Einsender in einer Zeichnung dargestellt hatte. 3) Von Frau Liedemann eine durchlochte antike Bronce-Münze in der Oese eines bronceuen Drahtgewindes hängend (Fundort unbekannt), und ein broncener Fingerring in Spiralform, in 3 Windungen, deren mittlere sich bandartig verbreitert, während die obere und untere nur dünne Reifen sind, dem jüngeren Eisenalter angehörig (Fundort unbekannt). 4) Von Rentier Löffler in Gerdauen ein broncener Fingerring zum Federn, auf der oberen bandartigen Platte mit vier Würfelaugen verziert, gefunden bei Gerdauen, und eine geradlinige Bronce-Nadel mit abgebrochenem Kopf, gefunden in der Neumark. 5) Von Rittergutsbesitzer Lührsen auf Margen, Kreis Fischhausen: Lehmanwurf an die Pallisaden des heidnischen Schlossberges daselbst (Conoweidit gen.) und Urnenscherben, wie ein broncener Ring vom Urnenfriedhof daselbst. Zur Münzsammlung: 6) Von Lehrer Kollatz ein Ordensschilling von Michael Küchmeister aus einem Münzfunde bei Brandenburg, Kr. Heiligenbeil, der für die Sammlung angekauft ist und in einer der nächsten Sitzungen vorgelegt werden wird. 7) Von Referendarius v. Perbandt ein Ordensschilling von Ludwig v. Erlichshausen, gefunden im Garten von Langendorf, Kr. Wehlau. 8) Von Oberlehrer Sellwich in Rastenburg ein Preuss. Dreigroschenstück von Georg Wilhelm, zwei 3-Groschenstücke von Friedrich d. Gr., ein poln. Solidus von Sigismund 1582, ebenfalls von Casimir 1665 und ein polnischer Groschen von 1792. 9) Von Rittergutsbesitzer Döring auf Rohden eine Denkmünze auf den Kanzler, Freiherrn von Schrötter 17. März 1819 bei seinem 50jährigen Jubiläum. Zur Sammlung mittelalterlicher Waffen: 10) Von Lehrer Frischbier 2 eiserne Pfeilspitzen mit Dorn, gefunden im Dach des Heilsberger Schlosses. 11) Von Referendarius von Perbandt ein Dolch mit Parirstange und hölzerner Griffbekleidung, gefunden bei Albrechtshof, Kreis Wehlau. Zur Bibliothek: 12) Von Dr. Heinrich Borgien ein Atlas mit Karten von Homann und Delisle. Die neu eingetretenen Mitglieder sind: Dr. med. Erdmann, Rittergutsbesitzer A. v. Glasow auf Balga, Tribunals-Referendarius v. Grumbkow, Rittergutsbesitzer Lührsen auf Margen, Tribunals-Referendarius v. Perbandt, Regirungs-Präsident v. Schmeling, Gymnasiallehrer Schmidt, Rittergutsbesitzer Schultz auf Kl. Ottern und Professor Wagner.

[Ostpr. Ztg. 1878. No. 45.]

Mittheilungen und Anhang.

Preussen und England im 13. und 14. Jahrhundert.

Mittheilung von Dr. **Konstantin Höhlbaum.**

Man kennt die lebhaften Beziehungen, die zwischen Preussen und England seit dem 14. Jahrhundert gewaltet haben. Die Interessen des Deutschordens besassen die ganze Sympathie des ritterlichen Königsgeschlechts von England und seines Volks, das noch Kraft und Talent in den allgemeinen Weltangelegenheiten zeigte. Der Trieb des deutschen Kaufmanns in Preussen führte ihn zeitig in das rege Handelsgetriebe, welches London schon vor Jahrhunderten zum Markte der Welt gemacht hatte.

Der Verkehr der Städte Preussens mit den Seehäfen Englands beginnt bald nach dem Anfang der städtischen Kolonisation im Nordosten. Die geschichtliche Ueberlieferung wirft aber auf sie zuerst nur geringes Licht. Die nachfolgende Urkunde, die bisher unbekannt war, wird darum willkommen sein.

In meinem Hansischen Urkundenbuch 1, n. 1119 gab ich die Inhaltsanzeige eines Schreibens vom Hochmeister Konrad von Feuchtwangen an König Eduard I. von England zu Gunsten zweier preussischer Bürger, die auf ihrer Schiffahrt nach England ihr Kaufgut durch Unbilden des Wetters und Habsucht der Strandbewohner verloren hatten. Der Brief wird dem Sommer des Jahres 1295 angehören. Wohl in dieselbe Zeit fällt das Schreiben, welches hier abgedruckt wird. Aus ihm erhellt, dass der Schiffbruch, den Konrad vom Stege aus Elbing mit seinen Handelsgenossen in England erlitt, um Weihnachten 1294 geschah. Von Interesse ist die Verwendung des norwegischen Königs Erich Magnussons, des Priesterfeindes, für einen Bürger aus dem Deutschordenslande, von Werth vielleicht auch der Hinweis des Schreibens auf eine Gesandtschaft des Hochmeisters nach England, die einem Gliede der gemeinen deutschen Kaufmannschaft anvertraut wird. Der Nachtrag zu meinem Urkundenbuch, den ich unter den Kollektaneen von W. Junghans an unrechtem Platze fand, wird später vielleicht auch in der politischen Geschichte des Deutschordens die Stelle erhalten, die ihm zu gebühren scheint.

König Erich II. von Norwegen an König Eduard I. von England: bittet für die Rückgabe seines an der englischen Küste gestrandeten Kaufguts an Konrad von dem Stege von Elbing zu wirken.

London, Record office Chanc. Lane, Royal letters, Portfolio.

Excellenti et magnifico principi domino Edwardo Dei gracia illustri regi Anglie, domino Hybernie et duci Aquitanie amico suo in Christo karissimo Ericus ejusdem gracia rex Norwegie salutem et sincere dileccionis semper augmentum cum honoris et glorie continuis incrementis. Veniens ad nostram presenciam discretus vir Conradus dictus von dem Stege civis de Elwing in Prusia lator presencium sua nobis sub testimonio connautarum suorum assertione demonstravit humiliter supplicando, ut pro ipso vestre excellentie scribere dignaremur, quod quodam coggone suo proprio apud Raunisheer circa festum nativitatis dominice anno elapso per tempestatem maris confracto hominibusque exceptis 5 eciam ibidem submersis res omnes ad terram depulse eedem per incolas et inhabitatores predicti loci sunt, ut asseruit, recollecte; de quibus rebus dicit ad se pertinere et in quadam cysta fuisse 250 marcas puri argenti et duas marcas auri et preter hec 15 saccos de lana levatos. Quare cum pium credamus preces pro hujusmodi naufragantibus exhibere et precipue intuitu magistri hospitalis sancte Marie Theutonicorum Jerusalemitane generalis, cujus civis esse dinoscitur et nuncius specialiter ad vos missus, magnificentiam vestram pro eodem attente rogamus, quatinus intuitu Dei et nostrarum precum instantia vestra regia celsitudo eisdem inhabitatoribus imperare dignetur, ut res suas et navem rehabere et recolligere valeat sine impedimento aliquo vestra gracia mediante. Valete semper in Christo.

Noch zwei Urkunden zur englisch-preussischen Handelsgeschichte, welche das Hansische Urkundenbuch nur gelegentlich berücksichtigen darf, mögen an dieser Stelle ihrem vollen Wortlaute nach mitgetheilt werden.

König Eduard III. von England befiehlt Mayor und Sheriffs von London über das Eigenthumsrecht von 39 angeblich dem engl. Kaufmann Johann von Hatfelde gehörigen vom Falkner Tidemann von Königsberg und andern ohne Wissen der Zollbeamten in die Stadt gebrachten Falken Nachforschungen anzustellen.

1357 Juni 2. Westminster.

London, City records, Liber G fol. 62. Abgeschrieben von W. Junghans.

Rex majori et vicecomitibus Londonie salutem. Cum collectores parve custume nostre ac scrutatores nostri in portu civitatis predicte nos in cancellaria nostra certificaverint, quod quidam Tidemannus fauconer de Conyngesburghe alienigena et alii asportaverunt in portu predicto de navi Tidemanni de Sconeburgh mariuarii triginta et novem falcones diversorum sortium ministris nostris ibidem inde penitus ignorantibus et sic absque licencia dictorum ministrorum nostrorum seu aliqua custuma pro eisdem nobis solvenda et quod idem collectores et scrutatores pro eo, quod ipsi

accipientes per assercionem predicti Tidemanni marinarii, quod una medietas dictorum triginta falconum fuit in rei veritate predicti Tidemanni falconarii alienigene et altera medietas eorumdem Johannis de Hatfelde mercatoris indigene, et eciam pro eo, quod quidam famulus indigena predicti Johannis de Hatfeld calumpniavit totam proprietatem de omnibus supradictis falconibus, ut premittitur, asportatis et amotis absque licencia ministrorum nostrorum predictorum et absque custuma nobis inde soluta; omnes predictos in custodia ejusdem Johannis de Hatfelde arestarunt et adhuc detinent sub aresto: nos, ut tam pro nobis quam pro prefato Johanne fieri faciamus quod est justum, volentes per vos plenius certiorari, si una medietas falconum predictorum fuerit predicti Tidemanni falconarii an omnes falcones illi fuerunt ipsius Johannis de Hathfeld, sicut supradictum est, nec ne et per quos vel per quem dicti falcones asportati extiterint et amoti a navi predicta et ex qua causa, qualiter et quomodo, vobis mandamus, quod per sacramentum proborum et legalium hominum de civitate predicta tam mercatorum et marinariorum quam aliorum, per quos rei veritas melius sciri poterit, diligentem super articulis predictis et aliis articulis ea tangentibus faciatis inquisicionem et eam distincte et aperte factam nobis in cancellaria nostra sub sigillis vestris et sigillis eorum, per quos facta fuerit, sine dilacione mittatis et hoc breve. Teste me ipso apud Westmonasterium secundo die Junii, anno regni nostri Anglie tricesimo primo, regni vero nostri francie decimo octavo.

Aussage der Geschworenen über das Eigenthumsrecht Johanns von Hatfeld an den 39 aus Preussen eingeführten Falken. — 1357 *Juni* 7.
Ebenso. Junghans.

Inquisicio capta coram Henrico Picard majore civitatis Londoniensis, Thoma Dolsely et Ricardo de Notyngham vicecomitibus ejusdem civitatis septimo die mensis Junii anno regni regis Edwardi tercii post conquestum tricesimo primo per breve domini regis huic inquisicioni consutum ad inquirendum de omnibus articulis in eodem brevi contentis per sacramentum Johannis Flaoun, Ricardi Grace, Johannis Yonge Johannis le Cook, Willelmi Swynesheved, Thome de Oxonia, Stephani le Chaundeler, Johannis le Spaygne, Bartholomei van Hale, Henrici Transhale, Philippi Fitz Nichole et Henrici atte Cloo. Qui dicunt super sacramentum suum, quod Georgius de Henyngton serviens et mercator Johannis de Hatfeld mercatoris indigene emit triginta et novem falcones diversorum sortium in partibus transmarinis aput Spruce ad opus predicti Johannis domini sui et eosdem falcones in navi Tidemanni Sconeburgh marinarii posuit usque Londoniam ducendos, et cum idem Tidemannus in portu Londonie cum prefatis falconibus applicuisset, quidam Galfridus de Crymelforde serviens predicti Johannis de Hatfeld falcones predictos extra navem predictam cepit et illos in custodiam predicti Johannis magistri sui posuit, in cujus custodia adhuc existunt. Et dicunt, quod predicti falcones sunt proprium catallum ipsius de Hatfeld absque hoc, quod Tidemannus faucouer de Conyngesburgh alienigena seu aliquis

alius aliquid habet seu habuit in falconibus predictis post empcionem eorumdem per predictum Georgium factam in partibus transmarinis, ut predictum est. In cujus rei testimonium huic inquisicioni jurati predicti sigilla sua apposuerunt. Datum Londonie die et anno supradictis.

Danziger Trinkgeschirre in limburgischem Steingut aus dem XVI. Jahrhundert.

Bei Gelegenheit der Nachgrabungen in den alten Scherbenlagern des limburger Pottbäcker Ländchens im Frühjahr 1877 wurde nach mehr als 300jährigem Verschwinden in der Tiefe der Erde wieder an's Tageslicht gefördert eine grosse Zahl jener kunstreich verzierten Krüge, Pinten und Kannen, die das Schauamt der Töpfergilde der „Bank Walhorn" als theilweise brüchige und mangelhafte Waare erkannt und deswegen als Halbgut vom Markte ausgeschlossen hatte. Ausser vielen mit biblischen, mythologischen und symbolischen Figuren und Scenerien reich verzierten Steingut-Krügen war bei weitem der grössere Theil des Fundes mit kunstvoll ornamentirten Wappenschildern und heraldischen Emblemen ausgestattet. Dieses Vorfinden einer grossen Anzahl von Wappen- Krügen und Kannen mit den verschiedenartigsten Wappenschildern geschmückt lässt erkennen, dass gegen Schluss des XVI. Jahrhunderts die Wappenmanie in deutschen Landen ihren Höhepunkt erreicht hatte. In Abrechnung der mannigfaltigsten Trinkgeschirre, versehen mit kaiserlichen, churfürstlichen, herzoglichen, gräflichen und freiherrlichen Wappenschildern in den verschiedensten Grössen und Formen, fanden sich auch Krüge vor, welche plastisch hervortretend die heraldischen Abzeichen von Königreichen, Fürstenthümern und hervorragenden Städten des christlichen Abendlandes zeigten. Den Raerener „Pottbackers" war in der Blüthezeit ihres Gewerkes, dem letzten Viertel des XVI. Jahrhunderts, der abendländische Markt für ihre künstlerische Thätigkeit fast zu klein; deshalb zogen sie selbst den Orient in den Kreis ihrer Kundschaft. Weil sie aber bei den türkischen Käufern die Sucht nach Wappen nicht ausbeuten konnten, so musste selbst der Koran herhalten, und es wurden deswegen die Bauchwandungen der morgenländischen Waare mit Sprüchen aus dem Koran verziert. Gleichwie nach den Niederlanden und England, so scheint auch, den aufgefundenen Krügen und Scherbenresten zufolge, der Waarenzug der limburgischen Töpferzunft besonders nach den nordischen Reichen hin sich schon früh die Wege gebahnt zu haben. So wurde aus dem conservativen Schoosse der Erde eine Anzahl von Krügen und Bruchtheilen derselben hervorgezogen, welche die Wappenschilder der Königreiche Schweden, Dänemark und Polen, desgleichen der Herzogthümer Holstein, Pommern etc. erkennen liessen.

Auch die reichen See- und Handelsstädte des Nordens unterliessen es nicht, bei der productiven Zunft der limburgischen Töpfermeister ihre zierlichen Wein- und

Bierkrüge in guter alter Zeit in Bestellung zu geben, als man auf den schweren Eichentischen der Gaststuben ausser den kunstreichen Trinkgeschirren der rheinischen und limburgischen Ulner nur noch die schweren, aus dem Mittelalter vererbten Zinnkrüge von englischem Material vorfand und die Glaswaaren, namentlich die theuren venetianischen, noch zur Seltenheit gehörten.

Vor allen übrigen Städten des Nordens scheint die alte Handelsstadt Danzig eine besondere Vorliebe an dem Ulner Werke der Raerener Meister in jener Zeitepoche gefunden zu haben, als das „deutsche Venedig" seine heute noch erhaltenen stolzen Bauwerke in den bereits entwickelten Formen der deutschen Renaissance ausführen liess. Aus dieser Blütheepoche des Danziger Handels, den letzten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts, hat sich bei dem Raerener Funde eine grössere Anzahl von Bruchtheilen ergeben, die in den verschiedensten Formen und Gestaltungen die heraldischen Abzeichen der Stadt und des Magistrats von Danzig erkennen lassen. Namentlich muss das Jahr 1586 als solches bezeichnet werden, in welchem die Beziehungen der Danziger Auftraggeber zu den limburgischen Gewerksgenossen noch sehr florirten. Es fanden sich nämlich unter den Scherben und Bruchresten nicht nur verschiedenartig geformte heraldische Abzeichen der Stadt Danzig und seiner Magistratur, fast sämmtlich markirt mit der eben gedachten Jahreszahl, sondern auch noch wenige ziemlich wohl erhaltene Krüge und Pinten, die in dreifacher Abwechselung der Formen plastisch die alten Abzeichen der ehemaligen Selbstständigkeit und der communalen Bedeutung Danzigs vom Jahre 1586 zur Schau trugen. Der erste dieser kürzlich aufgefundenen Krüge ist ein stattlicher Dreihenkel in der Höhe von 30 Centimetern. Auf seiner fast 15 Cent. breiten Bauchung ersieht man, en relief stark hervortretend, drei Wappen-Medaillons. Das eine in der Grösse von 8 Cent. veranschaulicht das städtische Abzeichen Danzig's; die beiden anderen Embleme in derselben Grösse stellen dar die Rathssiegel der nordischen Handelsstadt. Man erblickt nämlich auf diesen beiden grossen Medaillons, plastisch in Siegelform auftretend, je einen grossen Dreimaster noch in mittelalterlicher Form construirt, wie er auf den Wellen stolz einhersegelt; das Verdeck, die Raen und Mastkörbe sind mit Danziger Theerjacken in altem Matrosenkostüm bevölkert. Auf der Breitseite des Schnellseglers prangt das grosse Stadtwappen das auch auf den drei Wimpeln des Schiffes ersichtlich ist. Offenbar kann dieses Relief als eine getreue Wiedergabe des gegen Schluss des XVI. Jahrhunderts gebräuchlichen grossen Stadtsiegels betrachtet werden, denn in der Umkreisung liest man, ähnlich wie auf städtischen Siegeln damaliger Zeit, die Inschrift in lateinischen Grossbuchstaben: „Sigelle des ersamen roetz der stat Dansick A°. 1586. Auch die Anfangsbuchstaben des bedeutendsten Raerener Zunftmeisters und Formschneiders fehlen nicht, der die Modelle zu dieser Kaufmanns-Waare geschnitten und diese Steingut-Krüge angefertigt und gebacken hat. Unter dem Schiffskiele erkennt man deutlich die Buchstaben: I. E., die Namenschiffre des wackeren Altmeisters Jan Emonts, der in seiner unermüdlichen

Thätigkeit für Hebung und Entwickelung des ehemaligen limburgischen Kunsthandwerkes das gewesen ist, was Albrecht Dürer in seiner bekannten Productivität für das Aufleben der Kunstindustrie Nürnbergs war. Ein zweiter birnförmiger Krug in einer Grösse von 27 Cent. lässt, ziemlich gut conservirt, auf seiner Bauchwandung dreimal die Darstellung des Stadtwappens erkennen. Es zeigt sich nämlich in einem eigenthümlich construirten Wappenschild das Danziger Doppelkreuz, welches von einer geschlossenen Kaiserkrone überragt wird. Zu beiden Seiten fehlen nicht die Anfangsbuchstaben des bereits gedachten Altmeisters der Raerener Pottbäcker-Gilde: I. E. In der Umkreisung der Wappen tritt folgende Legende deutlich hervor: „Wapen der lublicher Stat van Dansick", über der Schildform wiederum die Jahreszahl 1586. Als drittes Requisit einer alten Danziger Tafel-Service im Raerener Ulwerk ergab sich beim Funde eine schlanke, konisch angelegte Pinte oder Schnelle. Die Höhe derselben misst 26 Cent. und der Durchmesser des reich profilirten Fussstücks beträgt 8 Cent. Derselbe Jan Emonts, der die Formen zu den vorher beschriebenen Krugverzierungen geschnitten hat, ist auch bei Anfertigung des grossen Wappenschildes thätig gewesen, das scharf herortretend auf dieser Pinte prangt, in dem das Monogramm I. E. sich über der Wappendecoration abermals vorfindet. Das äusserst reich gezierte Stadtwappen hat der Künstler diesmal über Eck in's Geviert gestellt, von gefälligen Einrahmungen umgeben. In diesem rhomboidenförmigen Schild ersieht man die beiden zusammen verbundenen griechischen Kreuze, wodurch das Danziger Doppelkreuz sich formirt, darüber die mit einem Bügel geschlossene Kaiserkrone, ähnlich wie sie auf Siegeln aus den Tagen Karl's IV., des Luxemburgers, vorkommt. Auf der Spitze des Rhombus erhebt sich, als Cimier, ein rittermässiger Tournierhelm, von dem zu beiden Seiten eine in noch gothisirendem Laubwerk reich verzierte Helmdecke sich verästelt. Ueber dem Helmvisir ist, wie üblich, abermals die Blasonirung des Wappens, das bekrönte Doppelkreuz, ersichtlich. Wie es scheint, hat Meister Emonts und zwar propter horrorem vacui die Räume neben dem Blason in dem grossen Wappenschild mit den zwei lateinischen Anfangsbuchstaben W. D. ausgefüllt, die möglicherweise besagen wollen die Worte: W(appen) D(anzig's). Ob diese beiden Grossbuchstaben eine willkürliche Hinzuthat des Raerener „Kortenmackers" sind oder ob dieselben als wesentliche Bestandthele der Blasonirung zum alten städtischen Wappen Danzigs gehören, wissen wir nicht. Noch ein vierter Krug in Birnform findet sich zum Danziger Trink-Necessaire gehörend vor in der Höhe von 25 Cent., dessen Wandungen ebenfalls mit drei Wappen-Medaillons verziert sind, wie sie auf dem Dreihenkelkrug vorkommen, nämlich die plastischen Darstellungen des grossen städtischen Siegels mit dem Danziger Staatsschiff. Ob diese reich verzierten, in Braun und Blau glasirten Steingut-Krüge eigens von dem Magistrate unter Einsendung des städtischen Siegels in Auftrag gegeben worden sind und für den Leibgebrauch des „ersamen roetz" bei den häufigen städtischen Weinspenden zur Anwendung kamen, lassen wir hier dahin gestellt sein. Bezeichnend

ist es jedoch, dass sich heute noch, ebenfalls aus dem XVI. Jahrhundert herstammend, auf dem Rathshaus zu Aachen ein formverwandter Tafel-Besatz, bestehend aus einer Anzahl grosser zinnerner Kannen und Krüge, vorfindet, der ähnlich wie die bekannten Lüneburger Prunk- und Trinkgeschirre in Silber (kürzlich leider städtischerseits veräussert) dazu diente, bei den häufigen Weinspenden der Stadt in Gebrauch genommen zu werden. Wahrscheinlich haben sich in Danzig und Umgegend keine solcher limburgischer Trinkgeschirre mehr erhalten, aus denen mannhafte Vorahnen in Raths- und Zunftstuben, sowie in Gasthäusern und auf Kauffahrteischiffen manch herzhaften Trunk geleert haben. Nahezu 300 Jahre mussten vergehen, ehe am äussersten Westende des deutschen Reiches, ganz nahe der belgischen Grenze, jenes formschöne Ulwerk aus dem Dunkel der Erde gehoben wurde, das als Wahrzeichen der ehemaligen communalen Selbstständigkeit und Grösse Danzigs nicht nur den kunstsinnigen Bestellgebern der alten Handelsstadt heute noch zur Ehre gereicht, sondern auch in ferneren Zeiten zum Belege dienen wird, welchen Ruf und ausgedehnten Vertrieb bereits im XVI. Jahrhundert jene kunstreiche Töpferwaare aus dem deutschen Limburg erlangt hatte, die man seither irrthümlich „grès de Flandre" zu nennen beliebt.

[Danz. Ztg. v. 6. Febr. 1878. Nr. 10791.]

Universitäts-Chronik 1878.

Zu der am 18. Jan. . . . stattfind. Feier des Krönungstages laden . . . ein Prorect. u. Senat . . . (2 Bl. 4.) [ohne Abhdlg. Preisaufgaben f. d. Studirenden im Jahre 1878.]

16. Febr. Med. Doctordiss. v. **Rob. Falkson** (aus Kgsbg.): Beitrag z. Entwickelungsgeschichte der Zahn-Anlagen u. der Kiefer-Cysten. (35 S. 8.)

„Acad. Alb. Regim. 1878. I." Ind. lect. . . . per aestat. anno MDCCCLXXVIII a. d. XXIX. April. p. p. o. instituendarum. (Prorector: Carolus Umpfenbach Dr. P. P. O.) (16 S. 4.) [Praemissa est **L. Friedlaenderi** observationum de Martialis epigrammatis particula II. (S. 3—4.)]

Verzeichniss der . . . im Sommer-Halbj. v. 29. April . . . an zu haltend. Vorlesgn. u. d. öffentl. acad. Anstalten. (4 Bl. 4.)

Zu der am 22. März . . . stattfind. Feier d. Geburtstags Sr. Maj. d. Kais. u. Königs laden . . . ein Prorect. u. Senat . . . (2 Bl. 4.) [ohne Abhdlg. Bekanntmachg. der am 18. Jan. 1878 erfolgt. Preisvertheilg.]

15. März. Med. Doctordiss. v. **Richard Hilbert** (aus Rössel): Zur Kenntniss d. Spinalnerven. (58 S. 8.)

Lyceum Hosianum in Braunsberg 1878.

Index lection. . . . per hiemem [*sic! statt aestatem*] a die XXIX Aprilis . . . instituendarum (Rector Dr. Franc. Dittrich, P. P. O.) (25 S. 4.) [Praecedit Prof. Dr. **Franc. Hipler** de theologia librorum qui sub Dionysii Areopagitae nomine feruntur particula III. (S. 3—21)]

Altpreussische Bibliographie 1877.

Abegg, Dr., d. wichtigst. Neuerungen in der Krankenbehandlg. [Aus „Schriften d. naturf. Ges. in Danzig.“] Danzig 1876. (Anhuth.) (11 S. Lex.-8.) baar —60.

Adamkiewicz, Privatdoc., Assist.-Arzt Dr. Alb., d. Natur u. d. Nährwerth d. Peptons. Eine experimentelle Untsuchg. z. Physiol. des Albumins. Berl. 1877. Hirschwald. (VIII, 128 S. gr. 8.) 3.—

(Adolph, H.) Neuer Führer durch Thorn nebst e. Karte d. Umggd. Thorn. Wallis in Comm. (62 S. gr. 8.)

(— —) Ein Rückblick auf Thorn als Handelsplatz. Festschrift zur Feier d. 25jähr. Bestehens d. Handelskammer. Thorn. E. Lambeck. (64 S. gr. 8. m. 2 Photolith.) baar 1.50.

Adreßbuch d. Hpt.- u. Residenzstadt Königsberg f. 1877 . . . red. v. Carl Nürmberger. Kgsbg. Nürmberger's Antiq. (395 S. gr. 8.) 6.—

Adreßbuch f. d. gesammt. dtsch. Grundbesitz. Nach d. neuesten amtl. Quellen hrsg. v. G. Beutd u. O. Friebel. 1. Theil. Prov. Westpr. Thorn 1876. W. Lambeck. (Berlin. Ebun in Comm.) (34 S. gr. 8.) 1.25.

Album v. Pillau. 12 Photo-Imitationen qu. 16. Pillau. Jahnke. geb. 2.—

Arndt, W., Reisebericht. [Neues Archiv d. Gesellsch. f. ält. dtsche Geschichtskunde. 2. Bd. 2. Hft. S. 233—299.]

— — Marii, episcopi Aventicensis, chronicon ed. Wilh. Arndt. Leipzig 1878 (77). Veit & Co. (16 S. gr. 8.) baar 1.—

Arnoldt, Rich., die chorische Technik d. Euripides. Halle 1878 (77). Mühlmann. (XI, 363 S. gr. 8.) 8.—

Babucke, Dir. Dr. H., Geschichte d. Kgl. Progymnas. [der Ulrichsschule] in Norden. Aus Urkd. u. Akt. zsgestellt. Emden. Haynel. (XII, 208 S. gr. 8.) 4.—

Baenitz, Dr. C., Lehrbuch der Botanik in popul. Darstellg. Ausg. A. Nach method. Grundsätz. . . . Berlin. Stubenrauch. (VIII, 274 S. gr. 8.) 2.— geb. 3.25. — . . . Ausg. B. Nach d. natürl. Syst. . . . Ebenso.

— — Physik f. Volksschulen. Nach method. Grdsätz. bearb. . . . 7. verm. u. verb. Aufl. Ebd. (VI, 58 S. gr. 8.) —60.

— — Chemie u. Mineralogie f. gehob. Elementar- u. höh. Mädchenschulen. Nach method. Grdsätz. bearb. . . . 2. vb. u. vm. Aufl. Ebd. (VIII, 108 S. gr. 8.) 1.—

— — Lehrbuch d. Chemie u. Mineralogie in popul. Darst. Nach method. Grdsätz. f. gehob. Lehranstalten sowie z. Selbstunterricht bearb. 2. Thl. Mineralogie. Ebd. (VI, 74 S. gr. 8.) —80.

Battke, Hptlehr. Gust., Jugendfreund. Eine Auswahl v. 2- u. 3stimmig. Liedern . . . 2. Aufl. Braunsberg. Strübing. (VI, 99 S. 16.) —60.

Baumgart, Dr. Herm., Aristoteles, Lessing u. Goethe. Ueb. d. ethische u. d. aesthet. Princip d. Tragödie. Leipzig. Teubner. (2 Bl., 83 S. gr. 8.) 2.40.

— — Lessing u. Hamann. [Wissenschaftl. Monats-Blätt. V. Jahrg. No. 8. S. 120—27.]

Baumgarten, Dr. Paul, die sogen. Organisation d. Thrombus. Eine Experimentaluntersuchg. Leipzig. O. Wigand. (107 S. gr. 8. m. 2 Steintaf.) 2.—

Benicken, Dr. Hans Karl (Bartenstein), Gedankenspäne u. Desiderata bei d. Correctur fremdsprachl. Quartanerarbeiten. [Pädagog. Archiv. Bd. XIX. S. 241—251.] Homerische Kleinigkeiten. [Neue Jahrbb. f. Philol. 115. Bd. 2. Hft. S. 109—16.] Zu Tertullianus [de anima 37]. [Ebd. 3. Hft. S. 224.] Recens. u. Referate. [Pädag. Archiv. Bd. XIX. № 1. 5. 6. Neue Jahrbüch. f. Philol. u. Pädag. 116. Bd. Hft. 2. 4. 8.]

v. Berg, (auf Perscheln), Was ist erforderl., um dem geistl. Amte gegenüb. den vielf. Hemmgn. dies. Zeit e. einflußreichere Wirksk. zu ermögl.? Correferat. [Evang. Kirchen-Ztg. 41. Sp. 957—965.]

Bergau, Rudolf, e. Reliquiar von W. Jamitzer. (Mit 1 Taf.) [Anzeiger f. Kunde d. deutsch. Vorzeit. No. 2.] Was ist Kunstgewerbe? [Gewerbe-Blatt f. d. Prov. Preuß. Jan.] Ueb. Bilderrahmen. [Ebd. Juni.] Die Versteigerg. d. Kupferstichsammlg. Liphart. [Die Grenzboten 10.] Warnecke's herald. Kunstblätt. [Ebd. 43.] Anzeigen u. Besprechgn. [Im neu. Reich. 2. 5. 17.] Hans Holbein des Aeltern Silberstiftzeichngn. [Ebd. 9.] Das Kurfürstendenkmal im Berlin. Dom. [Ebd. 23.] Zwei silb. Pracht-Pokale im Schlosse zu Berlin. [Besond. Beil. № 33 z. dtsch.

Rchs.-Anzeiger.] Pet. Vischers Messinggitter im gross. Saale d. Rathhauses zu Nürnberg. [Repertorium f. Kunstwissensch. II. Bd. 1. Hft. S. 50–62.] Studien z. Kunstgesch. Nürnbergs. XXVII. Verlorene Werke v. Peter Vischer. [Die Wartburg. Organ d. Münch. Altthsvereins. 4. Jahrg. № 11/12.] Noch einmal d. Jugendbild Rembrandt's im Rathhause zu Nürnberg. [Zeitschr. f. bild. Kunst. XII. Bd. Hft. 1.] Briefe an und von Carl Haller v. Hallerstein. [Ebd. Hft. 6.]

Bergau, Peter Vischer u. seine Söhne. (62 S. hoch 4.) 2.80. [Kunst u. Künstler d. Mittelalt. u. d. Neuzeit. hrsg. v. Dr. Rob. Dohme. 37. Lfg. Leipz. Seemann.]

Bericht üb. d. Handel u. d. Schifffahrt von Königsberg i. J. 1876. Kgsbg. Hartung. (IV, 76 S. fol. m. 8 Bl. graph. Darstellg. d. Hdls.- u. Schiff.-Verkehrs von Kgsbg. u. Pillau in d. J. 1865—76 incl. zsgest. u. gez. v. Herzbruch u. m. 1 Plan von d. im Pillau. Hafen am 13. Dez. 1876 liegend. Schiffen.) baar 6.—

Bienen-Zeitung, Preußische. Organ d. Bienenzüchter Preußens hrsg. v. **J. G. Kanitz,** Lehrer zu Heinrichsdorf bei Friedland. 1. (XIV.) Jahrg., neue Folge. Kgsbg. Ostpr. Ztgs.- u. Verl.-Dr. (2 Bl., 188 S. gr. 8.) 12 Nrn. à 1 Bog. halbj. 1.25.

Blümner, Prof. Hugo, Technische Probleme aus Kunst u. Handwerk der Alten. (36 S. gr. 8.) —75. [Sammlg. gemeinvstdl. wissenschaftl. Vorträge hrsg. v. Virchow u. v. Holtzendorff. 279. Hft. (12. Ser. 15. Hft.) Berlin. Habel.]

— — Zu den scriptores hist. Augustae. [Wissenschaftl. Monats-Blätt. No. 10.] Ueb. d. Brunn'sche Deutg. der Giebelfelder des Parthenon. [Rhein. Museum. N. F. 32. Bd. 1. Hft. S. 118—31.] Denkmäler-Nachlese zur Technologie. (Taf. 6 u. 7.) [Archäolog. Ztg. Jahrg. XXXV. 2. Hft. S. 51—55.] Relief e. Weinhändlers. (m. Taf. 13.) [Ebd. 3. Hft. S. 128—131.]

Börnstein, Ernst (aus Königsbg.), Beitrag zur Kenntniss der Ditolyle. I.-D. Bonn. (34 S. 8.)

Börnstein, Dr. Rich., d. Einfluss d. Lichtes auf d. elektrisch. Leitungswiderstand von Metallen. Habilitationsschrift. Heidelberg. (45 S. gr. 8.) 1.60.

Die **Börsen- u. Mäkler-Ordnungen** f. d. Stadt Kgsbg. Kbg. Hartung. (16 S. gr. 8.)

Bohn, Prof. Dr. H., Blattern, Scharlach, Masern, Varizellen. [Handbuch der Kinderkrankhtn. hrsg. v. C. Gerhardt. Bd. II. Tübingen. S. 209—333.]

— — Febris intermittens, Wechselfieber. [Ebd. S 445—66.] Akuter Diabetes mellitus mit sog. diabetisch. Coma endigend. [Central-Ztg. f. Kinderheilkde. No. 6.]

Boldt, A. (Elbing), der Frosch im Fischteich. [Ld.- u. forstw. Ztg. 50.]

Borntraeger, Jean B., üb. foetale Rhachitis; im Anschluss an e. Fall aus d. Kgsbg. geburtshilfl. Klinik. I.-D. Kgsbg. (Hartung.) (39 S. gr. 8.) baar 1.—

Borzyszkowski, Valerian Julian v. (aus Swit, Prov. Preuss.), die chronische Kohlenoxydgas-Vgiftg. I.-D. Greifsw. (49 S. 8. m. 1 Taf.)

Brandstäter, Prof., R. Schumann's Musik zu Goethe's Faust. [Danz. Ztg. 10275.]

Brauchitsch, Geh. Reg.-R. &c. v., die neueren Organisationsgesetze d. inn. Vwaltg. f. d. Provinzen Preußen, Brandenbg., Pommern &c. 2. [Suppl.-] Bd. Berlin. Heymann's Verl. (XII, 705 S. gr. 8.) cart. Subscr.-Pr. baar 9.— (1. 2.: 16.—)

Brill, Bernh. (aus Kgsbg.), de Aristoxeni fragmentis quibusdam gravissimis atque de senarii Graeci caesura inde diiudicanda. Diss. inaug. Jenae 1876. (40 S. 8.)

Brunnemann. Molière ausgewählte Lustspiele f. d. ob. Klass. höh. Lehranstalt. hrsg. v. Dir. Dr. K. Brunnemann. Bd. 2—6. Berlin. Weidmann. [Bd. 2: Le Tartufe. (XVI, 88 S. gr. 8.) —90. Bd. 3: L'Avare. (XXIV, 95 S.) —90. Bd. 4: Le bourgeois gentilhomme. (XVI, 105 S.) 1.20. Bd. 5: Les précieuses ridicules. (58 S.) —60. Bd. 6: Les femmes savantes. (106 S.) —90.]

— — Maximilian Robespierre. [Die Zukunft. Socialist. Revue. I. Jahrg. 1877/78. Hft. 2. 5. 6. 9. 11.]

— — Skizzen u. Studien z. französ. Revolutions-Gesch. Braunschw. 1876. Bracke jun. (111 S. gr. 8.) 1.60.

— — Corneille's ausgewählte Dramen. Hrsg. v. Dir. Dr. K. Brunnemann. Bd. 1 u. 2. Leipzig. Teubner. Bd. 1: Le Cid. (VI, 88 S. gr. 8.) 1.— Bd. 2: Horace. (XV, 75 S.) —90.

Büttner, H., Neue Briefe üb. d. Umgestaltg. d. höh. Schulen durch d. Unterrichtsgesetz. I–IV. [Danz. Ztg. 10401. 3. 9. 10709. 15.] Zur Reform d. höh. Schulen. [Ebd. 10657.] Die Socialdemokratie, d. Materialism. u. d. Halbbildung. I—III. [Ebd. 10537. 39. 41.]

Büttner, Pfarr. Heinr., Golgatha. 10 Passions-Predigten. 2. (Tit.-) Aufl. Rgsbg. 1877 (71). Akadem. Buchh. (193 S. 8.) 2.—

Burow, Dr. Ernst, Laryngoscopischer Atlas enthalt. 61 Fig. auf 10 Taf. in Farbendr. nach d. Natur gemalt u. erläut. Stuttg. Enke. (IV, 132 S. Lex.-8.) 12.—

Burow, Julie [Frau Pfannenschmidt], Herzens-Worte. Eine Mitgabe auf d. Lebensweg. 24. Aufl. Bremen. Riemschneider. (242 S. 8.) geb. m. Goldschn. 6.—

— — Denksprüche f. d. weibl. Leb. Gesmlte Perl. z. Bedlg. f. Geist, Gemüth u. Herz. 23. Aufl. hrsg. Elise Polko. Ebd. (255 S. 8.) geb. m. Goldschn. 6.—

— — Blumen und Früchte dtsch. Dichtung. Ein Kranz, gewund. f. Frauen u. Jungfr. Nach d. Tode der Vf. neu bearb. v. Elise Polko. 22. Aufl. Ebd. (XII, 274 S. 8.) geb. m. Goldschn. 6.—

Carnuth, Gymn.-Dir. Dr. Otto (Danzig), Ber. üb. d. auf d. griech. Grammatiker bezügl., in d. J. 1874—76 erschien. Schriften. [Jahresber. üb. d. Fortschr. d. class. Altthsw. 4. Jahrg. 9/11. Hft. I. S. 116—173.]

Caspary, Prof. Dr. Rob., Nymphaea zanzibariensis n. sp. u. Bitte um Zusendg. von Samen afrikan. Nymphäaceen. [Botan. Ztg. 13.] Alex. Braun's Leben. [Flora. 60. Jahrg. No. 28 ff.]

— — **Braun,** weil. Prof. Dr. Alex., üb. d. Bedeutg. d. Pflanzenkunde f. d. allgem. Bildung. Rede . . . hrsg. v. Prof. Dr. Rob. Caspary. Berlin. Hirschwald. (24 S. gr. 8.) —60.

[**Chodowiecki.**] **Dohme,** Dr. R., Daniel Chodowiecki. [Kunst u. Künstler d. Mittelalt. u. d. Neuzeit. 43. Lfg. S. 15—32.]

Chojnacki, Frz. (pract. Arzt) (aus Brzozowo, Kr. Culm), üb. Sehnenluxationen. I.-D. Greifsw. (32 S. 8.)

Cholevius, Prof. Dr. L., ästhet. u. hist. Einleitg. nebst fortlaufd. Erläuterg. z. Goethe's Hermann u. Dorothea. 2. vb. Aufl. Leipz. Teubner. (XIX, 283 S. gr. 8.) 3.75.

Clericus. Der deutsche Herold. Zeitschrift f. Heraldik . . . Red.: L. Clericus. 8. Jahrg. 12 Nrn. à 1—1½ B. gr. 4° m. eingedr. Holzschn. u. Beil. Berlin. Mitscher & Röstell. baar 9.—

— — Vierteljahrsschrift für Heraldik, Sphragistik u. Genealogie . . . Red. v. Ldw. A. Clericus. 5. Jahrg. Ebd. Heymann's Verl. (385 S. gr. 8.) à Jahrg. 8.—

— — ein Maurisches Wappen. [Der deutsche Herold. No. 3.] Zwei v. Lüderitz'sche Leichensteine. [Ebd. 4.] Das Wapp. der Herren u. Freiherren v. Puttkammer. Abdr. aus e. in Arbeit befindl. Gesch. dieses Geschlechts. [Vierteljahrsschrift f. Heraldik. 4. Hft. S. 285—304.]

[**Copernicus.**]

Favaro. Niccolò Copernico e l'Archivio Universitario di Padova. Lettera del Prof. Antonio Favaro a D. B. Boncompagni. [Bullettino di bibliogr. e di stor. delle scienze matem. e fis. T. X. Giugno. p. 303—312. cf. Repertor. f. r. u. angew. Math. II. Bd. 1. Hft. S. 60—61.]

Montanari, A., Nicolò Copernico ed il suo libro de Monetae cudendae ratione. 2ª ediz. Padova. (70 S. 8. [Angez.: Nuova Antologia. Vol. VI. p. 1009 ff.]

Szujski, J., Polen zur Zeit Nic. Kopernik. [(?) Bibliogr. Berichte üb. d. Publicat. d. Akad. d. Wiss. in Krakau . . . 1. Hft. 1876. Krakau.]

Cosack, Konr. (aus Kbg.), die Vererblichkeit des Besitzes. Thl. I. Hallens. Inaug.-Diss. Weimar. (44 S. 8.)

Curtze, M., Recensionen. [Jen. Litztg. No. 7. 8. 12. 19. 23. 29. 35. Ztschr. f. Mathematik u. Phys. 22. Jahrg. 2. Hft.]

Directorium divini officii dioecesis Warmiensis jussu et autoritate . . . D. Philippi Krementz . . . episcopi Warmiensis ad a. 1877 editum. Braunsberg. Huye. (92 S. 8.) baar 1.35.

Dahn, Felix, die Staatskunst der Frauen. Ein Lustspiel in 3 Aufzüg. Leipzig. Breitkopf u. Härtel. (202 S. 8. m. 5 S. Musikbeilag. u. 2 Steintaf.) 3.—

— — Deutsches Rechtsbuch. Ein Spiegel d. heut. bürgerl. Rechts in Dtschld. Lfg. 2—5. Nördlingen. Beck'sche Buchh. (IX—XII u. S. 97—466 gr. 8.) [Handbibliothek f. d. öffentl. Leb. 2. Bd.] à 1.50. cplt. geb. 8.—

— — Fehde-Gang u. Rechts-Gang der Germanen. [Deutsche Revue üb. d. gesammte nationale Leb. d. Ggw. Hft. 1. Berlin. Carl Habel.] auch sep. (53 S. gr. 8.) Ebd. 1.60.

Dalcke, A. (Oberstaatsanw. in Marienwerder), die dtsche Strafprozeßordng. u. d. Gerichtsvfassgsgesetz nebst d. betreff. Einführgsgesetzen. Mit Kommentar in Anmerk. Berlin 1878 (77). Vahlen. (X, 388 S. gr. 8.) 7.—

Denkschrift des bischöfl. Ordinariats v. Ermland üb. d. gesetzmäß. Stellg. d. Kirche z. Volksschule in Preußen u. speciell in der Diöcese Ermland. Braunsberg. Huye. (43 S. gr. 8.) —40.

Dewitz, Dr. H., Entwicklg. einiger Venezuelanisch. Schmetterlinge nach Beobachtgn. v. Gollmer. [Archiv f. Naturgesch. 44. Jahrg. 1. Hft. Bd. I. S. 1—36 m. Taf. I.]

— — Ueb. Bau u. Entwicklg. d. Stachels d. Ameisen. [Ztschr. f. wissensch. Zoologie. 28. Bd. 4. Hft. S. 527—556 m. Taf. XXVI.]

Dittrich, Prof. Dr. Franc., de Tertulliano christianae veritatis regulae contra haereticorum licentiam vindice commentatio. Braunsb. G. Strübig. (22 S. gr. 4.) 1.—

Doepner, Oscar (aus Gumbinnen), Drei Fälle von acuter puerperaler Endocarditis. I.-D. Berlin. (32 S. 8.)

Die **Dohna's**. I. Thl. Aufzeichnungen üb. d. Vggh. d. Familie Dohna. Thl. I. Als Msc. gedr. Berl. Geh. Ob.-Hofbchdr. (IX, 207, 125 S. gr. 8. m. Beiheft I—III.)

Dorfzeitung, landwirthschaftl., f. d. östl. Prov. d. preuß. Staats. Hrsg.: H. Kreiss. XIV. Jahrg. Kgsbg. Akad. Buchh. in Comm. 52 Nrn. à ½ B. 4°. Viertelj. 1.—

Dorr. Shakespeare's die lostigen Wiewer von Windsor, en't Plattdietsche äwersett von Rob. Dorr. Met 'nen Bärword von Klaus Groth. Liegnitz. Kaulfuß. (XXIV, 136 S. 8.) 2.— feinere Ausg. 2.50. geb. 3.50.

Dulk, Dr. A., Was ist von d. christl. Kirche zu halten? Eine gedrängte Darstellg. d. Quellen u. d. Gesch. d. Christenthums. 6 öffentl. Vorträge, gehalt. z. Stuttgart. Zürich. Cäs. Schmidt (2 Bl., 156 S. gr. 8.) 2.—

— — Nieder mit den Atheisten! Ein Gespräch zwisch. Frömmigk., Vstand u. Liebe für Landbauer u. gute Christen. Leipz. 1876. Genossenschftsbchdr. (44 S. 8.) baar —50.

— — Die Strömung in d. Gesellschft. wider d. Socialismus. [Die neue Gesellschaft. 1. Jahrg. Hft. 1. S. 4—16. Hft. 2. S. 57—63. Hft. 3. S. 113—126.]

Ebel-Graudenz, An der Wiege der innern Mission. (Ein Jahr im Rauhen Hause bei Dr. Wichern. [Wochenbl. d. Johannit.-Ord.-Balley Brandenbg. № 36—40.]

Egloffstein-Arklitten, Carl Graf v., das Bekenntniß der Kirche. Berlin. Beck. (28 S. gr. 8.) —50.

Eichendorff, Jos. Frhr. v., Aus d. Leben e. Taugenichts. Novelle. 12. Aufl. Lpz. 1876. Günther. (146 S. 16.) geb. m. Goldschn. 3.— 13. Aufl. Ebenso 1878 (77).

Eichhorst, Prof. Dr. Herm., die progressive perniziöse Anämie. Eine klin. u. krit. Untsuchg. Leipz. 1878 (77). Veit & Co. (XI, 375 S. gr. 8. m. 3 Taf.) 10.—

— — Neuritis acuta progressiva. [Virchow's Archiv. 69. Bd. 2. Hft. S. 265—285 m. Taf. VIII u. IX.] Der Einfluss des behindert. Lungengaswechsels beim Menschen auf d. Stickstoffgehalt des Harns. [Ebd. 70. Bd. 1. Hft. S. 56—72.]

Ellendt, Oberl. Dr. Georg, Katalog f. d. Schüler-Bibliotheken höher. Lehranstalten, nach Stufen u. nach Wissenschaften geordn. 2. ber. u. verm. Ausg. Halle. Buchh. d. Waisenh. (XIV, 110 S. 8.) 1.60.

Erdmann, Osk., üb. F. M. Klinger's dramat. Dichtgn. Kgsbg. Nürnberger's Buchh. in Comm. (44 S. gr. 4.) 1.50. [cf. Revue critique 1878. no. 6.]

Flach, Dr. Hans, die beid. ältest. Hdschriften d. Hesiod u. ihre Bedeutg. f. d. Textkritik. [Vortrag in d. krit.-exeget. Section in Tübingen.] Dazu e. (phototyp.) Fcsm. d. Cod. med. XXXI. 39 Oper. et D. V. 142—161. Leipzig. Teubner. (32 S. gr. 8.) 1.20.

— — Vortrag üb. „die beid. ältest. Hesiodhdschr." [Verhdlgn. d. 31. Versammlg. dtsch. Philolog. u. Schulmänner in Tübingen v. 25. Sept. bis 28. Sept. 1876. Leipz. Teubner. S. 165—172. 4.]

— — Das nachhesiodische Digamma. [Beiträge z. Kunde der indogerman. Sprachen. II. Bd. 1. u. 2. Hft. S. 1—71.] De fontibus grammaticis scholiorum ad Hesiodi Opera et Dies. [Neue Jahrbüch. f. class. Philol. 115. Bd. Hft. 7. S. 433—440.] Bericht üb. d. in d. J. 1876 vöffentl., auf d. nachhom. Epiker bezügl. Arbeit. [Bursians Jahresber. üb. d. Fortschritte d. class. Altthsw. IV. Jahrg. Bd. I. S. 1—23.]

Fleischmann, Dr. Wilh., Hülfstafeln f. d. Meierei-Buchführg. berechnet. Danzig. Kafemann. (VI, 48 S. 8.) 1.50.

Fleischmann, Psychrometer-Tafeln z. Berechnung d. relativen Feuchtigkeitsgehaltes der Luft in Käsekellern, zsgest. Ebd. (14 S. 8.) 1.—
— — Anleitg. z. technisch. Buchführg. in d. Meiereien, in welchen Butter u. Magerkäse bereitet wird. Ebd. (16 S. gr. 8. m. 1 Tab. in gr. Fol.) —60.
— — Milchwirthschaftl. Hilfstafeln. Ebd. (3 Bl. 8.)
— — Meierei-Taf. № I u. II. qu. gr. Fol. (je 60 Formulare.) Ebd. pro 60 Bl. 4.—
Forster's Georg, Briefwechsel m. S. Th. Sömmerring. hrsg. v. Herm. Hettner. Braunschweig. Vieweg & Sohn. (III, 676 S. 8.) 12.—
Foss. Zwanzig Schulreden gehalt. v. d. geh. Schulrath Dr. Heinr. Ed. Foß, Direct. d. Friedr.-Gymn. zu Altenburg, nach sm. Tode hrsg. v. Dr. Bernh. Foß. Leipzig. Teubner. (VIII, 240 S. gr. 8.) 5.— [H. E. Foß, geb. zu Elbing, 6. Novbr. 1805.]
Freytag, E. (ev. Pfarr. in Schiroßken, Kr. Schwetz), die Sparkasse. [Abdr. aus dem Reichsboten.] Bromberg. Mittler'sche Buchh. (67 S. gr. 16.) —30.
Friedensbote. Religiöses Sonntagsblatt für christl. Familien. Red. u. Verl.: Pfarr. Grunert. II. Jahrg. (VI. des „Katholik".) Kgsbg. Braun & Weber. (52 Nrn. à ½ B. 4°, alle 14 Tage e. Beiblatt u. d. T.: „Kathol. Volksblatt" 8.) 4.80.
Friedländer, Prof. Dr. L., Jahresber. üb. d. röm. Satiriker (ausser Lucilius u. Horatius.) [Bursian's Jahresber. üb. d. Fortschr. d. class. Altthswiss. 4. Jahrg. Abth. II. S. 203—212.]
— — Die Huldigungen u. Krönungen in Kgsbg. v. 1663—1861. [Deutsche Rundschau. Juli-Hft.] Gallien u. seine Cultur unt. d. Römern. [Ebd. Decbr.-Hft.] Recens. [Ztschr. f. d. österr. Gymn. 28. Jahrg. 11. Hft.]
Frischbier, H., Preußische Volkslieder in plattdeutsch. Mundart. Mit Anmerkgn. hrsg. Kgsbg. Hartung. (VIII, 102 S. gr. 8.) 1.20.
— — Sprichwörtliches aus Hdschr. [Wissenschftl. Monats-Blätt. No. 3. 6. 9. 10. 12.]
Fritsche. Sammlg. französ. u. engl. Schriftstell. m. dtsch. Anmerkgn. Ausgew. Red. Mirabeau's. Für den Schulgebr. erläut. v. Dir. H. Fritsche. 1. Hft. Red. aus d. J. 1789. Berlin. Weidmann. (144 S. gr. 8.) 2. Hft. Red. aus d. erst. Hälfte d. J. 1790. (126 S.) à 1.20.
— — Molière's Les Fâcheux. Für d. ober. Klass. höher. Lehranstalt. erkl. v. Dir. H. Fritsche. (70 S. gr. 8.) —75. [Molière's ausgew. Lustspiele . . . Bd. 7.]
Gegen Herrn Nicolaus Planenberg u. für ihn. Für die Preußisch. Richter u. geg. sie v. e. Jurist., der nicht Preußisch. Richter ist. Thorn. E. Lambeck. (18 S. gr. 8.)
Gemeindeblatt, Evang. . . . hrsg. v. Pfarr. Herm. Eilsberger. 32. Jahrg. 52 Nrn. (à ½—1 B. 4°.) Kgsbg. Ostpr. Ztgs.- u. Vlgsdr.
Georgine. Landwirthschaftl. Ztschr. hrsg. v. ldw. Central-Verein f. Litt. u. Masuren. Red.: Gen.-Sekr. C. M. Stöckel. Jahrg. 1877. 12 Nrn. (à ½—1 B. gr. 8.) Insterburg. (Gumbinnen, Sterzel.) baar 3. 75.
Gerß, Dr. H. F., Höfe u. Hofesrechte des ehemal. Stifts Essen. [Zeitschr. d. Bergisch. Geschichtsvereins. 12. Bd. (N. F. 2. Bd.) S. 121—199.]
Gervais, Ed., der Tag v. Sedan od. der neue Bruder aus d. Elsaß. Lustsp. in 5 Act. 2. sehr veränd. Aufl. Leipzig. Webel in Comm. (99 S. gr. 8.) 1.20.
Geschichtschreiber, die preussischen, d. 16. u. 17. Jahrh. Hrsg. v. d. Verein f. d. Gesch. d. Prov. Preuss. 3. Lfg. [2. Bd. 1. Lfg.] Leipz. Duncker & Humblot. 3.60. (1—3.: 18.80.) Inh.: Sim. Grunau's preuss. Chronik . . . hrsg. v. Dr. M. Perlbach. Lfg. 3. (2. Bd. S. 1—160 gr. 8.)
Gewerbe-Blatt f. d. Prov. Preußen. Organ d. gewerbl. Centralvereins. Redaction v. R. Sack in Kgsbg. Jahrg. 1877. 12 Hfte. (1½ B. gr. 4.) Danz. Kafemann. 4.—
Glagau, Otto, der Börsen- u. Gründgs-Schwindel in Deutschld. [2. Theil von „Der Börsen- u. Gründgs-Schwindel in Berlin"] Leipzig. Frohberg. (XXXVIII, 582 S. 8.) 7.—
— — Aktien. Histor. Schausp. aus d. allerjüngst. Vggh. in 5 Acten. Mit e. Vorwort üb. d. heut. Theaterverhältnisse. Ebd. (XV, 135 S. 8.) 3.—
Goldschmidt. Zeitschr. f. d. gesammte Handelsrecht, hrsg. v. Geh. Just.-R. Prof. Dr. L. **Goldschmidt,** Hahn, Laband u. Sachs. 22. Bd. N. F. 7. Bd. 4 Hfte. (1—3. Hft. (XIII, 440 S. gr. 8.) Stuttgart. Enke. 12.—
— — Das 3j. Stud. d. Rechts- u. Sttswssnschftn. Berl. 1878 (77). Reimer. (82 S. 8.)
Goltz, Bogumil, Buch der Kindheit. 4. Aufl. Berlin. Janke. (XVI, 532 S. gr. 16.) 4.—
— — Ein Kleinstädter in Aegypt. Reise. 3. Aufl. Ebd. (XXIV, 567 S. gr. 16.) 4.—

Goltz, Th. Frhr. v. d., der Lohn für weibl. Handarbeiter im landwirthsch. Gewerbe d. dtsch. Reichs. [Annalen d. dtsch. Reichs. № 10. S. 863—873.] Die Gesindelöhne im ldwirthsch. Gewerbe d. dtsch. Reichs. [Ebd. 11. S. 897—913.] Was kostet ein Pferdearbeitstag? [Ld.- u. forstw. Ztg. f. d. nordöstl. Dtschld. № 32. 33.]

Gortzitza, Prof. W. O., Handbuch d. Gesch. d. deutsch. Litt. f. Freunde derselben. Zugleich e. Wegweiser f. d. Lektüre auf d. Gebiete d. Lyrisch. u. Lyr.-Episch. Lpd 1878 (77). Wiebe. (XII, 540 S. gr. 8.) 7.20.

Grau. Bibelwerk f. d. Gemeinde. In Vbdg. m. mehr. evang. Theolog. bearb. u. hrsg. v. Rud. Frdr. Grau, Dr. u. Prof. d. Theol. N. T. Lfg. 3. 4. Bielefeld u. Lpz. Velhagen & Klasing. (1. Bd. LVII u. S. 333—609 gr. 8.) à 1.60.

— — Der Beweis des Glaubens. Monatsschrift . . . unt. Mitwirkung v. Zöckler u. R. Grau . . . Jahrg. 1877 od. 13. Bd. Gütersloh. Bertelsmann. 8.—

— — Entgegng. Hr. Prof. Dr. Schürer in Leipzig u. d. „Bibelwerk f. d. Gemeinde". [D. Beweis d. Glbs. S. 166—168.] Das Leiden des Gerechten. Vortr. [Evang. Kirchenztg. № 16.] Uns. ggw. Stellg. u. Aufgabe. Vortr. [Ebd. № 39.]

Gregorovius, Ferd., Wanderjahre in Italien. 5. Bd. a. u. d. Tit.: Apulische Landschaften. Leipzig. Brockhaus. (IX, 295 S. 8.) 5.40. geb. 6.—

— — Alcuni cenni storici della cittadinanza romana. Roma, tip. Salvioni. (34 S. 4.) [Dagli Atti della R. Accad. dei Lincei. 1876—77.]

— — Ein deutsch. Bericht üb. d. Eroberg. Roms durch d. kaiserl. Armee Karl's V. i. J. 1527 v. d. Augenzeug. Ambrosius v. Gumppenberg. [Sitzgsber. d. philos.-philol. u. hist. Cl. d. k. bair. Akad. d. W. z. Münch. 1877. Hft. 4. S. 329—397.]

Grosse, Em., Recens. [Wissenschaft. Monats-Blätt. V. Jahrg. No. 7. S. 99—112.]

Grüttner (zu Carlsruhe bei Dt. Crone), das Landgut u. seine rationelle Bewirthschftg. Breslau. Korn. (IV, 140 S. 8.) 1.20.

Günther, Semin.-Dir. Dr. u. Sem.-Lehr. a. D. Strübing, Preuß. Kinderfreund. Ein Lesebuch f. Volksschul., zsgest. v. Dir. A. E. Preuß u. Sem.-Oberl. J. A. Vetter, auf Grund d. 215. Aufl., nach den „Allgem. Bestmgn." f. Schul. beid. Confess. umgearb. 2. Abth. Kgsbg. Bon. 1. Mittelstufe. (VII, 88 S. gr. 8.) —20. 2. Oberstufe. (VIII, u. S. 89—408.) —80.

Hagen, Fr. v., Major z. D., Gesch. d. Orientalisch. Frage v. ihr. Entstehg., dem Fried. von Kutschuk-Kainardschi 1774, bis zur Kriegserklärung Rußlands an die Pforte, 24. Apr. 1877 vom polit.-milit. Standpunkt bearb. Frankf. a. M. Sauerländer. (2 Bl. 172 S. gr. 8.) 2.—

Hagen, G., Vergleichg. der v. 1846—75 an der Ostsee beobachteten Wasserstände. [Monatsber. d. kgl. preuss. Akad. d. W. z. Berl. Sept. u. Oct. S. 559—561.]

Hamann's, J. G., Magi u. Sokratische Denkwürdigkeiten. Mit Anmerkgn. v. Ernst Kühn, evang. Pfarr. zu Baerl bei Mörs. Leipzig. Reclam jun. (54 S. gr. 16.) [Universal-Bibliothek. № 926.] —20.

Hammer, E. F., Handfibel . . . 45. ber. . . . Aufl. Kgsbg. Bon. (80 S. 8.) —25.

Hartung, Geo., u. Alb. Dulk, Fahrten durch Norwegen u. die Lappmark. Stuttgart. Kröner. (VIII, 342 S. 8.) 6.—

— — Die skandinav. Halbinsel. Eine geolog. Skizze. (40 S. gr. 8.) [Sammlg. gemeinverständl. wissensch. Vorträge hrsg. v. Virchow u. v. Holtzendorff. 283. Hft. (12. Ser. 19. Hft.) Berlin. Habel. —50.

Hartung, Rect., u. Sem.-Lehr. Strübing, neu. dtsch. Kinderfreund . . . zsgst. auf Grdlge d. 198. Aufl. d. preuß. Kinderfreundes v. Preuß u. Vetter. 1. Abth. 5. Aufl. Kgsbg. Bon. (VIII, 152 S. 8.) —40.

Hase, Lic. theol. Dr., Milit.-Oberpfarr. d. 1. Armeecorps, die innere Mission und die Zeichen der Zeit. Vortrag. Leipzig. Breitkopf & Härtel. (20 S. gr. 8.) —50.

— — Baldisara Altieri. Ein Beitr. z. Reformationsgeschichte. [Jahrbüch. f. protest. Theol. Jahrg. 1877. 3. Hft. S. 469—517.]

Hassenstein, Geo. (aus Kgsbg.), De syntaxi Ammiani Marcellini. Diss. philol. Lips. Regimonti. (56 S. gr. 8.)

Haupt-Erläuterungs-Bericht zu d. Projecten der Regulierung der Weichsel-Mündgn., entworf. bei d. kgl. Reg. zu Danz. dch. . . . Reg.- u. Bau-R. Alsen u. Baumstr. Fahl. Mit 2 (lith.) Kart. Danzig. Kafemann. (63 S. gr. 8.) cart. nn. 2.50.

Hausburg, Oekon.-R., Deutsche landwirthsch. **Presse** . . . 4. Jahrg. (104 Nrn. à ½—1 B. gr. Fol.) Berlin. Wiegand ꝛc. Viertelj. 5.—

Haus-Kalender f. d. Prov. Preuß., Pomm., Pos. u. Schles. f. d. J. 1878. 10. Jahrg. Thorn. E. Lambeck. (76 u. 132 S. 16. m. 1 Steintaf.) —50.

Heinel's, Dr. Ed., gedrängte Uebersicht der vatländ. Geschichte. Vollstdg. umgearb. m. Berücks. d. dtsch. Gesch. v. Oberl. Dr. Fr. Krosta. 19. Aufl. Mit 1 hist. (lith. u. color.) Karte. Kgsbg. 1878 (77). Akad. Buchh. (IV, 80 S. 8.) geb. —60.

Helm, Otto, einige auf d. Danzig. Canalisations-Anlag. bezügl. chemische Analysen. Vortr. [Aus „Schriften d. naturf. Ges. in Danz."] Danzig 1876. (Anhuth.) (6 S. Lex.-8.) baar —40.

— — Notizen üb. d. chem. u. physikal. Beschaffenheit des Bernsteins. [Archiv d. Pharmacie. Ztschr. d. Dtsch. Apotheker-Vereins. VIII. Bds. 3. Hft.] Besond. Abdr. Halle. Buchh. d. Waisenh. in Comm. (17 S. gr. 8.)

Herbart's, Joh. Fidr., pädagog. Schriften. Mit Herbart's Biogr. hrsg. v. Dr. Frdr. Bartholomäi. 2 Bde. 2. Aufl. Langensalza. Beyer & Söhne. (CVIII, 294 u. 420 S. m. 2 Tab. u. 1 Steintaf.) 5.50.

— — Pädag. Schriften. 2. Bd.: Kleinere pädag. Schrift., Red. u. Abhdlgn. Mit Anm. u. Erläut. vseh. v. Karl Richter. 1. Hft. (80 S. gr. 8.) [Pädag. Bibliotk. . . . hrsg. v. Karl Richter. Hft. 74. Leipzig. Siegismund & Volkening.] —80.

— — Ungedruckte Briefe von und an Herbart. Aus dessen Nachlass hrsg. v. Rob. Zimmermann. Mit Untstzg. d. ks. Akad. d. W. in Wien. Mit 2 Facs. Wien. Braumüller. (XIV, 147 S. gr. 8.) 3.—

Hennig, G. A., Joh. Frdr. Herbart. Nach sm. Leb. u. sr. pädag. Bedeutg. dargest. 2. verm. Aufl. Mit Stahlstich-Portr. Leipzig. Siegismund & Volkening. (IV, 130 S. gr. 8.) 1.50.

Hohlfeld, Dr. Paul, üb. Herbart's prakt. Philos. [Aus: „Die deutsche Schule".] Neuwied. Heuser. (15 S. gr. 8.) baar —40.

Herders sämmtl. Werke hrsg. v. Bernh. Suphan. (In 32 Bdn.) 1. u. 2. Bd. Berlin. Weidmann. (XLIV, 548 u. XVI, 386 S. gr. 8.) à 4.— Schreibpapier à 6.— [Vgl. Rob. Boxberger in: Archiv f. Littgesch. VII, 2. S. 264—266 M. Carriere in: Westerm. illustr. Monatshfte. Oct. 1877. J. Imelmann in: Zeitschr. f. d. Gymn.-Wesen. XXXII, 30—37. R. M. Werner in: Ztschr. f. österr. Gymn. 28. Jahrg. S. 910—915.]

— — Werke. 19. Bd. (XVI, 416 S. gr. 16.) 20. Bd. (XX, 590 S.) [National-Biblioth. sämmtl. dtsch. Classiker. 1. wohlf. u. vollstd. Ausg. ihr. Meisterwerke. Lfg. 564. 569. 579. 583. 589. 596. 601. 602. 604. 605. 607.] à —25.

— — Der Cid, nach spanisch. Romanz. besung., m. Randzeichngn. v. Eug. Neureuther. 4. Aufl. Stuttgart. Cotta. (240 S. Lex.-8. m. eingedr. Holzschn.) 7.— geb. in Leinw. 9.50., in Kalbled. 14.—, m. Mosaikvzierg. 15.—

Haym, R., Herder nach sein. Leben u. sein. Werken dargestellt. 1. Bd. 1. Hälfte. Berlin. Rud. Gärtner. (X, 310 S. gr. 8.) 6.— [cf. Arth. Chuquet in: Revue critique 1878. No. 7.]

Joret, Herder et la renaissance littérat. de l'Allemagne. [Revue polit. et littér. 3. Févr. 1877.]

Heyer, Dr. Franz (Bartenstein), die Ausbildung d. Priesterherrschaft u. d. Inquisition. (47 S. gr. 8.) [Sammlg. gemeinverständl. wissensch. Vortr. hrsg. v. Virchow u. v. Holtzendorff. 280. Hft. (12. Ser. 16. Hft.) Berlin. Habel.] 1.—

Hildebrandt, Prof. Ed., Aus Europa. Neue Sammlung von Aquarellen. Lfg. 1—3. (13 Chromolith.) Imp.-Fol. Berl. 1876—77. R. Wagner 168.— einzl. Bl. à 15.—

Hildebrandt, Prof. Dr. H., die Krankheiten d. äuss. weibl. Genitalien. [Handbuch d. allgem. u. spec. Chir. Bd. IV. 8. Lfg. S. 1—35 gr. 8.] 3.60.

Hipler, Prof. Dr. Franz, Christl. Lehre u. Erziehg. in Ermland u. im preuß. Ordensstaate währd. d. Mittelalters. Ein Beitr. z. Gesch. d. Katechism. [Aus d. 6. Bde. d. Ztschr. f. d. Gesch. Ermlands besond. abgedruckt.] Braunsberg. E. Bender. (103 S. gr. 8.) 2.—

(— —) Joseph v. Hohenzollern, Fürstbischof v. Ermland. Ein Gedenkbl. z. Feier sein. 100. Geburtstags am 20. Mai 1876. Braunsbg. 1876. J. E. Pohl's Ermländ. Ztgs.- u. Vlgs.-Dr. [Separ.-Abdr.] (20 S. 8.)

(— —) Joannis Wydżga praesulis quondam Warmiensis Series episcoporum Warmiensium typis monasterii Olivensis S. O. C. primum promulgata a. d. MDCLXXXI jam appropinquante jubilaeo pontificali saemisaeculari Pii PP. IX necnon recurrente nono consecrationis anniversario Philippi Episcopi Warm. typis officinae Warmien. denuo edita et ad nostra usque tempora continuata die III. Maii

festo inventionis s. crucis anno a partu virginis MDCCCLXXVII. Brunsberg. Huye. (16 S. 16.)

Hippel, Prof. Dr. A. v., Ueb. d. operative Behandlung totaler stationärer Hornhauttrübungen. [Graefe's Archiv f. Ophthalmol. 23. Bd. 2. Abth. S. 79—160.]

Hirsch, Aug., Gesch. d. Augenheilkde. Mit e. Nam.-Reg. [Aus „Graefe u. Saemisch, Hdb. d. Augenheilkde. Bd. VII."] Leipz. Engelmann. (VIII, 320 S. gr. 8.) 8.—

— — Jahresber. üb. d. Leistgn. u. Fortschr. in d. ges. Med. hrsg. v. Virchow u. Aug. Hirsch . . . XI. Jahrg. Berl. Hirschwald. 2 Bde. à 3 Abth. hoch 4. 37.—

— — Jahresber. üb. d. Leistgn. u. Fortschr. in d. Anatomie u. Physiol. . . . hrsg. v. Virchow u. Aug. Hirsch. Ber. f. d. J. 1876. Ebd. (234 S. hoch 4.) 9.50.

— — Deutsche Vierteljahrschrift für öffentl. Gesundheitspflege hrsg. v. Göttisheim, Aug. Hirsch . . . 9. Bd. Braunschw. Vieweg & Sohn. 4 Hfte gr. 8. à 4.—

— — Medic. Geogr. u. Statistik. Endemische Krkhtn. [Jahresber. üb. d. Leistgn. u. Fortschr. in d. gesammt. Med. XI. Jahrg. I. Bd. 2. Abth. S. 332—382.] Infections-Krkhtn. [Ebd. Bd. II. Abth. 1. S. 1—46.]

Hirsch, Dr. Franz, illustr. Literaturgesch. d. dtsch. Volkes. Für die dtsche Familie erz. 2. (Tit.-) Aufl. Berlin (1876) 1878. Gebr. Grenzmann. (XII, 322 S. m. Holzschnitttaf.) 2.50.

— — Illustr. Gesch. d. dtsch. Volkes. Für d. dtsche Fam. erz. 2. (Tit.-) Aufl. Ebd. (1875) 1878. (VIII, 348 S. 8. m. Holzschntaf.) 2.50.

— — Der **Salon** f. Literatur, Kunst u. Gesellschaft. Hrsg. u. Red.: Dr. Frz. Hirsch. Jahrg. 1877. Leipz. Payne. 12 Hfte gr. 8. (1. Hft. 128 S. m. eingedr. Holzschn., Holzschntaf. u. color. Modekpf.) baar à Hft. 1.—

— — Das **neue Blatt.** Ein illustr. Famil.-Journ. Red.: Dr. Frz. Hirsch. (8) Jahrg. 1877. 52 Nrn. à 2 Bog. 4. m. eingedr. Holzschn. Ebd. Viertelj. 1.50.

Hirsch, Th., d. letzt. Jahre d. 7jähr. Krieges (m. Bez. auf Schäfer, Gesch d. 7j. Krieg. Bd. II. Abth. 2. u. Arneth, Maria Ther. u. d. 7j. Kr.) [Sybel's histor. Ztschr. N. F. 1. Bd. S. 417—450.]

Hirschfeld, Otto, Untsuchgn. auf d. Gebiete d. röm. Verwaltgsgesch. 1. Bd. Die ksl. Verwaltgsbeamt. bis auf Diocletian. Berl. Weidmann. (VII, 323 S. gr. 8.) 8.—

— — Archaeolog.-epigraph. **Mittheilungen** aus Oesterreich hrsg. von A. Conze und O. Hirschfeld. 1. Jahrg. Hft. 1. 2. Wien. Gerold's Sohn. (172 S. gr. 8. m. 8 Taf.) à 9.—

— — Ausgrabgn. in Carnuntum. [Archaeol.-epigr. Mitthlgn. aus Oesterr. I. Jahrg. 2. Hft. S. 130—144.] Inschriften vom Helenenberge. [Ebd. S. 171—172.] 1. Hat Livius im 21. u. 22. Buche den Polybius benutzt? 2. Die Bücherzahl d. Annalen u. Historien des Tacitus. 3. Zur Germania des Tacitus. [Ztschr. f. d. österr. Gymn. 28. Jahrg. 11. Hft. S. 801—816.]

Hoffmann, Stdtkämmerer, Ist e. besond. Communalsteuerwes. nothwendig od. genügt d. Syst. v. Zuschlägen zu d. Staatssteuern? Gutachten. [Die Communalsteuerfrage. Zehn Gutachten . . . S. 1—14 in d. Schriften d. Vereins f. Socialpolitik. XII.]

Hoffmann, E. Th. A., Meister Martin der Küfner u. seine Gesellen. Erzählg. 2. Aufl. (73 S. 8.) [Deutsche Volksbücher. 4. Bdch. Wolfenbüttel. Zwißler.] geb. 1.—

Hoffmann, Lehrer Herm., d. ländl. Grundbesitz im Ermlande v. d. Eroberg. Preuss. durch d. dtsch. Ritterord. bis z. J. 1375. Jen. I.-D. Kgsbg. (Jena, Deistung.) (52 S. gr. 8.) baar —80. [s. Altpr. Mtsschr. Bd. XIV. Hft. 1/2. S. 51—100. Hft. 3/4. S. 193—250.]

Hopf, Karl, Bonifaz v. Montferrat, der Eroberer v. Konstantinopel, u. d. Troubadour Rambaut v. Vaqueiras. Hrsg. v. Gymn.-Prorect. Dr. Ludw. Streit. (40 S. gr. 8.) [Sammlg. gmvstdl. wissensch. Vortr. hrsg. v. Virchow u. v. Holtzendorff. 272. Hft. (12. Serie. 8. Hft.) Berlin. Habel.]

Hoppe, Gymn.-Oberl. Ferd., Ortsnamen d. Prov. Preussen. V. (Mit Hinweisg. auf d. litau. Familiennamen.) Gumbinn. Sterzel. (20 S. gr. 8.) baar —60.

— — Ortsnamen d. Regbez. Gumbinnen (Deutsche, Polnische, Litauische). Meistentheils auf Grund urkundl. Materials erkl. Ebd. (16 S. gr. 4.) baar 2.—

Periodische Literatur 1877/78.

Neuere **Gesichtsurnenfunde.** Von Albin Kohn. [Arch. f. Anthrop. X. Bd. 1/2. Hft. S. 13—18.] W. Schwartz üb. e. neue Gesichtsurne von Golencin. [Ztschr. f. Ethnol. 9. Jahrg. Hft. 5. Verhdlg. d. Berlin. Ges. f. Anthrop. Sitzg. v. 26. Mai 1877. S. 220—221.]

Virchow üb. **Gräber** in Livld. [Ebd. Vhdlg. Sitzg. 16. Juni 1877. S. 255—259.] Ber. üb. Ausgrabgn. bei Wiskiauten u. Wikiau i. Samld. v. J. Heydeck. [Ostpr. Ztg. 1877. 241 (Beil.)]

C. Grewingk, z. Archäol. d. Balticum u. Russlds. 2. Beitr. Ueb. ostbalt., vorzgsw. dem heidn. Todtencult. dienende schiffförm. u. and. gestalt. grosse Steinsetzgn. [Archiv f. Anthrop. X. Bd. Hft. 1/2. S. 73—100. Hft. 3. S. 297—321.] Grewingk, Knochengeräthe u. Culturschicht. des Ostbaltic. [Sitzgsber. d. Dorpat. Naturf.-Ges. IV. Bd. 2. Hft.]

Gräberfunde aus d. Ggd. v. Elbing. Mitthlgn. v. Dr. Anger in Elbing u. Virchow. [Ztschr. f. Ethnol. Verhdlgn. d. Berl. Ges. Sitzg. v. 16. Juni 1877. S. 259—72.] Maj. a. D. Kasiski, üb. Brandgräber. [Balt. Studien. 27. Jahrg. S. 168—202.]

Altpreussisches. Von Dr. Adalb. Bezzenberger. [Beiträge z. Kunde d. indogerm. Spr. II. Bd. Hft. 1/2. S. 135 —141. vgl. Altpr. Mtsschr. XV, 124—129.] Ferd. **Hoppe,** Erklärg. v. Ortsnam. in Preuss., e. Beitr. z. Nesselmann Thesaur. linguae Pruss. [Wissensch. Monats-Blätt. V. Jahrg. No. 6. S. 89—93.]

Die **Sagen** vom Schillingsee. 1. Der Edelmann u. d. Bauer. [Neue Westpr. Mitthlgn. 1878. 27 (Beil.)]

H. Frischbier, d. Pflzwelt in Volksräths. aus d. Prov. Preuss. [Ztschr. f. dtsche Philol. IX. Bd. Hft. 1. S. 65—77.]

K. Höhlbaum, die Eroberg. Preuss. dch. d. Brüder vom **dtsch. Hause.** [Im neuen Reich. 1878. 4.] J. H. Hennes, Deutschordensbesitzgn. in Rheinld. u. Westfal. [Monatsschr. f. rhein.-westfäl. Geschichtsforschg. 3. Jahrg. Hft. 1/3. 7/9. 10/12.]

Th. Hirsch rec. **Hanse**recesse, die Recesse u. and. Acten d. Hansetage v. 1256—1430. Bd. IV. [Danz. Ztg. v. 11. Dec. 1877. No. 10699.]

Das Schlachtfeld v. **Tannenberg.** [Kgsbg. Hartg. Ztg. 1877. 304 (Morg.-Ausg.)]

Prof. Heinr. Ulmann, Maximil. I. in d. Conflicte zw. d. dtsch. Orden in Preuss. u. Polen. besd. in d. J. 1513—15. [Forschgn. z. dtsch. Gesch. 18. Bd. 1. Hft. S. 89—109.]

Briefe von Jorg Neuschel in Nürnberg, nebst einig. anderen. Mitgeth. v. Eitner. (Aus d. geh. Staatsarchiv in Kgsbg. 12 Briefe aus d. J. 1541—45, betreff. die Instrumentenfabrication u. deren Preise, 1 an Sebalt v. Theyll im Auftrage d. **Herzogs Albr.,** 1 an Leo Schurstab u. Sebalt v. Thiel desgl., 1 an Georg Neuschel, Trumetten- u. Busonenmacher zu Nurmberg, dgl., 1 von Herzog Albr. an Geo. Schulthess, 4 von Neuschel an Herzog Albr., 4 von Schulthes an denselb.) [Monatshfte f. Musik-Gesch. IX. Jahrg. S. 149—159.]

Dr. Mart. Luther's Nachkomm. in d. Prov. Preuss. [Insterbg. Ztg. 1878. 9.]

Der Tugendbund. [Elbing. Post. 1877. 242—244 (nach Bl. f. H. u. s. L.)]

Otto Kämmel, d. diplomat. Vorgesch. d. dtsch. Erhebg. i. J. 1813. [Die Grenzboten. 1877. 14. 15.]

E. Kattner, e. Blick auf e. trübe Zeit. (Untgang d. Dtschord.-Staates v. Alt-**Livland** in d. J. 1558—61.) [Ebd. 1876. 50.] Fr. Bienemann, Riga's Stellg. bei d. Auflösung d. livländ. Ordensstaates. [Russ. Revue. VI. Jahrg. 11. Hft.] A. Buddeus, Land u. Leute d. dtsch.-russ. Ostsee-Provinzen. [6. u. 7. Jahresber. d. geogr. Ges. in Münch. S. 99 ff.]

Dr. H. R. v. Zeissberg, kleinere Geschichtsquellen **Polens** im Mittelalt. Eine Nachlese. [Arch. f. österr. Gesch. 55. Bd. 1. Hälfte. S. 1—167.] Alb. Kohn, z. Colonisation Polens. [Globus. Bd. 31. No. 19.] Edwart Kattner, verfallds. Polenthum. (Aus d. Nachlass d. Verstorb.) [Die Grenzboten. 1877. 2. 4.] Referat üb. e. Vortrag des Archidiac. **Bertling** in Danzig üb. Polnische Magnaten. [Danz. Ztg. 1878. 10776.] Zur Verdeutschg. poln. Ortsnamen. [Neue Westpr. Mitthlgn. 1878. 20 (nach d. „P. Z.")]

Günther Heiler's **Pommerische** Chronik, auf Grdlage d. Hds. d. Greifswalder Univ.-Biblioth. (Mss. Pom. Fol. 21) hrsg. v. Dr. Herrmann Müller. [Ztschr. f. preuss. Gesch. u. Ldskde. 14. Jahrg. S. 437—638.]

Die **Wasser**verhältnisse der Prov. Preuss. [Der Naturforscher. 10. Jahrg. 32.] Dr. Th. H. Schunke. die Schiffahrts-Kanäle im Dtsch. Reiche. I. Die Schifff.-Kan. im Gebiet der Memel. II. Die Masur. Wasserstrasse. III. Schifff.-Kanäle im Weichsel-Gebiet. Kanäle im Mündgsgebiet d. Weichssl. [Petermann's Mitthlgn. 23. Bd. S. 287—290. Kgsbg. Hartg. Ztg. 1877. 203. 204. Besond. Beil. z. dtsch. Rchsanz. No. 33.] Schifff.-Canäle im Weichsel-Gebiet. (Aus d. vorig. Aufsatz.) [Werder-Ztg. 1877. 72.]

Die **Weichsel-** u. **Nogat**-Niedergn. (nach e. Vortr. d. Geh. Arch.-R. Dr. Hassel.) [Bes. Beil. z. dtsch. Rchsanz. 1877. 20.]

Ueb. d. Stromregulirg. d. Nogat u. Weichsel von G. R. Claassen-Tiege. [Altpr. Ztg. 1877. 300.] Die Weichsel- u. Nogat-Regulirg. (m. Bez. auf Dr. Kolberg's Schrift: „Die Seegatsweichsel.") [Nogat-Ztg. 137. 139.] J. Die Regulirg. d. Weichsel-Mündgn. (m. Bez. auf: „Haupt-Erläutergsber. zu den Projecten d. Regulirg. d. Weichs.-Mündgn.. entworf. bei d. kgl. Regierg. z. Danz. durch d. kgl. Reg.- u. Baur. Alsen u. kgl. Baumeist. Fahl. Mit 2 Kart. Danzig. Kafemann.") [Danz. Ztg. 1877. 10563. 65.] Die von Danzig project. Regulirung d. Weichselmündgn. [Ostpr. Ztg. Beil. zu 277.] Die Weichs.-Stromregulirgs.-Angelegenht. Von —en. [Altpr. Ztg. 293 (Beil.)] Landesmeliorationen (m. Bez. auf d. Alsen-Fahlschen Erläutergsber.) [Elb. Post. 252 (Mgd. Ztg.)] Die Regulirg. d. Weichselmündgn. (M.-Z.) [Ebd. 295.] R. Die Regulirg. d. Weichsel. [Kgsbg. Hartg. Ztg. 285.] Zur Weichsel-Regulirg. [Werder-Ztg. 1878. 7.] -t-. Zur Weich.-Nogat-Regulirg. [Danz. Ztg. v. 6. u. 9. Jan. 1878. 10739. 43.] Dr. Kolberg, z. Frage d. Weichs.- u. Nogat-Regulirg. (Erwidrg. auf d. vor. Artikel.) [Ebd. 10769. 71.] -t-. Zur Weichsel- u. Nogat-Regulirg. [Ebd. 10803. 5.]

Bauer, Deichinspect., üb. d. Trockenlegg. des Binsenholms (m. Skizze von d. Binsen-Holm u. dessen Umggd.) [Beil. d. Werder-Ztg. 1877.]

—*d* Wer hat zu deichen? Betrachtung z. Weihnachtsbescheerung f. Werderaner u. Niedergr. [Nogat-Ztg. 151.]

Die Verwendung d. Chausseebau-Prämien. [Danz. Ztg. v. 4. Oct. 1877. 10583. 85. unt. and. Tit.: „Die Förderung d. Chauseebaues in d. Prov. Preussen." Kgsbg. Hartg. Ztg. v. 6. Oct. 234. 236.]

Steinbart-Pr. Lanke, Provinziallandschaftliches. [Danz. Ztg. 1877. 10571. 73.]

A. E. Stamm, Gesch. u. Gewinng. d. **Bernsteins**. [Die Natur. N. F. 3. Jahrg. 35.] Adolf **Döring,** d. Bernstein, s. muthmassl. Entstehg., sowie s. Verwendg. u. Verwerthg. v. d. frühest. bis auf d. heut. Zt. [Ostpr. Ztg. 1877. 304 (Beil.). 1878. 1 (Beil.)] Ueb. d. Entstehg. u. Gewinng. d. Bernsteins. [Elb. Post. 1878. 49—52.]

Jul. Frühauf, aus russ. Wäld. Reiseerinnergn. u. Naturwissenschaftl. Das **Elenthier.** [Altpr. Ztg. 1877. 244.]

H. Haack, Dir. d. ksl. Fischzuchtanstalt zu Hüningen im Elsass, die Bewirthschaftg. d. Gewäss. in d. Prov. Preuss. [Ld.- u. forstw. Ztg. 1877. 35.] Die Wichtigkeit der Coregonenzucht f. d. Prov. Preuss. [Ebd. 50.] Generalvsmlg. d. Fischerei-Vereins d. Prov. Preuss. am 16. Juli 1877 zu Elbing. (Vorsitzd. Oberforstmstr. **Müller.** Der seit 1 Jahr bestehende Verein zählt 188 Mitgl., Einnahme: 743 M., Ausg.: 521 M., Bestand 222 M. Prof. **Kupffer,** üb. d. bisher. Thätigk. d. Vereins: 2 Generalvsmlgn. in Kgsbg., 2 Nrn. e. Vereinsblattes sind vertheilt word., die 3te erscheint demnächst; d. früh. so blühde Karpfenzucht sehr zur.; d. grosse Maräne, früh. hier heim., ganz ausgerott., find. sich z. Zt. nur noch in e. pomm. See u. in Russld., wo sogar Fischzuchtanstalt. f. dies. Fisch vorhd. sind. Es ist diese Zucht auch hier anzubahnen; das Unternehm., junge Lachse durch bebrüt. Lachseier in uns. Passarge zu vpflanz., ist gelung., v. 10000 Lachseiern schlüpft. 9500 aus. Von Fischbrutanstalt. ist bis jetzt nur e. in Oliva; jetzt soll in Sensburg e. angelegt wd., wozu d. dort. Magistr. d. Lokal u. d. Aufseher hergiebt; Gen.-Secret. Kreyfs will auf s. Gute e. solche Anstalt einricht. — Vortrag des Oberamtm. **Eben**-Bauditten üb. Karpfenzucht. — Vortr. d. Dr. **Seydlitz** üb. Laichschonreviere in d. oberländ. Seen. [Altpr. Ztg. 163. Ostpr. Ztg. 168 (Beil.)] Der Fischerei-Verein d. Prov. Preuss. [Danz. Ztg. v. 8. Jan. 1878. 10741.] **A. Boldt** (Elbing), üb. d. Fischereiwesen in Ost- u. Westpreuss. [Elbing. Post. 1877. 11.] **Dallmer,** Obfischmstr., üb. Lachszucht (m. Abbildg.) [Gumbinn. Amtsbl. v. 6. März 1878. No. 10.]

F. Seydler (Braunsb.), d. 16. Vsmlg. d. preuss. botan. Vereins z. Neustadt i. Westpr. [Danz. Ztg. v. 13. Oct. 1877. 10599. Ostpr. Z. 243 (Beil.) Ld.- u. forstw. Z. 48.]

Der preuss. Gewerbetag in Tilsit. [Danz. Ztg. 1877. 10692.] Ausstellg. v. Lehrlingsarbeit. in d. Prov. Preuss. Kgsbg. Decbr. 1877. [Ebd. 10688.]

F. Das VIII. Prov.-Turnfest zu Bartenstein 30. Juni. 1. u. 2. Juli 1877. [Ebd. 10426.]

K. Das 33. Füsilir-Rgmt. u. seine Gesch. (R. Lehfeldt, Gesch. d. ostpr. Füsil.-Reg. No. 33. Berlin 1877.) [Ebd. 10527.]

N—s. Aus d. Prov. Preuss. Theilgsldtag; Handel; Kunstgenüsse. [Im neuen Reich. 1877. 24.] Handel; Russld.; geistl. u. weltl. Komödie. [39.] Handel; Culturkampf; Gerichtsorganisation. [52.]

Volkswitz in d. Prov. Preuss. (Aus Mor. Busch, deutsch. Volkshumor. Leipz.) [Die Ostbahn. 1877. 215. 216 (Beil.). N. Westpr. Mitthlgn. 128 (Beil.) 129.]

Die Rheinprov. u. d. Prov. Preuss. in ihr. kirchl. Zsgehörigk. [Ev. Gmdbl. 1877. 23.]

Die **Theilg.** d. Prov. Preuss. u. ihr Einfluss auf uns. kirchl. Vhltnisse. Von e. Westpr. [Ebd. 21. 23.] Der Auseinandsetgsrecess. (Uebereinkeinkomm. zw. d. Vertretern Ost- u. Westpr. betr. d. Theilung d. Prov. Preuss. v. 13. Juni 1877.) [Kgsbg. Hartg. Ztg. 1877. 143. Danz. Z. 10405. 7.] K. Wiedemanns Gesch. d. Provinztheilg. [Danz. Ztg. v. 3. Jan. 1878. 10734.]

Horn, eine Alp in **Ostpr.** (Beschreibg. e. Fahrt nach d. **Seesker** Berg (Kr. Oletzko), 986 Fuss hoch, nach d. bei Osterode beleg. **Kernsdörffer** Höhe (997 F.) der höchste Punkt in Ostpr.) [Insterb. Ztg. 1878. 24.]

F. Woeste (Iserlohn), Zu d. **ostpr.** Volksliedern Z. VII, 211. (betr. d. v. Frischbier a. a. O. unter IV mitgeth. Volkslied.) [Die dtsch. Mundarten. VII. Bd. Hft. 3/4. S. 441. 442.]

General-Versmlg. d. Mitglied. aller zum Verbande d. **Ostpr.** landwirthsch. Centralvereins gehör. ldwirthsch. Vereine. Kgsbg. 13. u. 14. Dec. 1877. Gen.-Vrsmlg. d. **Fischerei-Vereins.** Obforstm. **Müller** bericht. üb. d. Thätigk. d. Vereins: Prof. Kupffer hat im vgg. J. die Seen v. Angerburg bis Nicolaiken, Dr. Seidlitz die oberländ. auf Fischereivhltnisse untsucht; der Stand derselb. im Allgem. nicht sehr günstig; Karpfenzucht sehr zurückgegang.; Brassen, Zander u. Aale sind in d. Binnengewäss. stark in Abnahme begriff.; die grosse od. Madue-Marene (Coregonus Maraena), ehemals stark verbreit., ist ganz ausgerott. u. die kleine od. Nikolaiker Marene (Coregonus albula) weit unt. d. normal. Maass; d. Vorstand wird versuch., die gr. Madue-Marene wied. einzuführ. — In d. Passarge sind üb. 9000 Stück Lachsbrut ausgesetzt, doch fürchtet man, dass weg. der Turbine d. Mühle in Braunsbg. dies ohne Erfolg ist; es wurde beschloss., keine Lachsbrut in d. Passarge auszusetz., so lange sie nicht durch eine Fischleiter bei Braunsberg geschützt ist; statt dessen sollen in Pregel u. Alle beim Landsker See im nächst. Frühling 20—30000 Lachse ausgesetzt werd.; in Ludwigsort bei Kgsbg. ist nach d. Muster v. Oliva eine Fischbrutanstalt auf Kost. d. Vereins eingericht. u. hofft man bald in Sensburg mit Staatsuntstützg e. solche gründ. z. könn. — Prof. Kupffer ref. üb. d. nächst. Aufgab. z. Hebg. d. Fischerei. — Dr. Seidlitz üb. d. „Schnepel" der Ostsee. — Demonstrationen üb. d. Entwicklgsgesch. der Fische. — Austausch v. Erfahrgn. üb. d. Karpfenzucht: Gutsbes. Eben-Bauditten züchtet mit Erfolg 3 Varietäten von Karpfen u. die Goldorse. — Oberstlieut. v. Wulffen beantr. e. Biblioth. v. Schrift. üb. Fische anzuschaff. u. d. Mitglied. zugängl. zu mach. etc. [Ostpr. Ztg. 1877. 297 (Beil.)]

Der Taubstummenunterricht in **Ostpr.** [Kgsbg. Hartg. Z. 230 (Beil.)]

Westpr. Architekt.- u. Ingenieur-Verein. 10. Hpt.-Vsmlg. 28. Juni 1877 in Pelplin: Fahrt nach d. bei Dirschau belegenen Kunststeinfabrik v. Hauer u. Hoffmann; Vereinssitzg. unt. Vorsitz d. Reg.-Baur. Ehrhardt: allgem. Verwaltgsangelght.; Kreisbaumstr. **Henderichs** aus Dirschau Vortr. üb. d. **Cisterzienserkloster u. die Kathedrale zu Pelplin.** (histor. u. bautechn. geschild., d. Aufnahme u. d. Restaurationsproject v. Lotz z. Ansicht ausgestellt.) Besichtigg. d. Klosterräume, des Cleriker- u. Knabensemin. u. d. Kathedrale. [Danz. Z. v. 30. Juni 1877. 10420.] 20. Sept. Excursion z. Besichtigg. d. Bauanlagen der Marienbg.-Mlawkaer Eisenbahn vbd. m. d. 11. Hptvsmlg. in Dt. Eylau. Besichtigg. der „schiefen Brücke" (in d. Richtg. nach Rosenberg), e. Chausseeübführg. v. eigenthüml. Construct. — Vhdlgn. unt. Vorsitz von Ehrhardt: Feststellung d. Bibliothekordng.; Wahlen;

Erhöhg. d. Jahresbeitr. v. 5 auf 6 M. behufs Fortsetzung d. „Notizheftes". — Besichtigg. d. **evang. Kirche zu Dt. Eylau**, e. Bauwerks aus d. Ordenszeit, das jedoch fast ganz und nicht gerade günst. modernis. ist. [Ebd. 10570.] 12. Hptvsmlg. zu Dirschau 27. Dec. Besichtigg. u. Prüfg. d. neuerbaut. **zweit. Schienengeleises** auf d. Strecke Hohenst.-Dirschau, w. m. eisern. Oberbau (Langschwellen) nach d. Syst. „Hilf" verseh. word. ist. — Besuch d. beid. altthüml. Kirchen zu Dirschau; d. kathol. Kirche, erb. v. Herzog Sambor ca. 1226, d. evang. (früher Kirche d. Dominikanerklost., w. im Samborsch. Schlosse durch Mestwin II. eingericht. wde. u. daher aus ders. Zt. stammd. — Ordng. inner. Vereinsangelghtn. Berathg. üb. zwei vom Verbande dtsch. Archit.- u. Ingenieur-Vereine gestellte Fragen betr. d. einheitl. Bezeichng. mathem.-techn. Grössen u. d. Statistik des Bauwesens; Vortrag v. Deichinspect. **Bauer** aus Marienbg. üb. „Zantir" (Burg, Stadt u. Insel dies. Nam.) [Ebd. 30. Dec. 10729.]

Aus d. kirchl. Leb. d. evang. Gemeinden d. **Ermlands.** [Ev. Gmdbl. 1877. 48.] Die Wallfahrtsorte d. Ermlds. [Kbg. Hartg. Ztg. 1877. 218.]

Lituanica. Sendschr. an Bezzenberger üb. e. lit. Kabinetsordre d. d. Berl. 9. Aug. 1724. Von Hugo Weber in Weimar, u. Antw. nebst e. neu. lit. Urkde v. 22. Sept. 1589 von Adalb. Bezzenberger. [Beiträge z. Kunde d. indogerman. Sprach. II. Bd. S. 107—123. vgl. Alpr. Mtsschr. XV, 119—123.] Bezzenberger Selbstanzeige v. Beiträge z. Gesch. d. lit. Spr. auf Grund litau. Texte d. XVI. u. XVII. Jahrh. [Götting. gel. Anz. 1877. St. 46.] Ders., e. neugefund. lit. Urkde v. J. 1578. [Nachr. v. d. kgl. Gesellsch. d. Wiss. u. d. Univers. zu Götting. 1877. No. 12. S. 241—264. s. Altpr. Mtsschr. XIV, 459—75.]

Volksliter. f. die evang. **Masuren.** [Ev. Gmdbl. 1877. 44.]

Wunderlich, die kurische **Nehrung.** [Aus all. Welttheilen. VIII, S. 49 ff., 86 ff.] Ein Tag aus d. Leb. e. Nehrgspfarrers (in Pröbbernau). [Ev. Gmdbl. 1877. 34 (B.)]

Ber. üb. d. Resultate d. Verwaltg. d. Deichverbndes des gross. Marienburg. **Werders** v. 1. Jan. 1876 bis 1. Juni 1877. [Werder-Ztg. 1877. 63—64.]

Die Feier d. 25jähr. Besteh. d. Prov.-Irrenanstalt **Allenberg** 1. Sept. 1877. [Kgsbg. Hartg. Ztg. 211.]

Ueb. e. Ausmessg. d. Seeteiches bei **Dambitzen** (bei Elbing). [Altpr. Ztg. 1877. 176. Elb. Post 176. s. Altpr. Mtsschr. XIV, 503—505.]

Referat üb. Dr. Strebitzki's Vortrag im Danzig. Gewerbeverein üb. **Danzig's** Gewerbe im Mittelalt. [Danz. Ztg. v. 2. März 1878. 10834.] E. Kastner, d. Belagerung Danzigs im J. 1577. [Ebd. 1877. 10553. 55.] Danziger Trinkgeschirre in limburgischem Steingut aus dem 16. Jahrhundert. [Ebd. v. 6. Febr. 1878. 10791. vgl. Altpreuss. Monatsschr. XV, 170—173.] Danzig und seine Bauwerke (nach dem Kupferwerke: „Danzig und seine Bauwerke" von Prof. Joh. Carl Schultz). [Besond. Beil. z. dtsch. Rchsanz. 1877. 18. 22. 26. 30. 31. 32.] K. Ein neuer Monumentalbau in Danzig (Amtsgebäude f. d. Ob.-Post-Direction.) [Danz. Ztg. 1878. 10807.] Die ksl. Marinewerft zu Danzig. [Illustr. Ztg. 1878. No. 1806.] Liévin, d. Sterblichkts-Verhältnisse Danz. i. J. 1877. [Danz. Ztg. 1878. 10796.] Die Gemälde-Ausstellung im Scheinertschen Kunstsalon. [Ebd. 1877. 10384.] **Naturforsch. Gesellsch.** Sitzg. 17. Oct. Stdtrath Helm ber. in e. läng. Vortrage üb. d. Naturgesch. d. Bernsteins u. üb. seine üb. d. chem. u. physik. Beschffh. desselb. gemacht. Untsuchgn. [Ebd. 10635.] 31. Oct. Astron. Kayser Vortr. üb. d. Trabanten des Mars u. üb. d. Refractionsconstante. [10671.]

Ein Besuch in d. neu. Gnadenort **Dietrichswalde.** [Illustr. Ztg. 1877. No. 1791.]

Die Einverleibg. d. Dorfsch. Pangritz-Colonie mit d. Commune **Elbing.** [Altpr. Ztg. 1877. 208. 210.] A. Boldt, üb. uns. Vereinsleben i. J. 1877. [Ebd. 224 (Beil.)] Fünfzigj. Jubil. d. Elbing. Gewerbe-Vereins 16. Febr. 1878. [Ebd. 42. 43. Danz. Ztg. 10813.] Festrede z. 50j. Stiftgsfest d. Elb. Gewerbevereins v. Dr. Nagel. [Altpr. Ztg. 43 (Beil.)] Zur Molkerei-Ausstellg. in Elbing. [Danz. Z. v. 1. März 1878. 10832. 34. 36. 38.] Molkerei-Ausstellg. [Altpr. Ztg. 52—54.]

Die Einweihg. d. Johanniter-Siechenhauses zu **Gerdauen** 21. Oct. 1877. [Ostpr. Ztg. 261 (Beil.)]

Einweihg. d. evang. Kirche zu **Górzno,** Kr. Strasburg. [Ev. Gmdbl. 1877. 23 (Beil.)]

Mattheson's Beschreibung d. Orgelwerke sr. Zeit (unt. and. **Insterburg, Königsberg**). [Allg. musikal. Ztg. 1877. 51. 52.]

H. Jacoby, d. geist. Leben **Königsbergs** in d. Zeit d. 30j. Krieges. [Die Grenzboten. 1877. 30.] L. Friedländer, d. Huldiggn. u. Kröngn. in Kgsbg. v. 1663—1861. [Deutsche Rundschau. 3. Jahrg. 10. Hft. S. 101—118.] Braunschweig-Marienwerder, z. Frequenz d. theolog. Facultät in Kgsbg. [Ev. Gmdbl. 1877. 8 (Beil.)] Zum Gedächtniss an d. vor 50 J. gescheh. Gründg. d. hiesig. Armenschulen. [Kgsbg. Hartg. Z. v. 12. Jan. 1878. 10. Der Volksschulfreund. 2.] Referat üb. Dr. Krosta's Vortr. „üb. Kgsbg. Schulverhältnisse" in d. Vsmlg. d. Handwerker-Vereins am 19. Nov. 1877. [Kgsbg. Hartg. Ztg. 277. 1. Beil.] —n. Der Schlossteich. [Ostpr. Ztg. 1877. 172 (Beil.)] A. Wyneken, d. Kgsbgr. Stadttheater in d. Saison 1876—77. [Communalbl. f. Kbg. 1877. Beil. z. 148 u. 150.] —n. Unser Volksgarten. [Ostpr. Z. 1877. 158 (Beil.)] **Physik.-ökon. Ges.** Sitzg. 4. Jan. 1877. Dr. Jentzsch zeigt u. erkl. e. auf Pergam. gezeichn. Seekarte d. spätern Mittelalters. — Ders. setzt s. Jahresber. üb. d. geognost. Durchforschg. d. Prov. fort. Prof. Kupffer üb. einige Eigthlktn. hiesig. Schädel. [Kgsbg. Hartg. Z. 1877. 28.] 2. Febr. — Geschenke. — O. Tischler ber. üb. e. Reise in d. hohe Tatra u. nach Pest im Somm. 1876. [56.] — Ausserord. Sitzg. 16. Febr. Prof. Zaddach Gedächtnissrede auf C. v. Baer. [Ostpr. Ztg. 42.] 2. März. O. Tischler ref. üb. d. Erwidrg. Merks in Gossau (Archiv f. Anthropol. Bd. IX, 263 ff.) gg. die durch Lindenschmit nachgewies. Fälschgn. v. Thierzeichngn. auf Knochen in d. Thayinger Höhle bei Schaffhaus. — Prof. Dr. Grünhagen Vortr. üb. d. fleischfressd. Pflanz. Darwins. — Dr. Benecke zeigt verschied. Photogramme d. Entwicklg. d. Herings im Ei, d. Huhnes im Ei vermittlst. d. Talbotsch. Laterna magica. [Hartg. Z. 70 (Beil.)] 6. Apr. Pfarr. Heinersdorf, damit beschäft. seines verstorb. Freundes Prof. Dr. Buchholz Tagebüch. z. ordn. u. z. veröfftl., zeigt v. Buchholz selbst angefert. Zeichngn. e. in Afrika erhalt. Gorilla, Photogr. verschied. dort lebend. Neger etc. — Assistent Settegast Vortr. üb. d. untird. Zslıg. d. Schlossteiches m. d. umliegd. Grundbrunnen. — Oberingen. Feistel Vortr. üb. d. jetz. Stand d. Wasserleitg. — Dr. Jentzsch Mitthlgn. üb. Wassergewinng. aus artes. Brunnen. Ders. zeigt d. Abdr. e. Weltkarte v. 1452, e. Photogr. d. Kirchenthür. in Gnesen. [103.] 4. Mai. Geschenke. — Prof. Dr. Wagner Vortr. üb. d. grosse indische Volkszählg. v. 1872. — Prof. Dr. v. Wittich refer. üb. d. Arbeiten Boles u. Kühnes üb. den Sehpurpur. [121.] 1. Juni. Geschenke. — Gymn.-L. Dr. Czwalina üb. „Neues aus d. Leb. d. Ameisen" nach Forel „Les fourmis de la Suisse" in d. Denkschrft. d. allg. schweiz. Gesellsch. f. d. gsmt. Naturw. — Dr. Georg Seidlitz ber. üb. s. Besuch d. im Osteroder Bez. liegd. Seen, den er 22—27. Mai 1877 im Auftr. d. Reg. z. Ermittlg. geeign. Laichschonreviere untnahm. [142. (Beil.)] 5. Oct. Dr. Krosta Vortr. üb. d. Hdlswege der Alten nach d. Bernsteinlande. — O. Tischler legt d. Geschenke vor u. theilt einige archäolog. Aphorism. v. sr. dies. Somm. durch Norweg. u. Dänem. untnomm. Reise mit. [256 (Beil.)] 2. Nov. Stdtr. Dr. Hensche üb. d. Naturforsch. Helwing, dess. in Oel gemalt. Portr. Geh.-R. A. Hagen der Ges. schenkte. — Gesch. d. Prof. Dr. Siebold-Münch.: e. Msc. des verstorb. Akademikers C. v. Baer Notizen üb. d. Wirbelthier-Fauna d. Prov. Preuss. — Prof. Dr. v. Liebenberg Mittheilungen aus der Boden-Physik. — Prof. Dr. Lohmeyer ber. üb. seine Ausgrabgn. in Dietrichswalde, Kr. Sensbg. im Auftr. d. Ges. u. legt d. überaus reich. Funde vor. [284 (Beil.)] 7. Dec. O. Tischler ber. üb. s. Ausgrabgn. b. Fürstenwalde auf d. Dorfmark Neidtkeim. — Prof. Dr. Hildebrandt üb. behaarte Menschen. Prof. Dr. Voigt demonstr. d. Bellsche Telephon. Dr. Jentzsch Ber. üb. d. diesj. Fortschritte in d. geolog. Untsuchg. d. Prov., in Betr. d. kartogr. Aufnahme ist d. Section Friedland druckfert. geword., aufgenomm. u. nur noch e. kurz. Revision bedürft. ist d. Sect. Heiligenbeil. Tiefbohrgn. sind ausgef. bei Schönberg, Kr. Karthaus u. Gr. Jankowitz bei Gilgenbg.; e. neue Bohrg. ist soeb. begonn. bei Geierswalde Kr. Osterode. [304. 305.] 4. Jan. 1878. R. Klebs ber. üb. 2 bei Gelegenh. sr. geolog. Arb. im Kreise Heiligenbeil aufgedeckte heidn. Grabfelder aus d. sogen. ält. Eisenzeit, bei Warnikam u. Wogau. — Banquier A. Samter üb. d. Zukunft d. Goldes. Dr. Jentzsch üb. d. angebl. Steppencharakt. Mitteleuropas, am Schlusse der Eiszeit. [1878. Beil. zu 21 u. 23.] 1. Febr. Prof. Dr. v. Wittich macht e. physiolog. Versuch mit d. Telephon. Prof. Dr. Benecke demonstr. u. experim. mit e. telephonisch. Anrufapparat. — Gymn.-L. Czwalina theilt mit,

dass d. „mürbe Bernstein“ nach d. Untsuchgn. v. Helm in Danzig keine Bernsteinsäure enthalte, u. daher, obgl. mit echt. Bernstein gemschftl. vorkommd. u. beim Verbrenn. d. gleich. Geruch entwickelnd, als e. besond. Art fossil. Harzes angeseh. werd. müsse. — Ders. ber. üb. neuere Untsuchgn. üb. Gallwespen. — Generalarzt Dr. v. Steinberg Vortr. üb. d. Topographie d. preuss. Jadegebietes. [52.]

J. Rec. üb. Franz Schultz. Gesch. d. Stadt u. d. Kreis. **Culm.** 1. Thl. 2. Lfg. [Danz. Ztg. 1877. 10459.] M. Perlbach rec. dasselbe Buch. [Jen. Litz. 1878. No. 8.] Ueb. „d. Culmer Rathhaus“ (nicht durch Einwirkg. des moskowitisch. Stiles, wie Moltke in s. Brief. aus Russld. meint, gebaut, sond. in barok. ital. Stile in d. 2. Hälfte d. 16. Jahrh., e. Aufsatz in d. Culm. Ztg.) [Danz. Ztg. 1877. 10392.]

Die Festtage **Marienburg's** am 8. u. 9. Oct. 1877. [Altpr. Z. 236. 237.] J. Zur Marienbg. Feier. [Danz. Z. 10587. 89.] Die Enthüllgsfeier d. Friedrichs-Denkmals. [Ebd. 10593. 94.] Zur Marienburg. Enthüllgsfeier. [Ebd. 10595. 96.] J. Die Marienburg (m. Bezug auf: „das hohe od. rechte Haus der Marienburg. Von Dr. Marschall. Marienburg 1877.“) [Ebd. 10597.] Das Denkmal Friedr. d. Gr. in Marienburg. [Ev. Gmdbl. 40.] Zur Enthüllgsfeier d. Denkm. Frdr. d. Gr. Ged. v. H. Kirschstein. — Gruss Westpr. an d. dtsch. Kronprinz. Ged. v. Rud. Laudon. — Festprogramm etc. [Nogat-Ztg. 118.] Ber. üb. d. Enthüllgsfeier. [Ebd. 119. 120.] Das Denkmal Frdr. II. (von Siemering) f. Marienburg. [Die Ostbahn. 158. Elb. Post. 164.] B. T. Vier Hochmeister d. dtsch. Ritterord. [Ebd. 237.] Das Denkmal Frdr. II. [Bes. Beil. z. dtsch. Rchsanz. No. 23. Ueb. Land u. Meer. 39. Bd. No. 8. Illustr. Ztg. 69. Bd. 1791.]

Die mittelalterl. Baudenkmale d. Stadt **Marienwerder**, m. Zeichngn. auf Bl. 18—20 im Atlas, v. Geh. Ober-Baurath Herrmann in Berl. u. Reg.- u. Baurath Reichert in Marienwerder. [Ztschr. f. Bauwesen. Jahrg. XXVIII. Hft. 1/3. Sp. 93—102.]

Histor. Verein zu Marienwerder. Vsmlg. 25. Juni 1877. Oberl. Diehl Vortr. üb. e. im gräfl. Dohna'sch. Archiv zu Schlobitten befindl. Hds. mit d. Ueberschrift: „Robert Julius der Andere, das ist: Eine Unterredung zwisch. Robert Julio dem Andern u. dem Himmelsthorhüter Petro“, welche sich als eine von Christoph Dohna vor 1604 verf. Uebersetzg. der 1513 erschien., wahrsch. von Erasm. verf. lat. Satyre „Julius exclusus“ erweist; in neust. Zt. sind 2 Uebstzg. dies. Satyre ersch., e. franz. v. Edmond Thion 1875 in Paris u. e. dtsche anonyme im Mai 1877 zu Berlin. [Neue Westpr. Mitthlgn. 1877. 99 (Beil.)] Gen.-Vsmlg. 17. Dec. Ansprache d. Vorsitzd. Reg.-R. v. Hirschfeld. — Vortr. desselb. üb. d. Auflandungen u. Bodenerhöhgn. im Laufe d. Jahrhunderte. — Verwaltungsber. v. Dr. Pianka; Rechngslegg. des Apothekenbesitz. Gigas etc. [Ebd. 199.] Vorstandssitzg. 8. Jan. 1878. (Geschäftl.) [Ebd. 1878. 6.]

Schwatlo, Feier des 100jähr. Besteh. der evang. Gemeinde zu **Neuenburg** i. Westpr. [Ev. Gmdbl. 1877. 44.]

Erinnerungen an **Oliva**. Mehr Gefühls- als Erdbeschreibung v. Heinr. Nitschmann. [Altpr. Ztg. 1877. 3—7.]

Copernicus-Verein zu **Thorn.** 8. Jan. 1877. Geschäftl. Prof. Dr. Menzzer ist ersucht word., die Bedingg. mitzutheil., unt. w. er s. dtsche Uebstzg. des Cop. de revol. orb. coelest. druckfert. d. Verein z. Vöfftlchg. übgeb. wolle. — Magistr. hat auf Vanlassg. d. Cop.-V. e. Expl. der Zernecke'sch. Chronik v. Thorn m. hds. Zustz. v. weil. Prof. Mart. Böhm-Thorn f. d. Rathsbibl. angekauft. — Dir. Dr. A. Prowe ref. üb. den Inh. d. 4. Bds. v. Gust. Freytag's Ahnen „Marcus König“. [Thorn. Ztg. 1877. 8. 9.] 5. Febr. Geschäftl. Prof. Menzzer stellt unt. Vzichtleistg. auf jed. Honorar den etwaig. Uebschuss d. aus sr. Uebstzg. eingehd. Ertrages dem C.-V. zu Gunst. d. Cop.-Stipend. z. Vwendg. anheim. — Dr. Brohm Mitthlgn. üb. d. hist. Grdlge f. d. Person d. Shylock in Shakesp. „Kaufm. v. Vened.“ — Prof. Dr. L. Prowe Vortr. üb. d. Aufenthalt v. Nic. Cop. in d. J. 1512—17 in Frauenburg. [35.] 19. Febr. Fest-Sitzg. Poetisch. Festgruss d. Propst. Lehmann in Schkölen bei Naumbg., bestehd. in e. Ged. „der blinde Messner v. Bartenstein“. — Prof. Dr. Fasbender Rechngsber. pro 1876. Prof. Prowe Jahresber. — Dr. med. Lindau Vortr. „üb. d. Staub“. [43. 44.] 12. März. Geschäftl. — Die No. 60 der in Florenz ersch. Ztg. „La Nazione“ v. 1. März 1877 bringt d. Nachr.: „In Kürze wird, wie d. Fanfulla meldet, e. kgl. Decret vöfftl. wd., dch. w. b. d. Univers. Rom e. Commission ern. wd., bestehd. aus d. Herren: Domenico Berti,

Correnti, Sella u. Pietro Blaserna, Onorato Occioni, Lor. Aespinghi, Cesare Valery, um f. d. Aufstellg. d. wertvoll. Smlgn. üb. d. wissensch. Leb. d. Cop., der im J. 1500 an d. Univ. Rom mathem. Vorlesgn. hielt, in e. besond. Mus. zu sorg. Prof. Valery, Rect. d. Univ., wird d. Vorsitz führ.; den erst. Grdstock d. neuen Cop.-Mus. wd. d. Abhdlgn. d. gross. Astronom. bild., w. d. Univ. besitzt. Wir wiss. schon, dass ein Pole, Dr. Valigurski, e. gelehrt. u. eifrig. Sammler alles dessen, was das Leb. seines gross. Landsmanns erläut. kann, dem neu. Mus. in freigeb. Weise viele selt. Docum. u. werthv. Abhdlgn. üb. Cop. angebot. hat." — Kaufm. Misses Vortr. üb. Ben. Spinoza. [62.] 16. Apr. Geschäftl. — Das Lesemuseum, seit d. 1. Apr. eingericht., zählt jetzt 80 Mitgl. — Der in Thorn gegründ. poln. Bildungs-Verein f. Westpr. zeigt s. Errichtg. an u. send. Statut u. Catal. üb. d. in dem von ihm gegründ. Mus. niedgelegt. Ggstde ein. — Comm. ern. behufs Uebweisg. d. Vlgs. d. Menzzer'sch. Uebstzg. an e. Buchhdlg. etc. — Dr. Oppenheim Vortr. „zur Culturgesch. Arabiens in vormuhamedan. Zeit". [91.] 7. Mai. Geschäftl. — Gymn.-L. Curtze ist aufgeford. word., in wissensch. Interesse z. Benutzg. u. Durchsicht d. Univ.-Bibl. in Upsala dorthin zu reis. u. namentl. die dort befindl. schriftl. Erinnergn. an Cop. genau zu prüfen. — Prof. Dr. Hirsch theilt mit, dass bei Schönsee auf e. Gute Elenngeweihe aufgefund. seien, die der Besitzer Gabrecht dem hiesig. Mus. überweis. will etc. Oberl. Böthke Vortr. üb. d. Ausgrabgn. in Olympia nach Curtius; Prof. L. Prowe üb. Cop. als Statthalt. d. Domstifts in Allenstein. [106.] 4. Juni. Geschäftl. Gymn.-L. Curtze hat bei sr. Durchforschg. d. Univ.-Bibl. zu Upsala unt. and. f. die Gesch. von Cop. hochwicht. Fund. ermitt., dass in d. ksl. Hofbibl. zu Wien sich Copien zweier Schrift. von Cop. befind. Es wird daher beschlossen, die Hersendg. d. Mss. zu erwirk. — Ders. ber. üb. s. Forschgn. zu Upsala. — Postdir. Schlau üb. d. Anfänge d. Posteinrichtgn. im Altth. u. Mittelalter. [128.] 2. Juli. Geschäftl. — Lehr. Appel ber. üb. d. von ihm u. Major Rafalski untnomm. Reise z. Herbeischaffg. des bei Schönsee gefund. Elchgeweihs. — Ger.-R. Dr. Meissner ber. üb. d. Vorbereitgn. z. Druck d. Menzzersch. Cop.-Uebsetzg. [152.] 6. Aug. Geschäftl. unt. and. in Betr. d. Anlegg. e. Biblioth. Copernicana, der Ordng. der im Rathhause aufbewahrt. Archival. u. sonst. alt. Urkd., in Betr. d. Scharffsch. Apparate z. Erläuterg. d. Copernican. Weltsyst. etc. [182.] 3. Sept. Geschäftl. Die in d. Hofbibl. zu Wien befindl. Mss. zweier v. Cop. vfasst. Abhdlgn. sind auf 6 Woch. nach Thorn gelieh. — Curtze üb. d. Bezeichng. Cop.'s als Breslauer (Cop. war Canonicus d. Domstifts zu Breslau). — Ders. ref. üb. d. beid. Wiener Hdschr. 1) Abschrift (am 30. März 1535 genomm.) e. Schreibens des Cop. unt. d. 3. Juni 1534 von Ermld. aus an d. Cantor u. Canonicus d. Domstifts zu Krakau Bernardus Wapowski üb. d. 8te Sphäre. Von dies. Briefe exist. noch e. Abschrift in d. kgl. Bibl. zu Berlin. 2) e. Abhandlg. d. Cop. üb. d. von ihm aufgestellt. Hypothes. „Nic. Copernici de Hypothesibus motuum caelestium a se constitutis commentariolus", Copie aus d. 16. Jahrh., 10 Bl., zwisch. Bl. 4 u. 5 fehlt e. Bl. Curtze wird f. d. Abdruck beid. Hdschr. sorgen. — Gymn.-L. Clausius Vortr. üb. philos. Moralsysteme. [206.] 8. Oct. Geschäftl. Curtze theilt mit, dass sich aus d. Aufsatze v. Prof. Antonio Favaro: Niccolo Copernico e l'archivio universitario di Padova nicht folgern lasse, dass Cop. unt. d. Studird. Padua's aufgeführt ist. Sehr wahrscheinl. beruhe d. Behptg., Cop. habe zu Padua in zwei Facult. promov., auf Irrthum. — Prof. Prowe ref. üb. d. Gesch. Culms v. Frz. Schultz u. vtheid. ihn geg. die ihm gemacht. Vorwürfe. — Obstabsarzt Dr. Passauer üb. d. Luft bewohnt. Räume als Krankhtsursache. [236.] 12. Nov. Geschäftl. Antrag Curtze's e. Vereins-Ztschr. z. gründ., Debatte, Wahl e. Comm. — Maj. Kausch Vortr. üb. d. französ. Eisenbahnen, deren Benutzg. u. Leistgn. im Kriege 1870/71. — Dr. Brohm ref. üb. d. Festschr. d. Thorn. Hdlskammer z. 25j. Jubil. am 18. Nov. 1877. [268.] Réunion 17. Nov. Vortr. üb. d. Aufführg. d. Wagnersch. Tetralogie u. üb. Wagners Verdienst u. Bedeutg. überhpt. [271.] 3. Dec. Geschäftl. Vorgelegt wird e. photograph. Nachbildg. d. Aufzeichng. in d. Album d. Univ. Bologna, in w. 1472 Cop.'s Oheim, der nachher. Bischof Luc. Watzenrode s. Nam. als erwählt. Procurator in d. Liste d. dtsch. Nation v. Bologna eingetrag. hat. — Das 1. Bch. d. Menzzersch. Uebsetzg. v. Cop. de revol. ist an Prof. Cantor-Heidelbg. zur Begutachtg. abgesandt. — Die Vereinsschrift-

Angelegbt. wird weiterer Erwägg. anheimgegeb. — Widerwahl d. Vorstands. — Obstabarzt Dr. Passauer üb. d. Telephon. — St.-B.-R. Rehberg üb. Anlag. zur Gewinng. v. Wasser f. d. Lebensbedürfnisse der Menschen. [285.]

Zur Gesch. d. Hafenbaues in **Tilsit**. [Tilsit. gemeinnütz. Wochenbl. 1877. 44.] Die Ueberbrückg. d. Memelthales bei Tilsit (m. Bl. 13—17 im Atlas u. Bl. A im Text.) [Ztschr. f. Bauwesen. Jahrg. XXVIII. Hft. 1/3. Sp. 21—26.]

Ueb. die Einweihung des Johanniter Kreis-Krankenhauses zu **Vandsburg** in Westpr. [Wochenbl. d. Johannit. Ord.-Balley Brdbg. 1878. 3.]

Otto de Grahl, d. Park v. **Wesslienen.** Ein Stük vaterländ. Gesch. [Ostpr. Z. 1877. 191 (Beil.)]

—n. Todtenschau für Stadt u. Prov. 1877. [Ostpr. Z. 1878. 3 (Beil.)]

M. Grado, Gustavo **Bergenroth**. [Revista de Espana 13. Mai 1877.]

Dr. R., Carl Adolf **Blech** († 2. Juli 1877 in Zoppot, Pred. zu St. Salvator in Danz. u. Superintend. d. Danz. Nehrg., üb. 81 J. alt; geb. 5. Febr. 1796. Nekrolog.) [Ev. Gmdbl. 1877. 29.]

Zwei deutsche Erfinder (darunt. d. Schreiblehr. **Bürger** aus Kgsbg., der zu Anfang 1808 im Kbg. Int.-Bl. sein. Schneide-Apparate z. Schneiden der „Federschnäbel" anzeigte u. in e. spät. zweit. Publicat. ankünd., dass er beabs. s. Federschnäbel aus Metall anzufert. Spott u. Verarmg. war sein Lohn, währd. John Perry in Birmingham 1830 e. Patent auf seine Stahlfed.-Fabrication erhielt. [Altpr. Ztg. 1877. 141.]

Dr. Herm. **Büttner,** pension. Oberl. zu Elbing, † 18. Febr. 1878. (geb. 10. Nov. 1808 zu Stettin.) Necrolog. [Altpr. Ztg. 43. Danz. Ztg. 10812. 14.]

Alfr. Woltmann (Prag), d. Preussenthum in d. bildend. Kunst (die Meister Schlüter, **Chodowiecki,** G. Schadow, Rauch u. A. Menzel). [Nord u. Süd. 1877. 4. Hft.]

Neue **Copernicana** aus Upsala. Vortrag gehalt. im Cop.-Verein am 4. Mai 1877 von M. Curtze. [Thorn. Ztg. 133.]

Prof. **Fabian,** Dir. a. D. d. Gymn. zu Tilsit, † 27. Febr. 1878, 77 J. alt. [Ostpr. Z. 58.]

Dr. Paul **Goldschmidt,** Sanskritforscher, geb. Dec. 1850 als ältester Sohn des Geh. Comm.-R. Goldschmidt zu Danz., † 7. Mai 1877 in Point de Galle auf Ceylon, wo er im Auftrage d. engl. Regierg. 2½ J. hindurch mit Sammlg. u. Edit. der Felseninschrift. beschäft., d. bösart. Dschungelfieb. erlag. [Danz. Z. 1877. 10390.] Necrol. v. Siegfr. Goldschmidt aus Strasbg. in d. Augsb. Allg. Ztg. [Ebd. 10400.] Necrolog. [The Academy. 269.]

Herder ein Darwinist? (betr. v. Bärenbach's Schrift „Herder als Vorgäng. Darwins u. der modern. Naturphilos." [Neue evang. Kirchenztg. 1877. 7.] Zur Lit. üb. Herder. [Ebd. 50. 51.] R. Haym, d. Suphansche Herderausgabe. [Im neu. Reich. 1877. 24.] Eine Reliquie von Herder. [Danz. Ztg. v. 5. Jan. 1878. 10737. s. Altpr. Mtsschr. XIV, 696.]

Das Festmahl zu Ehr. d. Ob.-Präsid. **v. Horn,** Kgsbg. 11. Juni 1877. [Danz. Z. 10389.]

Graf **Kanitz** † 24. Juni 1877, Gen.-Landschafts-Director. Nachruf etc. [Ostpr. Ztg. 145. 146. 149.]

Zum Andenk. an Edwart **Kattner** († 9/10. Dec. 1876 zu Breslau im Hause d. Barmherz. Brüder). [Die Grenzboten. 1876. 52.]

Jakob Mathias Ferd. **v. Maliszewski,** General d. Infant. (geb. 25. Febr. 1790 z. Ostrokollen im Reg.-Bez. Gumbinn., wo sein Vater Grenz-Zollinspect.) † 26. Oct. 1877. [Milit.-Wochenbl. No. 89.]

H. G. **M. Mannhardt** et ses travaux. [Mélusine. I. Année. Sp. 578—582.]

Hans Blum, d. Schlussstein zu „uns. vier Wänden" (Besprechg. des 1876 bei Grunow in Leipzig erschien. letzt. Bds. von Rud. **Reichenau** (aus Marienwerder gebürt.) „die Alten". [Die Grenzboten. 1876. 50.]

Ernst Wilh. **Reinicke,** Consist.-R. u. Superint., d. 1. Geistl. an d. Oberpfarrkirche zu St. Marien in Danzig, † 20. Febr. 1878. (geb. 19. Dec. zu Blankenheim bei Eisleben.) Necrolog. [Danz. Ztg. 10818. Ev. Gmdbl. 11.]

J. Das 300j. Jubiläum e. Buchdruckerei. (Buchdr. u. Vlgshdlg. v. F. Hessenland beging in Stettin am 24. Juni 1877 ihre 300j. Jubelfeier; die Gesch. derselb. ist auch m. d. Gesch. Danzigs mehrf. vknüpft durch die **Rhete**'sche Buchdr. (Georg Rhete 1619 Bchdr. d. Gymn.) etc. cf. „Gesch. d. Bchdr. u. Vlgshdl. v. F. Hessenland in Stettin" v. Wilh. Hein. Meyer. Stett. 1877.) [Danz. Ztg. 10421.]

Karl **Rosenkranz.** Ein Widmgsblatt z. sm. 50j. Doctor-Jubiläum (2. Febr. 1878) von Felix Neumann. [Ostpr. Ztg. 28.] Zu Karl Rosenkranz' 50j. Doctorjubil. [Kgsbg. Hartg. Ztg. 28.] Heinr. Büttner, An K. Rosenkranz. (Ged.) [Ebd. 28.] Corresp. aus Kgsbg. [Danz. Z. 10788.] Zum 50j. Dr.-Jubil. unseres K. R. [Comm.-Bl. 29.] Geh.-R. Prof. Dr. R. in Kgsbg. [Ev. Gmdbl. Beil. zu No. 6.]

Ein Brief Max **v. Schenkendorff's** mitgeth. v. O. Lüders. [Im neu. Reich. 1878. 5.]

Alb. Weigert, Theod. **v. Schön** (m. Bez. auf Bd. 1—4 von „Aus d. Papier. d. Min. u. Burggraf. v. Marienbg. Theod. v. Schön"). [Blätt. f. liter. Unthltg. 1877. 16.] F. rec. 1) Aus d. Papier. Schön's Bd. 4. 2) Zu Schutz u. Trutz am Grabe Sch's. 3) Lehmann: Stein, Scharnhorst u. Schön. [Lit. Ctralbl. 1877. 30.] P. B. (Paul Bailleu) bespr.: Aus d. Papier. Schön's I—IV. u. Zu Schutz u. Trutz. [Sybel's hist. Ztschr. N. F. 1. Bd. S. 537—540.] M. L. (Max Lehmann) bespr. sein Buch: Stein, Scharnhorst u. Schön. [Ebd. S. 540—542.] General-Feldmarschall Graf Wrangel. (Necrolog.) [Beil. z. Augsb. Allg. Ztg. v. 7. Nov. 1877. No. 311. Auf S. 4655 f. wird s. Vhltniss. zu **Schön** gedacht.] —λ— Graf Wrangel u.- Oberpräsid. **v. Schön** (geg. d. viel. Irrthüm. im vor. Artikel). [Ebd. 321.] W. Maurenbrecher, z. Beurthlg. **Schön's**. [Grenzboten. 1878. No. 1. S. 14—25. (behand. d. Frage: wie verwdte Schön die ihm z. Verfügg. gestellt. Retablissementsgelder? M. theilt e. anon. „Denkschrift" v. 10. Dec. 1827 mit, w. sein Verfahr. als ungerecht u. parteiisch verurth. Prof. Dr. Th. Frhr. v. d. Goltz kritis. d. Dkschr. u. stellt Schön's Verfahr. als e. sehr richtig. hin, „sein Walten hat der ostpr. Ldwirthsch. z. Seg. gereicht — trotz d. Anfeindgn. u. Angriffe seiner Gegner".)] Nachruf. Friedr. Ldw. **Sieffert,** Dr. d. Phil. u. Theol., Consist.-R., ord. Prof. d. Theol., Hofpred. a. D., † 2. Nov. 1877 zu Bonn. (geb. 1. Febr. 1803 zu Elbing.) [Ev. Gmdbl. 1877. 46 (Beil.)]

♂

Nachrichten.

Fellin, 26. Nov. 1877. Der am 22. Nov. von Oberlehrer Dr. **Schiemann** gehaltene fesselnde Vortrag **„aus der Geschichte der Stadt Fellin"** hat ein gänzlich unerwartetes erfreuliches Resultat gehabt: angeregt durch denselben, hat sich nämlich der Generalmajor a. D. **F. v. Ditmar** bereit erklärt, zu Ausgrabungen auf unsern drei Ruinenbergen dem Vortragenden 2000 Rbl. zur Disposition zu stellen. Nach Ansicht des Dr. Schiemann werden sich die Ausgrabungen auf dem dritten Berge, auf welchem die Hauptbefestigungen der Burg gestanden haben und namentlich an der Stelle des früheren Palasthauses am lohnendsten erweisen, die auf dem vom Grafen Zamoiski aufgenommenen Plan der Burg Fellin aus dem J. 1604 deutlich gekennzeichnet ist. Die Ausgrabungen sollen im nächsten Sommer ihren Anfang nehmen. Fellin wird also das „Olympia" Livlands.

[Philolog. Anzeiger VIII. Bd. 11. Hft. 1878. S. 567.]

Der Kgl. Reg.- u. Medicinal-Rath Dr. **Albert Weiss** in Stettin, früher in Gumbinnen, beabsichtigt ein Werk unter dem Titel: **„Preussisch-Littauen und Masuren.** Historisch u. topographisch-statistische Studie in Betreff des Regierungsbezirks Gumbinnen" herauszugeben u. zwar in einer Stärke von 25 Druckbogen u. zum Subscriptionspreise von 10 Mark. Die kgl. Regierung zu Gumbinnen macht unterm 15. Jan. 1878 mit besonderer Empfehlung des hoch interessanten Werkes darauf aufmerksam. Vgl. Stück 8 des Gumb. Amtsbl. Nr. 122. u. Goldapper Kreisbl. Nr. 6.

Marienwerder, 6. Februar 1878. Auf einem, dem Mühlenbesitzer Kracher-Grützmühle gehörigen, dicht an der Liebe gelegenen Ackerstücke fanden in diesen Tagen, wie der „Ostd." mitgetheilt wird, Arbeiter beim Sandgraben mehrere Stücke mattgelben Bernstein. Weitere Nachgrabungen sollen in den Sandschichten eine Ader blosgelegt haben, die ganz aus diesem fossilen Harz besteht.

[Danz. Ztg. v. 7. Febr. 1878 No. 10794].

März 1878. [**Pressfonds.**] Freunde und Verehrer des verstorb. **Johann Jacoby** in Königsberg und in allen Theilen Deutschlands haben sich vereinigt, um einen Pressfonds zu errichten, der Jacoby's Namen führen und dazu verwendet werden soll, verfolgte Schriftsteller zu unterstützen, ihnen Rechtsbeistand zu sichern, im Falle der Haft die Angehörigen zu unterstützen und die Entwickelung der freisinnigen Presse zu fördern. Beiträge sind an den Buchhändler Herrn S. Braun, Französische Strasse No. 22, zu richten.

[**Die Nationalitäts- und Sprachverschiedenheit der Provinz Preussen.**] In einer amtlichen statistischen Darstellung der Organisation des evangelischen Kirchenwesens heisst es bezüglich der Provinz Preussen: Von grosser Bedeutung für die kirchliche Verwaltung ist neben der konfessionellen Verschiedenheit die in der Provinz bestehende Nationalitäts- oder Sprachverschiedenheit. Nach einer für das Jahr 1876 angestellten Ermittelung sind etwa 900,000 Einwohner — d. i. 29 Prozent der Gesammtbevölkerung — vorhanden, die einer nichtdeutschen Sprache als Familiensprache sich bedienen. Dieselben zerfallen in die dem lettischen Stamme angehörenden Littauer und in die Angehörigen des polnisch-slawischen Stammes. Die Zahl der Littauer wird auf 145,600 abgeschätzt. Bei dem polnisch-slawischen Stamme sind 3 Gruppen zu unterscheiden: Masuren, Polen und Kassuben, die eine abweichende Mundart sprechen und zum Theil auch nach Abstammung und Geschichte von einander verschieden sind. Die Gesammtzahl der Masuren wird auf 310,900 geschätzt, von denen im Regierungsbezirk Gumbinnen 164,200, im Regierungsbezirk Königsberg 139,800 und im Kreise Rosenberg 6900 wohnen.

Die Sprache der Masuren ist die polnische mit einer dialektischen Modifikation. Die Kassuben sind in dem jetzt noch nach seinem alten Namen Pommerellen bekannten Lande zwischen Pommern und der Weichsel ansässig. Die Sprache ist die polnische, vermischt mit wendischen und deutschen Elementen. Eine Sonderung derselben von den auch in diesem Gebiet wie in anderen Theilen Westpreussens sich findenden eigentlichen Polen ist nicht mehr möglich, und die amtlichen Ermittelungen begreifen beide Stämme in sich. Die Zahl der Polen einschliesslich der Kassuben gerechnet, beträgt in den zum Regierungsbezirk Königsberg gehörigen Kreisen Rössel und Allenstein 42,500, im Regierungsbezirk Marienwerder 273,500 und im Regierungsbezirk Danzig 137,300 und in der ganzen Provinz 453,300. Die in Preussen ansässigen fremden Nationalitäten sind ihrer Konfession nach scharf von einander unterschieden. Die Littauer und Masuren sind insgesammt evangelisch, die Polen und Kassuben mit geringen Ausnahmen katholisch. In Zahlen berechnen sich die der evangelischen Konfession Angehörigen an 145,630 Littauer, auf 310,973 Masuren und auf etwa 1000 im Kreise Strasburg ansässige Polen, zusammen auf 457,603, und die der katholischen Konfession Angehörigen auf 452,310 Polen und Kassuben, so dass eine gleiche Anzahl auf jede der beiden Konfessionen fällt. Die Gesammtzahl der evangelischen in der Provinz beläuft sich auf 2,202,837, von denen nach Obigen 457,603 oder ein Fünftel der Gesammtheit einer fremden Sprache und mithin 1,745,234, der deutschen Sprache sich bedienen. [Neue Westpr. Mitthlgn. 1878. No. 4.]

Ankündigung und Bitte,

das

Ergänzungswörterbuch der deutschen Sprache

von

Prof. Dr. **Daniel Sanders**

betreffend.

Als ich mich im Jahre 1859 zur Veröffentlichung meines „Wörterbuches der deutschen Sprache" entschloss, geschah es in vollbewusstem Hinblick und Vertrauen auf ein bekanntes Wort des grossen Meisters Goethe: „So eine Arbeit wird eigentlich nie fertig; man muss sie für fertig erklären, wenn man nach Zeit und Umständen das Möglichste gethan."

Und dass ich Das an meinem Wörterbuche wirklich gethan, diese Anerkennung ist mir in der Aufnahme geworden, welche mein Werk trotz aller natürlicherweise ihm anhaftenden Unvollkommenheiten und Lücken sich überall errungen hat, wo die deutsche Zunge klingt und der Sinn für das Studium unserer herrlichen Muttersprache lebt.

Gleichzeitig aber habe ich es auch als eine Pflicht gegen mich selbst und gegen das deutsche Volk erkannt, keine Gelegenheit zur Beseitigung der Unvollkommenheiten und zur Ergänzung der vorhandenen und der durch die Fortbildung der Sprache neu entstandenen Lücken zu versäumen, und so habe ich schon 1865 in dem „Vorwort", auf das glücklich zu Ende geführte Werk zurückblickend, einerseits mit einer gewissen freudigen Genugthuung von meinem Werk sagen dürfen: „Schon wie es jetzt vorliegt, hat ihm die Kritik die Anerkennung gezollt, dass es den Wortschatz, die Bedeutungen und Anwendungen der einzelnen Wörter, ihre Fügungen und grammatischen Verhältnisse in einer Vollständigkeit darlege, hinter der alle anderen Wörterbücher bei Weitem zurückbleiben;" andererseits aber habe ich selbst offen hervorgehoben, wie viel dem beendeten Werk noch zur Vollendung fehlt und bereits damals eine Ergänzung in Aussicht gestellt, auf die ich schon von dem Erscheinen des 1. Heftes an unablässig mein Augenmerk gerichtet und zu der ich, wie ich jetzt hinzufügen darf, planmässig unausgesetzt mit unermüdlicher Sorgfalt bis auf den heutigen Tag weitergesammelt; und ich bin darin bereits zum Theil von Freunden meines Wörterbuches unterstützt worden, denen ich hierfür meinen herzlichen Dank sage.

Ich habe mich nun zu der Ausarbeitung des so in 17 Jahren nachgesammelten Stoffes entschlossen, und die ersten Hefte meines „Ergänzungs-Wörterbuches der deutschen Sprache", welches zur Vervollständigung und Erweiterung nicht nur meines eigenen, sondern aller vorhandenen deutschen Wörterbücher dienen soll, werden noch im Laufe dieses Jahres von der Abenheim'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart veröffentlicht werden.

Für dieses vaterländische Werk glaube ich die Theilnahme aller Deutschen nach Kräften in Anspruch nehmen zu dürfen und in diesem Vertrauen richte ich die Bitte an alle dazu Befähigten, mich möglichst zu unterstützen durch Mittheilung der in meinem „Wörterbuch der deutschen Sprache" bemerkten Lücken, Unvollständigkeiten, Ungenauigkeiten, Mängel, Irrthümer oder Fehler, ferner passender Belegstellen, wie auch einzelner Aufsätze oder ganzer Schriften und Werke, deren Benutzung für das „Ergänzungs-Wörterbuch" wünschenswerth erscheint. Ich wiederhole hier eine Stelle aus dem (am 3. Juli 1865 geschriebenen) Vorworte zu meinem Wörterbuche: „Namentlich giebt es eine Menge gewerblicher und geschäftlicher Ausdrücke, die und deren Erklärung man besser als aus Büchern aus dem Leben selbst schöpft, und hier bietet sich für gebildete Kaufleute, Gewerbetreibende gewiss Gelegenheit zu Nachträgen, wenn sie das Wörterbuch besonders mit Rücksicht auf das ihnen zunächst liegende Fach fleissig nachschlagend benutzen wollen. Möchten recht zahlreiche Freunde unserer herrlichen Muttersprache mich darin unterstützen, das Werk dem gewünschten Ziele der möglichsten Vollständigkeit und Vollkommenheit immer näher zu bringen!"

Allen Denen aber, die mich auf eine oder die andere Weise zu unterstützen die Güte haben wollen, sage ich hiermit schon im Voraus meinen herzlichen, innigen Dank.

Altstrelitz, am 1. Januar 1878.

Professor Dr. **Daniel Sanders.**

Berichtigung.

Bd. XV. S. 156 Z. 10 v. o. statt Werthstücke l. Werkstücke.

Gedruckt in der Albert Rosbach'schen Buchdruckerei in Königsberg.

Fünfzehn Briefe von J. G. C. Kiesewetter an Kant,
4 Briefe von Daniel Jenisch an Kant,
1 Brief von Heinrich Jung-Stilling an Kant nebst dem Entwurfe von Kant's Antwort
und
4 Briefe von Joh. Benj. Erhard an Kant
herausgegeben von

F. Sintenis.

Die nachfolgenden Briefe sind von den Originalen entnommen, welche der Dorpater Universitäts-Bibliothek gehören. Jäsche hatte den grössten Theil der an Kant geschriebenen Briefe an sich genommen, dieselben K. Morgenstern vermacht, der sie mit all seinem literarischen Eigenthum der Dorpater Universitäts-Bibliothek geschenkt hat. Aus den zwei starken Quartbänden „Briefe an Kant" sind bis jetzt nur wenige veröffentlicht und zwar: 1) Fichte's Briefe an Kant in Morgenstern's Dörptschen Beiträgen II. S. 97 ff.; 2) Herder's Brief an Kant in Herder's Werken 1830 z. Philos. u. Gesch. XXII. S. 148; 3) Lambert's Briefe an Kant schon längst von Bernouilli herausgegeben und in allen Ausgaben von Kant's Werken, wie auch die obigen Briefe; 4) Mendelssohn an Kant v. 25. December 1770; 5) Lavater zwei Briefe an Kant — Dörptsche Beiträge III. S. 98. 101; 6) Selle an Kant 29. Decbr. 1787 daselbst S. 115; 7) Wieland an Kant 1. Febr. 1773 daselbst S. 120; 8) Wyttenbach an Kant 9. Febr. 1800 das. S. 123; 9) Kästner an Kant 2. Octbr. 1790 das. S. 94; 10) Lichtenberg an Kant 30. Octbr. 1791 das. S. 105; 11) Mendelssohn an Kant 10. April 1783 das. S. 114; 12) Sulzer an Kant 8. Decbr. 1770 das. S. 118; 13) Garve an Kant, zwei Briefe, das. S. 87. 90; 14) Hamann an Kant 7. April 1774 das. S. 91; 15) Ruhnken an Kant 10. März 1771 — Rink, Ruhnken S. 81; 16) Schiller an Kant, zwei Briefe — Morgenstern, Joh. Müller. 1808.

Die ganze übrige Correspondenz von Reinhold, Jacob, Erhard, Kiesewetter, Schütz, Beck, Jenisch, sowie ein Brief von Fichte und einer von Garve, nebst vielen andern ist noch gänzlich unbekannt. Dieser Umstand ist die Hauptursache, weshalb eine Biographie Kant's bisher noch nicht hat gelingen wollen; die mannigfaltigen Beziehungen des Königsberger Philosophen sind bisher nur theilweise bekannt geworden und die vorhandenen Biographien sind voller Ungenauigkeiten, zumal da z. B. Fichte's Briefe höchst fahrlässig copirt sind. Alles, was in den Dörptschen Beiträgen mitgetheilt ist, ist so gut wie unbekannt geblieben, da diese Zeitschrift kaum über Livland hinaus gelangt sein kann. Von manchen Briefen hat offenbar Borowski Kenntniss durch Kant selbst erhalten; doch scheint derselbe durchaus nicht Alles benutzt zu haben.

Kiesewetter*) an Kant.

1. [2.]

Berlin d. 15. November 1789.

Theuerster Herr Professor.

Ich muss mich in der That schämen, dass ich erst jetzt Ihren lieben Brief beantworte, der mir ausserordentlich viel Freude gemacht hat, weil er mir einen untrüglichen Beweis gab, dass Sie mich Ihrer Freundschaft nicht unwerth halten; aber eine Menge Geschäfte haben mich vom Schreiben abgehalten. Meine Lage ist so gut, als ich sie nur immer wünschen kann; meine Vorlesungen über die Logik und über die Critik d. pr. V. werden ziemlich stark besucht, so dass ich in der erstern ungefähr 20, in der letztern 25 Zuhörer habe und obgleich nicht alle bezahlen, so denke ich doch, dass mir beide Collegia zusammen 100 Thlr. einbringen werden. Logik lese ich über eigene Dictata, Critik über des Herrn Prof. Buch, das diesen Gegenstand abhandelt. So viel ich weiss, ist man mit meinem Vortrage zufrieden

*) Kiesewetter geb. 1766 zu Berlin, 1810 Professor der Philosophie daselbst, gest. 1819. Die folgenden Briefe geben nicht nur Zeugniss von seinem Bestreben, Kant's Lehren in Berlin zu verbreiten, sondern enthalten auch durchaus glaubliche Berichte von politischen und socialen Zuständen der Wöllnerschen Periode. Kiesewetter war gut unterrichtet und schreibt klar und aufrichtig.

und dies muss mir um so angenehmer sein, da ich mehrere Geschäftsmänner zu Zuhörern habe. Ferner lese ich der Oberhofmeisterin der Princessin Auguste, der Baronesse von Bielefeld täglich von 8 bis 9 Uhr Anthropologie; und eben diese Vorlesungen halte ich 4 Stunden wöchentlich dem Sohn des Buchhändler Nicolai, dem Schwiegersohn des H. C. G. R. Klein. Auch gebe ich täglich eine Stunde Unterricht in der Mathematik und lese endlich mit dem C. G. R. Mayer noch den Xenophon. — Sie sehen hieraus, theuerster Herr Professor, dass ich über Mangel an Geschäften nicht zu klagen habe und dass ich mir auch meinen Unterhalt verschaffe; aber ich fürchte nur, dass ich es bei meinem schwächlichen Körper nicht lange werde aushalten können, und ich habe daher auf Mittel gedacht, mir den Erwerb meines Unterhalts zu erleichtern. Durch die Baronesse von Bielefeld, die bei Hofe viel gilt, denke ich mit dem Hofe selbst in nähere Verbindung zu treten und vielleicht Lehrer der Princessin Auguste zu werden. Diese Stelle ist um so wichtiger, da mit ihr eine lebenslängliche Pension verknüpft ist. Ferner hat mir der Kanzler von Hoffmann, der O. C. R. v. Irrwing, die Baronesse von Bielefeld versprochen, bei der ersten Vacanz einer Feldpredigerstelle in Berlin ihr ganzes Ansehn für mich zu verwenden. Wie ich mit dem Minister von Wöllner stehe? fragen Sie. Ich habe ihn gesprochen und er hat mich seiner Gnade in den prunkvollsten Ausdrücken versichert, aber diese Versicherung geschah so geläufig, dass ich fürchten muss, dass er sie jedem, der ihm aufwartet, thut. Man warnte mich, mich in meinen Vorlesungen in Acht zu nehmen, weil man mir auflauern lassen würde, ob ich etwas gegen die Religion vorbrächte, und rieth mir, beiläufig zu erinnern, die kantische Philosophie sei dem Christenthum nicht zuwieder. Diesen Wink nutzte ich in der ersten Vorlesung über die Critik d. pract. V. und nannte unter den Titeln der ganzen Vorlesung auch die Uebereinstimmung des formalen Gesetzes mit den Lehren des Christenthums. Wirklich war ein junger Mensch gegenwärtig, der wörtlich meinen ganzen Vortrag nachschrieb und durch seine emsige Aengstlichkeit die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog; und der auch nicht wieder kam. — Der O. C. R. von Irrwing gilt viel bei Wöllner und dieser versichert mich, er sei mein Freund.

Durch den Kanzler von Hoffmann kann ich weniger bei ihm ausrichten, denn ob sie gleich äusserlich in einem guten Vernehmen zu stehen scheinen, so ist doch dies wirklich der Fall nicht, weil Hoffmann Vertrauter des Prinzen Heinrich ist und Heinrich Wöllner hasst. Sehr unangenehm war es mir, als ich in dem Brief eines Ministers (Wöllners) an den König (den, wie man hier allgemein sagt, Zedlitz geschrieben hat) die Stelle las, die Sie und Ihre Anhänger betrifft. Da ich mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen kann, dass Sie das Buch gelesen haben, so setze ich die Stelle nicht her. Sollten Ew. Wohlgeboren aber das Buch noch nicht gelesen haben und es in Königsberg auch nicht erhalten können, so dürfen Sie nur befehlen und ich werde es Ihnen mit der ersten Post schicken. — Wöllners Ansehen soll nicht mehr so ganz fest stehen, doch werden wir bei einer Veränderung nicht viel gewinnen, wenn, wie es doch sehr wahrscheinlich ist, der Geheime Rath Lamprecht seine Stelle erhält. — Zedlitz setzt eine reiche Erbschaft, die er ganz unverhofft gethan hat, in den Stand ganz unabhängig zu leben; ich muss gestehen, dass es mir äusserst wehe that, als ich erfuhr, dass er seine Dimission verlangt hatte, denn ich bin überzeugt, dass er mir wohlwollte. Er will nach England reisen, hat aber das Unglück gehabt in einem Anfall von Epilepsie sich eine gefährliche Wunde am Kopfe zu schlagen.

Der Geheimrath Ölrichs hat mich dem Minister Herzberg vorgestellt, der mich sehr gnädig aufnahm, zur Tafel zog und sehr Vieles zu Ihrem Lobe sagte.

Was die Sitzungen des O. S. C. betrifft, so ist bis jetzt wenig vorgenommen, man hat sich fast allein damit beschäftigt, zu bestimmen, bis auf welche Lehrer man das Gesetz ausdehnen könne, dass die Kinder der Schullehrer vom Soldatenstande befreit sein sollten. Ew. Wohlgeboren können leicht denken, dass ich Alles, was ich bei dem Kanzler vermag, anwenden werde um das durchzusetzen, was Sie in Ansehung der Königsbergischen Schulen wünschen.

Der Professor Herz hat mir aufgetragen, Ihnen in seinem Namen ein verbindliches Compliment zu machen. Ich bin gewöhnlich des Freitags bei ihm zum Thee und zum Abendessen und ich muss gestehen,

dass ich bei ihm viele Freuden geniesse. Er ist gewiss einer Ihrer wärmsten Verehrer. Maimon habe ich bei ihm kennen gelernt. Sein Aeusseres verspricht nicht viel, um so mehr, da er wenig und schlecht spricht. Ich habe seine Transcendentalphilosophie zu lesen angefangen, bin aber noch nicht weit fortgerückt; doch bin ich schon gleich anfangs nicht seiner Meinung; auch mangelt ihm, wie es mir scheint, sehr oft Präcision.

Ueber Herrn Reinholds Theorie des Erkenntnissvermögens ist das hiesige Publikum getheilt; ein Theil lobt das Buch ausserordentlich, ein anderer Theil findet Mehreres daran zu tadeln. Ich kann immer noch nicht so viel Zeit gewinnen, das Buch zu Ende zu lesen, doch bin ich mit dem Verfasser nicht überall einerlei Meinung und oft scheinen mir auch seine Beweise mangelhaft. Dies letztere ist z. B. der Fall bei dem Beweise, den er S. 282 von dem Satze gegeben hat „Mannigfaltigkeit ist das Kriterium des Stoffs der Vorstellung“. Er sagt nemlich, in der vom Subject zu unterscheidenden Vorstellung muss sich etwas unterscheiden lassen, und dasjenige in ihr, was sich unterscheiden lässt, kann nur der Stoff sein, und Alles, was in der Vorstellung Stoff ist, muss sich unterscheiden lassen, d. h. mannigfaltig sein. Mir ist dieser Beweis äusserst unverständlich, und lässt, wie ich glaube, mehrere Einwürfe zu; Herr Reinhold, der über manche andere Dinge von weit geringerer Wichtigkeit sich so erschrecklich weitläufig ausgebreitet hat, ist hier kurz und dunkel. Mir scheint folgender Beweis, den ich Ew. Wohlgeboren zur Prüfung vorlege, leichter und verständlicher zu sein.

Jeder Stoff, wenn er Vorstellung werden soll, muss durch mein Vorstellungsvermögen Form erhalten, diese Form ist nichts anderes, als Verknüpfung, Verknüpfung setzt Mannigfaltiges voraus, was verknüpft werden kann, folglich muss in jeder Vorstellung Mannigfaltiges enthalten sein. Herr Reinhold nimmt sich bei diesem Buche etwas sonderbar; unter Andern hat er an D. Biester geschrieben, er möchte sich doch das Buch kaufen, es lesen und es gegen die Recension, die in der Allg. D. Bibl. davon erscheinen könnte, in Schutz nehmen. Ich würde dies kaum glauben, wenn es D. Biester mir nicht selbst erzählt

hätte. Auch weiss ich, dass er unzufrieden darüber gewesen ist, dass Sie ihm über dies Buch noch nichts geschrieben haben.

Ich habe jetzt durch meine Vorlesungen von Neuem Gelegenheit gehabt, über die Lehre vom Raum und Zeit nachzudenken, und da ist es mir vorgekommen, als wenn man sich durch folgenden Gang im Beweise die Sache sehr erleichtern könnte. Ich unterscheide die Vorstellung vom Raum und Raum selbst; sie sind verschieden wie Vorstellung und Vorgestelltes. Zuerst also die Frage, was ist die Vorstellung vom Raum? Anschauung oder Begriff muss sie sein. Begriff kann sie nicht sein, weil aus ihr synthetische Sätze fliessen, sie ist also Anschauung. Nun frage ich ferner: ist sie a priori od. a post.? A post. kann sie nicht sein, weil sie nothwendig ist und die Sätze, die aus ihr hergeleitet werden, apodictische Gewissheit bei sich führen. Sie ist also eine Anschauung a priori. Was ist nun aber der Raum? Ein Ding an sich oder eine objective Beschaffenheit der Dinge an sich kann er nicht sein, denn sonst wäre die Vorstellung von ihm empirisch; die Vorstellung von ihm muss also in der subjectiven Beschaffenheit unseres Erkenntnissvermögens ihren Grund haben. Da sie Anschauung ist, muss sie in der Sinnlichkeit gegründet sein, und da sie sich nur bei den Gegenständen des äussern Sinnes findet, durch den äussern Sinn gegeben sein. Unser Erkenntnissvermögen giebt uns a priori nur die Form, nicht Materie, folglich ist der Raum die Form des äussern Sinnes. — Wollten Sie, theuerster Mann, wohl die Güte haben, mir über diesen Gang Ihre Meinung zu sagen?

Das Manipuliren macht hier gewaltiges Aufsehn; aus beiliegendem Aufsatz werden Ew. Wohlgeboren sehen, wie weit die Sache schon gegangen ist. Die Bekanntschaft des Predigers Schleemüller verschafft mir Gelegenheit selbst Versuche anzustellen und ich habe auch dies, wie Sie finden werden, schon gethan. Betrügerei steckt offenbar dahinter; nur von wem der Betrug ausgegangen ist, ist schwer zu entdecken. Prof. Selle scheint es mir nicht zu sein; vielleicht der Pensionär Lohmeier; oder vielleicht gar eine andere vornehme Person, die an unserem Hofe keine unbeträchtliche Rolle spielt und die ein Mitglied der Strassburgischen magnetischen Gesellschaft ist; wenigstens hat er

selbst Anleitung zum bequemen Magnetisiren ertheilt. — Ich habe meine Versuche ohne Selle's Vorwissen angestellt und daher darf ich nichts davon publiciren, weil sonst Schleemüller compromittirt werden könnte. — Wenn es Ihnen gefällig wäre mir einige Versuche vorzuschlagen, die ich anstellen könnte, so würden Sie mich ausserordentlich verbinden. Vorzüglich wichtig ist mir die Frage: giebt es Criterien, woran man erkennen kann, ob jemand schläft oder sich nur so stellt? und wenn es dergleichen giebt, welches sind sie? aber ich glaube, dass es dergleichen unbezweifelte Criterien nicht giebt.

Verzeihen Sie, innigst geliebter und verehrter Mann, wenn ich Ihnen durch mein Geschwätz ein halbes Stündchen geraubt habe; es ist mir eine unbeschreibliche Wonne, mich, wenn gleich jetzt nur schriftlich, mit einem Manne unterhalten zu können, der mein ganzes Herz besitzt und den ich über Alles liebe. Ich denke nie ohne die innigste Rührung an das Glück, das ich in Ihrem Umgange genoss, und rufe unendlich oft die Vergangenheit in mein Gedächtniss zurück; und wenn ich Ihnen doch nur einmal so ganz sagen könnte, was ich für Sie empfinde und wie sehr ich es zu schätzen weiss, was ich Ihnen verdanke. — Ihrem verehrungswürdigen Freunde, Herrn Prof. Krause mein wärmstes Compliment; sagen Sie ihm, dass ich stolz darauf sein werde, wenn er mir seine Achtung und Freundschaft schenkt. —

Ihrer Liebe und Ihrem Wohlwollen empfehle ich mich auf das Beste und bin unveränderlich

Ihr

aufrichtigster Verehrer

J. G. C. Kiesewetter.

N. S. Hierbei erfolgen die Druckfehler in der Critik d. pract. V.

*) den 17. November. Der Kanzler von Hoffmann, den ich so eben gesprochen habe, lässt sich Ihnen recht sehr empfehlen.

---

*) Diesen Brief habe ich an der Stelle stehen lassen, wo er dem Datum nach zu stehen hätte, wenn das Datum richtig wäre. Kiesewetter aber hat sich geirrt und zweimal „November“ geschrieben, während es „December“ heissen muss.

Kiesewetter an Kant.

2. [1.]

Berlin den 19ten November 1789.

Wohlgebohrener Herr
Hochzuehrender Herr Professor.

Ich würde gewiss schon eher meine Pflicht erfüllt, oder vielmehr den Wunsch meines Herzens befolgt und an Sie, theuerster Mann, geschrieben haben, wenn ich nicht dadurch abgehalten worden wäre, dass der Kanzler von Hoffmann Ihnen zugleich antworten wollte. Jetzt ergreife ich diese Gelegenheit, um Ihnen nochmals für die vielen und grossen Beweise Ihrer Güte, die Sie mir erwiesen, für den Fleiss, den Sie auf meinen Unterricht verwendeten, für die väterliche Sorgfalt, mit der Sie sich meiner annahmen, meinen wärmsten und innigsten Dank zu sagen. Ich werde es nie vergessen, was ich Ihnen verdanke, ich werde in Ihnen stets meinen zweiten Vater verehren. Ich bitte Sie herzlich, versagen Sie mir auch in Zukunft Ihre Freundschaft nicht, und erlauben Sie mir, dass ich zuweilen das Vergnügen haben darf, mich mit Ihnen schriftlich zu unterhalten, und mich so an die mündlichen Unterhaltungen mit Ihnen zu erinnern, die mich damals so glücklich machten.

Den Minister von Wöllner habe ich auf eine Viertelstunde gesprochen. Er gedachte Ihrer mit grosser Achtung und versicherte mich, dass es ihn gefreut habe, durch die Bewilligung der Zulage Ihnen einen kleinen Dienst erweisen zu können. Seinem Rathe gemäss musste ich sogleich an den König schreiben, ihm meine Ankunft in Berlin melden, nochmals danken und ihm notificiren, dass ich diesen Winter Vorlesungen halten wollte. Uebrigens gab er mir grosse Versicherungen seiner Gnade, auf die ich, wie er sagte, fest bauen könnte, auf die ich aber wenig oder nichts bauen werde. — Er ist beinahe ganz unzugänglich und meine Freunde priesen mich glücklich, dass er sich von mir hatte sprechen lassen, ob ich gleich einigemal vergeblich zu ihm hatte gehen müssen.

Der Kanzler von Hoffmann kam vor ungefähr 8 Tagen nach Berlin und ich habe ihm sogleich meine Aufwartung gemacht. Ich fand in ihm noch eben den vortrefflichen, rechtschaffenen, menschenfreundlichen Mann, den ich sonst in ihm gekannt hatte, und auch seine Freundschaft für mich ist noch eben dieselbe. Beinahe eine Stunde musste ich ihm von Ihnen erzählen und ich versichere Sie, dass seine Hochachtung für Sie ganz unbegrenzt ist. Er ist es auch eigentlich, der im O. S. C. den Vorschlag that, dass man Ihr Gehalt vermehren möchte. Er hatte in seiner Schreibtafel die Namen einiger Männer aufgeschrieben, von denen ich ihm genauere Nachricht geben sollte; dies waren der Geheimerath Hippel, der Consistorialrath Hasse, der Prorector Nicolai und ein Dr. juris Hoffmann, den ich aber nicht kenne. Er sagte mir, dass man vielleicht dem Geheimerath Hippel die Aufsicht über die Schulen in Königsberg anvertrauen würde, allein da dies nicht gewiss ist und es bis jetzt auch Niemand weiss, so bitte ich Ew. Wohlgebohren recht sehr, keinen Gebrauch von dieser Nachricht zu machen. Es ist leicht möglich, dass man von Berlin aus bald Jemand nach Königsberg schickt, der die Schulen revidiren muss.

Der Kammergerichtsrath Klein lässt sich Ihrer Freundschaft recht sehr empfehlen. Ich habe in ihm einen ganz vortrefflichen Mann kennen gelernt und ich bin Ihnen für diese Bekanntschaft recht grossen Dank schuldig. Er ist klein, lebhaft, voller Kenntnisse und sehr gefällig im Umgange. Er lebt bequem ohne doch reich zu sein. Seine älteste Tochter wird den Sohn des H. Nicolai heirathen. Er war so gütig mich zum Abendessen zu bitten, und noch gestern war ich mit ihm in Gesellschaft, wo er mich bat ihn bei Ihnen zu entschuldigen, dass er Ihnen bis jetzt noch nicht geantwortet habe, er würde aber sobald als möglich seine Pflicht erfüllen.

Auch der Minister von Zedlitz, dem ich meine Aufwartung gemacht habe, hat mir aufgetragen, Ihnen und dem Hr. Prof. Krause seine Hochachtung und Freundschaft zu versichern. Er nahm mich sehr gütig auf, ertheilte mir die Erlaubniss ihn, wenn ich wollte, zu besuchen und versprach mich nächstens zur Tafel zu bitten. Er scheint sich ganz zurückgezogen zu haben und für sich zu leben.

Herr de la Garde*) hat mir die Correctur Ihrer Critik der Urtheilskraft versprochen und ich werde gewiss die grösste Aufmerksamkeit darauf wenden. Ihre Erinnerungen gegen Eberhard werden Sie wohl nicht bei ihm verlegen lassen? Auch wünschte ich wohl, dass Ew. Wohlgebohren mir gütigst schrieben, wieviel ich wohl für den Bogen Correctur fordern kann.

Was meine jetzige Lage betrifft, so ist sie wenigstens leidlich. Ich wohne in dem Hause meines Vaters, von dem ich auch meinen nothdürftigen Unterhalt erhalte. Man hat mir fest versprochen, dass ich die erste Feldpredigerstelle, die in Berlin erledigt wird, erhalten soll, und dann würde ich ganz zufrieden sein. Ich habe Vorlesungen über die Logik und über Ihre Critik der practischen Vernunft angekündigt und es haben sich auch wirklich einige Zuhörer, vorzüglich Geschäftsmänner gefunden, so dass ich den ersten December anzufangen gedenke. Ich habe um die Erlaubniss Bücher aus der Königl. Bibliothek gebrauchen zu dürfen angehalten und ich denke dass man mir meine Bitte nicht abschlagen wird. Künftige Ostern will ich mich als Candidat des Predigtamts tentiren lassen und dies zwingt mich, auf die Repetition meiner theologischen Studien auch Zeit zu verwenden. Mit dem Prof. Michelsen hab' ich es schon verabredet, dass ich mit dem künftigen Jahre Privatunterricht bei ihm in der Mathematik nehme und ich will den ganzen Cursum der Mathematik mit ihm durchmachen.

Ich kann meinen Brief nicht schliessen, ohne Ew. Wohlgeboren den Aufschluss über eine Geschichte zu geben, die Sie gewiss interessirt, über den untergeschobenen Taufschein des Predigers Jenisch. Ich habe die Erzählung aus seinem Munde und relata refero. Er hatte zu eben der Zeit, als man im Consistorio seinen Taufschein verlangte, eine Reise zu thun und war daher in Verlegenheit, an wen er denselben adressiren lassen sollte, als sich ein gewisser de la Veaux, den er auf einer Reise kennen gelernt hatte, erbot den Taufschein an sich zu nehmen, wenn er unter der Zeit, da Jenisch verreist wäre, ankommen sollte. Jenisch

*) Kant's Schriften erschienen bis zur Critik d. pr. V. 1787 (diese eingerechnet) bei Hartknoch; die Critik der Urtheilskraft 1790 Berlin und Libau bei de la Garde; alles Spätere bei Nicolovius in Königsberg.

nahm das Anerbieten an und schrieb dem Prediger in Heiligenbeil, er möchte den Taufschein nur an Herrn de la Veaux schicken. Dies geschah wirklich. Unglücklicherweise aber nahm die Wäscherin dieses de la Veaux den Brief, der an Jenisch eingelegt war, unversehens mit und dieser, da er den Brief allenthalben vergeblich suchte und wusste, dass seinem Freunde daran gelegen sein musste, kam auf den Einfall einen Taufschein unterzuschieben, sagte aber Jenisch nichts davon. Da er nicht wusste, was Jenisch' Vater war, so machte er ihn zum Bürgermeister und richtete darnach auch den ganzen Taufschein ein, den er mit seinem Petschaft auch untersiegelte. Der Taufschein war in einem Couvert an Jenisch eingesiegelt und dieser übergab ihn so, ohne das Couvert erbrochen zu haben, dem Consistorio. Das Uebrige ist Ihnen bekannt. Jenisch rechtfertigte sich durch das Zeugniss des de la Veaux und durch den ächten Taufschein, den die Wäscherin wieder gefunden hatte. — Ich muss gestehen, dass, wenn diese Geschichte gleich wahr sein kann, sie dennoch sehr unwahrscheinlich ist; und das habe ich auch Herrn Jenisch gesagt, als er mit der grössten Heftigkeit darüber sprach, dass man in Königsberg geurtheilt habe, er habe sich wenigstens des grössten Leichtsinns schuldig gemacht. Er sagte mir unter anderem, Sie hätten dies Urtheil über ihn gefällt und er wundere sich sehr, dass Sie ihm auch nicht einmal die Möglichkeit unschuldig zu sein zugestanden hätten. Ich sagte ihm, dass ich selbst ganz Ihrer Meinung, wenn es anders wahr sei, dass Sie dies Urtheil gefällt hätten, gewesen wäre, und dass auch kein Vernünftiger, der die genauern Umstände nicht wüsste, anders urtheilen könnte. —*) Und unter uns gesagt, selbst wenn die Geschichte so ganz richtig ist, wie er sie erzählt, ist er doch vom Leichtsinn nicht freizusprechen. — Er schreibt ganz ausserordentlich viel und er versicherte mich, dass er in weniger als 6 Wochen

---

*) D. Jenisch, geb. 1762, wurde 1789 als Prediger an der Marien-Kirche in Berlin angestellt. Die Skandalgeschichte hat er selbst erzählt in seinem dritten Briefe (s. unten) an Kant. Bekannter ist er als Verfasser der „literarischen Spiessruthen", deren Hauptabsicht übrigens Nachdruck der Xenien selbst war; denn die Anmerkungen des Jenisch wären nicht kaufens werth gewesen. — Er endigte sein Leben in der Spree 1804.

ein Werk von mehr als 30 Bogen geschrieben hätte. Der Meinung des Horaz nonum prematur in annum ist er ganz und gar nicht.

Empfehlen Sie mich dem Herrn Prof. Krause und sagen Sie dem vortrefflichen Manne, den ich ganz ausserordentlich schätze, recht viel Verbindliches von mir. Sollten Sie Aufträge in Berlin haben und ich sie ausführen können, so bitte ich Sie recht sehr sie mir ja zu übertragen. — Leben Sie wohl, verehrungswürdiger Mann, und schenken Sie ein kleines Andenken einem Manne, der Sie mit der innigsten Zärtlichkeit liebt und der stolz darauf ist, sich nennen zu dürfen

Ihren
innigsten Verehrer
J. G. C. Kiesewetter.

Kiesewetter an Kant.

3.

[Berlin] den 29. Januar [1790].

Herr de la Garde hat mir Ihren Brief vom 21. Januar überschickt und ich habe mit ihm über den Druck Ihres Werks gesprochen. Der Buchdrucker Wegener hat den Druck übernommen und versprochen alle 14 Tage 5 bis 6 Bogen zu liefern; auch habe ich auf Bitte des Herrn de la Garde mit dem C. G. R. Mayer, der die Censur jetzt hat, gesprochen, und er wird sein imprimatur ohne den geringsten Aufenthalt unterschreiben. Bei mir soll die Correctur auch nicht liegen bleiben und so, glaube ich, wird alles recht gut gehen. — Herr de la Garde giebt sich alle Mühe, um dem Werke auch äusserliche Schönheit zu geben; das Papier, was er dazu nimmt, übertrifft an Weisse und Güte noch das, was Hartknoch zur Cr. d. pr. V. genommen hat; auch werden zum Druck des Werkes neue Lettern gebraucht.

Es ist jetzt in der hiesigen akademischen Buchhandlung eine Schrift erschienen, die folgenden Titel führt: „Versuch einer Critik der Religion und aller religiösen Dogmatik mit besonderer Rücksicht auf das Christenthum. Vom Verfasser des Einzigmöglichen Zwecks Jesu." Der Verfasser ist ein gewisser Tieftrunk, der hier in Berlin bei einer Schulanstalt angestellt sein soll. So weit ich hineingesehen habe, hat es mir sehr gefallen. Wie mir mein Freund, der C. G. R. Mayer ge-

sagt hat, so wird von eben diesem Tieftrunk ein Aufsatz gegen Maimons Transcendentalphilosophie in einer Monatsschrift erscheinen.

Der Prediger Jenisch will eine Logik der Heterodoxie herausgeben; was das sein soll, weiss Gott; es soll Niemand wissen, dass er der Verfasser ist, und doch weiss es die ganze Stadt, da er es jedem unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut. — Der O. C. R. Gedike ist Mitglied der Akademie der Wiss. geworden; dies wird seinem Stolz unendlich schmeicheln. — Die Baronesse von Bielefeld hat mir das feste Versprechen gethan, dass ich künftiges Jahr Lehrer der Prinzessin Auguste werden soll; ich würde sogleich die Stelle erhalten haben, wenn die Prinzessin nicht zu jung wäre. Doch bleibt die Sache bis dahin ein Geheimniss.

Ich bin mit dem Minister von Schulenburg in nähere Verbindung gekommen. Einige meiner Freunde hatten mich ersucht ihnen ein Colleg. privat. über die reine Mathematik zu lesen und ich war es eingegangen unter der Bedingung, dass eine Gesellschaft von 10 Personen sich fände, die 100 Thaler bezahlte. Der junge Graf von Schulenburg, Sohn des Ministers, der mich kennt, wünschte auch daran Theil zu nehmen und sagte es seinem Vater. Zufälligerweise spricht dieser an demselben Tage bei der Cour mit der Baronesse von Bielefeld und mit dem Kanzler von Hoffmann von mir und dies bewegt ihn, den andern Tag seinen Sohn zu mir zu schicken und mir den Antrag thun zu lassen, ich möchte die Anzahl der Zuhörer auf 6 Personen heruntersetzen, er wolle sodann die 100 Thaler voll machen, selbst zuweilen mein Zuhörer sein und mir einen Saal in seinem Hause einräumen, auch für Tafel, Zirkel, Lineal etc. sorgen. Vergangenen Mittwoch lässt er mich zur Tafel bitten, weil ich aber von 2 bis 3 Uhr Logik lese, so musste ich die Einladung ausschlagen; ich ging aber gleich nach Tische zu ihm und er nahm mich äusserst gnädig auf. Ich werde also den 1. April meine Vorlesungen bei ihm anfangen. Seine Gnade ist von Bedeutung, da er mit den Ministern Finkenstein und Voss nahe verwandt ist und bei Hofe grossen Einfluss hat.

Seien Sie doch so gefällig und geben Sie einliegendes Briefchen an Herrn Jachmann. Den Aufsatz über das Manipuliren sollen Sie

nächstens durch Herrn Jachmann erhalten; er würde, wenn ich ihn jetzt schicken wollte, den Brief zu stark machen. — Meinen wärmsten und besten Dank für Ihre gütige Verwendung wegen des Honorars bei Herrn de la Garde. — Ich denke künftige Hundstagsferien Sie mündlich zu sprechen und Ihnen mündlich zu sagen, wie unendlich ich Sie liebe, wie unbegränzt meine Hochachtung für Sie ist, für Sie, in dem ich den Stifter meines Glückes verehre. — Noch einmal tausend Empfehlungen an d. H. Prof. Krause. Ich bin mit der grössten Hochachtung und Zärtlichkeit

Ew. Wohlgebohren

aufrichtigster Verehrer

J. G. C. Kiesewetter.

Kiesewetter an Kant.

4.

Berlin den 3. März 1790.

Bester Herr Professor.

Was Sie mir in Ihrem letzten Brief (für den ich Ihnen den besten Dank abstatte) vorausgesagt haben, ist richtig eingetroffen, mein Körper hat meinen wirklich zu sehr gehäuften Arbeiten unterliegen müssen und ich habe 14 Tage hindurch an Krämpfen im Unterleibe so gelitten, dass ich das Bette nicht verlassen konnte; kaum hatten sie im Unterleibe nachgelassen, so stiegen sie nach der Brust und zogen die Lunge so zusammen, dass mir das Reden äusserst beschwerlich wurde. Das letzte Uebel ist nun gehoben, aber die Krämpfe stellen sich doch immer noch zuweilen ein und ich muss zu meinem Aerger wie ein altes Weib Assa foetida gebrauchen. Nun bestürmt man mich von allen Seiten, dass ich weniger studiren soll, und ich muss wirklich etwas nachlassen.

Was meine äussere Lage betrifft, so ist diese um ein gut Theil besser und ich habe alle Ursache zufrieden zu sein. Der Minister von Schulenburg that mir gestern schriftlich den Antrag zu ihm in's Haus zu ziehen und der Gesellschafter (nicht Hofmeister, denn dazu würde ich mich nie verstehen) seines 17jährigen Sohnes zu werden; er sagt

mir in seinem Briefe, dass ich weiter keine Verpflichtung auf mich nehmen sollte, als der Freund und Rathgeber seines Sohnes zu sein, dass ich meine völlige Freiheit behalten und Collegien lesen könnte, wann und wie viel ich wollte. Er hat mich auf künftigen Sonntag zu Tisch gebeten, wo wir uns über die anderweitigen Bedingungen unterreden wollen. Wie mir der Kanzler von Hoffmann vorläufig gesagt hat, so wird er mir freie Station und 200 Thaler Gehalt anbieten. Ich bin bis jetzt entschlossen das Anerbieten anzunehmen. Ferner arbeitet man jetzt stark daran, dass ich den Unterricht der beiden jüngsten Prinzen des Königs in der Mathematik, und wenn es möglich ist, des zweiten Sohnes desselben (des Prinzen Louis) in der Philosophie erhalten soll, der Kronprinz hat Engel zum Lehrer. Bis jetzt gehen die Negotiationen ganz gut. — Der Unterricht der Prinzessin Auguste ist mir für das künftige Jahr nicht mehr zu nehmen. Sollte ich reussiren, so sollen Sie, verehrungswürdiger Mann, es gewiss am ersten wissen.

Sie werden sich vielleicht noch erinnern, dass ich Ihnen während meines Aufenthaltes in Königsberg einmal sagte, ich fürchtete, man würde in mich dringen etwas drucken zu lassen, und was ich fürchtete, ist wirklich geschehen. Da nun die erste Ausgabe meiner kleinen Schrift über den ersten Grundsatz der Moralphilosophie vergriffen ist, so habe ich mich entschlossen eine neue, ganz umgearbeitete Auflage zu besorgen, sie mit 3 Abhandlungen, über die Uebereinstimmung Ihres Moralsystems mit den Lehren des Christenthums, über den Glauben an die Gottheit und über die Unsterblichkeit der Seele zu vermehren und sie dem Könige zuzueignen, und Alle haben dies sehr gut gefunden. Wenn Sie etwa in Ihrem nächsten Briefe mir einige Bemerkungen zu den drei letzten Abhandlungen mittheilen wollten, so würde ich mich unendlich glücklich schätzen. Vorzüglich liegt mir der erste Zusatz am Herzen und Sie können leicht einsehen, weshalb; ich bin überzeugt, dass man wenigstens das ganz deutlich machen kann, dass der Grundsatz Ihres Moralsystems sich mit den Lehren der christlichen Religion ganz wohl verträgt, vielleicht auch, dass wenn Christus Sie gehört und verstanden hätte, er gesagt haben würde, ja das wollt ich auch durch mein „Liebe Gott etc.“ sagen. Heucheln kann ich und werde ich nicht,

aber ich will für die gute Sache thun, was ich kann. — Wöllner hat sich sehr darüber gefreut, dass ich die erste Abhandlung anhängen will. Ich versichere Sie, theuerster Herr Prof., dass ich zuweilen in Lagen eingesetzt worden bin, wo ich alle mögliche Aufmerksamkeit nöthig hatte, um weder auf der einen Seite der Wahrheit etwas zu vergeben, noch auf der andern meine Gesinnungen zu entdecken und mir zu schaden.

Unsern neuen Katechismus wird ihnen Herr de la Garde geschickt haben, über den Wisch selbst keine Anmerkung. Im Consistorio hat es mächtigen Streit gegeben; als Wöllner die Sache vorgetragen und die Cabinetsordre des Königs, die ich in Abschrift gesehen habe und die ziemlich hart war, vorgelegt hatte, so musste Zöllner als jüngster Rath zuerst votiren. Er sprach mit vieler Wärme dagegen und alle geistlichen und weltlichen Räthe, den Präsidenten Hagen und Silberschlag ausgenommen, traten ihm bei; vorzüglich ereiferten sich Teller und Dietrich; der letztere sagte mit thränenden Augen, dass er wünsche nie den Catechismus geschrieben zu haben, der dem neuen zum Grunde gelegt ist, und dass er nie einwilligen werde. Wöllner sagt, dass man schon Mittel finden würde, sich den Beitritt zu verschaffen; darauf so sagten viele von den Räthen, sie würden sich eher kassiren lassen, als beitreten und Dietrich (ein alter, schwächlicher Greis) stand auf und sagte: „Ich habe nur noch wenige Jahre zu leben und also mache man, was man will; aber so lange ich noch in's Consistorium kommen darf, werde ich nie einwilligen.“ Darauf setzte das Consistorium eine Protestation an den König auf, die alle bis auf Hagen und Silberschlag unterschrieben; der letztere hing vielmehr dem Circulare eine 8 Bogen lange Vertheidigung des Catechismus (der sein Machwerk ist) an. Jetzt sagt man nun einstimmig, der König sei bewogen worden, die Kabinetsordre zurückzunehmen und Wöllner habe die ganze Auflage des Katechismus an sich gekauft; und einer meiner Freunde, der nach der Verlagshandlung der Realschule schickte um sich einen Katechismus holen zu lassen, hat wirklich keinen erhalten können.

Neuigkeiten, die den Hof betreffen, sind wenig. Die Königin ist krank, man weiss selbst nicht recht, woran, und da sie stark ist, ist

man ihretwegen besorgt. Der König lebt à son aise, er ist, wie Alle, die ihn kennen, sagen, ein gutmüthiger Fürst, es kömmt nur auf die an, die ihn leiten. Er bemüht sich jetzt um die Gunst einer gewissen Gräfin von Dehnhof, einer Hofdame bei der regierenden Königin; hat aber bis jetzt noch nicht reussirt. Die Gräfin ist unermesslich reich und ihr also von dieser Seite nicht anzukommen. Vielleicht warnt sie das bedenkliche Schicksal der verstorbenen Gräfin Ingenheim. — Graf Brühl, der Alles gilt, soll ein Mann von sehr gutem Herzen, aber ganz gewöhnlichen Kopfe sein; ich kenne ihn nicht. — Man spricht hier freier, als man glauben sollte, und es wird in mehreren Köpfen licht, als die wohl selbst glauben mögen, die Aufklärung hindern wollen. Seitdem der Kaiser todt ist,*) hört man hier nichts mehr von Kriegszurüstungen und selbst die beiden ältesten Prinzen von Preussen, die mit zu Felde ziehen wollten, lassen ihre Feldequipage abbestellen.

An Ihrer Kritik der Urtheilskraft wird emsig gedruckt; nur bin ich schon einigemal bei der Correctur in Verlegenheit gewesen; es sind nemlich Stellen im Manuscript, die offenbar den Sinn entstellende Schreibfehler enthalten, und wo ich mich genöthigt gesehen habe zu ändern. Da ich jetzt eben den Bogen M. vor mir liegen habe, so will ich nur zum Beispiel die auszeichnen, die in demselben enthalten sind. Seite 181 Zeile 14 von unten steht statt „mit dem der, weil er etc.“ im Manuscript „mit dem der welcher etc.“, ferner Seite 183 Zeile 13 und 14 von oben statt „nicht der Nachmachung, sondern der Nachahmung“, steht im Manuscript „nicht der Nachahmung, sondern der Nachahmung“, Seite 185 Zeile 4 von unten steht im Manuscript „zu“. Ferner hat mir ein Titel Schwierigkeiten gemacht, der nicht mit dem vom Herrn Prof. geschickten Zettel stimmen wollte. Es war nämlich im Manuscript und auf dem Zettel

Erster Abschnitt
Analytik der ästhetischen Urtheilskraft
Erstes Buch
Analytik des Schönen

*) Joseph II. gest. 20. Februar 1790.

Zweites Buch
Analytik des Erhabenen

Nun kam im Manuscript dritter Abschnitt die Analytik der ästhetischen Urtheilskraft. Deduction der ästhetischen Urtheile; im Zettel fehlte dieser Titel ganz. Dies passte also gar nicht, ich habe es so abgeändert:

Drittes Buch
Deduction der ästhetischen Urtheile.

Durch diese Fehler im Manuscript und dadurch, dass ich bei der Correctur vom 2 bis 6 Bogen krank war, und also ein Anderer, der dem Manuscript treulich folgte, die Correctur übernahm, ist es auch zu meinem grössten Aerger gekommen, dass im Bogen B und noch in einem anderen zwei den Sinn entstellende Fehler stehen geblieben sind, die ich aber als Errata hinten anhängen werde.

Wie gern fragte ich Sie noch in Ansehung einiger Schwierigkeiten um Rath, aber ich bin selbst durch dies wenige Schreiben so an Kräften erschöpft, dass ich anhalten muss, und de la Garde wartet auf diesen Brief. Doch ganz kurz muss ich noch etwas berühren. Ich muss in meiner Schrift von den Criterien eines wahren Moralprincips reden, sie sind Allgemeinheit und Nothwendigkeit. Ich habe einen doppelten Beweis zu führen gesucht. Der eine gründet sich auf die beiden Sätze, die selbst Hume als Grundsätze darstellt: Tugend ist das, was von allen vernünftigen Wesen (Hume sagt Menschen) mit Beifall begleitet wird, Laster, was der Gegenstand eines allgemeinen Tadels ist. — Der zweite beruht auf den negativen Begriff der Freiheit. Jeder, der Moralität statuirt, muss diesen negativen Begriff zugeben und der Theoretiker sichert die Möglichkeit desselben. Ich bin nur besorgt, dass mir Kenner Ihres Systemes beim letzten Beweis einwenden werden, dass ich einen Zirkel begangen habe, weil man die Freiheit erst aus dem Moralgesetze erkenne. Ich glaube aber diesen Einwurf dadurch heben zu können, dass ich sage, dadurch dass wir annehmen oder überzeugt sind, es giebt Moralgesetze, indem wir sehen, dass uns unsere Vernunft gebietet, schliessen wir auf Freiheit im negativen Verstande, und sobald diese nun als datum betrachtet wird, so kann man daraus die Beschaffenheit des ächten Grundsatzes der Moral herleiten. Doch muss ich ge-

stehen, dass mir dies selbst noch nicht satisfacirt; ich bin also entschlossen, wenn Sie es nicht billigen sollten, diesen zweiten Beweis auszustreichen, ob er gleich in der ersten Ausgabe vorkommt. Dürfte ich Sie wohl ersuchen, mir diese Frage bald zu beantworten, da das Buch noch zur Ostermesse erscheinen soll?

Empfehlen Sie mich dem würdigen H. Prof. Krause und machen Sie d. H. Jachmann mein Compliment. Ich wünsche nichts mehr, als dass es Ihnen nie an Gesundheit und Heiterkeit fehlen möge und dass Sie nie den vergessen, der gewiss ewig sein wird

Ihr Sie über Alles schätzender Verehrer

J. G. C. Kiesewetter.

Kiesewetter an Kant.

5.

Berlin d. 20. April 1790.

Theuerster, bester Herr Professor.

Sie haben grosse Ursach mit mir sehr unzufrieden zu sein, dass ich so lange gezaudert habe, Ihnen Nachricht von mir und meiner Lage zu ertheilen; aber ich bin zum Voraus überzeugt, Sie werden mir mein langes Stillschweigen vergeben, wenn Sie hören werden, dass Kränklichkeit und gehäufte Geschäfte die Ursach davon sind. Ihr letzter Brief, den ich durch Herrn de la Garde erhalten habe, lässt mich vermuthen, dass Sie den Brief, den ich Ihnen als Einlage durch ihn zugeschickt habe, nicht erhalten haben. Herr de la Garde aber versicherte mich, er habe ihn abgeschickt und ihn in den Aushängebogen I gelegt.

Meine Lage hat sich seit meinem letzten Brief an Sie gar sehr verändert. Ich wohne jetzt in dem Hause des Ministers Grafen von Schulenburg und bin der Gesellschafter seines 17jährigen Sohnes. Der Minister ist ein vortrefflicher Mann und der Sohn überaus für mich eingenommen und folgsam. Da der Minister mir diese Stelle antrug, so habe ich die Bedingungen so gemacht, dass ich so wenig als möglich von meiner Freiheit eingebüsst habe; ich kann so viel Vorlesungen halten, als ich will; bin zu keinen Lehrstunden mit dem Grafen verpflichtet, ich brauche ihn bei seinen Vergnügungen und in Gesellschaften

nicht zu begleiten, habe aber doch alle seine Vergnügungen zu bestimmen. Der junge Graf ist zwar nur das einzige Kind, aber doch nicht verzogen; der Minister hat keinen Ministerstolz und die Gräfin mischt sich nicht in meine Angelegenheiten. Ich habe vollkommen freie Station, das Gehalt ist aber noch nicht bestimmt, wahrscheinlich 150 oder 200 Thaler.

Was mich aber noch weit unabhängiger vom Minister macht, ist, dass ich Lehrer der königlichen Prinzen Heinrich und Wilhelm und der Prinzessin Auguste geworden bin. Der Prinz Heinrich und die Prinzessin Auguste erhalten wöchentlich jeder 3 Stunden in der physischen Geographie, der Prinz Wilhelm nach meinem Belieben 2, auch 3 Stunden in der Arithmetik. Der Gehalt ist vom Könige noch nicht bestimmt, wird aber in einigen Wochen bestimmt werden. Ich glaube auf diese Art am ehesten dereinst unabhängig leben zu können, da mit dem Unterichte der königlichen Kinder gewöhnlich eine lebenslängliche Pension verknüpft ist. Prinz Heinrich ist ein aufgeweckter Kopf und sehr lernbegierig, Prinz Wilhelm ist noch ganz Kind und die Prinzessin Auguste hört mich mit Aufmerksamkeit an. — Man arbeitet jetzt daran mir womöglich den Unterricht des Prinzen Louis in der Philosophie zu verschaffen.

Diese Verbindung mit dem Hofe habe ich grösstentheils der Baronesse von Bielefeld, der Oberhofmeisterin der Prinzessin Auguste zu verdanken, der ich Privatvorlesungen über die Anthropologie halte; der Kanzler von Hoffmann hat auch das Seinige dazu beigetragen. Was werden Sie aber sagen, wenn ich Ihnen erzähle, dass eine junge, schöne Dame, denn das ist die Baronesse von Bielefeld, es wagt, in die Geheimnisse Ihres Systems einzudringen, dass sie den Unterschied der analytischen und synthetischen Urtheile, der Erkenntnisse a priori und a posteriori, die Theorie von Raum und Zeit sich nicht blos hat vortragen lassen, sondern wirklich gefasst hat? Noch mehr aber werden Sie sich wundern, wenn ich Ihnen sage, dass sie sich nicht mit der Philosophie beschäftigt um dadurch zu glänzen, denn sie ist über alle Vorstellung bescheiden, und bei unserem Hofe glänzt man durch Philosophie nicht; dass sie keines ihrer Geschäfte über das Studium der Philosophie versäumt.

Meine Vorlesungen über die Logik habe ich vor ungefähr 6 Wochen

geschlossen und die über die Critik der pract. Vernunft denke ich in 14 Tagen zu schliesssen. Ich werde diesen Sommer zwei Stunden in der Woche ein Colleg. privatiss. über die reine Mathematik und zwei Stunden eins über die Critik der reinen Vernunft lesen.

Der erste Theil meiner Schrift über das Moralprincip wird diese Woche fertig und ich denke künftige Woche das Vergnügen zu haben Ihnen und dem Herrn Prof. Krause ein Exemplar zu überschicken. Ich habe den ersten Theil dem Könige dedicirt und werde ihm noch vor Ende der Woche das Exemplar übersenden.

Der Druck Ihrer Schrift wird auch gegen das Ende dieser Woche fertig.

Der Herr Kanzler von Hoffmann ist vor 14 Tagen nach Halle zurückgereist und hat mir aufgetragen, Ihnen seine unbegrenzte Achtung zu bezeigen. Er wird ungefähr 6 Wochen in Halle bleiben und dann mit seiner Gemahlin eine Reise nach der Schweiz und Italien machen um seine Gesundheit herzustellen.

Mein Vorsatz, Sie, theuerster Herr Professor, in den Hundstagsferien zu besuchen, steht unerschüttert fest; ich habe mir die Erlaubniss zu dieser Reise sowohl beim Minister als bei Hofe ausbedungen.

Ich denke 14 Tage in Königsberg zu bleiben und wünsche nichts mehr, als dass Sie mir sodann erlauben möchten, mich mit Ihnen über einige Dinge zu unterreden.

Prof. Selle hat eine Abhandlung gegen Ihr System in der Akademie vorgelesen und wird sie auch drucken lassen; er glaubt, wie er sagt, Ihrem System dadurch den Todesstoss gegeben zu haben. So viel ich gehört habe, so zweckt sein Hauptargument dahin, dass gesetzt auch, Sie hätten bewiesen, Raum und Zeit wären die Formen unserer Sinnlichkeit, Sie doch nicht zeigen könnten, dass sie n u r Formen der Sinnlichkeit wären, weil es immer doch m ö g l i c h sei, sich zu denken, dass Raum und Zeit den Dingen an sich zukämen, welches Sie um so weniger leugnen könnten, da Sie selbst behaupteten, man könne von den Dingen an sich nichts wissen, und es daher ganz wohl möglich sei, dass Raum und Zeit den Dingen an sich zukämen. Überdies könne man auf die Art allein die Frage beantworten, warum wir grade in diesen und

keinen andern Formen anschauten? Seiner Meinung nach wären Raum und Zeit zwar subjectiv nothwendige Bedingungen unserer Anschauungen, aber es correspondiren ihnen dem ungeachtet auch Eigenschaften der Dinge an sich. — Sollte es wahr sein, dass der ganze Einwurf nichts Wichtigeres enthält, so finde ich ihn eben so schreckhaft nicht. Wodurch will Herr Selle beweisen, dass Raum und Zeit den Dingen an sich selbst zukommen? Und giebt er zu, dass Raum und Zeit Formen der Sinnlichkeit sind, wie will er behaupten, dass sie doch von den Dingen an sich abhingen; denn werden sie uns durch die Objecte gegeben, so gehören sie ja sodann zur Materie der Anschauung und nicht zur Form derselben. So bald die Schrift erscheint, werde ich das Vergnügen haben Ihnen ein Exemplar zu übersenden.

Jetzt gehen hier sonderbare Dinge vor. Der König hat sich vergangenen Sonntag vor 8 Tagen*) auf dem hiesigen Schlosse in einem seiner Zimmer mit der Gräfin von Dehnhof trauen lassen. Die grösste Wahrscheinlichkeit, für mich beinahe Gewissheit ist, dass Zöllner die Trauung verrichtet hat. Gegenwärtig waren Minister Wöllner und der Herr von Geysau auf Seiten des Königs; die Mutter und Schwester der Gräfin und ihr Stiefbruder (oder Cousin, das habe ich vergessen) auf Seiten der Braut. Der König kam den Sonnabend Abend von Potsdam hierher und die Trauung ging Sonntag Abend um 6 Uhr vor sich. Die Gräfin war (wie eine Romanheldin) weiss gekleidet, mit fliegendem Haar. Sie hält sich jetzt in Potsdam auf. Man vermuthet, dass der Kurf. von Sachsen sie wird in den Reichsfürstenstand erheben müssen. Die Gräfin war vorher Hofdame bei der regierenden Königin. Schon beinahe ein Jahr hindurch stand der König mit ihr in Unterhandlungen, sie nahm sich hingegen so, dass man im Publiko nicht wusste, ob sie dem König Gehör gab oder nicht. Vor 14 Tagen ungefähr kommt ihre Mutter, wie die Gräfin verbreitet hatte, auf ihre Bitte um sie nach Preussen mitzunehmen. Die Gräfin nimmt öffentlich am Hofe Abschied. Die regierende Königin schenkt ihr ein Paar brillantne Ohrgehänge und lässt ihr sagen, sie würde am besten wissen, ob sie

*) Den 11. April 1790.

dabei sich ihrer erinnern dürfe. Jedermann glaubt sie abgereist, als die Trauung geschieht. Die Königin hat die Sache mit ziemlicher Ruhe angehört. Was ich bis jetzt erzählt habe, ist, die genaueren Nebenumstände abgerechnet, beinahe Jedermann bekannt, und es macht im Publiko gewaltige Sensation. Zöllners Zulauf in seinen Predigten hat sich vermindert und selbst bei einer Introduction, die er neulich gehalten hat, und wo sonst hier Alles zuströmt, ist die Kirche leer gewesen. — Folgendes wissen wohl nur wenige Personen. Es ist eine Scheidung des Königs und der Königin vorhanden, die mit ihrer Einwilligung zur Zeit der Unterhandlungen mit der verstorbenen Ingenheim aufgesetzt ist; der König hat sich aller ehelichen Rechte begeben und die Königin hat blos die Honneurs behalten. Doctor Brown hat sie für gestört erklärt und es ist dies in der That auch sehr wahrscheinlich, da dieser Zustand ein Familienfehler ist. Sie tanzt oft auf Tischen und Stühlen herum und sieht Geister. Wie unglücklich würde unser Staat dereinst sein, wenn sich dieser Fehler auch auf ihre Kinder fortgepflanzt hätte.

Die Kriegsrüstungen gehen hier immer noch fort. Das Merkwürdigste aber ist, dass nicht das Ministerium, sondern der König den Krieg wünscht. Man trägt sich hier mit folgendem Plan im Publiko: Unsere Armee wird sich in 4 Corps theilen, das erste geht unter Anführung des Königs, unter dem Möllendorf kommandiren wird, gegen die Östreicher, das zweite unter Anführung des Herzogs von Braunschweig gegen die Russen, Prinz Friedrich kommandirt das Observationskorps gegen die Sachsen, und dann soll noch ein sogenanntes fliegendes Corps statthaben. Was Sachsen betrifft, so erzählt man, es habe noch bei Lebzeiten des verstorbenen Kaisers der Gesandte desselben am sächsischen Hofe um eine Privataudienz beim Kurfürsten angehalten, die ihm auch bewilligt worden; in dieser fragte er den Kurf., wie er sich, wenn es mit Preussen zu einem Kriege komme, nehmen würde, und dieser antwortete: er werde neutral bleiben. Der Gesandte ergriff begierig diese Antwort und bat den Kurf. sie ministeriell zu machen. Dies hat der Marquese Lucchesini glücklich verhindert, doch hat der Kurfürst die Antwort einmal mündlich gegeben. Man wird

also den Kurf. durch eine Armee nöthigen auf unsere Seite überzutreten.

Da ich den Brief schliessen will, fällt mir ein, dass Sie theuerster Herr Professor, mit dem morgenden Tage Ihr 67tes Jahr antreten*). Niemand nimmt gewiss herzlicheren Antheil daran als ich; Niemand hegt gewiss einen aufrichtigeren Wunsch, Sie noch lange der Welt erhalten zu sehen, als ich, der ich in Ihnen meinen zweiten Vater verehre.

Dem Herrn Prof. Krause, Ihrem vortrefflichen Freunde, machen Sie meine beste Empfehlung, und da ich von seiner Güte überzeugt bin, dass er sich für mich interessirt, so haben Sie die Gewogenheit, ihm die Veränderung meiner Lage bekannt zu machen. Auch Herrn Jachmann grüssen Sie in meinem Namen und sagen Sie ihm, dass ich eine Antwort auf meinen letzten Brief von ihm erwarte.

Verzeihen Sie mir, dass ich schon wieder einen so langen Brief geschrieben habe, der vielleicht so wenig Interesse für Sie hat. Der Minister von Schulenburg, die Baronesse von Bielefeld, Herr Hofrath Herz haben mir aufgetragen, Sie ihrer Achtung zu versichern. Ich bin mit der wärmsten Hochachtung

Ihr

innigster Verehrer

J. G. C. Kiesewetter.

N. S. Aus meinem letzten Brief haben Sie die Geschichte des vom O. C. verworfenen Catechismus ersehen; jetzt arbeitet Herr Silberschlag und der Prediger Hecker einen alten Catechismus um, der den verstorbenen Inspector Hecker zum Verfasser hat und eine Compilation von theologischem Unsinn enthält.

Kiesewetter an Kant.

6.

Berlin den *[fehlt]* Mai 1790.

Da ich vermuthe, dass Herr Nicolovius bald von Leipzig hier eintreffen und gütigst einen Brief von mir an Sie besorgen wird, so will

*) I. Kant, geb. d. 22. April 1724.

ich nur immer, weil ich jetzt einige Zeit übrig habe, denselben zu schreiben anfangen. Zuerst muss ich Ihnen meinen besten Dank für das Exemplar Ihrer Critik der Urtheilskraft, das ich auf Ihren Befehl aus Herrn de la Garde's Händen erhielt, abstatten; es ist mir dies ein neuer, angenehmer Beweis, dass Sie mich Ihrer Liebe nicht ganz unwerth halten. Herr la Garde ist mit dem Absatz der Schrift sehr zufrieden und hofft künftige Ostern eine neue Auflage zu veranstalten. Auch füge ich ein Exemplar meiner kleinen Schrift über das Moralprincip bei mit der Bitte, dass Sie die Freundschaft haben möchten es gelegentlich durchzulesen; vielleicht dürfte ich dann hoffen, dass Sie mir bei meinem Aufenthalt in Königsberg einige Winke und Bemerkungen für den zweiten Theil geben. — Ihre Schrift gegen Eberhard hat mir unendlich viel Vergnügen gemacht; ich habe nicht eher geruht, bis ich sie ganz durchgelesen hatte, und ich habe mich sehr darüber gefreut, dass Sie Herrn Eberhard so trefflich festzustehen gezwungen haben, da er in seinem Magazin so gewaltig viel Wendungen und Sprünge macht.

Vielleicht hat Ihnen das Gerücht schon gesagt, dass der Minister von Schulenburg, in dessen Hause ich wohne, nicht, wie die Zeitungen aussagen, am Schlagfluss gestorben ist, sondern sich selbst erschossen hat. Der Staat hat an ihm einen Mann von vielen und trefflichen Kenntnissen, von ungemeiner Arbeitsamkeit, und ich einen grossen Beschützer, und was mich noch weit mehr schmerzt, einen Freund verlohren. — Ich bin überzeugt, dass es Ihnen nicht unlieb sein wird von diesem Vorfall, der gewiss Aller Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, näher unterrichtet zu sein, und ich will Ihnen daher einige Umstände ausführlich erzählen. — Der verstorbene Minister trat vor ungefähr 3½ Jahr an die Stelle seines Verwandten, des Ministers von Schulenburg-Kehnert, den man dahin gebracht hatte, dass er um seinen Abschied anhalten musste. Vorher war er Landrath gewesen und hatte sich unter Anderem durch die treffliche Einrichtung der Feuersocietät für das Land berühmt gemacht. Als Minister entwarf er den Plan zur Mobilmachungscommission und ward Chef derselben. Zwei Jahr existirte dies Collegium schon und zwei Jahr hatte man auch schon an einem Plan gearbeitet,

welche Einrichtungen man zu treffen habe, im Fall die Armee marschiren sollte, aber dieser Plan war wegen der grossen Verschiedenheit der Meinungen der Mitglieder nicht zu Stande gekommen. Plötzlich ward die Vermuthung des Ausrückens der Regimenter Gewissheit und nun ging die Noth des Ministers an. Die Kassen waren erschöpft, die Schatzkammer zum Theil leer, Widerspruch fand sich an allen Orten, es herrschte Mangel an Getreide und Fourage und dies brachte den Minister zu dem gewaltsamen Entschluss. Sie werden sich über die angeführten Ursachen wundern und vielleicht ihre Richtigkeit in Zweifel ziehen, aber sie sind demungeachtet ganz wahr. — Der sogenannte eiserne Bestand der Cassen existirte schon längst nicht mehr. Unter den Papieren des Ministers fand sich unter andern ein Zettel: An eisernen Bestand 0000. — Die Schatzkammer zum Theil leer. — Im Jahre 1787 waren noch 27 Millionen Courant im Schatz und jetzt ist auch nicht ein Heller davon mehr da und man hat in den Generalmünzdirector von Seiten des Ministeriums gedrungen, Courant zu schaffen, der sich nun in grosser Verlegenheit befindet. Man sagt sich hier in's Ohr, die sogenannte Extraordinäre Casse, auf die, wer weiss, was für Anweisungen gegeben worden sind, sei nichts anderes als der Schatz gewesen. — Und überhaupt mag es wohl ein politischer Kunstgriff des verstorbenen Königs gewesen sein, von dem Schatz eine sehr grosse Meinung zu verbreiten, da Preussen nur durch einen Schatz seine politische Existenz erhalten kann. — Widerspruch fand er an allen Orten. Unter Andern forderte der König von ihm, dass er berechnen sollte, wie lange Preussen einen Krieg aushalten könnte. Er schrieb, dass man ein Resultat von ihm verlangte, wozu man ihm keine Data gegeben hätte; er könne dies nicht eher, als bis man ihn in den Stand setze, die Einkünfte aus jeder Provinz und die Anzahl ihrer Einwohner zu wissen, um danach die Vertheilung zu machen; und stellen Sie sich vor — er erhält eine Cabinetsordre vom Minister Wöllner geschrieben (der sogar seine Hand nicht einmal verstellt hatte) in welcher ihm gesagt wird, er habe nicht recht verstanden, er solle die Berechnung nur so einrichten, dass er annähme, der Staat habe eine gewisse Anzahl Einwohner und eine gewisse Summe Einkünfte, und für diese berechnen,

wie lange man den Krieg führen könne, man werde alsdann schon das, was man zu wissen wünsche, selbst herausbringen. — Ferner waren in der Mobilmachungscommission Leute, die recht gut den Militärdienst verstehen mögen, die aber von den Finanzen garnichts wissen, und doch wollten diese nicht blos Jaherrn sein, daher widersprachen sie, so dass sehr oft eine und dieselbe Ordre 10 bis 12 mal verändert wurde. — Endlich, glaube ich, hat der Minister auch darin einen Fehler begangen, dass er die Getreideausfuhr erlaubte, das einzige, worin er dem physiocratischen System anhing. — Der Entschluss sich zu erschiessen, wenn die Sache nicht nach seinen Wünschen abliefe, ist von ihm schon 5 Wochen vor seinem Tode gefasst worden, das erhellet aus dem Umstande, dass er so lange vorher sich Pistolen und Ladung hat geben lassen und sie in seinem Schreibpult aufbewahrt hat. — Der Entschluss aber sich gerade zu der Zeit zu erschiessen war augenblicklich; dies erhellet aus vielen Umständen, die aber für diesen Brief zu weitläufig sind, die ich also aufbewahren werde, bis ich das Vergnügen geniessen werde, den Herrn Prof. persönlich zu sprechen. — Sonderbar war es, dass er mit der Lorgnette in der Hand vor dem Bildnisse des verstorbenen Königs sich erschossen hat, das auch ganz mit Blut und Gehirn bespritzt war.

Der König hat zwar auf die vom Geh. Rath Segner erhaltene Nachricht vom Tode des Ministers der Wittwe durch den Obristen von Geysau mündlich condoliren lassen, aber ihr bis jetzt auf ihren Brief, worin sie um eine Pension bittet, noch nicht geantwortet und wird ihr auch wohl schwerlich antworten. Der Minister von Schulenburg-Kehnert hat die vacante Stelle erhalten, er hat aber folgende Bedingungen (wie man sagt) gemacht: 1, dass er nur unter dem Könige stehe, 2, dass er das rückständige Ministergehalt für die Jahre, dass er ausser Diensten ist, d. i. 21,000 Thaler erhalte, 3, dass er seine Stelle niederlege, wenn der Krieg geendigt ist. Der König hat ihm überdies einen Krückstock des verstorbenen Königs, der 10,000 Thlr. werth sein soll, geschenkt.

Ich werde wahrscheinlich nicht im Schulenburgschen Hause bleiben, da jetzt dasselbe durch Weiber regiert wird, die nur nach Launen handeln. Wie froh bin ich, dass mein Gehalt als Prinzenlehrer mich

vor Mangel sichert. Ich erhalte jährlich 360 Thlr., wovon ich nothdürftig auskommen kann.

Soeben erhalte ich durch Herrn Nicolovius Ihre Abhandlung gegen Eberhard als ein Geschenk Ihrer Güte. Ich darf es Ihnen wohl nicht erst sagen, wie sehr ich durch alle Beweise Ihrer Güte gerührt bin; es ist gewiss kein Mensch in der Welt, der Sie inniger liebt, inniger schätzt als ich.

Ihrem verehrungswürdigen Freunde, Herrn Prof. Krause empfehlen Sie mich aufs Beste. Seine Gesundheit ist doch vollkommen wiederhergestellt? Ich freue mich herzlich darauf ihn wieder zu sehen; denn so unangenehm mir der Vorfall mit dem Minister auch ist, so soll mich doch nichts abhalten, innerhalb acht Wochen nach Königsberg zu reisen. Ich bin mit der uneingeschränktesten Hochachtung

Ihr

aufrichtigster Verehrer

J. G. C. Kiesewetter.

Kiesewetter an Kant.

7.

Berlin den 9. November 1790.

Verehrungswürdiger Herr Professor.

Herr de la Garde hat mir gesagt, dass er heute an Sie schreiben will und hat mir versprochen, ein Blättchen von mir einzulegen, und ich ergreife daher diese Gelegenheit, Sie von meiner glücklichen Rückkunft nach Berlin zu benachrichtigen, und Ihnen nochmals meinen wärmsten Dank für die grossen Beweise Ihrer Freundschaft, die Sie mir während meines letzten Aufenthaltes in Königsberg gegeben haben, abzustatten. Ich werde es gewiss nie vergessen, wieviel ich Ihnen, vorzüglich in Rücksicht meiner Kenntnisse danke, es nie vergessen, dass Sie doch allein die erste Ursache meines jetzigen Glücks sind. — Ich habe meinen Unterricht bei Hofe schon wieder angefangen, und ich werde noch diese Woche dem Grafen Brühl vorgestellt werden. Für diesen Winter habe ich Anthropologie, Logik und Critik der reinen Vernunft angekündigt; die erstere scheint ziemlich besetzt werden zu wollen. Vielleicht lese ich auch den Hofdamen ein Collegium.

Herr de la Garde freut sich recht sehr, dass Sie mit dem Drucke Ihres Buchs zufrieden sind und wünscht, dass Sie Ihren Verlag zwischen ihm und Nicolovius theilen möchten. Herr Capellmeister Reichard ist krank, so dass ich ihn noch nicht habe sprechen können. HE. Geheimerfinanzrath W. habe ich noch nicht zu Hause finden können.

Der König hat den Minister Schulenburg zum Generallieutenant der Cavallerie erklärt, um ihm im Kriegs-Colleg. Sitz und Stimme zu geben, wo nach den Gesetzen nur gediente Militairpersonen Sitz und Stimme haben können. Schulenburg hat im siebenjährigen Kriege wirklich Militärdienste gethan. Die Pferde der in Berlin stehenden Regimenter sind zwar verkauft, aber vergangenen Dienstag ist den Gensd'armenoffizier bei der Parade befohlen, wer irgend kann, solle seine Pferde behalten und sich überhaupt fertig halten zu Anfang des März zu marschieren.

Der Doktor Jachmann ist noch nicht hier eingetroffen. Der Doktor Goldschmid lässt sich Ihrer Freundschaft empfehlen. Ich habe mir die Freiheit genommen, Ihnen durch die Frachtfuhrleute Teltowsche Rüben zu schicken. Fracht und alles ist berichtigt. Sie sind jetzt in Hexel gepackt, meine Mutter aber hat mir gesagt, dass Sie sie nun in trockenen Sand würden packen lassen müssen; und Ihrer Köchin lässt sie sagen, dass sie die Rüben mit lauwarmem Wasser einwaschen und nicht viel über eine Viertelstunde kochen lassen muss, weil sie sehr bald gahr werden. Die Baronesse von Bielefeld empfiehlt sich Ihnen bestens. Herr Jeoffrey hat sich sehr über die Abänderungen gefreut, die Sie ihm schicken wollen und dankt Ihnen schon im Voraus. Ich bin mit dem wärmsten Gefühle der Freundschaft

Ihr
aufrichtigster Verehrer
J. G. C. Kiesewetter.

Kiesewetter an Kant.

8.

Berlin d. 3. Juli 1791.

Theuerster Herr Professor.

Herr de la Garde hat mir die unangenehme Nachricht hinterbracht, dass Sie, wie ihm Herr Dr. Biester erzählt, auf ihn und mich sehr un-

gehalten sind, dass ich diese Messe in seinem Verlage ein Lehrbuch einer reinen allgemeinen Logik nach Ihren Grundsätzen herausgegeben habe und ich versichere Sie, dass diese Nachricht mich ganz erschüttert hat. Ein Mann, den ich so aufrichtig verehre und liebe, ist mit meinem Betragen nicht zufrieden, ist sogar ungehalten auf mich. Sie können glauben, dass mich das schmerzen musste. Allein ich bin mir keines Vergehens bewusst und je länger ich über die Sache nachdenke, desto mehr leuchtet es mir ein, dass hier ein blosses Missverständniss, welches ich freilich trotz alles Nachdenkens nicht herausbringen kann, zu Grunde liegen muss. Erlauben Sie daher, dass ich Ihnen die ganze Sache vortrage; Sie als ein so billig denkender Mann werden sodann gewiss finden, dass mich auch nicht einmal der Verdacht eines Vergehens treffen kann.

Schon als ich noch in Halle war, fasste ich den Entschluss den Versuch zu machen, nach Ihrer Angabe eine reine allgemeine Logik zu schreiben, und ich arbeitete auch schon damals über mehrere einzelne Gegenstände derselben etwas aus. Diese wenigen Blätter brachte ich nach Königsberg mit. Ich erzählte Ihnen, dass ich in Berlin Vorlesungen über Logik zu halten gesonnen sei und dass ich zu diesem Behuf in der Folge einige Bogen drucken lassen wollte; fragte Sie ebendamals, was für ein Lehrbuch Sie wohl unterdessen für das beste hielten, und Sie gaben mir (dies steht Alles noch lebhaft in meinem Gedächtniss) zur Antwort, dass Sie, wie ich wüsste, Logik nach Meier läsen, dass Sie aber mit diesem Lehrbuch nicht zufrieden wären. Ich arbeitete noch in Königsberg den grössten Theil der Hefte zu diesen logischen Vorlesungen aus, las Ihnen mehreremal Stücke derselben zur Beurtheilung vor, und Sie waren so gütig, sich mit mir darüber zu unterhalten und meine Vorstellungen zu berichtigen, dies war z. B. der Fall bei der Eintheilung der Begriffe nach den Tafeln der Kategorien, bei der Eintheilung der Schlüsse in Verstandesschlüsse, in Schlüsse der Urtheilskraft und der Vernunft u. s. w., ja Sie waren so gütig mir Materialien zu einer Einleitung in die Logik zu dictiren. — Ich ging nach Berlin und las zweimal Logik nach meinen Heften; aber meine Zuhörer wollten einen Leitfaden haben, und ob ich ihnen gleich das Lehrbuch des

Herrn Prof. Jacob dazu vorschlug und von diesem auch mehrere Exemplare von Halle kommen liess, so waren sie doch nicht damit zufrieden, weil sein Gang und der meinige verschieden waren, und lagen mich an, meine Hefte drucken zu lassen. Ich sprach vorläufig deshalb mit Herrn de la Garde ohne doch etwas Gewisses festzusetzen, und daher kam es, dass mein Buch vergangene Michaelismesse nicht unter den zukünftigen Büchern angekündigt wurde. Als ich vergangene Michaelis nach Königsberg kam um Sie zu besuchen, nahm ich meine Hefte mit und legte Ihnen noch über mehrere Gegenstände, die ich bei der Ausarbeitung mir nicht ganz hatte entwickeln können, Fragen vor, die Sie mir gütigst beantworteten. Konnte ich also nicht mit Wahrheit sagen, dass ich Ihnen einen grossen Theil der Materialien zu dieser Schrift verdanke, dass Sie einen Theil dieser Arbeiten kennen, und würde ich nicht undankbar gegen Sie gewesen sein, wenn ich das Bekenntniss nicht freimüthig gethan hätte, dass das wenige Gute, was etwa in dem Buche sei, Ihnen angehöre? Heimlich habe ich die Herausgabe eines Lehrbuchs der reinen allgemeinen Logik nie gehalten, ich habe mit Herrn Hofprediger Schulz und mit Herrn Mag. Gensichen oft über diesen Punkt gesprochen; und warum sollte ich auch ein Geheimniss daraus machen? Ist es denn etwa unerlaubt den Versuch zu wagen, eine reine allgem. Logik nach Ihren Grundsätzen zu verfertigen und dem Publiko zur Prüfung vorzulegen, selbst wenn ich dergleichen auch nicht als Lehrbuch gebraucht hätte; hat Herr Prof. Jacob, Herr Adj. Schmid, Herr Prof. Hufeland mit mehreren Theilen des dogmatischen Theils Ihres Systems nicht dasselbe gethan? Allein wenn ich auch annehme, dass Sie vergessen hätten oder dass es Ihnen entgangen sei, dass ich Ihnen gesagt habe, ich sei Willens dereinst einige Bogen über die reine allgem. Logik herauszugeben, so sehe ich doch noch nicht ein, was Sie ungehalten machen könnte. Ich habe ja nicht Hefte von Ihnen drucken lassen, dazu bedurfte ich Ihrer Erlaubniss, das Ganze ist ja meine Arbeit, wie können Sie über den Druck derselben böse sein? Ich wusste wohl, dass Sie nach Jahren den dogmatischen Theil Ihres Systems und also auch eine Logik herausgeben würden, aber das war nach Jahren; ich machte einen vorläufigen Versuch, wie Herr Jacob

dies bei der Logik und Metaphysik, Herr Schmid bei der Moral und Herr Hufeland beim Naturrecht gethan hatte; musste ich nicht der albernste Mensch sein, wenn ich mir einbildete, ich könnte Ihnen vorgreifen? Dass ich auch nicht entfernt etwas Unrechtes in der Herausgabe meines Lehrbuchs gesehen habe, erhellt daraus, dass ich mich als Verfasser genannt, ja es Ihnen sogar zugeeignet habe; konnte ich das, wenn ich die Herausgabe des Werkes für unrecht hielt?

Der einzige Fehler, den ich begangen habe, der mir aber wahrlich nicht zuzurechnen ist, besteht darin, dass ich Ihnen das Dedicationsexemplar so spät geschickt habe, dass Sie weit eher ein anderes Exemplar in die Hände bekamen, aber ich erhielt das Dedicationsexemplar erst in der zweiten Messwoche von Herrn de la Garde, das Binden nahm auch Zeit weg, darüber kam Herr Nicolovius nach Berlin und ich nutzte diese Gelegenheit es ihm mitzugeben.

Dies die Erzählung des ganzen Vorfalls und ich bin versichert, Sie werden überzeugt werden, dass auch kein Schein von Schuld für mich und Herrn de la Garde übrig bleibt. — Ich ersuche Sie daher, würdiger Mann, ich beschwöre Sie, mir zu melden, wodurch Sie sich von mir beleidigt halten, damit ich mich rechtfertigen kann; denn ich will lieber Alles in der Welt als Ihre Achtung, die mir unschätzbar ist, verlieren. Wie konnten Sie auch nur einen Augenblik voraussetzen, dass ich, der ich Ihnen so sehr verbunden bin, die Absicht haben konnte, Sie auch nur durch die geringste Kleinigkeit kränken zu wollen. Ich muss Sie um so mehr um die Auflösung des Räthsels bitten, da mein ganzer Ruf davon abhängt; Sie sind aber zu gerecht, als dass Sie wollen könnten, dass mir ohne Vertheidigung etwas zu Schulden käme.

Ich habe von Herrn Kapellmeister Reichardt schon seit einiger Zeit den Auftrag Ihnen ein Kästchen mit Landkarten zu schicken und ich habe immer auf Gelegenheit gehofft, da ich aber keine finden kann, so sehe ich mich genöthigt, sie Ihnen mit einem Frachtfuhrmann zu schicken, und ich denke, dass sie noch diese Woche abgehen werden.

Ich bitte Sie nochmals inständigst, mir Ihre Gewogenheit nicht zu entziehen; Sie können gewiss versichert sein, dass es mir nie auch nur entfernt in den Sinn gekommen ist etwas zu thun, was Ihnen missfällig

sein könnte. Ich werde gewiss so lange in einer ängstlichen Ungewissheit schweben, bis Sie mir gütigst antworten und mir sagen, dass Sie noch mein Freund sind. Ich bin mit aller Hochachtung

Ihr
aufrichtiger Verehrer
J. G. C. Kiesewetter.

Kiesewetter an Kant.

9.

Berlin d. 15. Juli 1793.

Wohlgebohrener Herr,
Hochzuehrender Herr Professor.

Sie haben die Güte gehabt mir durch den Herrn Nicolovius ein Exemplar Ihrer neuesten Schrift zu überschicken und ich statte Ihnen meinen verbindlichsten Dank dafür ab. Es hat dies Ihr Geschenk um so mehr Werth für mich, da es mir ein Beweis zu sein scheint, dass Sie mir Ihre Freundschaft nicht entzogen haben; ein Gedanke, der mich bisher sehr betrübt hat, weil gewiss Niemand eine grössere und reinere Achtung für Sie empfindet als ich. Ich hätte meine Pflicht Ihnen meinen Dank abzustatten schon längst erfüllt, wenn nicht eine starke Geschwulst meines rechten Armes, die mir seit beinahe drei Wochen nicht zu schreiben erlaubt, es mir unmöglich gemacht hätte. — Ihre Schrift hat mich entzückt, theils wegen der neuen Aufschlüsse, die ich aus ihr erhielt, theils wegen der so äusserst glücklichen Deutung mehrerer biblischen Stellen. Sie kann richtig verstanden unendlichen Vortheil bringen, wenigstens dem elenden Streit der Religionsparteien und der Ketzermacherei ein Ende machen. Ich bin sehr begierig zu hören, was unsere Theologen und vorzüglich was unsere Ketzerrichter dazu sagen werden, da sie den Druck derselben doch nicht haben hindern können.

Herr Tilling aus Kurland, der mir ein Compliment von Ihnen gebracht hat, hat mir zu meiner grossen Freude erzählt, dass Sie sich vollkommen wohl befinden. So können wir also hoffen, dass Ihre Moral recht bald erscheinen wird, und gewiss ist kein Buch von so Vielen so sehnlich erwartet worden als dies. Der grösste Theil der denkenden

Menschen hat sich, wie dies auch leicht vorauszusehen war, von der Richtigkeit des formalen Princips der Moral überzeugt, aber die Herleitung eines Systems der Pflichten und die Deduction mehrerer Rechte (z. B. des Rechtes des Eigenthums) hat so viel Schwierigkeiten, die alle bis jetzt erschienenen Systeme nicht völlig heben, dass Jedermann die Erscheinung eines Systems der Moral von Ihnen herzlich wünscht; und dies gewiss um so mehr, da grade jetzt durch die französische Revolution eine Menge dieser Fragen aufs Neue in Anregung gebracht sind. Ich glaube überhaupt, dass sich über die ersten Grundsätze der französischen Republik und über die Vernunftmässigkeit derselben sehr viel Interessantes sagen liesse, wenn es rathsam wäre darüber zu schreiben. Auch hier ist dieser Gegenstand der einzige Vorwurf aller Unterhaltung, der einzige Grund aller Streitigkeiten, die aber am Ende leider immer darauf hinauslaufen, dass man entweder die Sache selbst mit ihren jetzigen Repräsentanten verwechselt, oder die Richtigkeit von Ideen durch Erfahrung beweisen oder widerlegen will, oder unmögliche Dinge fordert.

Meine Lage hat sich im Ganzen nicht viel geändert; ich habe jetzt als Lehrer der königlichen Prinzen jährlich 600 Thaler, wofür ich aber wöchentlich 15 Stunden Unterricht geben muss. Als Professor habe ich bis jetzt noch kein Gehalt, aber die Verpflichtung jährlich einmal publice Logik zu lesen, doch hat mir der König versprochen, sobald es angeht, mir Gehalt zu geben. Sonst hatte ich noch als Chargé d'affaires bei der Prinzessin Auguste 400 Thaler jährlich, aber die Stelle ist eingezogen und mir auch blos Entschädigung versprochen. So lange der Krieg dauert, ist freilich wenig Hoffnung dazu da, allein ich weiss aus einer ziemlich sichern Quelle, dass der König jetzt geneigt ist noch vor Ausgang des Jahres Frieden zu machen.

Die Herren Prof. Jacob und Fischer haben sich mit mir vereinigt eine philosophische Bibliothek herauszugeben, die Auszüge aus den in jeder Messe erschienenen besten philosophischen Schriften enthalten soll, sie sollen nicht kritisch sein, sondern die Leser blos in den Stand setzen den Gang der Ideen der Verfasser leichter zu übersehen und das, was Jeder Neues gesagt hat, eher zu fassen; sie soll also nicht sowohl dazu

dienen auf die wichtigen philosoph. Schriften aufmerksam zu machen, als vielmehr nach Lesung derselben nützen. — Die von mir im Messkatalogus angekündigte Schrift ist wegen meiner Krankheit nicht fertig geworden und jetzt zweifle ich sehr, dass sie erscheinen wird.

Ich bitte Sie herzlich um die Fortdauer Ihrer gütigen Gesinnungen gegen mich und werde gewiss nie aufhören mit der innigsten Werthschätzung zu sein

Ihr
dankbarer Schüler
J. G. C. Kiesewetter.

Kiesewetter an Kant.

10.

Berlin den 23. November 1793.

Hochzuehrender Herr Professor.

Ich habe mir die Freiheit genommen Ihnen vor ungefähr 14 Tagen ein kleines Fässchen mit Teltower Rüben zu überschicken und ich würde Sie auch schon davon benachrichtigt haben, wenn ich nicht gewünscht hätte Ihnen zugleich das erste Stück der philosoph. Bibliothek, die ich mit dem Herrn Prof. Fischer gemeinschaftlich herausgebe, übersenden zu können; allein da der auswärtige Druck die Sache in's Weite zieht, so habe ich mich schon entschliessen müssen Ihnen das Werkchen nachzuschicken, damit Sie nicht die Rüben erhalten ohne davon benachrichtigt zu sein. Ich wünsche nichts mehr, als dass sie Ihren Beifall erhalten mögen; dafür habe ich gesorgt, dass sie wirklich aus Teltow sind.

Sie werden sich wundern, dass ich die philosoph. Bibliothek auswärts drucken lasse, allein Herr Hermes haben es für gefährlich gehalten, einen Auszug aus Heidenreichs natürlicher Religion drucken zu lassen und in dem ersten Bogen eine solche Menge Correcturen gemacht, dass ich mich zum auswärtigen Druck entschliessen musste. Seine Correcturen sind Meisterstücke und verdienten wohl als Actenstücke der Berliner Censur gedruckt zu werden, wenn ich nicht die Ruhe liebte. Er will Gott für kein Individuum gelten lassen, man soll

durch Tugend sich nicht der Glückseligkeit würdig, sondern fähig machen, und was des Zeugs alles mehr ist. Ich erwarte nun, ob er das Buch verbieten wird; thut er dies, so bin ich entschlossen gegen ihn zu klagen. Mich hat er hingegen noch glimpflich behandelt. Herr Prof. Grillo, ein Mann von 60 Jahren, wollte einen Auszug aus Ihrer Religion innerhalb den Grenzen der Vernunft drucken lassen, dem hat er wie einem Schulknaben Knittel am Rande des Mscrpt. gemacht. Wäre Grillo nur nicht so friedliebend.

Sie sehen, wir stehen unter harten Zuchtmeistern und Hermes hat selbst zu meinem Verleger gesagt, er erwarte nur den Frieden, um mehrere Cabinetsordres, die er im Pult habe, an's Tageslicht zu bringen. Jetzo besuchen diese Herren die Schulen und examiniren die Kinder; unter Andern erzählt man ein Examen von Woltersdorf in der Schule des grauen Klosters, was wirklich merkwürdig ist. Ganz dasselbe herzusetzen wäre Zeitverlust, aber nur die beiden ersten Fragen: W. Wie alt bist Du, mein Sohn? — K. 9 Jahre. — W. Wo warst Du denn vor 10 Jahren? — Uebrigens ist die Sache keine Erdichtung eines lustigen Kopfes, sondern strenge Wahrheit.

Das neue Gesetzbuch wird nunmehr eingeführt, aber mit 4 Abänderungen, wovon mir die eine entfallen ist. 1) wird aus der Vorrede die Anpreisung weggelassen, dass die Monarchie die beste Regierungsform sei, weil sich dies von selbst versteht; 2) der Artikel wegen der Ehe an der linken Hand ausgestrichen und 3) der Artikel über die Strafen wegen der Geisterbeschwörer aufgehoben.

Wie es mit dem Kriege werden wird, weiss Niemand. Gestern versicherte mich Jemand, dass wir an Östreich eine Forderung von 45 Millionen machten, unter welcher Bedingung wir den Krieg allein fortsetzen wollten. Gewiss ist es wohl, dass wir zu Anfang des Krieges den Östreichern viel Vorschüsse gethan haben, weil bei ihnen nicht Alles so ordentlich ist als bei uns. Man erwartet hier einen ausserordentlichen Gesandten von Östreich. Die Prinzen werden in 8 Tagen erwartet, so auch der König, der jetzt in Potsdam ist. Lucchesini, der Schwager von Bischofswerder, geht als Gesandter nach Wien. Jedermann wünscht sehnlich den Frieden.

Gern möchte ich Ihnen noch Vieles schreiben, aber ich habe vergessen, dass der Brief vor 5 Uhr auf der Post sein muss und es ist gleich 5 Uhr. Ich empfehle mich Ihrer fortdauernden Freundschaft und bin mit der höchsten Achtung

Ihr

dankbarer Schüler

J. G. C. Kiesewetter.

Kiesewetter an Kant.

11.

Berlin d. 8. Juni 1795.

Werthgeschätzter Herr Professor.

Ich nehme mir die Freiheit Ihnen die zweite Auflage meiner Logik und das andere Werkchen, was von mir in dieser Messe erschienen ist, zu überschicken; und ich würde mich glücklich schätzen, wenn Sie meine Arbeiten Ihrer Aufmerksamkeit nicht ganz unwürdig hielten. So sehr ich mich auch in dem letzten Buche bemüht habe, die Resultate Ihres Scharfsinns populär vorzutragen, so viel bleibt mir dennoch zu wünschen übrig und ich habe nur zu sehr empfunden, dass das blosse Verstehen und Begreifen uns nicht sogleich in den Stand setzt unsere Erkenntnisse à portée de tout le monde vorzutragen. Den Vorwurf, etwas Wichtiges aus Ihrem System übergangen zu haben, fürchte ich nicht, wohl aber den, dass ich noch manches hätte herauslassen sollen, weil es dem im Philosophiren ungeübten Leser zu schwer werden möchte. Die Lehre von Raum und Zeit scheint mir ziemlich fasslich dargestellt zu sein, aber mehr Schwierigkeiten wird der Leser bei der Deduction der Categorien und bei der Aufstellung der reinen Verstandesgesetze finden. Die Deduction des Moralprincips und die Beantwortung der Frage: was darf ich hoffen? hat mir weniger Anstrengung gekostet. Sollten Kenner mit diesem Werkchen nicht unzufrieden sein, so wäre ich entschlossen auf eine ähnliche Art die Kritik der Urtheilskraft zu bearbeiten, ein Werk, an dem meine ganze Seele hängt.

Zu meiner grossen Betrübniss ist von Ihnen diese Messe nichts erschienen, so sehr ich dieses auch gewünscht habe. Ihre Handbücher

der Metaphysik und Moral werden wir freilich wohl noch eine Zeit lang erwarten müssen, aber Sie haben schon seit einigen Jahren einige Bogen dem Publiko schenken wollen, die den Uebergang von Ihren metaphys. Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik selbst enthalten sollten und auf die ich sehr begierig bin. — Es ist mir eine sehr auffallende Erscheinung, dass so sehr man Ihre übrigen Schriften genützt, erklärt, ausgezogen, erläutert hat, sich doch nur sehr Wenige bis jetzt erst mit den metaphys. Anfangsgründen der Naturwissenschaft beschäftigt haben. Ob man den unendlichen Werth dieses Buches nicht einsicht oder ob man es zu schwierig findet, weiss ich nicht. Mir ist jetzt keine Bearbeitung dieses Werkes bekannt, als der vortreffliche Auszug aus demselben von Herrn Hofprediger Schulz in der allgemeinen Literaturzeitung und der erläuternde Auszug von Herrn Mag. Beck, den ich aber bis jetzt noch nicht gelesen habe. Sollte es dem Publiko nicht angenehm sein, wenn ein Commentar über dies Werk erschiene? mir hat es unter allen Ihren Schriften die meiste Mühe gemacht und ich denke immer noch mit grosser Dankbarkeit daran, dass ich das völlige Verstehen desselben Ihrem mündlichen Unterricht schuldig bin.

Die letzte Nachricht von Ihrem Wohlsein, eine Nachricht, die mir jedesmal herzliche Freude macht, habe ich vor einigen Tagen von den Herren Nicolovius und Hartknoch, die ich auf einige Augenblicke in Freyberg sprach, erhalten. Es würde mir äusserst angenehm sein, wenn ich auch nur durch einige Zeilen von Ihnen die Nachricht erhielte, dass Sie gesund und froh sind, und ich würde dies zugleich als einen Beweis ansehen, dass Sie mich Ihrer Freundschaft nicht ganz unwerth halten.

Machen Sie, wenn ich bitten darf, recht viel herzliche Empfehlungen von mir dem Herrn Prof. Krause und an Herrn Münzdirector Göschen und seine Familie. Ich wünschte sehr, dass der gute Mann einige Erleichterung seines Uebels durch den Gebrauch seines Bades erhalten hätte.

Ich bin mit der aufrichtigsten Hochachtung und Liebe

Ihr

dankbarer Schüler

J. G. C. Kiesewetter.

Kiesewetter an Kant.

12.

Berlin d. 3. November 1795.

Werthgeschätzter Herr Professor.

Ich beantworte Ihren Brief ein wenig spät und muss deshalb um Verzeihung bitten, allein ich kann diese um so eher zu erhalten versichert sein, weil eine Menge wichtiger unangenehmer Umstände mich vom Schreiben abhielten. Ich habe meinen Vater, den ich unendlich liebte, nach einem schmerzhaften Krankenlager von mehr als 16 Wochen verlohren, und das alles hatte mich so mitgenommen, dass ich selbst mehrere Tage das Bett hüten musste. Jetzt befinde ich mich ein wenig besser und nun eile ich, Ihren mir so lieben Brief zu beantworten.

Meine Mutter hat Ihnen schon ächte Teltower Rüben besorgt, und sie werden in den ersten Tagen der künftigen Woche von hier abgehen. Es freut mich herzlich, dass ich Ihnen in irgend etwas dienen kann, aber ich bitte Sie sehr, dis kleine Geschenk von mir anzunehmen; Sie haben mir so viel Freundschaft erwiesen und ich bin Ihnen so sehr verpflichtet, dass ich nichts eifriger wünsche, als Ihnen an wichtigeren Dingen zeigen zu können, wie sehr ich Sie liebe. Glauben Sie aber ja nicht, dass ich ohne Ihren Brief Sie vergessen haben würde, die Rüben waren schon längst für Sie bestellt und ich mache es mir zum Gesetz Ihnen alle Jahr diesen kleinen Hausbedarf zu besorgen.

Für das Exemplar Ihrer Schrift: „zum ewigen Frieden" was Sie HE. Nicolovius für mich gegeben haben, danke ich Ihnen recht sehr; HE. Nicolovius ist hier noch nicht angekommen und ich habe es also auch von ihm noch nicht erhalten können; aber unendlich mehr danke ich Ihnen und wird Ihnen die Welt, redlicher, vortrefflicher Mann, für diese Schrift danken. Ich habe den Innhalt derselben verschlungen, Ihre Offenheit hat mich entzückt. — Aber leid thut es mir, dass diese Schrift nur den Deutschen bekannt werden sollte, es finden sich unter uns noch manche Hindernisse, ich will nicht sagen, die Wahrheit zu erkennen, aber doch sie auszuüben; gewiss würde diese Schrift bei jener grossen Nation, die so manche Riesenschritte auf dem Wege der poli-

tischen Aufklärung gemacht hat, viel Gutes stiften. Ich will sie daher einem meiner Freunde, einem hoffnungsvollen jungen Mann, einem Kenner und Verehrer der kritischen Philosophie, der vor kurzem von hier nach Paris gegangen ist, um dort kritische Philosophie zu lehren, schicken, damit er sie übersetze und dort bekannt mache; ich bin überzeugt, die Schrift wird ihr Glück machen, und Sie, edler Mann, werden mächtig zum ewigen Frieden beitragen. Dass Ihre Schrift hier nicht bei allen gleiche Aufnahme finden würde, liess sich zum voraus vermuthen. Herr Genz, der Uebersetzer des Mallet du Pan, der vielleicht fühlt, dass das, was Sie von seinem Helden gesagt haben, auch auf ihn angewandt werden könnte, hat eifrig dagegen gesprochen und wird vielleicht dagegen schreiben, so wie er ehemals gegen Ihren Aufsatz in der Berliner Monatsschrift schrieb. Als Gegner möchte ferner gegen Sie ein gewisser Prof. Meyer auftreten, der ehemals Bibliothekar in Göttingen war, jetzt hier privatisirt und wahrscheinlich von einer kleinen Pension lebt, die er, ich weiss nicht recht, warum, vom Hofe zieht, ein prätensionenvoller, seichter Mensch. Doch was kümmern Ihnen diese Menschen, Sie haben den herzlichen Dank aller Gutgesinnten; und ich wünsche nur Ihnen beschreiben zu können, mit welchem innigen Entzücken unsere besten Köpfe Ihre Schrift gelesen haben. Die Nachwelt wird es Ihnen erst danken, wenn sie die Früchte Ihrer Arbeit geniessen wird.

Sie wundern sich über die Erscheinungen an unserer Berliner Akademie. Was die auch thun mag, wundert mich nicht mehr.

Da sie die Frage wegen des Fortschreitens der Metaphysik seit Leibnitz aufwerfen konnte, ohne die question préalable ob es überhaupt nur Metaphysik gäbe, vorangehen zu lassen, so war es auch nicht zu verwundern, dass sie Schwab, Abicht, Reinhold, so rangirte. Hat sie doch die Frage aufgeworfen, ob es erlaubt sei das Volk zu täuschen? und den Preis zwischen der Bejahung und Verneinung getheilt. — Hat sie doch gefragt, woher es komme, dass wir die Gegenstände aufrecht sehen? — Auch die Preisaufgabe über die Sprachen, bei der der Prediger Jänisch den Preis erhielt, gehört zu ihrer Charakteristik, weil die Männer über eine Abhandlung urtheilten, die den Geist von 13 Sprachen

darlegte, von denen viele ihnen gänzlich unbekannt waren; aber auch selbst von dieser Preisschrift des Jänisch muss ich Ihnen eine sonderbare Anecdote erzählen. Sie wissen, Jänisch hat unter andern den Geist der russischen Sprache dargestellt. Vor ungefähr 14 Tagen war ich bei einem russischen Kaufmann, den ich in Karlsbad kennen gelernt hatte und der sich seiner Gesundheit wegen in Berlin aufhält und einer meiner Zuhörer ist, zu Tische und hier fand ich den Prediger der russischen Gesandschaft. Bei Tische fiel das Gespräch auf die russische Sprache und auf die Schwierigkeiten, mit denen man bei Erlernung derselben zu kämpfen habe; und da erzählte uns der Prediger, Herr Jänisch sei als er um den Preis bei der gedachten Aufgabe der Akademie concurriren wollte, zu ihm gekommen und habe ihn gebeten, ihm in der russischen Sprache Unterricht zu geben; er habe dies aber abgelehnt, weil es ihm zu viel Beschwerde gemacht. Darauf habe ihn Jänisch gebeten, ihm einen andern Sprachlehrer zu diesem Behuf vorzuschlagen und er habe seinen Küster in Vorschlag gebracht. Jänisch habe auch 14 Tage bei diesem Unterricht genommen und ihn dann mit einem Dukaten belohnt entlassen. — Auf diese Weise hat Jänisch den Geist der russischen Sprache kennen gelernt, wieviel besser seine Richter unterrichtet gewesen sind, kann ich nicht wissen. — Sie wundern sich, dass die Preise diesmal nicht am Geburtstage des Königs ausgetheilt sind, und glauben, dass dis immer der Fall sein müsse, allein darin irren Sie; die Akademie hält ihre Sitzungen nur des Donnerstags und sie vertheilt die Preise also auch stets den nächsten Donnerstag nach des Königs Geburtstag, es sei denn, dass dieser selbst auf einen Donnerstag fiele.

Politische Neuigkeiten von Bedeutung haben wir jetzt nicht. Caillard hat seine Audienzen gehalten und das Skandalon, dass ein Bürgerlicher Gesandter ist, ist überwunden, er ist ein Mann zwischen 40 und 50 Jahren; und soll ein Mann von richtigem Verstande, aber doch kein ausserordentlicher Mensch sein. Bei der regierenden Königin hat er zwar Audienz gehabt, aber eingeladen ist er noch nicht geworden, doch hat die Prinzessin Heinrich das schon gethan. — Das Ueberschreiten der Demarkationslinie von Seiten der Östreicher, wodurch die

Franzosen zum Rückzuge genöthigt wurden, möchte manche unangenehme Folgen nach sich ziehen, um so mehr, da man wissen konnte, eine Armee von 4000 Mann kann die 40 Meilen lange Demarkationslinie nicht decken. Noch sind die Franzosen diesseits des Rheins, man erwartet jeden Augenblick die Nachricht von einer Schlacht, die das Schicksal der Östreicher entscheidet. Uebrigens ist ihr Verlust bei weitem so gross nicht, als die Zeitungen sagen, sie haben ungefähr 1000 Mann verlohren. — Der Erbprinz von Oranien ist immer noch hier, er ist fest überzeugt, dass er wieder nach Holland zurückkehren werde, worauf er diese Hoffnungen gründet, kann ich nicht begreifen. —

Der Minister Voss hat, wie man heute sagt, seinen Abschied erhalten, er ist, wie Sie wissen, der Bruder der verstorbenen Ingenheim.

Aber liebster Herr Professor, ich ermüde Ihre Geduld und raube Ihnen Ihre kostbare Zeit. Künftige Woche melde ich Ihnen, durch welchen Fuhrmann ich Ihnen die Rüben schicke und sende Ihnen zugleich Fracht- und Accise-Zettel. — Herr Professor Herz hat mir aufgetragen, Ihnen recht viel herzliche Grüsse von ihm zu bestellen.

Ich bin unveränderlich mit der innigsten Liebe und Hochachtung

Ihr

aufrichtiger Verehrer

J. G. C. Kiesewetter.

Kiesewetter an Kant.

13.

Berlin d. 23ten September 1796.

Theuerster Lehrer und Freund.

Da Herr Doctor Friedländer, der morgen von hier nach Königsberg abreist, die Güte haben will, einen Brief von mir an Sie mitzunehmen, so kann ich mir unmöglich länger das Vergnügen entsagen an Sie zu schreiben. Es war mein fester Plan in diesem Jahre nach Königsberg zu kommen und Sie zu besuchen, aber leider haben eine Menge unvorhergesehener Zufälle mich gehindert, diesen meinen Lieblingsplan auszuführen, allein ich hoffe mit Gewissheit, Sie im künftigen Jahr zu sehen.

Herr Hahnrieder, den Sie die Güte hatten mir zu empfehlen, hat seinen Vorsatz ausgeführt, er ist bei einem geschickten Tischler in die Lehre gegangen. Seine Lehrzeit ist auf 2½ Jahr bestimmt, er muss 50 Thaler Lehrgeld geben und für Wohnung, Kleidung und Kost selbst sorgen. Wir haben daher eine kleine Gesellschaft von Männern zusammengebracht, von denen es Jeder verdient einen redlichen Mann zu unterstützen, und sorgen so durch monatliche Beiträge für seinen Unterhalt; der Buchhändler Vieweg, ein Schwiegersohn von Herrn Rath Campe, giebt ihm freie Wohnung, Holz und Licht und auch den Abendtisch; und wenn die Zeit kommen wird, dass er sein Lehrgeld zahlen soll, so werden wir auch dann Rath schaffen.

Herr Hahnrieder hatte seine Lebensbeschreibung aufgesetzt und glaubte durch den Druck derselben soviel Honorar zu erhalten, dass er sein Lehrgeld damit abtragen könnte; allein ich habe ihm gerathen die Schrift nicht drucken zu lassen, theils weil ich fürchte, sie möchte wenigstens in ihrer gegenwärtigen Form wenig Beifall erhalten, theils weil die Charakteristik der darin vorkommenden Personen, die für diese nicht eben vortheilhaft ist, ihm Ungelegenheiten zuziehen könnte. Herrn Hahnrieder selbst habe ich in beinahe 14 Tagen nicht gesehen; ich glaube aber, dass es ihm wohl geht.

Mit einem andern Manne, den Sie kennen, habe ich weniger Glück gehabt. Dies ist ein gewisser Rellé, der, wie er mir sagte, in Königsberg ehedem in der lateinischen Sprache Unterricht ertheilt hatte und der wie ein anderer Ulysses nach langem Umherirren endlich in den traurigsten Umständen hier ankam. Er wandte sich an mich, und da er Sie kannte und recht feine Kenntnisse in der classischen Latinität besass, so nahm ich mich seiner an, verwandte mich für ihn bei einem russischen Kaufmanne, der mein Zuhörer war, und entriss ihn so dem äussersten Elende; darauf verschaffte ich ihm Unterricht in der lateinischen Sprache, so dass er wo nicht sein reichliches, doch sein nothdürftiges Auskommen hatte. Mit einem Male aber hat der alte Mann, ohne dass man die Ursache errathen kann, Berlin verlassen, ist, Gott weiss wohin, gegangen. Da er eine grosse Vorliebe für Königsberg bezeigte, so ist er vielleicht dorthin gegangen, und wenn dies der Fall

wäre, so könnten Sie mir wohl gütigst Nachricht von ihm ertheilen; denn da ich mich für ihn interessirt habe, wünschte ich doch zu wissen, was aus ihm geworden ist. Weil er so ganz heimlich weggegangen ist und es ihm doch wohl ging, so ist es mir schon eingefallen, ob er nicht etwa durch die Polizei weggeschafft sein möchte, denn so etwas trägt sich leider bei uns wohl zu, aber ich habe auch nicht den geringsten Schein zur Bestätigung dieses Verdachts auffinden können und überdies war er ein zu erklärter Aristokrat, als dass man hätte fürchten können, er werde in die Hände der heiligen Hermandad fallen.

Sie erweisen mir die Freundschaft sich nach meinem Sein und meiner Lage zu erkundigen. Bis jetzt ist Alles bei mir noch beim Alten; ich habe den Unterricht noch bei der Prinzessin und den Prinzen und lese Collegia; vergangenen Winter habe ich über meine Darstellung Ihres Systems, Logik und Ästhetik, und diesen Sommer Geometrie gelesen; künftigen Winter denke ich Moral und mathematische und physikalische Geographie zu lesen und in der Michaelismesse erscheint von mir eine Logik für Schulen, die ich Ihnen zu überschicken die Ehre haben werde. Da aber künftigen Mai sich die Prinzessin Auguste mit dem Erbprinzen von Hessen-Cassel vermählt, wodurch ich 360 Thaler jährlicher Einkünfte verliere, mir also für den Unterricht der Prinzen nur 240 Thaler übrig bleiben, so muss ich darauf bedacht sein meine Lage zu ändern. Anfänglich war ich entschlossen mir durch die Prinzessin mein Gehalt als Pension vom König zu erbitten, eine Bitte, die freilich nicht ungerecht sein würde, da ich 6 Jahre ihr Unterricht ertheilt habe; allein ich habe nach reiferer Ueberlegung diesen Plan fahren lassen, theils weil ich noch zu jung bin um Pension zu geniessen, theils weil mir eine Pension nicht sicher genug scheint, da man leicht einen Vorwand finden kann, weshalb ich nicht mehr würdig wäre, die Pension zu geniessen. Ich habe daher den Entschluss gefasst, mir vom Könige die Anwartschaft auf eine Stelle auszubitten, die mich nährt, die mir aber doch auch die nöthige Zeit übrig lässt, den Wissenschaften obzuliegen, und ich gehe jetzt damit um, mir eine solche Stelle zu suchen, damit, wenn der König diesen Winter nach Berlin kommt, die Prinzessin sich diese Stelle für mich ausbitten kann. Da ich weiss,

dass Sie an meinem Schicksale Theil nehmen, wofür ich Ihnen den herzlichsten Dank sage, so werde ich Ihnen, so bald mein Schicksal entschieden ist, Nachricht davon ertheilen. Sollte der König wider alles Vermuthen meine Bitte abschlagen, so werde ich Berlin verlassen und mit einem reichen, vernünftigen Mann eine Reise nach Frankreich, Italien, die Schweiz und vielleicht auch nach England machen.

Reisende, die vor Kurzem aus Königsberg kamen, haben mir erfreuliche Nachrichten von Ihrem Wohlbefinden gegeben und Sie werden es mir glauben, dass diese Nachrichten mich sehr froh gemacht haben. Auch die Ankündigung eines Naturrechts von Ihnen hat mir unglaubliche Freude gemacht und ich sehe der Erscheinung Ihres Werkes mit grossem Verlangen entgegen; um so mehr, da dadurch eine Menge von Streitigkeiten beigelegt werden wird.

Ich habe auch dafür gesorgt, dass Sie in diesem Jahre gute Teltower Rüben erhalten. So bald ich sie bekomme, werde ich sie Ihnen mit dem ersten abgehenden Fuhrmann übersenden.

Und nun, mein theuerster Lehrer und Freund, leben Sie recht wohl und ganz meinen Wünschen gemäss und schenken Sie mir einen Theil der Liebe wieder, mit welcher Sie liebt und verehrt

Ihr
dankbarer Schüler
J. G. C. Kiesewetter.

N. S. Dürfte ich Sie bitten, Herrn Hofprediger Schulz, Herrn Prof. Gensichen, Herrn Doctor Jachmann und Herrn Criminalrath Stägemann mein bestes Compliment zu machen.

Kiesewetter an Kant.

14.

Berlin d. 3. December 1796.

Zärtlich geliebter Freund.

Der gütige Antheil, den Sie an meinen Schicksalen nehmen und von dem Sie mir auch in Ihrem letzten Briefe Beweise geben, macht mich so dreist, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten. Ich hatte die Ehre Ihnen in meinem vorhergehenden Briefe zu melden, dass meine Lage

durch die Vermählung der Prinzessin Auguste mit dem Erbprinzen von Hessen-Cassel, die zu Anfange des neuen Jahres erfolgt, nothwendig verändert werden muss, weil das Gehalt, was ich für den Unterricht der beiden Prinzen erhalte, viel zu gering ist um auch nur meine nothdürftigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Eine Pension vom Könige zu erhalten ist an sich schon schwierig, weil es an Geld fehlt und für die Zukunft ungewiss, und überdies bin ich ein junger Mann, der noch arbeiten kann und will. Dass man etwas für mich thun wird, ist äusserst wahrscheinlich und ich habe durch achtjährigen Fleiss Ansprüche darauf; ich wünschte daher eine Stelle zu erhalten, die mich hinlänglich nährt, meinen Kenntnissen und Kräften angemessen ist und mir doch noch Zeit zum fernern Studio der Wissenschaften übrig lässt. Diese Stelle darf aber nicht von der Art sein, dass sie Fakultätserkenntnisse erforderte, denn die habe ich nicht, und sie erst zu erwerben ist zu viel Schwierigkeiten ausgesetzt. Ich glaube daher, das Beste für mich wäre, mich bei dem Accisedepartement, das dem Minister Struensee unterworfen ist, anstellen zu lassen. Den Gang der Geschäfte werde ich freilich erst lernen müssen, ehe ich eine Stelle bei diesem Departement bekommen kann, nur glaube ich, dass ich die nöthigen Kenntnisse durch angestrengten Fleiss mir leicht werde erwerben können. Um aber hier nach Wunsch zu reussiren, ist es nothwendig, dass der Minister mich gern aufnimmt und ich ihm nicht etwa vom Könige aufgedrungen werde; ich hoffe die Prinzessin und wo möglich der Kronprinz sollen sich deshalb bei Struensee verwenden; aber mehr als alle diese fürstlichen Empfehlungen würde die Empfehlung eines Mannes sein, der überall die höchste Achtung geniesst und der in Rücksicht auf Fähigkeit und Würdigkeit der competenteste Richter ist. Ich bitte Sie also recht sehr, verehrungswürdigster Freund, mir ein Empfehlungsschreiben an den Minister Struensee zu schicken; ich will gar gern eine Zeit lang ohne ein bestimmtes Amt arbeiten und ich denke, dass der König mir bis zu meiner Anstellung eine kleine Pension lassen wird. Sie sehen wohl, bester Herr Prof., dass ich nicht von unten herauf als Geh. Secretär u. s. w. dienen kann, aber um die Geschäfte eines Departements kennen zu lernen braucht man ja nicht abzuschreiben.

Dürfte ich nun wohl noch die Bitte hinzufügen, mir so bald als irgend möglich das besagte Empfehlungsschreiben zu schicken, weil ich meine Angelegenheiten, so bald der König nach Berlin kommt, und dies wird höchstens in 14 Tagen geschehen, betreiben muss. Ich habe zu grosse Beweise Ihrer Liebe für mich, als dass ich nicht mit Sicherheit erwarten könnte, Sie würden meine Bitte erfüllen.

Ihre Aufträge habe ich richtig besorgt und ich bitte Sie recht sehr, mich bald wieder damit zu beehren. Die Teltower Rübchen müssen jetzt schon in Königsberg angekommen sein; es wird mir recht viel Freude machen, wenn Sie mir schreiben, dass sie nach Ihrem Geschmack waren. — Herr Hahnrieder findet sich in seinem Zustande sehr glücklich; er ist ein wackerer Mann, der gewiss unverändert den Weg zu seinem Ziele verfolgen wird. Ich habe ihm die Stelle Ihres Briefes, die auf ihn Beziehung hat, vorgelesen und er hat herzliche Freude darüber bezeugt, dass Sie sich an ihn erinnert haben. Wie er mir sagte, hatte er schon vor mehreren Wochen an Sie geschrieben und er versprach mir, recht bald wieder einen Brief zu schicken. Er hat jetzt schon eine solche Fertigkeit in den mechanischen Arbeiten erhalten, dass ihm die Arbeit zur Lust geworden ist. Alle, die ihn kennen, schätzen ihn.

Allen meinen Freunden, die sich meiner gütigst erinnern, machen Sie meine besten Empfehlungen und seien Sie versichert, dass ich ewig mit der innigsten Liebe und Hochachtung bin

Ihr
dankbarer Schüler
J. G. C. Kiesewetter.

Kiesewetter an Kant.

15.

Berlin d. 11. April 1797.

Verehrungswürdiger Freund

Ich würde gewiss schon längst meine Pflicht erfüllt und an Sie geschrieben haben, wenn ich Ihnen nur irgend etwas Beruhigendes über meine Lage hätte schreiben können; da dies aber nicht der Fall war, so

hielt ich es für besser solange zu schweigen, bis die Umstände sich auf eine oder die andere Art geändert haben würden, denn ich bin von Ihrem gütigen, theilnehmenden Herzen überzeugt, dass es Sie betrübt haben würde, mich nicht glücklich zu wissen. Erlauben Sie mir, theuerster Mann, dass ich Ihnen ganz kurz die Veränderung meiner Lage erzähle.

Dem Minister Struensee, mit dem die Prinzessin, meine Schülerin, auch schon gesprochen hatte, übergab ich den Brief, den Sie auf meine Bitte die Güte gehabt hatten, an ihn zu schreiben und wofür ich Ihnen meinen herzlichsten Dank sage. Er fand sich dadurch sehr geschmeichelt, nahm mich sehr gütig auf, bat mich auch einmal zum Mittagessen und versprach mir fest, bei vorkommender schicklicher Gelegenheit an mich zu denken, sagte mir aber auch zu gleicher Zeit, dass ich es mir würde gefallen lassen müssen eine Zeit lang zu warten, was ich auch von selbst wohl einsahe. Indessen war dieser Weg von mir nur aus Noth gedrungen eingeschlagen worden und ich würde es immer für ein grosses Unglück gehalten haben, ein Amt zu bekommen, was mir nur wenig oder gar keine Zeit zur Fortsetzung meiner wissenschaftlichen Ausbildung gelassen hätte; ich beschloss daher alles nur Mögliche noch zu versuchen, um vom Könige eine Pension zu erhalten, wodurch ich in den Stand gesetzt würde ruhig fortzustudiren und dies um so mehr, weil ich es für Pflicht hielt, eine Forderung nicht so leicht aufzugeben, wozu 7jährige Arbeiten und das ausdrückliche Versprechen des Königs mir ein gegründetes Recht gaben. Aber alle meine Versuche waren vergeblich. Die Vorschläge, die ich dem Könige zu meiner Versorgung that, wurden durch das Cabinet jedesmal an Behörden gewiesen, die mir durch ihre Antwort zu erkennen gaben, dass sie nicht über mein Gesuch zu sprechen hätten und dass nothwendig ein Irrthum im Cabinette vorgegangen sein müsse, das Gesuch an sie zu schicken, wenn anders der König mir dadurch nicht zu verstehen geben wollte, dass meine Bitte abgeschlagen sei. Endlich wandte sich die Prinzessin, weil mündlich für jemand den König zu bitten verboten ist, durch ein Schreiben, das ihr wirklich Ehre macht, für mich an ihren Vater, aber auch dies blieb, ob es gleich Etiquette ist, dass der König seinen Kindern immer antwortet, unbeantwortet, und als sie den Tag vor ihrer Abreise mit

dem König mündlich darüber sprechen wollte, unterbrach er das Gespräch mit dem allgemeinen Versprechen, j'aurai soin de tout. Auf ihr Anrathen machte ich nach ihrer Abreise noch einige Demarchen, und da diese auch vergeblich waren, so gab ich alle Hoffnung auf, auf diese Art etwas zu erlangen. Unterdessen erhielt ich einen Brief von einem meiner ehemaligen Zuhörer, einem reichen russischen Kaufmann, der ein eifriger Anhänger Ihres Systems ist, welcher mich einlud, zu ihm nach Dresden zu kommen, mit ihm den Sommer zur Wiederherstellung meiner Gesundheit in's Bad zu gehen und sodann nach Frankreich und der Schweiz zu reisen, wenn ich in Berlin nichts mehr zu verlieren hätte. Ich war auch völlig bereit, diesen gütigen Vorschlag anzunehmen, als sich plötzlich eine andere Aussicht eröffnete. Einer meiner ehemaligen Zuhörer, der die Stelle eines ersten Sekretairs bei dem Obristen von Zastrow, dem Generaladjutanten des Königs, bekleidet, hatte gehört, dass ich Berlin verlassen wollte, und rieth mir, ehe ich diesen Schritt thäte, mich an den Obristen zu wenden, der mir sehr gewogen sei und und sich gewiss sehr für mich interessiren würde. Ich ging darauf nach Potsdam, sprach mit dem Obristen, der mich mit vieler Achtung und Freundschaft empfing und es übernahm mein Gesuch dem Könige vorzutragen. Der König äusserte seine grosse Zufriedenheit mit mir und schon den folgenden Tag erhielt ich eine Cabinetsordre, worin der König mir „zur Aufmunterung um in meinem Eifer zur Ausbreitung nützlicher Kenntnisse fortzufahren" eine lebenslängliche Pension von 360 Thalern (so gross war mein Gehalt für den Unterricht bei der Prinzessin gewesen) jährlich aussetzte, doch mit dem Beding, dass ich fernerhin den fremden Offizieren, die sich den Winter ihrer Ausbildung wegen in Berlin aufhalten, und den hiesigen Chirurgen unentgeltlich den Zutritt zu meinen Vorlesungen verstatte. Dadurch nun, theurester Freund, bin ich wenigstens gegen drückenden Mangel geschützt und also jetzt völlig ruhig. Ich werde fürs erste auf einige Monate in's Carlsbad gehen um meine Gesundheit wieder herzustellen, die wirklich sehr gelitten hat, und sodann meine Geschäfte nach wie vor fortsetzen. Den Unterricht bei den beiden Prinzen, für den ich zusammen 240 Thaler erhalte, habe ich beibehalten.

Von meiner Darstellung Ihres Systems für Uneingeweihte erscheint Michaelis die zweite Auflage. Ich habe Manches darin abgeändert und manche Zusätze gemacht, ich wünschte herzlich, dass Sie sie für Verbesserungen möchten gelten lassen. Der hiesige Dänische Gesandtschaftsarzt, der mein Zuhörer und ein trefflicher Kopf ist, wird Ihr Werkchen über den ewigen Frieden und diese Darstellung in's Dänische und ein junger schwedischer Gelehrter, der auch meine Vorlesungen besucht, in's Schwedische übersetzen. Auch hab ich das grosse Vergnügen, dass in mehreren katholischen Klöstern über meine Logik Vorlesungen gehalten werden.

Jetzt aber habe ich noch eine Bitte an Sie. Ihr Werkchen über den ewigen Frieden hat mich entzückt; ich habe angefangen einen Commentar darüber auszuarbeiten, worin ich die darin enthaltenen Sätze aus dem Natur- und Völkerrechte nach Anleitung Ihrer Metaphysik des Rechtes auseinandergesetzt und erläutert habe. Ich sehe aber wohl ein, dass ich ohne Ihre Erlaubniss dies nicht drucken lassen kann; daher will ich, wenn Sie es mir gütigst erlauben, Ihnen das Manuscript, so bald es fertig ist, zuschicken; erhält es Ihren Beifall nicht, so mag es ungedruckt bleiben und ich habe wenigstens den Vortheil meine Gedanken über so wichtige Gegenstände mir auseinander gesetzt zu haben.

Die Nachrichten, die mir Herr Dr. Friedländer von Ihrem Wohlbefinden gebracht hat, haben mir ungemein viel Freude gemacht, so wie ich überhaupt an allem, was Sie betrifft, den grössten Antheil nehme.

Herr Hahnrieder, der mit seiner Lage sehr zufrieden ist, hat mir aufgetragen, Ihnen in seinem Namen tausend Empfehlungen zu machen.

Dürfte ich Sie bitten Herrn Hofprediger Schulz, Herrn Prof. Gensichen und Herrn Criminalrath Stägemann mein Compliment zu machen und sie von der glücklichen Wendung meines Schicksales zu benachrichtigen.

Neuigkeiten, die Sie interessiren und die Sie nicht durch den Weg der Publicität erhielten, giebt es jetzt wenig; der König ist sehr krank und leidet an der Brustwassersucht, so dass er zuweilen Ohnmachten bekommt; er ist ganz abgezehrt und die Ärzte fürchten, dass er nicht

lange mehr leben möchte*); als er vergangenen Sonnabend von Potsdam nach Berlin reiste, musste er unterwegs einige mal still halten lassen, weil er keinen Odem bekommen konnte.

Am theologischen Himmel zeigen sich jetzt andere Phänomene; man wacht jetzt mit unerbittlicher Strenge über die geheimen Conventikel der Gläubigen. — Aus der Breslauschen Verschwörungsgeschichte wird, wie es bis jetzt scheint, wenig oder nichts herauskommen.

Ich bitte Sie recht sehr um die Fortdauer Ihrer Gewogenheit und Freundschaft und bin mit der innigsten Verehrung

Ihr

dankbarer Schüler

J. G. C. Kiesewetter.

Kiesewetter hat noch ferner an Kant geschrieben; doch sind diese Briefe hier nicht zu finden. Die beiden erhaltenen Briefe Kants an denselben (Werke v. Rosenkranz u. Schubert XI. 1. p. 191. — Werke v. Hartenstein 1868. VIII. p. 813) beziehen sich auf diese spätere Correspondenz. Es ist ersichtlich, dass die Teltower Rüben sowie die literarischen und politischen Neuigkeiten, welche in den obigen 15 Briefen eine Rolle spielen, Kant ebenso erwünscht waren, wie Kiesewetters Verharren bei der kritischen Philosophie ihm Freude macht.

d. H.

Daniel Jenisch an Kant.

1.

Berlin d. 25. August 1786.

Wohlgeborener und Hochgelehrter
besonders hochzuehrender Herr Professor

Wenn Ew. Wohlgeboren dieser mein erster Ausflug in die gelehrte Welt vor Augen kommen wird, so werde ich mir die Ehre, die meiner Wenigkeit dadurch widerfährt, vielleicht schon in Haag in Holland denken. Durch Ew. Wohlgeboren Güte allein ist's, dass ich mich in so günstigen

---

*) Friedrich Wilhelm II. starb am 16. November 1797.

Verhältnissen befinde. Herr Bibliothekar Biester, welchem Sie, mein Herr Prof., mich so gütig empfohlen hatten, war einige Wochen nach meiner Ankunft in Berlin und von Herrn Stuve in Braunschweig aufgetragen worden, ihm für einen der ihm anvertrauten jungen Herren einen Führer aufzufinden. Herr Biester theilte mir seinen Auftrag mit und ich trug kein Bedenken denselben anzunehmen, um so mehr da zugleich die Bedingung dabei war, den künftigen Eleven aus Holland, als wohin ihn sein Vater, der in Batavia ist, aus Indien geschickt habe, selbst abzuholen. Es war jetzt mein Plan ein wenig mehr in's Freie des Menschenlebens zu kommen und nicht mehr blos durch die Fenster der Studirstube in die Welt hineinzusehen. Ich reise also jezzo als morgen d. 26 August von Berlin nach Haag oder vielmehr dem Landgut Fiin bei Haag ab, halte mich daselbst etwa einen Monat auf und kehre sodann nach Braunschweig mit meinem künftigen Eleven zurück, woselbst er in dem von Stuve angelegten Institut alle Lehrstunden besucht und an mir ausser zwei Wiederholungsstunden blos einen Führer und Aufseher hat. Ich habe also die erwünschte Aussicht, bei einer glücklichen Musse, in der Nähe einer gerühmten, ansehnlichen Bibliothek dasjenige zu bearbeiten, was ich mir für die Zukunft zu betreiben vorgesetzt habe.

Mit wie viel Gütigkeit mir auch immer von manchen andern Männern in Berlin, an welche ich von Königsberg aus empfohlen war, begegnet worden, so habe ich doch, Dank sei es Ihnen, mein gütigster Herr Prof., Herrn Bibliothekar Biester selbst ohne diesen letzten Antrag die mehreste Verbindlichkeit. Nicht selten habe ich zu Mittage oder zu Abend bei demselben zu speisen die Ehre gehabt und so manche trauliche Unterhaltung desselben über das practische Leben wird mir für die Zukunft sehr belehrend sein. Wenn ich weiss, wie viel Achtung Herr Biester für Ihren Namen, mein Herr Prof., hegt, würde ich nicht mit Recht es mir als das belohnendste für so viel Gütigkeit des Herrn Doctors denken, wenn Ew. Wohlgeboren in einer Zeile eines gelegentlichen Briefes es demselben sagten, wie sehr ich die Aufmerksamkeiten desselben für mich empfinde? Sie waren stets so gütig, mein Herr Prof., bis dahin gegen mich; thun Sie diese letztere Verpflichtung zu so vielen andern noch hinzu.

Ich habe keinen Augenblick in Berlin Ursache gehabt meinen Schritt, Königsberg zu verlassen, zu bereuen. Ich dachte von Berlin sehr gross, aber in den drei Wochen meines Aufenthaltes darin habe ich noch mehr darin gefunden, als ich erwartet hatte. Die prächtigen Gebäude der Stadt, in dem Geschmack, der bis in die kleinsten Dinge hervortritt, haben mich bei jedem Schritt auf die Strasse entzückt und in jeder Woche habe ich beinahe immer wenigstens einen halben Tag zugebracht um die Häuser dieser wahren Königsstadt anzustaunen. Von den Einwohnern Berlins getraue ich mir überhaupt zu sagen, dass hier dem Beobachter gleichsam eine offene Menschennatur vor Augen liegt. Die Seelen der Menschen scheinen hier alle mehr nach aussen zu wirken. So sehr auch „Mancherlei" das Motto von Berlin ist, so ist doch das der Hauptton darin. Die Ursachen davon sind klar und der neue Hof wird diese Stimmung und diesen Berlinismus noch mehr befördern; so spricht wenigstens alle Welt.

Vier Wochen vor dem Tode des Königs hatte ich das Glück in einer Gesellschaft von funfzehn Personen in Potsdam drei Tage mich aufzuhalten und alle die königlichen Lustbarkeiten, die Zimmer, Gemälde und Sammlungen, Statuen, Münzkabinet etc. zu sehen. Nie habe ich 15 Thaler mit mehr Freuden ausgegeben. Es verlohnt sich dafür allein eine Reise von 84 Meilen zu machen.

Ew. Wohlgeboren fahren fort mich Ihres gütigsten Andenkens zu würdigen; ich habe die Ehre mich zu nennen

Ew. Wohlgeboren
verpflichtetster Schüler
Daniel Jenisch.

Jenisch an Kant.

2.

Braunschweig d. 14. Mai 1787.

Wohlgeborener
Hochzuehrender Herr Professor.

Wäre mir von allen Rückerinnerungen an mein Vaterland diejenige, Ew. Wohlgeboren so wohlthätigen Unterricht genossen zu haben, nicht

schon an und für sich selbst die süsseste und theuerste, so müsste sie es mir in meiner gegenwärtigen Lage gewiss werden, da ich selten mich in der Gesellschaft einiger der hiesigen Gelehrten finde ohne Ihren Namen verehren zu hören. Die Briefe über Ihre Philosophie im Merkur haben die eindringlichste Sensation gemacht und alle philosoph. Köpfe Deutschlands scheinen seit den Jacobischen Händeln den Resultaten aus diesen Briefen aus ihrer Gleichgültigkeit gegen alle speculative Philosophie, womit die Mendelsohnschen Morgenstunden so allgemein belächelt worden, zu der lebhaftesten Theilnehmung für Sie, mein Herr Prof., aufgeweckt zu sein. Unglaublich ist's, wie wenig Ansehn und Gewicht Meiners und Feder so wie überall, also selbst bei Göttingern haben, deren ich bei ihren Besuchen, die sie hier in Braunschweig machen, eine beträchtliche Anzahl kennen gelernt. Alles studirt mit dem lebhaftesten Eifer Ihre Kritik und so manche Briefe, die ich darüber aus Göttingen erhalte, zeigen, dass man Sie schätzt, weil man Sie versteht. Campe, Trapp und Stuve arbeiten seit mehr als einem Vierteljahr darüber und neulich nur sagte mir der letzte von Ihrer Kritik: Alle Theodiceen und Wolfischen Volumina sind Fibeln gegen sie. Der ein und achtzigjährige Jerusalem selbst sagte neulich zu mir: „ich bin zu alt, um Kanten nachzuspeculiren; aber sein Aufsatz in der Berliner Monatsschrift über das Orientiren ist das Echo meines Glaubensbekenntnisses; die Mendelssohnschen Beweise a priori sind nur Neckereien des gesunden Menschenverstandes, der durch die Kantische Philosophie sich gereift sieht.“ Pockels, der Herausgeber des Magazins für die Seelenkunde und Prinzeninformator am Braunschweigschen Hofe, hatte mit dem jüngsten Prinzen eine Reise nach Königsberg projectirt, die ihm aber durch einen Zufall traversirt worden. Unterdessen hat er sich von Göttingen aus Abschriften von Ihrer Moral und Anthropologie geben lassen, die er dem Prinzen seit einem halben Jahr vorträgt. Ja bei meiner vierzehntägigen Anwesenheit in Haag in Holland fand ich an dem zweiten Tage meines Aufenthaltes zufälliger Weise einen Herrn van Ruyter, der sehr viel deutsche Literaturkenntniss hatte und sehr gut französisch sprach, im Marschall von Türenne, einem dortigen Gasthof, Ihre Critik in der Hand einsam in seinem Zimmer sitzen,

welchem ich dann höchst willkommen war, und täglich vier, fünf Stunden ungeachtet meiner ganz ungleichartigen Beschäftigungen an dem Orte die ganzen zwei Wochen hindurch mit ihm zubringen musste. Auf gleiche Weise fand ich in Leyden an dem Lieutenant von Hogendorp, der eine Woche nachher Doctor der Rechte wurde und sich dem Civil widmete, einen lebhaften Parteinehmer Ihrer Philosophie. Mit dem ersteren, van Ruyter bin ich seit einem halben Jahr in einer philosophischen Correspondenz gestanden; und er hat zwei Bogen meines Manuscripts, worin ich ihm Auszüge und Anmerkungen über Ihr System der Moral übersandte, ohne mein Wissen in die Haager Verhandlungen, eine periodische Schrift in Haag, einrücken lassen, die er mir vor vier Wochen im holländischen Original übermacht hat.

Ihre Grundlage zur Metaphysik der Sitten, mein Herr Prof., findet ungleich mehr Widerspruch unter den Gelehrten von meiner Bekanntschaft, als Ihre Kritik und man will sich unmöglich überzeugen lassen, dass die Natur die Moral auf so tiefen Gründen gebaut habe. Indessen haben mir einige Göttinger mit Enthusiasmus die höchst neuen und auffallenden Wahrheiten derselben geschrieben. Alles sieht nur mit Sehnsucht Ihrer Metaphysik der Sitten entgegen. Ihre Anfangsgründe der Naturwissenschaft, dieser Probirstein Ihres philosoph. Systems, ist bis jetzt noch wenig gelesen, das Capitel der Deduction ausgenommen. Ihr Recensent in der deutschen Bibliothek soll Probst Pistorius auf Femarn sein, der Uebersetzer des Hartley. Seine Recension Ihrer Grundlage etc., ob sie gleich bei aller scheinbaren Strenge nicht tief genug geht, hat, weil die Köpfe in der Moral nun einmal durch Popularität verstimmt sind, viel Anhänger gefunden.

Ich selbst, mein Herr Professor, bin durch so viele Erinnerungen an Sie und Ihre Philosophie, da ich, wie Sie sehen, von allen Seiten her mit Ihrer Philosophie gleichsam umringt bin, aus meinem lethargischen Schlummer, in welchen ich in Königsberg die letzten anderthalb Jahre über Ihr System unter manchen ganz ungleichartigen Beschäftigungen bei aller Vorliebe und Ueberzeugung von Ihrem System, gerathen war, aufgewacht; denn wie konnte ich anders?

Mit kommendem Monat Julius mache ich eine zweite Reise nach

Holland mit einem braungelben Malayen und streife zugleich in das französische Flandern seitab, wo ich demselben einen Gesellschafter, einen Grafen de la Martinière hole.

Ich hoffe mit dem Michaelsemester in Göttingen zu sein, um unter Heyne und Schlözer zu studiren.

Ich empfehle mich Ihrem gütigsten Andenken und habe die Ehre mich zu nennen

Ew. Wohlgeboren
meines Hochzuehrenden Herrn Prof.
verpflichtetster
D. Jenisch.

Jenisch an Kant.

3.

Berlin d. 2. November 1789.

Wohlgeborener
Hochzuehrender Herr Professor.

Der Verfasser des gegenwärtigen Briefes*) an Ew. Wohlgeboren heisst Jenisch. Was konnten sich aber Dieselben bei diesem Namen seit etwa drittehalb Jahren anders denken, als einen zerstreuten, nachlässigen, vielleicht gar — undankbaren Menschen? Die beiden ersten Fehler machten von jeher einen nicht zu entschuldigenden Zug meines Charakters. Und vielleicht würden Sie, mein gütigster Herr Prof., mich deswegen mit Ihrem sanften Herzen Verzeihung finden lassen: aber den Verdacht der Undankbarkeit, durch so wahrscheinliche Thatsachen begründet — wie kann ich ihn ohne zu errröthen abzubitten auch nur wagen? Ich entschuldige nichts; ich bitte nichts ab; ich erröthe nur und überlasse mich ganz Ihrer menschenfreundlichen Gemüthsart. Dies nur erlauben Sie mir hinzuzusetzen, dass seit meiner Entfernung aus Preussen nur selten ein Tag verging, wo entweder nicht mein Herz oder meine Verhältnisse oder ein Freund oder Lecture mich an den

*) Die arrogante Zerfahrenheit des eiteln Mannes spiegelt sich in diesem Briefe aufs deutlichste ab.

Mann erinnerte, dem ich die Grundlage meines Denkens und meines Glücks auf immer verdanke; der sich mit der gütigsten Theilnehmung für meine schutz- und rathlose Jugend interessirte und noch bis jetzt, wie ich es aus dem Munde eines meiner Freunde, des Herrn la Garde mit Erröthen vernehme, nicht aufhört für mich einige Aufmerksamkeit zu haben. Wenn Deutschland seinen Professor der Critik der reinen Vernunft rühmt, so kann ich hinzusetzen: „und der war mir Alles dies." Wie war mir's denn möglich undankbar zu sein?

Aber muss ich es nicht als eine offenbare Strafe meines Verbrechens gegen Sie ansehen, dass ich mich in gleicher Zeit eines gewissen äusserst wahrscheinlichen, aber mir selbst und meiner Ehre nur desto gefährlicheren Rumor's wegen zu rechtfertigen habe?

Doch so unangenehm mir der Gedanke daran allerdings sein muss, wenn die Königsberger Ideen darüber wahr wären, von woher ich neulich leider eine der entsetzlichsten Proben gehabt, wie jenes entsetzliche Gerede aus der Stube des akademischen Senats bis zu der niedrigsten Pöbelclasse auf einem mir selbst unbegreiflichen Wege gedrungen; mit so viel Gleichgültigkeit kann ich Ew. Wohlgeboren erklären, dass die ganze Sache grade so klein an sich war, als sie in Königsberg gross schien; dass sie mich nichts mehr gekostet, als die Einhändigung eines Briefes von Herrn de la Veaux, dem unvorsichtigen Unterschieber des unseligen Taufscheins, als welcher denselben (da ich um die Zeit des Empfangs des Taufscheins eben auf einer Reise nach Potsdam begriffen war und ihm die Uebermachung desselben an die Behörde, die wegen meiner Ordination äusserst dringend, überlassen hatte, als dem Vertrautesten meiner Freunde, den ich dazumal hatte) durch eine Unvorsichtigkeit seines Dieners verloren oder vielmehr, um das Wahre zu sagen, in die alte Wäsche für seine Wäscherin mit eingepackt hatte, dann aus Besorgniss wegen der Verzögerung meiner Ordination nach dem Exemplar anderer Taufscheine mir eigenhändig einen ausgefertigt, meinem Vater einen Character nach Belieben beigelegt, die Pathen dessen Character gemäss nachgeschaffen, Jahr und Tag meiner Geburt auf's Gerathewohl angegeben und so diesen untergeschobenen Taufschein versiegelt an Herrn Oberconsistorialrath Teller übermacht hatte in dem

festen Vertrauen, wie er selbst es in seinem Schreiben an das Consistorium etwas leichtsinnig erklärte, „dass es bei dem einen Taufschein sowohl als bei dem andern doch immer glauben würde, worauf es bei dem Taufschein am meisten ankommt, dass Daniel Jenisch, den man zum Prediger ordiniren wollte, geboren sei.“ Das hiesige Oberconsistorium, dessen einige Mitglieder den Herrn de la Veaux selbst kannten, begnügte sich denselben durch mich erinnern zu lassen, dass ein Taufschein ein öffentliches Dokument sei — und Prediger Jenisch ward nicht, wie es die Königsberger Sage ausgebreitet hat, abgesetzt; den Urheber welches Geredes ich wie Paulus den Sünder in der korinthischen Gemeine kraft dieses meines noch tragenden Predigeramtes dem Satan übergeben habe.

Das war also die Maus, die aus dem mit Entsetzlichkeiten schwangeren Berge der Königsberger Verläumdung hervor sprang und über die ich meinen Freunden im Klub nicht selten zu lachen Gelegenheit genommen.

Allerdings hatten die Königsberger Wahrscheinlichkeiten für sich! Aber wenn sie auch den sonderbaren Zusammenhang selbst mit seinem Detail nicht voraussetzen konnten, warum schlossen sie alle, die Weisen und die Thoren der grossen Stadt, so übereilt, warum musste ich sogleich die Fabel der ganzen Stadt werden? Warum dachte man nicht, dass der unglückliche Gegenstand dieser Fabel doch niemals sich als einen niedrigen oder in wichtigen Sachen leichtsinnigen Menschen zeigte? Warum . . . . . doch ich muss aufhören meinen Unwillen zu äussern. Gewiss, mein gütigster Herr Professor, es war eine Zeit, wo ich eben dieser Sache wegen, die mir und jedem ehrlichen Mann so empfindlich war, Königsberg und die Königsberger hasste. Möchten die Weisen der Stadt geurtheilt oder auch mich verdammt haben — dafür war Rath; aber mussten eben diese Weisen die Sache dem Pöbel in die Hände spielen? Warum musste eine im Senat verhandelte Sache, über die doch aus Mangel der Dokumente nichts Entscheidendes ausgesprochen werden konnte, dem Pöbel in die Hände gespielt werden? Ich bitte nicht um Verzeihung wegen meiner harten Ausdrücke; denn ich schreibe nicht Unbesonnenheiten; ich schreibe mit

dem entschlossensten Bedacht; das Gefühl eines entehrten Characters setzt mich über alle Verhältnisse weg.

Aber in welchen Ton bin ich gefallen? Wiewohl, er war gerecht und würde in jedem andern Briefe ziemen, nur nicht in einem Briefe an Ew. Wohlgeboren. Ich fasse mich und kehre zu dem zurück, was ich Ihnen, mein gütigster Herr Professor, eigentlich zu sagen hatte.

Meine Lage in Berlin als Prediger an der Marienkirche ist in jeder Rücksicht vortheilhaft; vortheilhaft wegen meiner Aussichten, indem ich bei einer Kirche stehe, wo man Hoffnung haben kann, einmal dahin zu gelangen, wohin man als Geistlicher nur immer zu gelangen wünschen mag; vortheilhaft wegen der Musse, die mir mein Amt lässt um gewissen Lieblingsbeschäftigungen nachzuhängen; vortheilhaft durch den vortrefflichen Zusammenhang mit braven Männern jeder Gattung, welche es mir gewährt.

Wären diese Lieblingsbeschäftigungen, unter welchen die Begründung in dem System des Verfassers der Kritik und die über Alles fruchtbare Anwendung desselben auf Religion und Sittenlehre eine meiner angenehmsten eben so sehr ist und immer sein wird, als von jeher war (vielleicht wage ich's, etwas davon der Welt zu sagen). Wären meine andern Lieblingsbeschäftigungen in Philologie, Kritik und Theologie auch nicht von so unbedeutender Art, als sie es jetzt sind, so würde ich es doch nicht wagen dem Manne davon zu sprechen, dessen jeder Augenblick der Welt wichtig sein muss.

Haben Ew. Wohlgeboren mir meine Zerstreuung, meine Nachlässigkeit, meine Undankbarkeit und endlich meine Hitze über die mir von den Königsbergern zugefügte entsetzliche Kränkung verziehen, so bin ich ehestens so frei, demselben über gewisse Sachen einige Fragen vorzulegen.

Ich wage es mich zu nennen

den

immer verpflichtetsten

Jenisch,

Prediger an der Marienkirche.

Jenisch an Kant.

4.

Berlin 22. Mai 1796.

Wohlgeborener

Hochzuehrender Herr Professor.

Der, der sich so lange in der Stille, aber mit dem dankbarsten Herzen Ihren Schüler, Ihren Verpflichteten nannte, hat es endlich gewagt sich öffentlich dafür zu erklären; hat es gewagt über das Ganze Ihres philosoph. Lehrgebäudes ein Werk zu schreiben und das mit dem Imprimatur der königlichen Akademie der Wissensch. den Augen des auf Sie hingerichteten deutschen Publikums vorzulegen. Ja er hat demselben sogar ein Sendschreiben voll Dankgefühls des tiefverpflichteten Schülers und voll freimüthiger Aeusserungen des Mannes an Sie selbst, Verehrungswürdiger, vorgeschickt. So manches hatte ich mir von jeher vorgesetzt den ersten Tiefdenker des Jahrhunderts schriftlich zu befragen! Ich habe den Weg des Drucks gewählt und in diesem Werk alles das vereinigt und gleichsam auf einen Haufen gelegt, was ich über Ihr ganzes System je dachte, empfand und selbst entwickelte. Ich bin so frei gewesen, bei der verdriesslichen und ganz Deutschland anstössigen Uneinigkeit Ihrer andern Schüler und Parteinehmer*) ohne alle Zudringlichkeit an Sie selbst und an Ihr Urtheil zu appelliren. Darf ich so frei sein, Sie, Verehrungswürdiger, hier schriftlich noch einmal in aller Ergebenheit zu ersuchen mir, wenn Ihre dem Ruhm Deutschlands so theuren Stunden Ihnen einst, und wär's nach langer Zeit, einen verlorenen Augenblick finden lassen sollten, die Ehre eines Schreibens zu gönnen, in welchem Sie mir über die wichtigsten Punkte meines Werks hier und dort einen Wink ertheilten, in wie fern ich Ihrem Sinne gemäss geurtheilt?

Mir kann es dabei wohl einzig um die Selbstbefriedigung meiner eigenen Wissgier und des Studiums Ihres Systems zu thun sein; denn ich kenne die erhabene Bedächtigkeit Ihres Geistes, nichts dem Publikum vorzulegen, was die Umstände untersagen, und würde daher auch in keinem Fall von Ihren Aeusserungen über mich selbst oder Andere,

*) Jenisch zielt auf Fichte, Reinhold, Jacob, Tieftrunk u. A.

selbst nicht einmal für meine Freunde, vielweniger denn für das Publikum Gebrauch machen. Der Verfasser so vieler unsterblichen Werke hat nicht Zeit, lange Briefe eines so unbedeutenden Mannes, als ich bin, zu lesen.

Ich wage es meine eben angebrachte Bitte um eine — wenn auch noch so lange verzögerte Antwort, und wär's auch nur über das Ganze meines Werks, zu widerholen und nenne mich mit dem dankbarsten Herzen

Ew. Wohlgeboren
Meines hochzuehrenden Herrn Professors
verpflichtetsten Schüler
Dan. Jenisch,
Prediger an der Nicolai- und Klosterkirche.

H. Jung[-Stilling] an Kant.

Marburg d. 1. März 1789.

Verehrungswürdiger Mann.

Das ist das zweite Mal dass ich in meinem Leben an Sie schreibe; vor etlichen Jahren schickte ich Ihnen ein Tractätchen „Blicke in die Geheimnisse der Naturweisheit“, welches ich anonymisch hatte drucken lassen; Sie werden sich dessen noch wohl erinnern, jetzt aber rede ich in einem ganz andern Ton mit Ihnen, jetzt kann ich nicht anders als Ihnen von ganzem Herzen danken.

Meine ganze Lebensgeschichte, die unter Stillings Namen in Berlin bei Decker herausgekommen, beweist, wie sehr ich Ursache habe einen Gott, einen Erlöser und Lehrer der Menschen und die allerspeciellste Vorsehung zu glauben; wie sehr ich mich also bei dem schrecklichen philosophischen Wirrwarr und Unsinn pro und contra Geräsonir genöthigt sehe an das Neue Testament zu halten, wenn ich nicht in einem bodenlosen Abgrund versinken wollte, und doch runge meine Vernunft unaufhörlich nach apodictischer Gewissheit, die mir weder Bibel, noch Wolf, noch Helvetius geben konnte; unbedingtes, banges, ängstliches Glauben war also mein Loos; indessen drung der Determinismus mit all seiner Heeresmacht auf mein Herz, auf Verstand und Vernunft an

um mich ganz einzuschliessen und allmälig zu erobern. Kein Feind war mir von jeher fürchterlicher als eben der Determinismus; er ist der grösste Despote der Menschen, er erstickt jeden Keim zum Guten und jedes fromme Vertrauen auf Gott und doch ist er so zuverlässig und so gewiss wahr und so entscheidend für jeden denkenden Kopf, dass die Welt ohne Rettung verloren, Religion und Sitten hin sind, sobald wir unsere Sinnenwelt isoliren und glauben, sie sei an sich selbst grad so, wie wir sie uns vorstellen und denken. Wer in aller Welt lässt sich aber träumen, dass es einen Kantischen transscendentalen Idealismus giebt? hätten Sie dieses Geheimniss nicht aus den Tiefen der menschlichen Seele hervorgearbeitet und offenbart, was wäre dann aus der Sache geworden? Alles, was die Grossen unserer Zeit von feinerem Derterminismus träumen, sind Seifenblasen, die sich alle am Ende in Fatalismus auflösen; da ist keine Rettung, kein anderer Ausweg.

In dieser Angst kamen mir verwichenen Herbst einige Abhandlungen im deutschen Museum zu Gesichte, die vom Sittengesetz handelten; auf einmal wurde mir warm; die allgemein verschrieene Dunkelheit Ihrer Schriften und das Geschwätz Ihrer Gegner, als wenn Sie der Religion gefährlich wären, hatten mich abgeschreckt, jetzt aber gab ich mich an's Werk, las erst Schulzens Erläuterung der Kritik der reinen Vernunft, und so wie ich las, Alles fasste, Alles begriff, so fiel mir die Hülle von den Augen, mein Herz wurde erweitert und es durchdrang mich ein Gefühl von Beruhigung, das ich nie empfunden hatte. Ich las also nun die Critik der reinen und dann auch der practischen Vernunft und bei mehrmaliger Wiederholung verstehe ich Alles und finde nun apodictische Wahrheit und Gewissheit allenthalben. Gott segne Sie! — Sie sind ein grosses, sehr grosses Werkzeug in der Hand Gottes; ich schmeichle nicht — Ihre Philosophie wird eine weit grössere, gesegnetere und allgemeinere Revolution bewirken als Luthers Reformation. Denn sobald man die Critik der Vernunft wohl gefasst hat, so sieht man, dass keine Widerlegung möglich ist; folglich muss Ihre Philosophie ewig und unveränderlich sein und ihre wohlthätige Wirkungen werden die Religion Jesu auf ihre ursprüngliche Reinigkeit, wo sie blos Heiligkeit zum Zweck hat, führen; alle Wissenschaften werden systematischer,

reiner und gewisser werden und die Gesetzgebung besonders wird ausserordentlich gewinnen.

Ich bin ordentlicher Lehrer der Staatswissenschaft im ganzen Umfang des Wortes; eine ganze Reihe von Lehrbüchern in diesem Fach ist von mir im Druck erschienen und durchgehends sind alle wohl aufgenommen worden; und doch sehe ich allenthalben Mängel und Gebrechen, weil es mir an einer reinen und wahren Metaphysik der Gesetzgebung mangelt; diese letztere ist bei mir die Hauptsache; wie sehr wünsche ich, dass Sie auch diese noch bearbeiten könnten? haben wir Hoffnung dazu?

Nach den vier Gattungen der Kategorien fielen mir letzthin bei Lesung des Geistes der Gesetze von Montesquieu auch sich vier darauf gründende Principien des Naturgesetzes ein 1, Enthalte dich selbst 2, Befriedige deine Bedürfnisse 3, Sei ein Glied der bürgerlichen Gesellschaft und 4, Vervollkommne dich selbst. Ich will nun die Kritik der pract. Vernunft noch einmal recht durchstudiren und sehen, ob ich auf die Spur komme. Dürfte ich wohl Ihre Gedanken über obige Principien erwarten? Ich will Ihnen gewiss so selten wie möglich eine Stunde rauben, allein da ich nun anfange mein System der Staatswirthschaft auszuarbeiten, so möchte ich gern sichern Grund haben und auf Ihre philosoph. Grundsätze bauen.

Gott, wie ruhig, wie voller seeligen Erwartung können Sie dem Abende Ihres Lebens entgegen sehen! Gott mache ihn heiter und voller Empfindungen der frohen Zukunft. Leben Sie wohl, grosser, edler Mann! Ich bin ewig

Ihr wahrer Verehrer

Dr. Jung.

Kant an Jung.*)

Aus einem Briefe an Dr. Jung in Marburg.

Die bürgerliche Gesetzgebung hat folgende Princips

1, der Quantität nach müssen sie so beschaffen sein, als ob sie Einer für Alle und Alle für Einen beschlossen hätte.

*) Diese Antwort steht auf einem angehefteten Blatte und ist von Kant selbst geschrieben.

2, der Qualität nach nicht den Zweck der Bürger (Jedes seine Glückseligkeit, denn die kann Jeder nach seiner Neigung und Vermögen besorgen lassen) sondern nur die Freiheit eines Jeden und die Beschränkung derselben durch den Zwang auf die Bedingungen, unter denen sie mit jedes Andern Freiheit zusammen bestehen kann, betreffen müssen

3, was die Relation der Handlungen des Bürgers betrifft, dass sie nicht diejenigen betreffen müssen, welche er gegen sich selbst ausübt, aber unmittelbar in Ansehung Gottes zu verrichten vermeint, sondern um die äussern Handlungen, dadurch er anderer Bürger Freiheit einschränkt. Dass

4, der Modalität nach die Gesetze (als Zwangsgesetze) um der allgemeinen Freiheit halber nicht anders, als insofern sie nothwendig zu dieser erforderlich sind, und nicht als zufällige, willkürliche Gebote um beliebiger Zwecke willen gegeben werden müssen.

Das allgemeine Problem der bürgerlichen Vereinigung aber ist: Freiheit mit einem Zwange zu verbinden, der doch mit der allgemeinen Freiheit und Erhaltung derselben zusammenstimmen kann. Auf solche Art entspringt ein Zustand der äussern Gerechtigkeit (iustitiae externae), wodurch das, was im natürlichen Zustande blos Idee war, nemlich das Recht als blosses Befugniss zu zwingen, realisirt wird.

Erhard*) an Kant.

1.

Nürnberg d. 12. Mai 1786.

Verehrtester Lehrer und Freund!

Nicht mer bin ich im Stande den Dank zurück zu halten der Ihnen von mir gebürt, Sie sind es der meinen Kräften die Stärke gab; durch

*) Ueber Joh. Benj. Erhard, seine Bildung und seinen Kreis sind wir vortrefflich unterrichtet durch die von Varnhagen herausgegebenen „Denkwürdigkeiten“ desselben. Bei dieser Gelegenheit sei auf einen Fehler aufmerksam gemacht, welchen Varnhagen bei der Ordnung der Briefschaften nicht bemerkt hat: Erhard schreibt am 16. Januar 1792 (N. 153 p. 337) an Reinhold Kants bekanntes Urtheil über Erhard, welches Kant selbst erst am 21. December 1792 (N. 158 p. 349) an Erhard geschrieben hat. Erhard hat sich nämlich verschrieben und den 16. Januar 1793

den Nebel der Vorurteile nicht abgeschreckt, durch den Glanz des Dogmatismus nicht irre geführt und für den Pfeilen der Modeweisen sicher, bis zu den Stralen ächter Philosophie hindurch zu dringen.

Vielleicht ist es Ihnen nicht unangenehm etwas von der Geschichte meiner Denkart zu wissen.

Mendelssohn ist der Weise der mich am ersten auf die Pfade des Nachdenkens und des moralischen Gefüls führte. Vorher schon gefiel mir der systematische Geist Wolfs, und durch Moses vermerte sich meine Hochachtung für ihn, ich hielt sein System für das gründlichste und beste das wir hätten, durch das Lesen seiner neuen Verächter wurde ich darin bestärkt. Denn sie hieben seinem System bald einen Fuss bald eine Hand ab und liesen das übrige wie es war, oder kleideten es nach der Mode, und schrieen nun jämmerlich laut, sie hätten eine schönere Philosophie geschaffen als er.

Ich fasste daher den Entschluss sein System fest zu gründen und alle Lücken darin auszufüllen. Die Methode nach der ich meinen Zweck zu erreichen glaubte war diese 1, den Umfang der Philosophie aus Gründen der Vernunft zu bestimmen und seine Erfüllung durch die aufgenommenen Wissenschaften. 2. alle Erklärungen aus ihren Postulatis zu erweisen aber damit wollte es mir nie gelingen, wenigstens wollte immer keine wolfische Philosophie herauskommen. 3, die Postulate in den notwendigen Bedingungen unseres Denkens aufzusuchen, aber nun mangelte mir immer der Erweiss für die objective Gültigkeit des Postulats. Ich lies daher die Sache stehen, und hofte immer jemand zu finden, der mir den Bau einer Brücke von dem Gedenkbaren zum Objectivgültigen erleichterte, welches die einzige Hinderniss war die mir im Wege stand — aber ich fand niemand.

Vor einem halben Jare fing ich nun durch den Ruf dazu erweckt

---

gemeint, wie schon aus dem Aufenthaltsort Nürnberg hervorgeht; denn Januar 1792 war Erhard mit Herbert im Süden. Jener Brief N. 153 muss also N. 160 werden und p. 354 zu stehen kommen. Erhards Briefe, die jenem von Kant vorausgehen und nachfolgen, sind unten ausdrücklich bezeichnet, so dass Kants Brief selbst erst durch diese Einordnung seine richtige Bedeutung erhält.

Erhard hat Kant besucht in der Zeit zwischen dem folgenden 1. und 2. Briefe im Sommer 1791.

an Ihre Kritik zu lesen. Noch kein Buch nam ich mit solcher Bitterkeit in die Hand, an Ihnen zum Ritter zu werden war mein eifrigster Wunsch und Gebet und ob ich gleich in Ihrer Ästhetik und Analytik nichts fand das mir Hoffnung gewärte, so schöpfte ich doch bei den Paralogismen d. r. V. neuen Mut aber auch hier ward ich aus dem Sattel gehoben. Bei den Antinomien nam ich meine letzten Kräfte zusammen, sonderlich gegen die zweite denn da sorgte ich für meine Lieblinge für die Monaden — aber etwas Nachdenken auf was die Differentialrechnung ihre Gewissheit gründete lerte mir meine kosmologischen Ideen nicht zu stören den ich hatte als ausgemacht angenommen das Freiheit der Ursprung der Kausalität in der Natur wäre der in der Natur nie könnte wirkend werden als insofern er den gewälten nie unveränderlichen Gesetzen der höchsten Freiheit angemessen wäre, folglich in der erkennbaren Natur alles in notwendigem Zusammenhange. Der Lösung dieser Antinomie haben Sie auch meine Freundschaft zu danken, den nun wurden mir die Augen geöfnet, das Entzücken das ich bei Lesung derselben empfand werde ich nie vergessen, auf einmal suchte ich in Ihrem Buch nicht mer nach Irtümern sondern nach Wahrheit und ich konnte nun mein inconsequentes Denken kaum begreifen. Mein Stolz hette eigentlichen die Schuld meiner Verblendung, den so lange der Gedanke in mir war, es sei Kant der mir die Hoffnung meines künftigen Systems vereitelte, so empörte sich mein Innerstes dagegen, aber so bald ich gewahr wurde, dass die Wahrheit welche ich mir zum Führer gewält hatte mich aus einem stürmischen Lande wo ich auf unsicherm Grunde mir einen Pallast erbauen wollte um mich zu schützen in eine paradiesische Gegend zu leiten wo ein immerwärender Früling mich nicht nötigte unter einen Steinhaufen Sicherheit zu suchen, so schmiegte ich mich an Ihn und bin gewiss er entzieht mir seine Hand nicht.

Nachdem ich sie für meinen Freund erkannte, so konnte ich es erst ertragen, sie als meinen Lerer betrachten zu müssen. Ihre Prolegomena geben mir eine leichtere Uebersicht über das Ganze Ihres Systems, ich fasse die Deduction der Categorien völlig, welches mir unter allen die gröste Anstrengung verursachte, die doch in der Tat

mit den Begriffen von Zeit und Raum so gänzlich verbunden ist, welche ich doch auf das erstemal begrif weil sie die meinigen waren, aber vielleicht war diess eben der Grund dass ich, da ich von diesen Begriffen nicht den rechten Gebrauch machte mich um so mer gegen Folgerungen darauss sträubte, die ich nicht wünschte, dass sie daraus folgen sollten. Ihre Metaphysik der Sitten aber vereinigte mich ganz mit Ihnen, ein Wonnegefül strömt mir durch alle Glieder, so oft ich mir der Stunden erinnere da ich sie zum erstenmal las und mich Ihr Canon d. r. V. so vortreflich vorbereitet hatte.

Sehr viel hätte ich Ihnen zu sagen, aber der Raum verstattet es nicht, nichts wünsche ich sehnlicher als aus Ihrem Munde zu lernen in Königsberg zu sein um Ihnen alle meine Gedanken mittheilen zu können. Denn es aufrichtig zu gestehen, es geht mir nahe wenn ich bei der Enthüllung ächter Weisheit nur Zuschauer sein soll, da ich doch Kraft genug füle sie über die Gebürge empor heben zu helfen die das Vorurtheil vor sie gewälzt hat und die Ströme der Sinnlichkeit zu dämmen, die den Zutritt zu ihr den Sterblichen verweren. Ob es nicht möglich wäre mich in Königsberg aufzuhalten um meinen Endzweck einer Gemeinschaft mit Ihnen zu erhalten wünschte ich Ihren Rath und um diesen mir geben zu können muss ich sie mit mir bekannt machen.

Vergangenen Februar wurde ich 20 Jar alt und wenn ich nicht darauf rechnen darf dass mein Äusserliches mir an sich Zuneigung erwerben könnte, so wird es doch den Eindrücken die andere Eigenschaften veranlassen könnten nicht hinderlich sein. Da mir kein Mensch etwas lernen mochte indem ich immer den Lerer nach mir und mich nicht nach dem Lerer richten wollte so muste ich in allen Wissenschaften Avtodidaktos sein. Philosophie war aber immer die Tendenz aller meiner Kräfte und ob ich gleich beinahe keine Wissenschaft unversucht liess so hatte ich doch nur immer die Absicht dabei meiner Philosophie die möglichst gröste Anwendung zu verschaffen. Über schöne Künste und Wissenschaften philosophirte ich am meisten doch gröstentheils aus einem moralischen Gesichtspunkt. Im Zeichnen, Poussiren und der theoretischen Musik könnte ich Unterricht geben. Die Mathematik war jederzeit eines meiner Lieblingsstudien und ver-

schiedene fruchtlose Bemühung sie philosophisch zu behandeln lernte mir Ihre Aufklärung darüber schätzen, so brachte ich vor einigen Jahren 2 Tage umsonst damit zu, discursiv zu erweisen dass 2 gerade Linien keinen Raum einschliessen können. Ebenso ging es mir aber auch oft mit der mathematischen Methode in der Philosophie, ich fand nachher dass die Dialektik wodurch ich mich hatte täuschen lassen darin bestände dass die Philosophie insoferne sie durch Worte ausgedrückt wird, ebensowohl constructiv ist als die Mathematik und dass da man also von verständlichen Worten zu verständlichen Sätzen fortgehen muss, es scheint als wäre die mathematische Methode auch auf Erkenntniss aus Begriffen anwendbar. Die reine Mathematik ist mir völlig klar, doch fand ich noch nicht Zeit mir die höhere geläufig zu machen. Da ich nie in Willens hatte förmlich zu studiren so streifte ich in den Wissenschaften nach meinem Gefallen herum, die Medizin zog meine Aufmerksamkeit auf sich, sonderlich der therapeutische Theil und ich wagte sogar practischen Rath und jeder Zeit mit Glück. Theologie und Jurisprudenz war ich jeder Zeit gram so wie jeder positiven Wissenschaft. Die dogmatische Theologie verlor sich immer mer bei mir je mer ich an meiner moralischen Besserung arbeitete, bis ich meiner Vernunft die Aufgabe machte mich völlig zu beruhigen und da fand ich denn dass schlechterdings kein Kennzeichen möglich sei wodurch wir etwas mit Gewisheit als Offenbarung ansehen könnten. ich habe diesen Beweis etwas in schulgerechte Form gebracht. Nun bin ich beschäftigt eine Kritik über Spinosa zu liefern, weil er jetzt wieder auferweckt worden ist. Ich bin noch völlig unbestimmt und dürfte fast in jede Fuge des Schicksals passen nur nicht wo mir Freiheit und Aufrichtigkeit zu Verbrechen würden. entscheiden Sie über mich ich bin auf ewig

Ihr
aufrichtigster Schüler und Freund
Joh. Benjamin Erhard.

N. S. Sprachen waren meine Neigung nie ich verstehe daher von der Lateinischen italienischen französischen und englischen Sprache nur so viel als zu Bücher lesen und übersetzen nöthig ist. Doch hoffe ich diesen Sommer es auch in der Griechischen soweit zu bringen.

*) Erhard an Kant.

2.

Jena d. 6. November 1791.

Theuerster Lehrer.

Innig liebte und verehrte ich Sie da ich es noch nicht wagen durfte Sie mir unter einen andern Namen zu denken. aber viel hat diese Liebe und Achtung an frohen Genusse für mich und an Einfluss auf mein Leben gewonnen, seitdem mir das Glück zu Theil wurde, Sie auch meinen Freund nennen zu dürfen.

Meine Reise von Königsberg hieher, wo ich bloss meine Freunde Schiller und Reinhold in dessen Hause ich nun wohne besuche und dann meine Reise meinem Plan gemäss weiter fortsetzte, machte ich ohne allen widrigen Zufall und mit den seeligsten Rückerinnerungen. In Berlin fand ich bei Prof. Hertz eine sehr gute Aufnahme und machte durch ihn viele angenehme Bekanntschaften. Er selbst hat zwar keine Zeit mer sich eigentlich mit Philosophie zu beschäftigen, aber er hat dafür sehr gute Köpfe um sich gesammelt. Ein gewisser Bendavid verspricht mir darunter sehr viel für die Zukunft. Maimon lernte ich nicht persönlich kennen ich suchte ihn ein paarmal auf und fand ihn nicht, aber da ich nun sein philosoph. Wörterbuch sah, so bedaur' ich es nicht im Geringsten, denn dieses verräth, was ich am allerwenigsten leiden mag, schrecklichen Hang zum Tiefsinn — ohne allen tiefen Sinn.

Eine meiner werthesten Bekanntschaften machte ich am Kammergerichtsrath Klein. Dies ist einer von den seltenen Männern deren Enthusiasmus ihrer Einsicht untergeordnet ist ohne erkaltet zu sein. Der vorzüglichste Gegenstand unserer Unterhaltung war das Criminalrecht. Ich will die Hauptpunkte in denen wir übereinkamen Ihnen zu Ihrer Prüfung, die Sie mir wohl nicht versagen? vorlegen.

1, Die Uebertretung der Gesetze nicht der Schaden der Gesellschaft bestimmt die Grösse des Verbrechens.

2, Eigentliche Verbrechen (crimina) können, da das moralische Ge-

---

*) Auf diesen Brief bezieht sich Kants Antwort in Erhards Denkwürdigkeiten N. 158 p. 349 vom 21. December 1792; Kants Antwort ist ohne dieses Schreiben Erhards gar nicht verständlich.

setz nicht bedingt unter Drohung eines gewissen Verlustes geboten, auch nicht bedingt verbothen sein, so nehmlich dass durch die Erduldung der Strafe allein ohne Busse der Verbrecher wieder eben so moralisch als vor dem Verbrechen anzusehen sei.

3, Da das Gesetz absolut gebietet, so kan auch die Strafe nicht als ein Mittel zu einen andern Zweck, sondern einzig zur Heiligung (nicht zur Erfüllung auf eine andere Art) der Gesetze gebracht werden

4, sie ist also etwas Verwirktes, das ohne alle andere Erwartung oder Absicht erduldet werden muss.

5, aber da nicht Genugthuung des Schadens noch Besserung noch Beispiel die Absicht der Strafe sein kan, so kan man auch nicht sagen dass sie die Erduldung eines physischen Uebels als solches wegen eines moralischen Vergehens sei, sondern sie ist das Symbol der Strafwürdigkeit einer Handlung, durch eine denen Rechten die der Verbrecher verwirkt hat, entsprechende Kränkung desselben.

6, Die Bestrafung setzt die Einsicht der Verbindlichkeit moralisch zu handeln, die Mündigkeit des Verbrechers voraus, Unmündige können nicht gezüchtigt werden.

7, Die Bestrafung setzt die Fähigkeit der Reflexion während der Handlung voraus, im Falle diese bei dem Verbrecher nicht statt fand, kan er auch nicht gestraft werden, sondern er ist der Rechte der Mündigkeit verlustig und wird gezüchtigt.

8, meinen Rechten ist ihre Gültigkeit entweder durch die Gesellschaft allein gesichert, oder auch einestheils durch mich selbst, obgleich meine Macht nicht immer hinreichend ist. Im ersten Fall macht sich der Verbrecher dieser Gültigkeit verlustig, und im andern Falle ersetzt die Gesellschaft meine physische Macht und behandelt den Verbrecher nach dem Recht das er mir durch seine Beleidigung über ihn gab, z. B. der Dieb macht sich seines Eigenthums verlustig. Der Mörder hätte dürfen von mir umgebracht werden, ehe er seine Absicht ausführte. Die Gesellschaft übt also mein Recht über ihn aus.

9, das moralische Gesetz giebt mir nicht allein die Vorschrift wie ich andre behandeln soll, sondern wie ich mich von andern soll

behandeln lassen, es verbietet mir sowohl den Misbrauch anderer Menschen, als die Erduldung desselben, die Wegwerfung meines Selbst.

10, Es ist daher ebenfalls befohlen, kein Unrecht zu leiden als keines zu thun. aber ersteres ist mir allein ohne Hülfe zwar im Vorsatz aber nicht in der Ausführung möglich, und dadurch ist mir und allen Menschen die Aufgabe gemacht, ein Mittel zu finden durch welches meine physischen Kräfte mit meinen moralischen Forderungen gleich würden. Hieraus entspringt der moralische Trieb und die Verbindlichkeit zur Geselligkeit.

11, durch die Gesellschaft wird nun das Erlaubte zum Recht. und die Uebertretung der Sittengesetze zum Verbrechen. nur nach der Entwicklung der Rechte lässt sich das Verbrechen richtig ihrer Grösse nach bestimmen.

12, die Gesellschaft insofern sie den Schutz der Rechte und die Bestrafung der Verbrechen zur Hauptabsicht hat heist bürgerliche Gesellschaft. Sie ist daher nicht blos nützlich sondern heilig.

13, Verachtung und Zerstörung der bürgerlichen Gesellschaft, Hochverrath, ist daher das grösste Verbrechen und seine Strafe darf durch keine andere irgend eines Verbrechens übertroffen werden.

Ich bleibe hier stehen weil ich einige Anmerkungen über diese 13 Sätze beifügen will. Die Ordnung in der ich sie stellte mag wohl nicht die beste sein, aber ich folgte meinem Ideengang der immer halb analytisch und halb synthetisch ist. Dann machte es mir auch einige Mühe aufrichtig zu sein, weil ich hier schon den Anfang eines Aufsatzes meines Freundes über die Principien der Naturrechte las, worinnen ich manche Begriffe viel besser entwickelt und ausgedrückt fand, als sie bei mir waren da ich mit Klein sprach und ich Ihnen doch unsere gemeinschaftlichen Grundsätze vorlegen wollte. Der 13 Satz gehört auch eigentlich nicht mehr hinzu aber ich fügte ihn bei, weil er mir eine Bestätigung meiner Lieblingshypothese scheint, dass die Menschen nie etwas hervorbrachten, glaubten, liebten oder verabscheuten wozu sich nicht eine Veranlassung in dem edlereren Theil ihrer Natur findet. Ihre Verirrungen kommen immer daher dass sie ihre eigenen Geschöpfe

für ihre Götter ansehn. Ich stelle mir die Sache so vor. Bei der Philosophie (worunter ich hier alles verstehe was sich auf das moralische Interesse der Menschen bezieht, auch die Theologie) ist es nicht wie mit andern Wissenschaften und Künsten, deren Stoffe sich nur nach und nach darbieten deren Beobachtung oft Werkzeuge erfordert, sondern aller Stoff der Philosophie war von jeher dem Menschen ganz gegeben und von seiner Kraft und Willen hing es ab, wie viel er zum klaren oder deutlichen Bewusstsein davon brachte. Für den dessen reine Moralität ihn fähig machte in sich zu kehren waren diese Kenntnisse das was sie sind, Entdeckungen des edleren Theils der Menschen und keine ausser uns hypostasirte Ideale, aber für den der diese Entdeckungen nicht selbst machte waren sie etwas das der Erkenntniss die einen objectiven Stoff fordert, ganz analog war, und sie setzten einen erdichteten objectiven Stoff voraus, ja selbst die ersten Entdecker konnten, da sie oft schon in Rücksicht anderer Erkenntnisse zu dieser Verfahrungsart gewöhnt waren, endlich selbst in Rücksicht auf ihre eigenen Lehren in diesen Irrthum verfallen. War nun einmal ein hypostasirtes Ideal angenommen, so wurde es da ihm kein Object correspondirte und doch jeder eine neue Entdeckung daran machen wollte, zum Phantom und in dieser Gestalt blieb es den Scharfsichtigen und Boshaften nicht mehr heilig genug um nicht zu betrügerischen Absichten gebraucht zu werden. Ein gleiches Schicksal hatte auch der Begriff von Hochverrath und seine gerechteste Bestrafung, die Achtserklärung.

Gleiches Schicksal werden alle philosoph. Kenntnisse noch immer haben, bis sich die Menschen an den behutsamen Geist der Philosophieen allgemein gewöhnen, den Sie ihnen zeigten. Ich weiss nicht ob ich mich deutlich über meine letzte Meinung ausdrücken konnte, ich zweifle selbst daran, aber ich hoffe dass Ihre Erinnerung mir dazu verhelfen werde.

Leben Sie noch lange wohl

Ihr

Sie innigst verehrender

Jo. Benj. Erh.

N. S. Meine Adresse ist an Herrn Franz Paul Baron von Herbert in Clagenfurth.

Erhard an Kant.

3.

Nürnberg d. 25 October 1792.

Da Ihnen mein Freund Reinhold den 2ten Band seiner Briefe durch Nicolovius übersendet, so benutze ich diese Gelegenheit, auch mich Ihrem Andenken zu erneuern, ich schmeichele mir zwar noch nicht von Ihnen vergessen zu sein, aber ich habe doch davon kein andres Zeugniss als meine Liebe und Achtung gegen Sie. Mein Brief von Jena aus wird Ihnen mit einem Gegenstand meiner Untersuchungen bekant gemacht haben der sich so leicht nicht erschöpft und der es also noch ist, aber ich wünschte sehnlich von Ihnen zu erfahren ob ich auf guten Wege bin. Ihre Abhandlung über das radicale Böse hat mir zwar keine Veranlassung gegeben daran zu zweifeln, aber ob ich die Uebereinstimmung oder vielmehr das Passen meiner Untersuchungen in das Gebäude der Philosophie oder in Ihr System (welches mir Synonime sind) richtig beurtheilte, darüber wünschte ich freilich die Gewissheit, die mir Ihr Ausspruch gäbe. Viele sagen zwar dass die Wahrheit durch kein Ansehn gewinnen könne, aber so gewiss dies von mathematischer sein mag, so gewiss ist diese Behauptung bei philosophischen Wahrheiten Vernunftschwärmerei. Denn diese können nicht durch eine Construction, sondern nur durch die Harmonie mit allen Trieben der Menschen bewiesen werden und diese sind kaum in einem Menschen in wahrem Gleichgewicht vorhanden, hier gilt also das Fürwahrhalten eines Menschen der an dieser Harmonie seiner Triebe arbeitete und sie so viel uns möglich in Einklang mit seiner Moralität brachte, für einen wichtigen Theil eines Beweises dafür. Wenn man die Wahrheit in Demonstrationen aus Sätzen a priori oder die man dafür hält allein sucht, so glaube ich und getraue es mir fast selbst, dass man gegen alles disputiren kan und dass man gegen die sichersten Principien Sophismen vorbringen kan, die die speculirende Vernunft als unwiderleglich annehmen würde, wenn sie nicht durch das Interesse der totalen Menschheit unaufhörlich aufgefordert würde, die Widerlegung zu suchen. Dies ganze Umfassen des Interesses des totalen Menschen, so weit ich es fühlen kann, machte mir Ihr System zur Philosophie, für welche ich

keine Besorgniss habe dass sie je sollte in ihrem wesentlichen widerlegt werden, weil das moralische Gesetz der Vernunft die Zerstörung eines jeden Zweifels darüber gebietet. Ich erwarte auch hierüber Ihre Meinung, wofern Sie selbige nicht schon für das Publikum bestimmt haben. Die Menschheit hat ein unendlich grösseres Recht auf Ihre Bemühungen als ich, aber Sie zu achten und zu lieben, ist mein Recht gleich gross

Ihr

Joh. Benj. Erhard.

*) Erhard an Kant.

4.

Nürnberg d. 17. Januar 1793.

Mein Lehrer und mein Freund!

Ihr Brief war mir eine Quelle des Trostes. Er traf mich in einer melancholischen Stimmung, die mich öfter anwandelt und gewöhnlich bald besiegt ist, diesmal aber durch einen Haufen kleiner Umstände sehr mächtig wurde. Ihr Brief schlug einen grossen Theil dieser Gründe meines Mismuthes in die Flucht, dadurch dass er mir zeigte ich hätte in Ihren Augen einigen Werth, und meine Hoffnung wieder belebte, dass ich auch bei andern denkenden und redlichen Menschen noch etwas gelten könnte. Die Ebbe und Fluth meiner Selbstachtung und meines Vertrauens auf andere Menschen ist die Seelenkrankheit der ich von Jugend auf unterworfen war. Ich wüsste sie mir nicht besser als durch den Ausdruck moralisches Fieber zu charakterisiren und das meinige gehörte unter die Wechselfieber. Mein Trost ist auf diese Vergleichung gegründet, denn ich hoffe, so wie das Fieber, wenn es gut curirt wird, keine nachtheilige Spur im Körper zurücklässt, so wird auch diese Krankheit keinen Nachtheil in der Seele zurücklassen wenn es mir gelingen sollte, sie zu curiren. Die Mittel die ich gebrauchen will sind folgende 1, Schmiegung unter Convenienz, wenn es mir nicht mein Gewissen

---

*) Dieser Brief ist die Antwort auf Kants Brief vom 21. December 1792 in Erhards Denkwürdigkeiten No. 158 p. 349. Der hier mitgetheilte Brief Erhards ist also unmittelbar nach dem Briefe an Reinhold No. 153. p. 337. vom 16. Januar 1793 (nicht 1792, wie oben bemerkt) geschrieben; auch sind die Anfangsworte fast gleichlautend.

verbietet 2, Arbeit nach Vorsatz nicht blos nach meinem Hang, ich will daher mir eine medicinische Praxis zu erwerben suchen und mich in das hiesige Collegium aufnehmen lassen. 3, Mich manchmal zwingen seichten Gesprächen zuzuhören. Sollten diese Mittel gut sein so brauche ich keine weitere Antwort, wo nicht so bitte ich Sie mir bessere zu rathen. Hier erlauben Sie mir eine Gewissensfrage an Sie deren Beantwortung mich trösten könnte. Hat es Ihnen nicht sehr viel Mühe gekostet, nichts als Prof. in Königsberg zu werden? das heisst wie ich es verstehe Ihre Talente für die Welt allein und nicht auch für sich selbst zu brauchen? Mir kostet es viele Anstrengung in der Welt mein Glück nicht zu machen, das heisst die Schwächen die ich an den Menschen bemerke nicht zu benutzen.

Nun wieder zu Ihrem Brief. Ich freue mich dass ich bald die Metaphysik der Sitten zu sehen bekommen. Sie werden hoffe ich die Vollendung Ihrer Arbeiten noch erleben, und dann mit Freuden sterben. Ich für mein Theil sehe grade in den heitersten Stunden den Tod als ein Glück an, das ich mir wünschen würde, wenn ich nur schon so viel nach meinen Kräften gethan hätte, dass ich mit gutem Gewissen verlangen könnte schon wieder vom Schauplatz abtreten zu dürfen. Dieses Gefühl des Verlangens nach dem Tode finde ich wesentlich von der Stimmung zum Selbstmord, der ich öfterer ausgesetzt war, unterschieden. Auffallend ist es mir dass unter den neueren Schriftstellern dieses moralische Sehnen nach dem Tode fast ganz unberührt geblieben ist. Der einzige Swift in seinen vermischten Gedanken hat unter den mir bekannten Schriftstellern folgenden Gedanken „Niemand, der sein inneres Bewusstsein aufrichtig fragt, wird seine Rolle auf der Welt widerholen mögen.“ Am ersten fand ich diesen Gedanken bei Ihnen und er hatte sogleich vollen Frieden für mich. Für Ihre Erinnerung über meine Gedanken bin ich Ihnen herzlich verbunden.

Von Fräulein Herbert*) kan ich wenig sagen. Ich hatte in Wien bei einigen ihrer Freunde meine Meinung über einige mir erzählte

*) Ueber das merkwürdige Schicksal dieser Schwester von Erhards Freunde siehe Erhards Denkwürdigkeiten.

Schritte von ihr freimüthig gesagt und es dadurch mit ihr so verdorben, dass sie mich nicht sprechen mochte; als einen Menschen der nach blosser Weltklugheit urtheilte und kein Gefühl für das blos individual moralischrichtige und wahre hätte. Ich weiss nicht ob es sich mit ihr der Zeit gebessert hat. Sie ist an der Klippe gescheitert, der ich vielleicht mehr durch Glück als Verdienst entkam, an der romantischen Liebe — eine idealische Liebe zu realisiren hat sie sich zuerst einem Menschen übergeben, der ihr Vertrauen missbrauchte, und wiederum einer solchen Liebe zu Gefallen hat sie dies einem zweiten Liebhaber gestanden — dies ist der Schlüssel zu ihrem Briefe. Wenn mein Freund Herbert mehr Delicatesse hätte so glaube ich wäre sie noch zu retten. Ihr jetziger Gemüthszustand ist kurz dieser: ihr moralisches Gefühl ist mit der Weltklugheit völlig entzweit und dafür mit der feinern Sinnlichkeit der Phantasie im Bündniss. Für mich hat dieser Gemüthszustand etwas rührendes und ich bedaure solche Menschen mehr als eigentlich Verrückte, und leider ist die Erscheinung häufig dass Personen der Schwärmerei und dem Aberglauben nur dadurch entfliehen dass sie sich der Empfindelei, dem Eigendünkel und dem Traumglauben (fester Entschluss seine Chimären die man für Ideale hält zu realisiren) in die Arme werfen und glauben sie thun der Wahrheit einen Dienst dadurch.

Mit meiner Frau kan ich mit Recht zufrieden sein.

Nun leben Sie diesmal wohl. Ich werde nächstens Ihnen über einige Gegenstände meiner jetzigen Untersuchungen consultiren, wo ich in Ihren künftigen Schriften Belehrung zu erwarten habe, darüber verlange ich keine Antwort. Ich kan mich so gut den Ihrigen nennen als wenn Sie mein leiblicher Vater wären; denn Sie thaten mehr an mir.

Ihr

Erhard.

N. S. Girtanner will immer wissen ob Sie seine Chemie gelesen haben und was Sie davon halten.

Altpreussisches.

Von

Dr. Adalbert Bezzenberger.

II.

Zur kritik der altpreussischen texte.

1.

Dass die überlieferung der altpreuss. mundart sehr mangelhaft ist, dass die uns erhaltenen altpreuss. texte vielfach höchst fehlerhaft und unzuverlässig sind, ist eine ebenso bedauerliche, wie feststehende tatsache. Selbstverständlich aber entbindet dieselbe niemand der verpflichtung, jene texte und speciell die übersetzung des Lutherschen enchiridions stets auf das sorgfältigste zu prüfen, ehe er irgend ein urteil über ihre richtigkeit oder unrichtigkeit fällt und ehe er auch nur die leiseste änderung derselben vornimmt, mag dieselbe nun die preussischen worte oder den durch die deutschen texte ihnen zugewiesenen sinn betreffen; selbstverständlich verpflichtet sie jeden, der die altpreuss. texte philologisch beurteilen und behandeln zu müssen meint, seine vorgenommenen oder als nötig bezeichneten änderungen derselben und seine von dem entsprechenden deutschen texte abweichenden erklärungen derselben in jedem einzelnen falle exact zu begründen. Ich halte diess alles für selbstverständlich und will deshalb darüber mit anderen nicht theoretisch streiten, welche anderer meinung zu sein scheinen und die, wo sie in ihren schriften auf altpreuss. texte eingingen, jene verpflichtungen einfach bei seite schoben und ohne vorangegangene sorgfältige erwägung diese texte änderten, erklärten und in der weitgehendsten weise beurteilten. Dass dabei gleichwol manches treffende und beachtens-

werte zu tage getreten ist, leugne ich nicht; aber ich behaupte, dass auch dieses meist ohne eine genügende begründung vorgetragen ist, und ich behaupte weiter, dass dabei vieles sehr verkehrte und haltlose vorgebracht ist. Ich werde diese letztere behauptung durch die kritik einiger neuerer äusserungen über stellen der Willschen übersetzung des enchiridions beweisen.

Die stelle *as quoi tebbe toūlan Gulſennin teickut, kan tou*[1]) *ſen brendekermnen poſtāſei* (Ich wil dir viel Schmertzen ſchaffen, wenn du Schwanger wirſt) ench. 71 ist von J. Schmidt ig. vok. I. 85 n. besprochen worden; er sagt: „*[brendekermnen]* kommt nur vor in dem satze *kan tou sen brendekermnen postāsei* wenn du schwanger wirst. Nesselmann (spr. d. a. Preussen s. 91) ist ratlos, wie dieser satz zu construiren sei, er hält *sen* für die präposition „mit" und rät nun hin und her, während es nichts anderes sein kann als das sonst *sien*, *sin* geschriebene reflexivpronomen: *sen postāsei* du wirst, wie im litauischen nicht nur *pastóti* sondern auch *pastótis* „werden" bedeutet. Es kann keinem zweifel unterliegen, dass im preussischen gerade so wie in allen übrigen slavolettischen sprachen das *sen, sien, sin* reflexivum für alle drei personen war. Der traurige sogenannte übersetzer des katechismus hat davon nichts gewusst und den deutschen text gedankenlos wort für wort durch preussische worte, welche er einem eingebornen abfragte, ersetzt, und daher überall die deutsche art wider gegeben z. B. wir — uns durch *mes* — *mans* statt *mes* — *sin*. Nur ein mal noch hat er das richtige zusammen mit seiner falschen zutat aufgenommen *mes mans enimmimai-sin* wir uns an nehmen, wo das *mans* ein sprachwidriger ballast ist. Nesselmann (s. 75 f.) weiss auch davon nichts. Im litauischen wird nun mit *pastóti* und allen ähnlichen verben das, wozu jemand wird, im instr. verbunden (lit. gr. s. 270) und diess wird auch im preussischen geschehen sein, der übersetzer aber wusste nicht, dass das preussische überhaupt einen solchen casus besässe, da er ja dem deutschen fehlt. Er fragte seinen bauern: wie nennt ihr „schwanger", der antwortete etwa: *billēmai brendekermnen* dicimus gravidam, indem

[1]) Im original steht *kantou*.

er das wort, wie diess das naturgemässe ist, in den von *billēmai* geforderten objectscasus setzte. In dieser form schrieb der unwissende übersetzer das wort auf, unbekümmert darum, welcher casus an der stelle grammatisch erfordert wurde, und so steht an unserer stelle *brende-kermnen (βαρύσωμον)* anstatt des notwendigen instrumentals. Dergleichen findet sich in den katechismen hundertfach.“

Man liest das alles nicht ohne verwunderung. Wie hätte denn jener „notwendige“ instrumental (sg. fem.) lauten müssen? Im altlit. würde er richtig etwa *brendkermnę* lauten, dem preuss. *brendekermnen* sehr wohl entsprechen könnte. Schmidt sagt auch nicht ein wort, um zu beweisen, dass dieses nicht der von ihm geforderte „notwendige“ instrumental sein kann. Und wäre denn ferner — vorausgesetzt dass Schmidt sonst recht hätte — an unserer stelle wirklich der instrumental „notwendig“? Wer das behauptet, hat nachzuweisen, dass im preussischen an stelle des s. g. prädicativen instrumentals[2]) nicht der nominativ gesetzt werden konnte, wie wir das in altlit. texten finden (zgls. 241).[3]) — Schmidt sieht in *brendekermnen* den accusativ; um diese annahme begreiflich zu machen, ersinnt er eine scene zwischen Abel Will und dessen tolken, wie sie zuweilen stattgefunden haben mag, die man aber schon zu oft hat spielen lassen (andere beispiele s. w. u.), als dass nicht jeder einsehen könnte, dass sich mit diesem mittel alle schwierigkeiten ohne nachdenken erklären lassen, und dass erklärungen, die mit seiner hilfe gewonnen werden, grosses vertrauen nicht verdienen, weil sie auf völlig willkürlichen voraussetzungen beruhen. Doch fassen wir jene von Schmidt angenommene scene einmal genauer in's auge! Will soll den tolken gefragt haben „wie nennt ihr *schwanger*“, und der letztere soll geantwortet haben „*billēmai brendekermnen*“, „indem er das wort, wie diess das naturgemässe ist, in den von *billēmai* geforderten objectscasus setzte.“ Fordert denn *bilītwei* in wendungen, wie sie Schmidt im auge hat, den accusativ? Mit nichten, denn in der „haustafel“ steht:

---

[2]) An seinen gebrauch erinnert auffallend got. *valjam mais usleithan us thamma leika jah anahaimjaim visan* (domestici esse) *at fraujin* II. Kor. 5. 8.

[3]) Von der Frage, in welchem umfange das preussische des 16. jahrhunderts den instrumental besass, sehe ich hier ganz ab.

Sara Abraham poklūſmai bhe, bebillē din Rikijs — oder ist diess etwa falsch? Wäre es ferner „naturgemäss“, wenn der tolke in seiner antwort zu *billēmai* den „objectscasus“ gesetzt hätte? „Naturgemäss“ beantwortete er die frage Wills der form entsprechend, in der sie gestellt war; das geschah aber nicht, wenn er das wort, welches jener zu wissen wünschte, in den accusativ (den acc. sg. fem.), sondern nur dann, wenn er es in dén casus setzte, welcher dem Preussen als repräsentant des adjectivischen begriffes galt — und das war der acc. sg. fem. doch auf keinen fall.

Lauter noch als alles das sprechen gegen Schmidts erklärung einige rein philologische bedenken, über die er sich kurz hinweggesetzt hat. *Sen* soll „das sonst *sien, sin* geschriebene reflexivpronomen“ sein; ich leugne nicht die möglichkeit, dass in dem enchiridion neben *sien, sin* auch einmal *sen* vorkommen könnte, tatsache aber ist, dass es nur an unserer stelle vorkommen würde, wenn Schmidts erklärung derselben richtig wäre; hierdurch erscheint dieselbe auf jeden fall unsicher, um so mehr, als auch ein entsprechendes *men* oder *ten* nicht vorkommt.[4]) Noch unsicherer aber wird sie dadurch, dass auch nicht die mindeste berechtigung für die annahme vorliegt, *postāt* sei im preussischen reflexiv gebraucht worden. Im litauischen allerdings ist es so gebraucht,[5]) aber dieser gebrauch ist spät und selten; im preuss. findet sich *postāt* ziemlich oft, ist aber nie reflexiv construirt — wie will Schmidt seine behauptungen begründen, *ſen* sei reflexivpronomen, sei mit *poſtāſei* zu verbinden[6]) und *ſen poſtāſei* bedeute „du wirst“? Unbegründet und unwahrscheinlich sind sie, wie alles, was er zu unserer stelle bemerkt hat. Auch was Schmidt über das reflexivum sagt, halte ich für verfehlt, indessen kann ich darauf hier nicht weiter eingehen.

---

[4]) Ich will nicht verschweigen, dass, wenn Schmidts ansicht ausserdem richtig wäre, das anstössige *sen* als druckfehler für *sien* aufgefasst werden könnte, den das vier worte später folgende *sen* („mit“) verschuldet haben würde.

[5]) Vgl. *kůn jis tén pustósis* Schleicher leseb. s. 10 anm. 4.

[6]) Dagegen spricht auch die wortstellung *(tou ſen brendekermnen poſtāſei)*; hätte Schmidt recht, so wäre dieselbe ganz unverständlich. Wendungen wie *turei sien esse stan Ebangelion maitâtunin* ench. 52, *mes mans schieison malijkikai enimmimaisin* das. 78, lit. *wiſeſi tur iſchpaſinti* zgls. 165 sind nicht analog.

Wer behauptet, dass unsere stelle falsch sei, hat nachzuweisen, dass *ſu brendekermnen* nicht „mit schwerleib“, „mit schwangerschaft“ bedeuten kann, dass im preussischen *genna ſu brendekermnen* nicht „ein schwangeres weib“ (vgl. lit. *mergà (su) ilgais plaukais* „ein langhariges mädchen“), dass *ſu brendekermnen postāt* nicht „schwanger werden“ bedeuten konnte. Ob Schmidt diesen nachweis geben kann, ist abzuwarten.

In *turriti dins ſtē mijls ſtēiſon dīlas paggan* (habt ſie deſtē lieber vmb jhres wercks willen) ench. 53 fasst Nesselmann thes. ling. pruss. s. 104 *mijls* für adv. compar. Dagegen sagt J. Schmidt Jen. lit.-ztg. 1874 art. 478: „In *turrite dins ste myls* ist nicht „*myls* als adverb. compar. gebraucht“, sondern pfarrer Will fragte seinen übersetzungsbauer: wie heisst *lieber?* Antwort *myls* (nom. sg. positiv), und das setzte der sogenannte übersetzer in den text. Aehnliches findet sich dutzendweis.“

Die sicherheit, mit welcher diese behauptung vorgetragen wird, besticht nur so lange, als man sich nicht erinnert, dass der tolke die angebliche frage Wills nicht nur mit *mijls*, sondern auch mit **mijlois* beantworten konnte. Weshalb wählte er nun gerade jenes, weshalb eine form, die comparativ sein kann? Weshalb kann *mijls* nicht adv. comp. sein? Schmidt wirft diese fragen nicht auf, er beantwortet sie nicht; ja noch mehr, er verschliesst sich gegen das richtige: Nesselmann hat der erwähnten äusserung eine verweisung auf Bopps abhandlung „über die sprache d. alten Preussen“ (abh. d. Berl. acad. 1853) s. 100 hinzugefügt, in der die von Nesselmann angenommene erklärung begründet ist. Schmidt beachtet diess gar nicht, und so bleibt denn nichts übrig, als den schon von Bopp (vgl. Pott e. f. II. 3. 283) geführten beweis noch einmal zu führen.

Nach ausweis des deutschen textes bedeutet *mijls* an der obigen stelle „lieber“ und ist eine form des comparativs; eine flexionsform desselben kann es nicht wol sein, aber es hindert nichts, es für adverb. zu erklären. Analoge formen sind *tāls, tals* „weiter“ (ench. 37, 38, 67), *tālis* (ench. 85; deutsch: „ein ander gebet“) [7]) und *toūls* „mehr“ (ench. 36, 96) [8]).

[7]) Dass *tāls, tālis* comp. adv. sei, hat auch Fick vgl. wbch. [3] II. 734 ausgesprochen.

[8]) Ench. 39 steht *toūls* wahrscheinlich falsch.

Bei *toũls* ist die möglichkeit, es als nom. sg. msc. pos. aufzufassen, ausgeschlossen, da dieser nur „mancher, vieler“ bedeutet, es kann nur adv. comp. sein, und für jeden, der nicht geneigt ist, offenbar zusammengehörige formen auseinander zu reissen und jede einzelne für sich zu erklären, versteht es sich von selbst, dass *mijls* und *tāls* mit *toũls* zu vereinigen und ihm entsprechend zu erklären sind.

Das preussische bildet den comparativ in zwiefacher weise: 1) mit *-ais-* (*uraisin*, *maldaisei*, vgl. ksl. compar. wie *dobrěj*), 2) mit *-ies-* (*muisieson*, vgl. ksl. comp. wie *mĭnje*), s. Nesselmann spr. d. alt. Preuss. s. 58. Zu der zweiten comparativbildung gehören die obigen adv. *mijls*, *tāls*, *tālis*, *toũls*, die auf **mīlias*, **tâlias*, **tûlias* beruhen, die zu **mīlis*, *tâlis*, **tûlis* (vgl. gen. pl. *nidruwingin*), weiter zu *mīls*, *tâls*, *tûls* verkürzt wurden (vgl. *kelks* = *kelkis*). Dieselben verkürzungen haben sich auch in anderen sprachen vollzogen, ich erinnere hier nur an germ. *mins*, neben *framis*.

Von seiten der syntax lässt sich ein einwand gegen die erklärung von *mijls* als adv. comp. nicht erheben; die construction der besprochenen stelle lässt sich durch heranziehung der verwandten sprachen ausreichend rechtfertigen und im preuss. selbst findet sie höchst wahrscheinlich ein analogon an enchir. 4 (*ſtans*) *mijlan* (adv.) *bhe teiſingi lāikumai.*

Enchir. 52 *tu turei ſteſmu kurwan kas arrientlāku ni ſtan āuſtin perrēiſt* ist von Leskien die declination i. slav.-lit. u. germ. s. 33 f. besprochen worden. Er sagt: „Ich fasse die preuss. form *deiwas* als eine unursprüngliche, von der die eigentliche form des msc. vollkommen verdrängt ist. Und doch vielleicht nicht vollkommen; eine freilich kühne vermutung in bezug auf eine verzweifelte stelle des katech. III. führt möglicher weise auf eine letzte spur des dem litauischen analogen genitivs. III, 52 ist der satz: „du sollst dem ochsen, der da drischet, das maul nicht verbinden“, übersetzt durch: *tu turei stesmu kurwan, kas arrientlāku, ni stan austin perreist.* Alle anderen worte sind klar, nur *arrientlâku* spottet der erklärung und vergleichung. Wenn Nesselmann noch thes. ling. prus. p. 7 den von ihm als *tlâku* abgetrennten letzten teil mit abulg. *tlŭką*, *tlěšti*, russ. *tolkat'* u. s. w. (stossen) ver-

gleicht, so beweist das eben nur seine unkenntniss des verhältnisses von slavisch und litauisch: das wort kann weder urverwandt noch aus dem slavischen entlehnt sein, denn in beiden fällen würde die wurzelsilbe *talk* lauten. Dagegen hat auch Nesselmann, was freilich auf der hand lag, im ersten teil lit. *ár-ti* (pflügen) richtig vermutet und fährt fort: „ich denke mir nun die entstehung dieses wundersamen wortes so: der übersetzer hatte den bekannten spruch vor sich: „du sollst dem ochsen, der da drischet, das maul nicht verbinden"; nun hatte derselbe, der hiesigen landessitte gemäss, den ochsen zwar häufig zum pflügen, aber nie zum dreschen benutzt gesehen, daher übersetzte er: „der da pflügt", *aria* oder ähnlich, veränderte dieses aber nach nochmaliger einsicht in den deutschen text in *tlaku*, vielleicht *entlaku*, so dass nun in seiner handschrift und von da auch im drucke beide formen neben einander stehen blieben und zu einem räthselhaften compositum zusammenwuchsen". Abgesehen von der durch nichts zu begründenden meinung, dass *entlāku* wirklich „er drischt" heisse, könnte man sich den hergang ja ungefähr so vorstellen, aber viel näher scheint mir folgendes zu liegen: der übersetzer, der, wie es feststeht, nicht selbst übersetzte, sondern seinen tolken (dolmetsch) dazu brauchte, fragte diesen, wie „der ochse drischt" zu übersetzen, dieser, dem dreschen und ochs keine beziehung zu einander hatten, übersetzte nach der ihm einzig bekannten verwendung des ochsen zur feldarbeit frisch weg: *ária ànt laúko* (lit.) „er pflügt auf dem felde", wofür preuss. ein *arie ent lauku* sehr wol möglich wäre (*u* = lit. *ō* = urspr. *ā* kommt auch sonst vor, vgl. *mūti* = lit. *motė* = *mātē*). So wäre der gesuchte genitiv wirklich vorhanden. Ich weiss wol, dass dem leicht entgegenzusetzen ist, es finde sich in dem uns überlieferten preussischen die präposition *ant* nicht und *lāku* für *lauku* sei auch auffällig; aber ich will damit auch weiter nichts geben, als eine gewagte vermutung, die man bei diesen corrumpirten quellen wol haben darf."

Es dürfte schwer halten, dieser conjectur eine schlechtere zur seite zu stellen; wie schlecht sie ist, sieht jeder urteilsfähige schon aus den einwendungen, die Leskien selbst gegen sie erhebt. Zu ihnen kommen aber noch andere hinzu, die Leskien nicht erhoben hat.

Angenommen Leskiens übersetzung von *arrientlāku* wäre richtig, so würde es doch als im höchsten grade zweifelhaft gelten müssen, ob *laku* gen. sg. sei[*]), da im litauischen *ànt* bekanntlich nicht nur mit dem genitiv, sondern auch mit dem accusativ verbunden wird (zgls. 243 f.); um seine ansicht, *lāku* sei gen. sg. zu begründen, hätte Leskien nachweisen müssen, dass es nicht accus. sg. sein könne, dass im preuss. *ànt* nicht mit dem accus. construirt sei. Er hat diese nachweise nicht gegeben und kann sie nicht geben, da ein acc. sg. *lāku* nicht undenkbarer ist, als ein gen. sg. *lāku* — entsprechende formen sind in den preuss. texten nicht nachzuweisen — und da die präposition *ant*, wie Leskien selbst bemerkt, in den überresten des altpreuss. dialektes (auch in den namen) nicht erhalten ist. Aber nicht nur hierdurch ist Leskiens erklärung sehr anstössig, sondern auch dadurch, dass er zu ihrer aufstellung eine form jener präposition (*ent*) annimmt, die nirgends vorkommt; durch lit. *int*, *incz* erhält sie keine gewähr, denn diese haben mit *ànt*, *ancz*, mit denen ich selbst sie früher zusammenstellte (zgls. s. 57 anm. 4), nichts zu schaffen, sondern gehören zu *į* (Fortunatov beitr. z. kunde d. ig. sprn. III. 63, Schleicher z. Donal. s. 334). — Endlich hätte Leskien zur begründung seiner erklärung noch nachweisen müssen, dass **art* „pflügen" im preussischen von den zum pflügen verwendeten tieren gesagt werden konnte, da es im lit. und lett. nur von der tätigkeit des den pflug führenden menschen gebraucht zu sein scheint.

Hiernach kann die besprochene conjectur Leskiens nur für einen durchaus unbegründeten und unhaltbaren einfall gelten. Um ihn einigermassen plausibel zu machen, verfährt Leskien gerade wie Schmidt, er ersinnt eine scene zwischen Will und dessen tolken. Aber wie absonderlich denkt er sich die discurse dieser männer! Will wollte mit hilfe des tolken die worte übersetzen „dem ochsen, der da drischt". Anstatt nun diese worte einzeln von jenem zu erfragen, fragte er ihn — wie

---

[*]) Neben *lauks* erscheint die form *laks* in den schlussgliedern zusammengesetzter ortsnamen und zwar nur hier; die verkürzung ist hier zweifellos durch die tieftonigkeit jener glieder herbeigeführt und ein selbständiges *laks* lässt sich aus ihnen nicht entnehmen.

Leskien meint —, wie „der ochse drischt" zu übersetzen sei — eine annahme, die mit hinblick auf das *stesmu kurwan kas* des textes sehr wenig einleuchtet. Auf jene frage soll der tolke „frisch weg" erwidert haben *āria ànt laúko.* Diess wäre keine antwort, sondern eine zurechtweisung gewesen, und eine solche sollte sich jener scharwerksbauer seinem pfarrherrn gegenüber erlaubt haben?

Dass Nesselmanns erklärung von *arrientlāku* richtig sei, ist auch mir sehr unwahrscheinlich; was Leskien aber über dieselbe gesagt hat, geht viel zu weit. Schmidt (voc. II. 210) stellt *tlāku* „er drischt", das er im anschluss an Nesselmann unserer stelle entnommen hat, zu abulg. *tlačiti*, russ. *toločitĭ.* Fehlt es auch ihm an kenntniss „des verhältnisses von slavisch und litauisch"?

Wie die in rede stehende stelle zu erklären, bez. zu emendiren sei, darüber lassen sich verschiedene vermutungen aussprechen, aber ich weiss zur Zeit keine, die sich philologisch ausreichend begründen liesse. Am wahrscheinlichsten ist mir, dass *arrientlāku* durch eine vom setzer oder vom drucker des enchiridions verschuldete buchstabenverstellung entstanden ist. Man beachte: „dreschen" heisst im litauischen *kùlti* (praes. *kulù*), im lettischen *kult* (praes. *kulu*) und wird im preussischen wol ebenso geheissen haben. Nach derselben conjugation wie lit. *kùlti* geht *kvë́sti* „einladen", zu dem im preuss. u. a. die III. pl. *quoitā* „sie wollen" gehört. Hiernach dürfen wir für das preuss. eine III. plur. *kulā* „sie dreschen" erschliessen, der als III. sg. *kulā* entsprechen würde, da auch im preuss. III. sg. und III. plur. bekanntlich gleichlauten. Fasst man nun *arrientlāku* ins auge, so zeigt sich, dass in seinem schluss die silben jenes *kulā* „er drischt" in umgekehrter ordnung stehen. Da nun der deutsche text es höchst wahrscheinlich macht, dass in *arrientlāku* ein preussisches wort steckt, welches „er drischt" bedeutet, und da sich dasselbe durch die leichte änderung von *lāku* in *kulā* ohne irgend welchen zwang der sprache gewinnen lässt, so scheint es mir geradezu geboten zu sein, diese änderung vorzunehmen. — *Kas kulā* bedeutet „welcher drischt", folglich muss *arrient* träger der bedeutung „da" sein. Mit diesem worte aber weiss ich nichts anzufangen; vielleicht gelingt einem anderen seine erklärung.

Durch conjecturen, wie die oben besprochenen Schmidts und Leskiens wird die kritik der preuss. texte nicht gefördert, sondern nur gehemmt. Sollen dieselben eine lesbare form gewinnen, so ist es zunächst notwendig, dass man sie einfach und ohne vorgefasste meinungen auf den tatbestand hin untersuche, und dass dieser festgestellt werde; erst dann kann man eine umfassende kritische behandlung der texte beginnen. Bei der jetzigen lage der dinge lässt sich nur in sehr seltenen fällen über die richtigkeit oder unrichtigkeit einzelner textstellen etwas sicheres sagen und eine heilung offenbarer schäden mit aussicht auf erfolg versuchen. Wer sich hiedurch nicht abschrecken lässt, die preuss. texte in der bisherigen weise weiter zu behandeln, dem muss das, vorbehaltlich der rechte der wissenschaftlichen kritik, natürlich unbenommen bleiben.

Enchiridion 20, 81.

Von der verderbtheit der preuss. übersetzung des Lutherschen enchiridions reden viele; um das gute und beachtenswerte, was sie enthält, bekümmert sich niemand. Ich werde hier an einem beispiele nachweisen, dass sie zuweilen recht gut ist.

Im litauischen besteht die regel, dass die comparativische conjunction *kaip* nach einem comparativ, dem adv. *pìrm*, den wörtern *kits*, *kitóks* u. s. w. negirt wird, wenn jene (compar., *pìrm*, *kits*) oder die durch sie bestimmten begriffe nicht negirt sind; ist dieses aber der fall, so erscheint *kaip* ohne negation (Kurschat gram. §. 1529 ff., 1606, wbch. s. vv. „als“ und „anders“). Z. b.: O neỳr grażesniú neí yr patogesniú, kaíp tik máno bernùżis (Schleicher leseb. s. 36); àsz szią́ náktį ne saldziaús mẽgójau, kaíp tù; tàs audìmas baltésnis, ne-kaíp snẽgas; àsz szį́ médį povisám kitókį (ẽsant) randù, nè kaíp aną́; jìs táv kitaíp rászė, nè kaíp sávo mótynai; neí vẽns kits, kaíp tù (beispiele Kurschats) u. s. w.

Ich bitte hiermit zu vergleichen enchir. 20: Kas adder *kittewidei* mukinna bhe giwa, *ni kai* ſtas wirds Deiwas mukinna u. s. w. (Wer aber anders lehret, vnd lebet, denn das Wort Gottes lehret) und enchir. 81:

Teinu adder Deiws Tāws wiſſas etnīſtis, bhe engraudīſnas ſwaian Soūnon Chriſton, ſtēiſmu gāntſan ſwītan bhe tīt dijgi ſteimans malnijkikamans, *ni maſſais kai* ſtēimans vremmans, potaukinnons bhe pertengginnons aſt (Vnnd aber Gott der Vater aller Genaden vnd Barmhertzigkeyt, ſeinen Sohn Chriſtum der gantzen Welt, vnnd alſo auch den Kindlein nicht weniger, denn den Alten verheiſſen vnnd geſandt hat).

Die erwähnte regel der litauischen sprache — sie ist übrigens vielfach durchlöchert und im lettischen ist sie ganz verwischt — galt also auch im preussischen, wo *kai* dem lit. *kaip* entspricht, und ist von den übersetzern des enchiridions beobachtet worden.

Einige altpreussische wörter.

Mixkai „deutsch" ist meines erachtens adverb. eines wortes **mixkas*, das aus **mikiszkas* entstanden und mit lit. *mekenti* „stottern, stammeln" zu combiniren ist.[1]) Die Deutschen wären demnach als die die preuss. sprache stammelnd, schlecht sprechenden, also als *βάρβαροι* bezeichnet. — Die herleitung des wortes *mixkai* von poln. *niemiecki* halte ich für sehr unwahrscheinlich; was Praetorius (del. Prus. ed. Pierson s. 123) über *mixkai* schwindelt, mag auf sich beruhen.

Wertemmai ench. 2 weiss Nesselmann spr. d. alt. Preuss. s. 144, thes. l. pr. s. 204 nicht sicher zu deuten; er vermutet, dass es „wir zaubern" bedeute und diese bedeutung trifft im allgemeinen zu, nur muss sie schärfer gefasst werden. Das wort gehört, wie mir scheint, zu lit. *versti* „wenden", an das sich im preuss. auch *wirst* und *wartint* anschliessen,[2]) und bedeutet ursprünglich „wir wenden, drehen", ferner prägnant „wir drehen das sieb", „wir treiben siebdrehen, siebzauber". Dass im 16. jh. in Schalauen und Nadrauen siebzauber getrieben wurde, wissen wir (vf. beitr. z. kunde d. ig. sprn. I. 47); auch das benachbarte Samland wird davon nicht frei gewesen sein.

[1]) Lett. *mōkstīt*, *mōstīt* „stottern" hat damit nichts zu tun, sondern gehört zu *mōka*, vgl. die redensart *ar mōkām stūstīt* „stammeln".

[2]) Die weitere verwantschaft s. bei Fick vgl. wbch. [3] II. 662.

Uka, ucka „partikel, die den adj. und adv. vorgesetzt diesen superlativbedeutung gibt“. stellt Nesselmann zu **augt*, lit. *áugti*. Diese zusammenstellung ist nicht zweifellos falsch, aber sie ist auch nicht befriedigend zu begründen; ich sehe deshalb von ihr ab und stelle *uka*, ohne die Frage nach seiner wurzel hier in erwägung zu ziehen, zu got. *aúhuman-* ὑπερέχων, welches auf einen stamm *aúha-* führt, wie z. b. *innuman-* auf *inna-*. Auch nach dieser erklärung bedeutet *uka* „hoch“; es ist verlockend, mit ihm auch gr. ὄχα zu verbinden, jedoch wage ich nicht, diess zu tun.

Poalis (d. i. **pūlis*, **pâlis*) „taube“ voc. 761 hätte längst mit griech. πέλεια, πελειάς verglichen werden sollen. Dieser vergleichung dürfte kaum ein bedenken im weg stehen, wie auch nicht der weiteren von *poalis* und πέλεια mit lat. *palumbes* (palumbus, palumba), das meist zu *columba*, gr. κόλυμβος gestellt und als ein sicheres beispiel für den übergang von *k* in lat. *p* betrachtet wird (Ascoli corsi di glottologia p. 80). Ficks idee, dass *palumbes* mit lit. *balándis* zusammengehöre (wbch. [3] II. 67) ist sehr ansprechend, aber mehr lässt sich von ihr nicht sagen. Für sehr unwahrscheinlich halte ich die zusammengehörigkeit von *balándis* und ksl. *lebedĭ* „schwan“, die zuletzt Hassencamp über den zusammenhang des lettoslav. und germ. sprachstammes s. 56 anm. 7 und Friedr. Müller beitr. z. kunde d. ig. sprn. I. 163, über die stellung des armenischen s. 18 behauptet haben. Der letztere findet *balándis* im ossetischen wieder (dig. *balan*, tag. *balon*).

Preipaus „hin“ (ench. 39 *Jeis preipaus en Packan* „gehe hin im friede“) wird klar, wenn man es mit **pausan** (*esse noufon Rikijas Jhesu Christi paufan* „vonn wegen vnſeres herren Jesu Christi“ enchir. 82). **pauson** (*esse ſteiſei N. Paufon* „von wegen dieſes N.“ ench. 88) zusammenhält und hiermit die lettische wendung *no — puses* (*no dëewa puses* „um gottes willen“) vergleicht, die sich schon im lett. katechismus v. 1586 (19. 20 in meiner ausgabe) findet und auch dem litauischen nicht fremd ist (*núg Chriſtaus puſſes* forma chrikst., 36. 12 in meiner ausgabe). Es ergibt sich aus diesen vergleichungen zunächst, dass *paufan*, *paufon* zu lit. *pusė́*, lett. *puse* „hälfte, seite“ gehört; diese sind im preussischen schon durch *poſſi-* in *poſſiſſawaite* „mittewoche“

(voc. 20) vertreten, zu dem sich *pausan*, *pauson* verhalten mag, wie *autre* „smede“ (voc. 514) zu *wutris* „smyt“ (voc. 513) (Pauli Kbeitr. 6. 430, Fick vgl. wbch. [3]II. 714, vf. Göt. gel. anz. 1874 s. 1250), vielleicht auch wie *dauris* „grosthor“ (voc. 211) zu lit. *dùrys*, lett. *dùris* (Pauli a. a. o.) Ferner lehren die obigen vergleichungen, dass *preipaus* in *prei-paus* zu trennen ist und wörtlich bedeutet „zur seite“. *Jeis preipaus* würde ein Litauer mit *eik szalin* übersetzen, *szalin* aber heisst wörtlich ebenfalls „zur seite“ und die übersetzung des deutschen „gehe hin“ durch preuss. *ieis preipaus* entspricht also dem geiste der balt. sprachen.

Crays „hew“ (voc. 289) ist von Pauli Kbeitr. 7. 194 scharfsinnig als nominat. plur. von *craysi* „halm“ (voc. 275) erkannt worden, das auch in *craysewisse* „heuhafer“ (Töppen altpr. monatsschr. IV. 151 f., vgl. Nesselmann thes. l. pr. s. 79) enthalten ist. Diesem *craysi* entspricht fast ganz genau altnord. *hris* „shrubs, brushwood“, althochd. *hrîs*, mhd. *rîs* „reis, zweig“. Hinsichtlich der bedeutungen verhalten sich diese wörter zu *craysi* „halm“, wie ksl. *klasŭ* στάχυς zu gr. κλών (aus *κλαων, *κλασων) „spross, zweig“. — Dass zu *craysi* nun auch weiterhin noch lett. *grislis* „riedgras“ gehöre, wie Pauli a. a. o. anzunehmen geneigt scheint, ist wegen der lett. wörter *grîwis* „langes gras“ und *grîwlis* = *grislis* nicht sicher; will man sie trotzdem mit *craysi* zusammenstellen, so ist das natürlich nur unter den voraussetzungen möglich, dass mein vergleich dieses wortes mit *hris* unrichtig und dass sein *c (k)* aus *g* entstanden sei, oder dass lett. *grislis* auf **krislis* beruhe.

Ueber das litauische wort brólis.

Von

Dr. Adalbert Bezzenberger.

Die meisten indogerm. sprachen benennen den „bruder" mit wörtern, die auf den stamm *bhrâtar-* zurückgehen; derselbe findet sich im litauischen als *broter-* in dem zemait. *broterëlis* (Schleicher glos. z. lesebuch s. 262). Auch in den diminutiven *brotélis*, *brotáitis*, *brotátis*, die Nesselmann thes. l. pruss. s. 22 anführt, und in *brotùszis* „vetter" ist er in so fern zu erkennen, als dieselben von einem aus dem stamm *broter-* gebildeten nomin. sg. **brotė* = preuss. *brote* (voc.), *brāti* (enchir.) eben so gebildet sind, wie z. b. *duktėlė*, *motùszė*, *motýtė* von *duktė motė*. Als ein ableger jenes stammes *broter-* (bez. *brâter-*) ist auch das gewöhnliche litauische und lettische wort für „bruder" *brólis*, *brâlis* zu betrachten. Dieser behauptung lässt sich freilich die möglichkeit — weiter aber auch nichts — entgegenstellen, das *brólis*, *brâlis* eine von *broter-*, **brâter-* unabhängige und mit ihm nur wurzelhaft verwante bildung sein könne; da aber *brólis*, *brâlis* aller wahrscheinlichkeit nach ein product der baltischen sprache ist — denn die verwanten sprachen kennen eine entsprechende bildung nicht — und da das für *brólis*, *brâlis* vorauszusetzende wurzelverb in ihr nicht nachzuweisen ist, so ist die wahrscheinlichkeit, dass hier aus ihm eine neue bildung geschaffen sei, eine sehr geringe, und jene möglichkeit darum so entfernt, dass sie kaum ernstlich discutirt werden kann. — Ich nehme also an, dass *brólis*, *brâlis* auf dem stamme *broter-*, *brâter-*, oder, wie richtiger gesagt wird — denn die sprachliche entwickelung vollzieht sich in den historischen sprachphasen unmittelbar nur an den wörtern, nicht an den

wortstämmen —, auf dem worte **brotė*, **brâtė* beruht;[1]) es fragt sich nur, auf welchem wege es aus ihm entstand. Schleicher gram. s. 131 bezeichnet es als wahrscheinlich, dass *brólis, brâlis* deminutiv sei. Auch ich glaube diess, aber ich halte es für unmöglich, es als deminutiv von **brotė*, **brâtė* selbst zu erklären, denn von ihm aus konnten mit dem deminuirenden *l* nur *broterė̃lis*, **brotrė́lis* und *brotė́lis*, bez. **brâterė̃lis* u. s. w. gebildet werden, und aus keiner dieser formen konnte *brólis*, *brâlis* entstehen. Ich sehe nur eine möglichkeit, dieses zugleich für deminutivum und für einen abkömmling von **brotė*, **brâtė* zu erklären, und zwar besteht diese möglichkeit in der annahme, dass von **brotė*, **brâtė* zunächst eine verkürzte form **brô*, **brâ* und dass von dieser aus das deminutivum *brólis, brâlis* gebildet wurde. Diese annahme mag kühn scheinen, sie ist es aber durchaus nicht. Denn auf jenes **brô*, **brâ* weist auch das lit. wort *brożis* „vetter"[2]) hin, das mit dem bereits erwähnten *brotùszis* zusammengeworfen zu werden pflegt, aber nicht aus diesem entstanden sein kann und am ungezwungensten als eine ableitung jenes **brô*, **brâ* erklärt wird. Dass dieses aus **brotė*, *brâtė* verkürzt worden sei, wird niemand für unwahrscheinlich halten, der sich daran erinnert, dass **brotė*, **brâtė* der kategorie der verwantschaftsnamen angehört, die — von den eigentlichen namen[3]) abgesehen — mehr als alle anderen wörter und wortarten verstümmelungen und entstellungen ausgesetzt sind, und dass sich für jene angenommene verkürzung schlagende analogien nachweisen lassen. Ich meine gr. πᾶ = πατήρ und

[1]) Dass dieses wort im lettischen nicht nachzuweisen ist, spricht nicht gegen diese behauptung, da *brolis, brâlis* — diese beiden formen sind sowol litauisch, als lettisch; lett. *brolis* findet sich z. b. magaz. d. lett.-lit. ges. XIV. 2. 162 ff. — aus der zeit der litauisch-lettischen dialekteinheit stammt, die *brôtė, brâtė* besass.

[2]) Vgl. *brosis* Geitler lit. stud. s. 80, *brożė* (fem.) zgls. s. 277, deren *s* aus *ż* entstanden sein mag.

[3]) Nur diese werden in nicht minder starker weise verkürzt und verstümmelt, wie die verwantschaftsnamen; man vgl. das o. XIII s. 385 ff. ausgeführte. Zu dem dort in anm. 34 gesagten trage ich nach, dass auch bei den Germanen neue namen dadurch entstanden zu sein scheinen, das teile des väterlichen und des mütterlichen namens zu einem namen vereinigt wurden: „die gattin könig Hrollaugs von Gardariki hiess Herborg, ihre kinder Herlaug und Hergerd; im namen des sohnes sind also die verschiedenen teile des väterlichen (laug) und des mütterlichen (her) vereinigt" Weinhold altnord. leben s. 267.

μᾶ = *μήτηρ*[4]), zu denen sich vielleicht auch noch ein dem lit.-lett. **brô*, **brā* entsprechendes **φρᾶ* gewinnen lässt aus Hesychs glosse *βρά. ἀδελφοί ὑπὸ Ἠλείων*, die freilich verdächtig ist. Wie nach meiner meinung aus **brô*, **brā*, *brólis*, *brālis* gebildet wurde, so sind auch aus *πᾶ* und *μᾶ* kosende deminutiva gebildet: *πάππας*, *πάππος*; *μαῖα*, *μαιάς*, *μάμμα*, *μάμμη*, *μαμμαία*, *μαμμία*. Nach ihrer analogie sind auch zu erklären: lit. *sẽja* „schwester" neben *sesů*;[5]) lit. *mósza* (moszélė, moszýtė u. s. w.) „des ehemannes schwester, die schwägerin" = preuss. *moazo* „muhme" = lett. *mâsa* „schwester"[6]) neben *motẽ*, *mûti*, *mâte* „mutter": lit. *momà* (momátė), lett. *mâmiňa* „mütterchen" neben *motẽ*, *mâte* „mutter"; niederdeutsch *môme*, *mône*, *mȏme*, *môie* „muhme" u. s. w.,[7]) altnord. *móna* „mutter" neben germ. *môdar* „mutter". Ich nehme an, dass sie zunächst aus **sẽ* = *sesů*, **mô*, **mâ* = *motė*, *mâtė*, **mô* = *môdar* gebildet sein; hiergegen lässt sich nicht einwenden, dass **se*, **mô*, **mâ* und **mô* als selbstständige wörter im lit.-lett. bez. germ. nicht nachzuweisen seien, denn auch **brotė*, **brâtė* ist ja weder im litauischen noch im lettischen als selbständiges wort nachzuweisen und doch kann niemand bezweiflen, dass *brotùszis*, *brotáitis*, *brotátis* auf ihm beruhen. Auch der einwand, dass z. b. *πᾶ* oder *momà* schon in vorhistorischen sprachphasen bestanden haben können, spricht durchaus nicht gegen

---

[4]) Ueber sie vgl. Fick in Curtius studien IX. 197.

[5]) Das ig. wort *svasar* = lit. *sesũ* hat bisher jeder etymologischen deutung gespottet; es trifft vielleicht das richtige, wenn man es in *sva* „selbst" und *sar* zerlegt und dieses letztere an lat. *serere* „verbinden, verknüpfen, aneinanderreihen" anschliesst. *Svasar* wäre dann „die von selbst sich anschliessende" = „die an und für sich mit dem bruder verbundene". Sie wäre dann benannt nach dem verhältniss, in dem sie zu ihrem bruder steht, insofern als dasselbe einen gegensatz bildet zu den beziehungen, die zwischen jenem und anderen frauen oder mädchen seines alters walten und die unursprünglich sind.

[6]) Das verhältniss der bedeutungen dieser wörter kann nicht auffallen; man vgl. dass auch ndd. *môme* jede weibliche anverwante bezeichnen kann (Schiller u. Lübben mndd. wbch. III. 116).

[7]) Das mndd. *medder*, *modder* „muhme" (Schiller u. Lübben a. a. o. s. 49) entspricht seiner bildung nach unserem „vetter" (Fick vgl. wbch. [3] III. 168). Es geht mit ags. *môdrie* „mutterschwester" auf eine grundform *môdrrjân-* zurück, welche sich eng an gr. *μητρυιά* „stiefmutter" anschliesst. Aus ihr entstand vermuthlich zunächst niederd. *môder*, *mȏder*, das um des entsprechenden *vedder* willen in *medder* umgestaltet wurde, aus dem dann weiter im anklange an *môder* die form *modder* entstand.

das gesagte, denn die erfahrung lehrt, dass solche wörter zu jeder zeit in jedem Volke neu gebildet werden.

Den o. erwähnten verkürzten verwantschaftsnamen und den weiterbildungen dieser letzteren lassen sich noch manche analoga zur seite stellen; sie sämmtlich aufzuführen, würde mich hier zu weit führen, eins aber, das besonders interessant und bislang sehr verkannt ist, erlaube ich mir noch kurz zu besprechen, ich meine das gr. *υἱός*. Bezüglich dieses wortes nimmt das griechische den verwanten sprachen gegenüber fast ganz dieselbe stellung ein, in der zu ihnen das lit.-lettische bezüglich seines *brólis*, *brâlis* steht. Wie dieses, wenn man es oberflächlich mit lat. *frater*, goth. *brothar* u. s. w. zusammenhält, eine von diesen wörtern unabhängige und nur wurzelhaft mit ihnen verwante bildung zu sein scheint, so scheint *υἱός* mit got. *sunus*, lit. *sūnùs*, ksl. *synŭ*, skr. *sûnú* u. s. w. nur in bezug auf seine wurzel zusammenzuhangen und unmittelbar aus ihr gebildet zu sein. Dass dies aber in der tat der fall sei, ist unwahrscheinlich, weil *υἱός* — wie das die verwanten sprachen, insofern ihnen ein genau entsprechendes wort fehlt, wahrscheinlich machen — erst auf griechischem boden entstanden ist, hier aber das für *υἱός* und *sunus* u. s. w. vorauszusetzende wurzelverb sich entweder garnicht nachweisen lässt, oder — wenn man es in *ὕω* erkennen will — doch mit solchen bedeutungen („benetzen, regnen lassen, regnen"), dass nur ein etymologe vom schlage Eustaths*) es für möglich halten kann, dass es die grundlage eines wortes, das „sohn" bedeutet, gewesen sei. Wie man *υἱός* erklären müsse, scheinen mir gr. *μαῖα* = *μᾶ* = *μήτηρ* und lit. *sĕja* = *sesŭ* klar und deutlich zu zeigen: es entstand aus **ὑνυς* — das im griech. verloren ist, wie **brâtė* im lett. — indem dieses zu **ὑ* bez. **ὕ-ς* verkürzt und dieses letztere weiterhin zu *υἱός* erweitert wurde. Dann wäre *υἱός* eine koseform zu **ὑνύς*, wie *μαῖα* zu *μήτηρ*, *sĕja* zu *sesŭ* und dass es diess sei, dafür spricht der umstand, dass es mehrfache schwankungen im stamm, bez. der flexion

*) Eustath. 1384. 59 (*α* 15): *παρωνόμασται δὲ ἀπὸ τῆς πόσεως ὁ πόσις ὡς δοκεῖ τοῖς παλαιοῖς, διὰ τὴν σπερματικὴν ὑγρότητα. ὡς καὶ ὁ ἄρσην, ἀπὸ τοῦ ἄρδειν. καὶ ὁ υἱὸς ἀπὸ τοῦ ὕειν. διὸ καὶ τὸ ὀπυίειν ἐντεῦθεν αὐτοῖς ἐδόκει παράγεσθαι. οἱονεὶ τὸ διὰ τῆς ὀπῆς ὕειν ὅθεν ὁ υἱός.*

zeigt.[9]) Solche schwankungen aber finden sich, wenn auch nicht ausschliesslich, so doch besonders häufig bei kosewörtern.

Ich kehre nach dieser abschweifung wieder zu *brólis, brâlis* zurück, um schliesslich eine der meinigen entgegenstehende erklärung dieses wortes zu besprechen, die kürzlich von Leskien in seinem aufsatz „spuren der stammabstufenden declination im slavischen und litauischen" (archiv f. slav. philologie III. 111) aufgestellt ist. Leskien sagt: „Ganz eigentümlich ist das lit.-lett. wort *brólis, brâlis.* Man hält es in der regel für ein deminutiv, so Schleicher gr. 131; aus einem *broterĕlis*, gebildet wie *moterĕlė* kann es sicher nicht verkürzt sein; man könnte an *brotélis*, gebildet wie *duktélė*, denken, allein der ausfall des *é* aus dem deminutivsuffix ist unbegreiflich[10]), die form *brólis*, st. *brâlja-*, ist noch dazu, wie das lettische zeigt, alten datums. Ich möchte daher eine andere deutung vorschlagen: aus der schwachen stammform *brâtr-* ging eine weiterbildung mit suffix *-ja-* hervor (wie die slav. mit *-a-*), also **brâtrja-*, nom. also **brâtris*, durch dissimilation daraus *brâtlis* (ich erinnere an lat. *-aris, -alis*, aus dem litauischen fehlen mir beispiele der art), mit wegfall des *t brâlis*, lit. *brólis.*" Dagegen ist verschiedenes einzuwenden.

Eine „schwache stammform" *brâtr-* dem litauisch-lettischen zuzuschreiben, entbehrt jeder berechtigung. Es ist Leskien nicht gelungen, nachzuweisen, dass die baltischen sprachen eine formabstufende — so sage ich für „stammabstufende" — declination gekannt haben; weder preuss. *swestro*, noch lit. *dukrėlė*, preuss. *bratrīkai* u. s. w. können zum beweise dafür dienen, denn *swestro* steht seines *w* wegen in dem verdacht, aus dem deutschen entlehnt zu sein, und *dukrėlė, bratrīkai* u. s. w. können aus *dukter-elė, brâter-îkai* u. s. w. entstanden sein.

[9]) Ueber sie vgl. Baunack in Curtius stud. X. 88; der nomin. ὑός und der genit. ὑõ sind kürzlich wieder auf zwei attischen inschriften ans Licht getreten, die im Ἀθήναιον V. ss. 102, 161 veröffentlicht sind. — Dass Ἀλοσύδνη und Ὑδατοσύδνη in ihrem schlussteil ein mit υἱός verwantes wort enthalten, wie Baunack im anschluss an G. Curtius annimmt, ist mir sehr unwahrscheinlich; eine andere, sehr ansprechende erklärung jenes teiles gibt Fick vgl. wbch. ³ II. 259.

[10]) Ist vielleicht auch das Labiausche *kaldos* (Nesselmann wbch. s. 173) = *kalédos* „unbegreiflich?"

Sie würden dann auf den „starken“ stammformen *dukter-*, *brâter-* beruhen, die in der flexion von *duktė*, **brâtė* allein angewendet sind, und **duktr-* (in *dukrėlė*), **brâtr-* (in *bratrikai*) wären dann nicht produkte der flexion, sondern der secundären wortbildung. Doch ich lasse die weitere erörterung dieser frage fallen und gebe Leskien die möglichkeit zu — aber nicht mehr, denn tatsächliche anhaltspunkte stützen Leskiens annahme nicht —, dass im lit.-lett. ein stamm *brâtrja-*, ein wort **brâtris* gebildet werden konnte, und auch die weitere möglichkeit, dass dieses „durch dissimilation“ sich in **brâtlis* verwandeln konnte, wobei ich freilich die bemerkung nicht unterdrücken kann, dass litauische beispiele für solche dissimilation Leskien doch eigentlich nicht unbekannt sein dürften: eine sammlung derartiger beispiele hat Bechtel in seiner dissertation „über gegenseitige assimilation und dissimilation der beiden zitterlaute in den ältesten phasen des indogerm.“ (Göttingen 1876) s. 27 ff. gegeben und drei weitere beispiele habe ich zgls. s. 92 anm. 3 verzeichnet, während gleichzeitig Brückner in seinen (Leskien selbst dedicirten) litu-slav. studien I. s. 52 anm. 41 auf die in rede stehende erscheinung kurz einging und sie durch eine anzahl slav. beispiele illustrirte; übrigens sind bislang noch nicht alle litauischen beispiele für jene dissimilation gesammelt, ich nenne noch *priklei* (Fortunatov beitr. z. kunde d. ig. sprachen III. 69), *priklybė*, *priklitis* (Geitler lit. stud. s. 104), die Brückner und Fortunatov a. a. o. für fremdwörter erklären und an poln., *przykry*, russ. provinc. *prikryj* („herbe“) anschliessen. Ein gegenstück hierzu ist *filtrėveris* (Brückner a. a. o. s. 51) aus deutsch *feldwebel*.

Mit den möglichkeiten, die ich Leskien zugegeben habe, bin ich und ist man überhaupt am ende dessen angekommen, was ihm von seinen auf die erklärung von *brólis* gerichteten bemerkungen concedirt werden kann. Dass „mit wegfall des *t*“ **brâtlis* zu *brâlis*, *brólis* hätte werden können, ist auf grund dessen, was wir bis jetzt vom litauischen wissen, entschieden zu leugnen, denn es ist bisher noch kein fall nachgewiesen, in dem ein auf einen vocal folgendes *t* vor *l* „weggefallen“ wäre [11]) —

[11]) Dagegen kann im lit. *dl* zu *l* werden, wie *abecėla* = poln. *abecadło* (Brückner

aus *tl* nach vorhergehendem vocal kann höchstens *kl* entstehen —, und bis ein solcher nachgewiesen sein wird, muss Leskiens erklärung von *brólis* für unbegründet und unannehmbar gelten.

---

a. a. o. s. 66) beweist. Demnach kann auch *czarnylas, czernylas* aus poln. *czernidło* (Göt. gel. anz. 1878 s. 205) und *sólas* aus **sodlas* entstanden sein. Dass *sólas* zu ahd. *swelli*, lat. *sŏlium* gehöre, ist mir sehr unwahrscheinlich; weshalb es das ist, sage ich nicht, nachdem J. Schmidt auch nicht gesagt hat, weshalb *sólas* nichts mit got. *sitls* zu tun hat, und weshalb *czarnylas, czernylas* nicht aus poln. *czernidło*, sondern aus klr. *čornylo*, wruss. *černilo* entlehnt ist (Jen. lit.-ztg. 1878 art. 191) — denn weshalb soll ich mir die mühe machen, meine verwerfung seiner ansichten zu begründen, wenn er meine ansichten ohne begründung verwirft?

Nachträge zur Geschichte des Heiligenbeiler Kreises.

Fortsetzung von

„Beiträge zur Geschichte des Heiligenbeiler Kreises."

Von

Adolf Rogge.

Siehe Altpreuss. Monatsschr. V, 115. VI, 116, 463. VII, 97, 603. VIII, 315, 701. IX, 97. X, 34, 353, 550.

Dreizehntes Capitel.

Der Heiligenbeiler Kreis als Theil des Brandenburger Kreises 1751. Bevölkerungs-Verhältnisse. Cultur und Industrie. Verarmung der Portugals und anderer adligen Geschlechter. Die Schule in Heiligenbeil. Gerichtspflege in Zinten. Huldigungsreise Friedrich Wilhelms III. Das Jahr 1807.

Wir hatten die Geschichte des Heiligenbeiler Kreises bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts geführt. Da uns noch bis zum Jahre 1807 einige mühsam gesammelte Materialien zu Gebote stehen, so wollen wir dieselben zu besserer Verwerthung für spätere Zeiten vorläufig in diesen Blättern niederlegen.

Nach dem 1751 vom Kammerpräsidenten v. Massow eingereichten, 22. August 1752 von König Friedrich II. bestätigten Entwurfe, wurde Ostpreussen in zehn landräthliche Kreise getheilt.[1]) Der heutige Heiligenbeiler Kreis wurde dadurch ein Theil des Brandenburger Kreises und umfasste die Domainenämter Brandenburg (mit drei Vorwerken, 39 Dörfern, 333 Feuerstellen), Balga (mit 2 Vorwerken, 60 Dörfern, 961 Feuerstellen) und Carben (2 Vorwerke, 13 Dörfer, 341 Feuerstellen). Alle diese Domainenämter standen in Bezug auf die Gerichtsbarkeit unter dem Domainen-Justiz-Amt Brandenburg.[2]) Das noch

---

[1]) Töppen hist. comp. Geogr. v. Pr. S. 319.

[2]) Siehe Zweites Kapitel Altpr. Mtsschr. VI. S. 121.

zum Kreise gehörige Amt Kobbelbude[3]) (16 Dörfer mit 193 Feuerstellen) gehörte unter das Domainen-Justiz-Amt Uderwangen.[4]) Die Stadt Heiligenbeil zählte damals 335 Häuser mit 1800 Einwohnern, die Stadt Zinten 270 Häuser mit über 1500 Einwohnern, ohne 4 Compagnien Infanterie-Garnison. Da die erste Stadt 97, die andere 157 Hufen Acker besass, so fanden die Einwohner ihre Hauptnahrungsquelle im Ackerbau. In Heiligenbeil wurde noch mit besonderm Erfolg die Bierbrauerei betrieben. Das dortige Bier gab bei guter Abwartung dem englischen Schmalbier nichts nach und wurde weit verfahren.

Der Flecken Brandenburg[5]) besass 127 Feuerstellen. Eine bedeutende Vergünstigung wurde demselben durch Rescr. d. d. 4. September 1802 und Cabinets-Ordre vom 4. October 1803 gewährt, nach welcher König Friedrich Wilhelm III. die erbliche Ueberlassung einiger Vorwerks-Pertinenzien des Amts Brandenburg an die Oberfleckner des Orts festsetzte. Es wurden denselben 14 Morgen 54 Q.-R. (magdeburg. Maass) an den Haffbergen überwiesen. Der gerichtliche Vergleich wurde zu Brandenburg 26. Juli 1803 geschlossen. Es sollte ein jährlicher Canon von 20 Groschen pr. pro Morgen gezahlt werden. 24. Mai 1804 wurden 3 Hufen 28 Morgen 12 Ruthen des Amtslandes an die 58 Oberfleckner des Fleckens verschrieben. Dieselben sollten 50 Groschen Erbkanon vom Morgen zahlen. 5. Juni 1804 wurde noch 1 Morgen 96 Q.-R. magdeburg. Weideland an 12 Oberfleckner verschrieben.[6])

---

[3]) Dem Amt Kobbelbude wurden durch Min.-Rescr. vom 10. September 1827 noch die, zum Intendantur-Amt Brandenburg gehörigen Ortschaften, Liepnicken, Dingort und Hollstädt überwiesen.

[4]) M. F. G. Leonhardi Erdbeschreib. der Preuss. Monarchie. I. Halle bei Hemmerde und Schwetschke 1791. S. 403 u. 628—30. Die statist. Angaben daselbst sind aus Goldbecks Topographie entnommen.

[5]) cf. Altpr. Mtsschr. VIII. S. 320.

[6]) Der Flecken Brandenburg hat übrigens, wohl schon um seines Namens willen, die Aufmerksamkeit der Landesfürsten seit Herzog Albrecht auf sich gelenkt. Der Letztere dachte im Herbst des Jahres 1543 daran die zerfallene Ordensburg wieder in wohnlichen Zustand zu setzen und bat bei Uebersendung eines Falkengeschenkes den König Heinrich VIII. von England um eine Unterstützung hiezu. Er schrieb an denselben 16. October 1543: „Ea (arx amplissima) bellis gravissimis, superioribus temporibus gestis, miserrime devastata, diruta ac pene solo aequata est. Ad quam instaurandam nos multa hortantur et quod a majoribus nostris non tantum ejus

Eins der interessantesten, wenn nicht das interessanteste Dorf des Kreises, das Fischerdorf Passarge, hatte damals 55 Feuerstellen. Durch die revidirte Fischerordnung für's frische Haff vom 27. Februar 1738 erhielt es wegen seiner Entlegenheit von Königsberg die Erlaubniss nach Jacobi die Fische nach Danzig fahren zu dürfen.[7])

Zu dem, schon früher erwähnten, Zainhammer in Brandenburg[8]) kamen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zwei Eisenhammerwerke bei Zinten. Das erste hatte Consistorialrath Andersch eine halbe Meile von der Stadt angelegt. Dasselbe bestand in einer grossen Esse nebst einem 350 Pfd. schweren grossen Eisenhammer, den ein 12 Fuss hohes Klotzrad bewegte und einem 120 Pfd. schweren Streckhammer, der durch ein 12 Fuss hohes Schaufelrad getrieben wurde. Es wurde hier nur altes Eisen zusammengeschweisst und zu allerlei Werkzeugen als

---

fundamenta jacta, sed etiam tota exaedificata sit, et quod nostrae familiae generis nomen habeat, tum quod loco non incommodo sita sit.“

Der König erklärte in einem Schreiben (Ex Regia nostra de Hamptoncourte octavo Januar 1544): Bei dem von allen Seiten tobenden Kriege mit den Franzosen, Schotten und Türken bleibe nichts übrig, womit man gute Freunde unterstützen könne. Voigt, Herzog Albrechts freundschaftl. Verbindungen mit den Königen und Königinnen von England. N. Pr. Prov.-Bl. VII. (1849a) S. 14.

[7]) Die Geschichte dieses Dorfs dürfte einer besondern Studie nicht unwerth sein. Bis auf den heutigen Tag haben die Bewohner desselben ihre eigenthümliche Tracht, wie einen grossen Theil der väterlichen Sitten erhalten, obwohl sie sich durch eine, für ihre abgelegene Lage bewundernswerthe, Schulbildung auszeichnen. Ein besonderes Interesse nahm an ihnen Friedrich Wilhelm IV. Wenn er die Provinz bereiste, standen in der Regel die schönsten und grössesten Männer aus Passarge zu seinem Empfange auf dem Bahnhof bereit. Als er einst an den riesenhaften Flügelmann derselben herantrat und, zu ihm aufsehend, fragte: Wo haben sie gedient? erhielt er zu seinem Staunen die Antwort: Gar nicht Majestät! Ungemein heiter wurde er indessen, als er auf die zweite Frage: Weshalb nicht? die unerwartete Antwort: Allzuschwach Majestät!“ erhielt.

Bei einer Kirchenvisitation, welche der, bekanntlich von Statur sehr kleine, verstorbene Generalsuperintendent Sartorius in Passarge hielt, trat ein Fischer an den Pfarrer des Orts mit der Frage: „Herr Pfarr, es dat de Herr Generalsuperdent?“ Auf die bejahende Antwort äusserte er kurz: „Kann em nich davör aestemehre, es mie to kleen!“

Im Jahre 1848 waren die Passarger, die ungemein treu an König und Vaterland hängen, zuweilen in Braunsberg sehr gefürchtete Vorkämpfer der conservativen Interessen.

[8]) Siehe Zwölftes Kapitel Altpr. Mtsschr. X. S. 564.

Ambossen, Speerhaken, Zapfen zu Mühlwellen, Spaten, grossen Sägeblättern u. s. w. verarbeitet.

Der andere Eisenhammer in Nausseden[9]) war mit einer schwarzen Eisenschnallen-Fabrik verbunden.

Auch die Papiermühle zu Ecker bei Zinten entstand um diese Zeit. [10])

Die traurige Zeit, welche unsere Provinz unter der Regierung des grossen Friedrich, namentlich in Folge der russischen Invasion durchzumachen hatte, spiegelt sich in unserm Kreise deutlich genug im häufigen Besitzwechsel der adligen Güter. Nach und nach verschwinden die, von Alters her hier angesessenen, adligen Familien. Viele Geschlechter sterben aus, andere können sich auf ihren Stammgütern nicht mehr halten.

Das älteste, hier angesessene Geschlecht war sicher das der Portugals, welches seinen Stammbaum noch von den Eingebornen des Landes herleitete. Am Anfange des Jahrhunderts dachte es noch an die Vergrösserung seiner Besitzungen. Nach einem Vertrage vom 15ten Dezember 1682 cf. 11. Juli 1695 sollte z. B. das Gut Reuschenhof nach dem Tode der Frau von Massenbach an den Herrn von Portugal übergehen, der dafür den Erben 5000 Mark mit Interessen zu zahlen hatte. 13. Juli 1702 machte Fräulein v. Massenbach nach den Balgaschen Amtsprotokollen noch mehr Ansprüche. Wie sich das Schicksal der Familie Portugal weiter gestaltet, zeigt am deutlichsten die nachfolgende Bekanntmachung im Jahrgang 1786 der Königsberger Zeitung:

„Das im Hauptamte Balga belegene von dem verstorbenen Reinhard Christoph von Portugall, über dessen Nachlass der erbschaftliche Liquidationsprozess eröffnet worden bisher inne gehabte Lehn-Rittergut Mükünen von 9 Hufen, zu welchem das Dorf Grund von 3 Hufen und noch das Antheil an Pammern nebst 4 Hufen Wald in Freudenthal gehören, wird mit der, den 21. Mai 1781 aufgenommenen und 30. März 1785 revidirten Taxe von 17144 Thlr. 60 Gr. excl. des gesammten auf 1291 Thlr. 16 Gr. taxirten, Besitzes bei der ostpreuss. Regierung öffentlich sub-

[9]) Nausseden wurde 1798 vom Kammersekretair Joh. Gottl. Günther an Carl von Podewils verkauft.

[10]) Leonhardi S. 626, 630 u. 631.

hastirt und stehen die termini licitationis auf den 28. Februar, 30. Mai und 29. August 1786 Vormittag um 9 Uhr an. Kauflustigen wird bekannt gemacht, dass auf das Feudum besonders und auf den zum Culm gehörigen Besatz an Vieh, Pferden u. s. w. so 3575 Thlr. taxirt worden auch besonders licitiret werden wird.

Königsberg den 28ten October 1785.

Sr. Königl. Maj. v. Preussen etc. wirkl. geh. Etats- und Justiz-Minister, Kanzler, auch zu dero Ostpreuss. Regierung verordneter Praesident, Vice-Praesident u. Rathe.

(gez.) Finkenstein.“

Wir notiren kurz noch einige andere Besitz-Veränderungen, welche auf den adligen Gütern in dieser Zeit vor sich gingen. Robitten, welches Hans von Brumsy, ein Schweizer, dessen Geschlecht aus Schaffhausen stammte, der Neffe des Hochmeisters Johann von Tieffen 1498 nebst Kilgis und Labehnen erworben hatte,[11]) besass nebst Bombitten und Kl. Klingbeck, der 1697 geborne Major Ludwig von Cisielski.[12]) 1793 sass darauf Georg Siegmund Küchmeister von Sternberg und verkaufte das Gut an den Lieutenant Leopold v. Kortzfleisch, der es mit Maggen und Galingen zusammen 1798 wieder an den Lieutenant Gustav Ludwig von Raben verkaufte. Klein Klingbeck verkauften drei Schwestern von Cisielski 1794 an den Lieutenant im Wertherschen Dragoner-Regiment Christian Friedrich Carl von Elditt.

Seit 1531[13]) sass die Familie von Sack auf Eichholz. 1798 verkaufte der Kammerherr und Johanniter-Ordens-Ritter Sebast. Albert von Sack das Gut an Adam Wilhelm Carl von Brederlow.

1798 verlor der Lieutenant Carl Wilhelm von Auer das letzte Gut seiner Familie, im hiesigen Kreise, Gr. Luetkenfürst, welches 1800 Johann Ludwig von Negelein erwarb, der bereits 1795 das Gut Grunenfeld nebst dem Schatullgut Schön-Damerau vom Major August Ludwig v. Stutterheim erstanden, 1797 Gr. Hasselberg gekauft hatte und schliesslich auf allen diesen Gütern in den schlechten Zeiten zu Grunde ging.

[11]) Pr. Archiv 1790 S. 665.

[12]) ibid. 1791. S. 128.

[13]) S. 3. Siehe Kapitel 5 Altpr. Mtsschr. VII. S. 98; No. 187.

Die Rittergüter Schwengels, Montitten, Uders verkauften die v. Heykingschen Eheleute 1795 an den Lieutenant Wilhelm von Radecke.

Wilknitt ging 1798 aus dem Besitz des Carl Wilhelm Alex. v. Kanitz in den seiner Tochter, Antoinette Louise Sophie, verehelichten Capitain von Tippelskirch über.

1793 wurde das Gut Kupgallen von Johann Christoph Meier an Dietrich Friedrich von Kunheim verkauft, der es 1794 schon wieder an den Amtsrath Frey veräusserte.

Die angeführten Beispiele dürften genügend die ländlichen Zustände jener Zeit bezeichnen, wir bemerken daher nur noch, dass sich aus derselben bis in unsere Tage u. a. die Familien von Brandt (jetzt Pellen und Rossen), von Massenbach (Stutehnen), von Bronsart (Schetnienen) erhalten haben.

Stärker als die adligen, haben die Geschlechter vieler Kölmer und Bauern an der Scholle geklebt. So lässt sich z. B. das Geschlecht der „Schirrmacher“, welches erst vor wenigen Jahren um das Schulzengut Bönkenwalde kam, mit Sicherheit bis in das Jahr 1512 verfolgen. andere Stammbäume dürften noch höher hinaufgehen.

Was die Städte anlangt, so suchte namentlich Heiligenbeil durch eine tüchtige s. g. lateinische Schule, welche im Jahre 1735 reorganisirt war, auf die Bildung der Jugend einzuwirken und dadurch eine bessere Zukunft herbeizuführen. Es arbeiteten an derselben 3 Schulkollegen, der Rektor, Conrektor und Kantor. [11])

---

[11]) Ein Verzeichniss derselben findet sich in einem von Const.-R. Pisanski angelegten, dem Kneiphöf. Gymnasium zu Königsberg gehörigen Folianten, das wir mit einigen vervollständigenden Bemerkungen hieher setzen:

1. Rektoren. Joh. Geisler 1575. Petrus Reinhardi 1582. Valentien Rabe 1592. Joh. Hänisch 1598—1605, war zugleich Stadtschreiber. Er hat eine Sammlung von Liedern angelegt, welche die Jahreszahl 1601 trägt und sich in einer Privatsammlung zu Königsberg befindet. Wo? (N. Pr. Prov.-Bl. Bd. IV. 1848. S. 319.) Petrus Scheumann 25—29. Balthasar Schwertfeger 34—36 wurde Richter des Orts. Erasmus Rothmaler 36—39, (gekrönter Dichter geb. in Frankenhausen im Schwarzburgschen gab „Delicias poeticas sive epigrammata“ in 3 Bänden heraus, wurde 1639 Pfarrer in Neukirch und Prangenau). Balthasar Zwicker 1640. Tobias Stephani ein Ungar 42—44. M. Joh. Christoph Seegers 44—45. Andreas Sebald. Schlettenbauer 46—76. Erdmann Sam. Kretschmann 78—85. M. Heinr. Porsch 85—1702. nachher Diac. Martin Grau 2—10. Joh. Auschwitz 12—37, wurde Bürgermeister in Zinten. Gottfr. Walter 38—45, wurde Diac. in Bladiau. Friedr. Stürmer 45—50, wurde

Die eigne Gerichtsbarkeit, deren sich die Städte damals erfreuten, scheint zuweilen einen recht gemüthlichen Anstrich gehabt zu haben. Wir können hiefür ein Beispiel anführen, welches auch noch in anderer Beziehung interessant ist und beweist, wie das Volk gewisse Begebenheiten, die es einmal erregt haben, im Gedächtnisse zu behalten und der Nachwelt zu überliefern suchte. Im Stadtwalde bei Zinten ist noch heute eine Stelle, die durch einen Hügel von trockenem Reisig bedeckt ist, der durch die Vorüberziehenden immer ergänzt wird. Man erzählte: „Hier solle einmal ein Mensch erschlagen sein.“ Ueber Zeit und Umstände des Mordes wusste Niemand etwas Näheres anzugeben. Zufällig entdeckten wir eine gerichtliche Bekanntmachung, [15]) welche die dunkle Sage bestätigte und die ihr zu Grunde liegende Thatsache aufhellte. Dieselbe lautet: „Der oder diejenige unbekannte Mörder, welche in dem Zintenschen Stadtwalde einen reisenden Hutmachergesellen Andreas Sera erschlagen haben, werden hiedurch citirt, dass sie spätestens den 28. August 1786 vor dem Magistrat in Zinten erscheinen und über die verübte That Rechnung und Antwort geben, ausbleibenden Falls sie zu gewärtigen haben, dass sie in die Acht erklärt und ihr Leib, Haab und Gut jedermann frey gegeben, auch sie bei ihrer Habhaftwerdung für die Mordthat selber in gesetzliche Strafe werden genommen werden.“

Pfarrer in Grünhagen. Christoph Arndt 1750, war noch 79. (N. Pr. Prov.-Bl. a. F. IX. S. 186). Röckner. Er war der Vater des nachmal. Consistorial-Direktors und Pfarrers zu Marienwerder, welcher 5. Mai 1766 zu Bladiau geboren wurde.

2. Conrektoren. Joh. Adrian Hammermeister, ein Märker, 1680. Heinrich Twelsich ein Westphale 1685. Joh. Gottfr. Block 1709, resignirte 12, wurde Rathsverwandter, dann Bürgermeister. Joh. Bräuning aus Gr. Polen 1712—37. Friedrich Stürmer 1738—45, dann Rektor. Ctian. Coelestin Stein 45—47, dann litth. Pfarrer in Königsberg. Joh. Ctian. Horch aus Rastenburg, zugl. Organist 1747 u. noch 79.

3. Cantoren. Ctian. Reimann 1600. Joh. Grätsch 1627. Mich. Hube 1630, seit 1633 Pfarrer in Hohenfürst. Georg 1633—36. Jerem. Braband ein Märker 1636—77. Heinrich Twelsich 1678, nachher Conrektor. Dan. Rapholz, ein Fischhäuser 1681—99. Joh. Heling 1700—9. Joh. Bräuning 9—12, dann Conrektor. Ctoph. Friedr. Coggius aus Pr. Eylau 14—19. Ctoph. Behm aus Heiligenbeil 19—30, dann Pfarrer in Waltersdorf. Erhardt Reinhold Schulz aus Eisenberg 1730 und noch 79, wo er 78 Jahre alt war. Lippitz, Adjunct des Vor. 1779 machte eine Heirath, die ihm 4000 Thlr. einbrachte und entsagte dem Dienst, um ein Landgut zu kaufen.

[15]) Dieselbe findet sich: Königl. Preuss. Staats-, Kriegs- und Friedenszeitungen 47. Stück Mont. 12. Juni 1786. Beilage.

Derartige naive Zumuthungen und Drohungen dürfte heute schwerlich ein Staatsanwalt an Mörder verschwenden, sie scheinen auch damals keinen Erfolg gehabt zu haben. Wahrscheinlich weil die Sache dunkel blieb, bildet heute noch der Sprockhaufen das Grabdenkmal des gemordeten Hutmachers. Das Volk erlebte damals wenig, darum konnte es derartigen Ereignissen, die heute nur zu spurlos an uns vorübergehen, lange nachdenken. Lichtpunkte in seinem einförmigen Leben bildeten wohl die Reisen des Hofs, welche die Theilnahme der ganzen Gegend schon wegen des zu leistenden Vorspanns beanspruchten. Beiläufig wollen wir der Huldigungsreise Friedrich Wilhelms III. gedenken, der 3. Juni 1798 von Frauenburg aufbrach und ohne den Wagen zu verlassen bis Brandenburg fuhr, wo ihn vier Abgesandte der Ritterschaft empfingen. [16])

Geschichtliche Erinnerungen von tieferer Bedeutung brachte den Einwohnern des Kreises das Jahr 1807.

Die Kriegsereignisse des Kreises wurden durch die sprüchwörtlich gewordenen, rückgängigen Bewegungen des General Rouquette [17]) eröffnet, der durch ein fliegendes Corps die Strasse von Königsberg über Braunsberg auf Pr. Holland decken sollte. Am 21. Januar durch die Avantgarde des Corps Bernadotte über die Passarge gedrängt und auf Heiligenbeil geworfen, lehnte er sich mit dem linken Flügel seines Corps ans Haff. General L'Estocq, von ihm zu Hülfe gerufen, marschirte in Folge dessen sofort von Tolks, ¾ Meilen von Bartenstein auf Mehlsack, wo er 24. Januar eintraf und den Uebergang über die Passarge zu decken versuchte. [18]) Am Morgen des 7. Februar stand er mit seinem Corps bei Engelswalde und fuhr in Begleitung des Obristen Scharnhorst über Canditten und Orschen zu einer Conferenz mit dem

---

[16]) Auszug aus der Beschreibung der Feierlichkeiten etc. bei Gelegenheit der 1798 geleisteten Erbhuldigung von der Königl. deutschen Gesellschaft. Königsberg. Hartung 1840. S. 22.

[17]) Das Volk nannte ihn „General Ruckdich." Er ist derselbe, der dem Dichter M. von Schenkendorf die Hand durchschoss, weil dieser ihn in einem Streit an seine Kriegserlebnisse erinnert hatte.

[18]) Der Krieg von 1806 u. 1807 von Ed. v. Höpfner Berlin 1855. Simon Schropp & Comp. Bd. III. S. 164, 170 u. 180.

General Benningsen nach Pr. Eylau. Sein Corps 5584 Mann (29 Esquadrons, 9½ Batterien und 2 reitende Batterien) stark, marschierte links von Engelswalde abbiegend, ins Kirchspiel Eichholz hinein und zog dann auf verschneiten Wegen über Lichtenfeld, Schönfeld, Tiefensee, Montitten und Robitten, der südöstlichen Kreisgrenze folgend, bis zum Dorfe Rossitten, Kirchspiels Zinten. Hier endlich wurden den furchtbar ermatteten Truppen Quartiere angewiesen, in denen die letzten Regimenter, namentlich die des General Plötz erst am 8ten, um 4 oder 5 Uhr Morgens völlig erschöpft eintrafen. Die gerade Entfernung von Engelswalde bis Rossitten beträgt 3¾ Meilen. Einzelne Abtheilungen hatten, den Marsch ins Rendezvous eingerechnet, 4½ Meilen zurückzulegen. [19]) Das zweite Bataillon Auer-Dragoner mit dem 1. Bataillon des Regiments Wyburg hatten sich in Eichholz vom Haupt-Corps getrennt, um durch einen Marsch über Steegen, Canditten und Orschen die rechte Flanke der Hauptkolonne zu decken und durch Vortruppen links mit den Russen, rechts mit der Brigade Prittwitz Verbindung zu suchen. Die letztere, welche die Nachhut bildete, bog, die Vorposten gegen Mehlsack, von Schönfeld aus und zog über Sargen und Worschienen auf Augam. [20]) Die Bagage, welche zurückgeblieben war, sollte 8. Februar, Morgens 5 Uhr, sich bei Bomben versammeln, um über Glautienen, Liepnicken und den Frisching nach Gieskeim in der Richtung auf Königsberg zurückzugehen. [21])

L'Estocq war noch am Abend des 7. Februar nach Rossitten zurückgekehrt und gab hier dem kürzlich verstorbenen General-Feldmarschall v. Wrangel Gelegenheit sich die ersten Sporen durch einen Nachtritt auf Leben und Tod zu verdienen. Bei schneidiger Kälte musste sich der damalige Lieutenant v. Wrangel mit 15 Dragonern und einem berittenen Führer von Rossitten aus auf den Weg machen, um die Stellung der Franzosen zu beobachten. Eilig trabten die Reiter über den knisternden Schnee. Das Dorf Storchnest, bereits von Feinden besetzt, wurde kühn durchritten, Bivouacfeuer der Franzosen, welche am Wege leuchteten,

---

[19]) Gottschalk. Der Feldzug 1807. N. Pr. Prov.-Bl. VI. 1848. S. 182.
[20]) v. Höpfner l. c. S. 218. [21]) Ders. l. c. S. 230.

mussten umritten werden. Um 1 Uhr Nachts erreichte die kleine Schaar das Thor von Pr. Eylau. Geflüchtete Bürger erklärten die Stadt für besetzt. Man will östlich um dieselbe herum. Scharf grenzten sich die Lagerfeuer am Nachthimmel ab und verriethen den muthigen Spähern die feindliche Stellung. In rasender Eile gings nun zurück, drei starke Meilen wurden gemessen und morgens 5 Uhr war das muthige Häuflein wieder im Haupt-Quartier. [22])

Die Schlacht bei Pr. Eylau war geschlagen. Erst 10. Februar traf das Detachement des Major Borstell, welches sich bei Marienwerder von General Rouquette getrennt, nach starken Märschen über Pr. Holland und Heiligenbeil bei Königsberg ein, wo es sich mit den, vom L'Estocq'schen Corps getrennten, Truppen des General von Plötz vereinigte. Während die russische Armee unter Benningsen seit dem 10. Februar ihre Aufstellung vor dem Friedländer Thor zu Königsberg nahm, schob General-Lieutenant von Plötz, dessen Truppen die Vorhut bilden sollten, seine Detachements längs der Küste bis Brandenburg vor und marschirte von da über Federau und Hoppenbruch gegen Braunsberg. Napoleon, der durch diese Bewegungen seine linke Flanke bedroht glaubte, liess Bernadotte gegen Kreuzburg vorrücken. Von hier aus wurden Vorstösse gegen Brandenburg mit starken Abtheilungen zur Beobachtung des Feindes gemacht. Nachdem Vorposten am Frisching aufgestellt waren, marschirte Bernadotte in der Richtung auf Wormditt bis Schlautienen, starke Reiterhaufen mussten auf der Strasse von Zinten nach Mehlsack seinen linken Flügel decken. Dieselben versäumten es nicht, die benachbarten Dörfer nach Kräften zu brandschatzen. So brach ein starker Trupp 18. Februar in Hohenfürst ein, überfiel den Pfarrhof und raubte unter furchtbaren Misshandlungen des damaligen Pfarrers Neri, dessen Leben mit Mühe durch die Zwischenkunft eines höhern Officiers gerettet wurde, die kirchlichen Kassen, welche übrigens im Ganzen nur 66 Thlr. 22 Sgr. 7 Pf. enthielten. Besonders gefährlich waren diese Horden den Mädchen, weshalb rechtschaffene Mütter sofort die Töchter versteckten, wenn eine derselben im Anzuge war. Berna-

[22]) Gartenlaube 1875. No. 11. S. 184.

dottes Hauptquartier und Centrum gingen nach Landsberg. In der Umgegend von Braunsberg, Pr. Holland und Saalfeld stellte sich auf dem linken Flügel der Armee das erste Corps desselben auf, die Vorhut in Braunsberg, Infanterie- und Cavallerieposten längs der Passarge vom Haff bis Spanden.

General Plötz, der auf Benningsens Befehl 24. Februar in Braunsberg eintreffen sollte und sich an der untern Passarge mit L'Estocq, der von Wormditt herkam, vereinigen, war am 23. Februar über den Frisching nach Hoppenbruch und von da 24. Februar über Heiligenbeil hinaus marschirt.[23])

An demselben Tage hatte General Rouquette, der etwa vom 21. bis 24. Februar Braunsberg besetzt hielt, sich auf Heiligenbeil zurückgezogen.[24]) Auf dem Fusse war ihm eine Abtheilung Chamberan-Husaren unter dem Obrist Augeux gefolgt, welcher die Stadt brandschatzte. Der Graf de la Roche Aymon, welcher das zweite Bataillon von Prittwitz-Husaren befehligte, bat seinen Brigadier das französische Corps in Braunsberg, mit welchem Ort er ein lebhaftes Einverständniss unterhielt, überfallen zu dürfen. Die Bitte ward ihm abgeschlagen. Dennoch befahl er dem Lieutenant Szerdahelly durch eine geschickte Bewegung den Feind zum Abzuge zu zwingen. Szerdahelly vertheilte seine Leute in mehrere Haufen und der Feind zog sich zurück, weil er sich von überlegener Macht angegriffen glaubte. Der Erste, welcher in die Stadt eindrang, war Unterofficier Giese mit vier Husaren.[25])

So war dem General Plötz der Weg freigemacht. Am 25. Februar zog derselbe in Braunsberg ein. Seine linke Vorposten-Brigade, der Major Pfuel, mit dem 1. Bataillon Prittwitz-Husaren, 2 Füsilier-Compagnien von Stutterheim und ½ reitende Batterie Sowinski sollte die

---

[23]) v. Höpfner l. c. S. 257, 281, 288, 299.

[24]) Erinnerungen aus den Kriegsläuften in und um Braunsberg v. C. E. Höpfner N. Pr. Prov.-Bl. a. F. Bd. VI. (S. 97—115) S. 100. Das angef. „v. Höpfnersche Werk“ citiren wir „v. Höpfner“ diesen Aufsatz „Höpfner.“

[25]) Altpreuss. Eichenblätter Jahrgang 1834. „Das Gefecht bei Braunsberg und der tapfere Giese.“ Diese Thatsache, welche weder v. Höpfner noch Höpfner erwähnen, erklärt allein den eiligen Abzug der Chamberan-Husaren und die Bemerkung v. Höpfners (S. 301) „Während die Truppen des General Plötz durch Braunsberg zogen und dort die Franzosen (2 Husaren-Regimenter) warfen“ u. s. w.

Verbindung mit General L'Estocq nach Wormditt aufsuchen. Obrist Maltzan mit der rechten Vorposten-Brigade, welche aus dem 2. Bataillon Prittwitz-Husaren und den beiden schwachen Bataillonen von Bülow und Wolfarth bestand, marschirte über Braunsberg hinaus gegen Zagern, Willenberg und Stangenberg und bildeten die Vorhut.[26])

Am 26. Februar wurde General Plötz unvermuthet mit Uebermacht durch den Divisions-General Dupont angegriffen. Maltzans Truppen vertheidigten sich, nachdem man anfangs sorglos die Gefahr unterschätzt zu haben scheint,[27]) in der kaltblütigsten Weise. Der Angriff erfolgte von Zagern und dem Stadtwalde aus um die Mittagszeit. Der Major von Szerdahelly, (La Roche Aymon sass gerade an der Tafel des General Plötz in Braunsberg) und unter ihm der Escadrons-Chef von Lossow, welche die linke Flanke der Stellung von Zagern decken sollten, retteten durch ihre Unerschrockenheit die Artillerie dieses Flügels und den Rest der russischen und preussischen Infanterie, welche dem wiederholten Angriff der französischen Colonnen mit dem Bajonette tapfer widerstanden hatten. Die Feinde benutzten die erhaltenen Vortheile und drängten, verstärkt durch das, von Mühlhausen kommende Haupt-Corps, einen Theil der Truppen etwa 4 Uhr Nachmittags bis gegen das Schlossthor, welches der russische Obrist zur Deckung seines Rückzuges besetzt hatte. Hier entstand eine Stopfung in Folge deren der Rückzug bald in Flucht ausartete. Zuletzt wurde das Schlossthor von Seiten des Militairs verschlossen und ein Theil der abgesperrten Nachhut musste seinen Weg durch die Passarge nehmen. Ein anderer Theil der Truppen langte gleichzeitig mit den Franzosen am Wasserthor an und konnte nur noch eine Strasse zum Rückzuge benutzen.

Durch dieses Missgeschick seines linken Flügels wurde der General von Plötz auf seinen rechten zurückgeworfen, der bei Einsiedelkrug stand, wohin er die Batterie Weitzmann, verstärkt durch die Dragoner von Esebeck, nebst seiner ganzen Infanterie zu seiner Aufnahme voraus gesandt hatte. Nur den Grafen de la Roche Aymon mit drei Escadrons,

---

[26]) v. Höpfner S. 300. Höpfner S. 101. v. Höpfner schreibt „Wolfarth", die preuss. Eichenblätter: „Wolfradt."

[27]) Höpfner S. 101 u. 102.

seiner eignen, der von Biberstein, unter dem Commando der Majors von Dallmer und von Lockstadt, und einigen Füsiliren unter Major von Wolfahrt, von denen aber viele nur mit Husaren-Carabinern bewaffnet waren, überliess er die Deckung des Rückzuges. De la Roche Aymon behauptete seinen Posten so lange, bis er glaubte, das Corps sei durch die Stadt gezogen, dann zog er sich in der grössten Ordnung zurück. Seine Escadron unter Anführung Dallmers bildete die Nachhut. Als er an die Stelle kam, wo sich die Wege von Pr. Holland, Mühlhausen und Frauenburg kreuzen, fand der Graf bereits das neunte leichte französische Infanterie-Regiment auf der Landstrasse, das ihm zum Stadtthore voraneilen wollte. Man forderte ihn zur Uebergabe auf, doch schlug er sich unter dem heftigsten Kugelregen zum Stadtthore durch. Auch ein bereits durch das Schlossthor eingedrungenes Regiment konnte ihn nicht aufhalten. Unter mörderischem Feuer gelang es ihm, sich bei Einsiedelkrug mit den beiden anderen Esquadrons der Nachhut zu vereinigen.

General Plötz hatte den General von Esebeck, der in Folge eines Missverständnisses auf Grunau zurückgegangen war, in Einsiedelkrug nicht gefunden. Auch standen daselbst die Geschütze unbespannt, weil der Batterie-Chef wider Befehl die Pferde in dem benachbarten Vorwerk Friedrichshöfchen eingestellt hatte. Mit Mühe wurden noch fünf Geschütze gerettet, drei derselben fielen den Franzosen in die Hände. Zwei Preuss. Bataillonsstücke, deren Lafetten zerschossen waren, blieben gleichfalls stehen.

De la Roche Aymont eilte mit der Nachhut dem General Plötz nach, der mittlerweile in Heiligenbeil angekommen war. Das zweite Bataillon von Prittwitz musste sofort wieder zurückkehren und recognoscirte eine Viertelmeile von Heiligenbeil rechts und links der Heerstrasse nach Braunsberg. Zur Sicherheit des ganzen Corps musste das Dorf Grunau besetzt werden. Der Graf de la Roche Aymont sandte den Unteroffizier Giese mit 20 Pferden dahin, um womöglich einige zurückgelassene Kanonen wieder zu bringen. In Grunau angelangt, warf Giese sich sofort in den Wald zwischen dem Dorfe und dem Vorwerk Hammersdorf, wo der Damm nach Braunsberg führt und vertrieb durch List eine daselbst befindliche starke französische Dragoner-

Abtheilung. Schnell wurden nun in Grunau Pferde requirirt, welche mit einigen Husaren-Pferden zusammengespannt, zwei Kanonen und einen Pulverwagen des Regiments Chlebowski zurückbrachten. Obwohl eine Kanone ein Rad gebrochen, wusste Giese dieselbe dennoch in Sicherheit zu bringen. Den andern Morgen führte man Kanonen und Pulverwagen nach Heiligenbeil, von wo sie Obrist-Lieutenant von Massenbach ins Hauptquartier des General-Lieutenants v. Plötz nach Bladiau sandte. [28]) Der Verlust der Verbündeten belief sich ausser 800 Todten, Verwundeten und Gefangenen auf drei russische und drei preussische Kanonen. Mit den Vorposten in Grunau blieb das Corps bis zum 1. März in unveränderter Stellung um Heiligenbeil. [29])

Auf die Nachricht vom Gefecht bei Braunsberg liess Benningsen die Gegend zwischen Mehlsack und Heiligenbeil vom vereinigten L'Estocq'schen Corps besetzen. L'Estocq selbst nahm 1. März sein Hauptquartier dicht an der Kreisgrenze in Peterswalde (bei Hohenfürst). Die erste Vorposten-Brigade des Obrist Wiersbitzki, 4 Schwadronen Köhler- und Blücher-Husaren, das Füsilier-Bataillon Bülow, drei Geschütze der reitenden Batterie Graumann nahmen ihre Stellung bei Grunau mit Vorposten gegen Braunsberg. Das Soutien der Vorposten des General Kall, die Grenadier-Bataillone Schlieffen und Fabecky, 15 Schwadronen Towarczys und ½ reitende Batterie Weitzmann, standen in Lindenau und Umgegend. Das Gros der Armee kantonirte in zwei Divisionen und einem Reserve-Corps.

Die Division des General Diericke, die Infanterie-Regimenter Rüchel und Schöning, die Dragoner-Regimenter von Esebeck und von Baczko, 4 Schwadronen Kuirassiere des Major von Stülpnagel und 1 reitende Batterie besetzten die Gegend von Waltersdorf, Eisenberg und Hohenfürst.

Die Division des General Rembow, die russischen Infanterie-Regimenter Kaluga uund Wyburg, das Dragoner-Regiment Auer und eine

---

[28]) Allg. Preuss. Eichenblätter l. c. Dieselben geben auch hier offenbar dem Bericht eines Augenzeugen entnommene Einzelheiten, welche weder v. Höpfner noch Höpfner kennen.

[29]) v. Höpfner S. 309 u. 310. Derselbe erwähnt nicht, dass General Plötz sein Haupt-Quartier in Bladiau gehabt.

reitende Batterie Bredow, 4 Schwadronen Dragoner des Major v. Wedell I. und 4 Schwadronen des Major Quitzow schlugen ihre Quartiere in dem Raum zwischen der Passarge bei Gedilgen, der Walsch und der Strasse von Mehlsack nach Braunsberg bis Lichtwalde auf. Der Major v. Arnim wurde bei Schettnienen und Leysuhn, der Rittmeister von Arnim vorläufig bei Pagendorf und Sonnentuhl gegen Braunsberg aufgestellt.

Am 3. März früh besetzten die Franzosen die Neustadt Braunsberg. Sofort liess L'Estocq die Truppen auf die angewiesenen Sammelplätze rücken. Die Division Diericke bewegte sich von Eisenberg auf Heiligenbeil, die Division Rembow rückte ihr von Mehlsack aus nach, das Reserve-Corps wurde bei Gr. Hasselberg und Eichholz zusammengezogen, die Vorposten blieben an der Passarge. Der Feind war mit 4 Batterien und einiger Cavallerie bis an das Gehölz von Grunau vorgegangen. Da er an keinen ernstlichen Angriff dachte, so nahm der rechte Flügel Stellung in Heiligenbeil und Gegend wo es zu einigen Scharmützeln kam, der linke hielt in der Ausdehnung bis Peterswalde die Verbindung mit dem bei Mehlsack stehenden Gen. Tutschkow aufrecht.

Am 4. März zog L'Estocq das Corps hinter der Bahnau bei Heiligenbeil und Eisenberg, das Reserve-Corps bei Zinten zusammen, weil er durch diese Stellung Königsberg besser zu decken glaubte. Der Feind ging in der Nacht zum 5. März von Grunau auf die Neustadt Braunsberg zurück und trug die vorher erbauten Brücken wieder ab. Die Truppen der Verbündeten wurden in Folge dessen mehr links zwischen Rehfeld und Dt. Thierau einerseits, der Strasse von Mehlsack nach Zinten andrerseits, postirt, ohne dass die Vorposten ihre Stellung änderten. [30])

Da die Franzosen sich in der Neustadt Braunsberg verschanzten, so hatte man ihnen gegenüber die Brücke beim Einsiedelkrug abgebrochen und Brustwehren für die Schützen dahinter aufgeworfen. Das Corps erhielt für längere Zeit nachfolgende Aufstellung: Rechtes Flügel-Detaschement des Maj. v. Arnim bei Leysuhn und Schettninen. Eine Vorposten-Brigade des Obersten Wiersbitzki, 4 Schwadronen Köhler- und Blücher-Husaren, Commandos der Infanterie-Regimenter Rüchel und

[30]) v. Höpfner S. 312—319.

Prinz Heinrich, 3 reitende Geschütze der Batterie Graumann und zwei Bataillons-Stücke des Regiment Rüchel und Prinz Heinrich standen in und um Grunau.

Die zweite Vorposten-Brigade des General v. Stutterheim, 2 Geschütze der Batterie Graumann, 4 Schwadronen Pless- und 2 Schwadronen Prittwitz-Husaren, $1/2$ reitende Batterie Lowinski stellten sich von Lindenau bis Tolksdorf und Plaswich (Sammelplatz in Lindenau) auf, um nöthigenfalls die Bahnau, bis zur Schönlinder Mühle zu beobachten.

Als Vorposten-Soutien hatten 15 Schwadronen Towarczys und $1/2$ reitende Batterien Bredow unter General Kall die Gegend von Peterswalde und Gr. Hasselberg besetzt.

Die 1. Division des General Diericke war in folgender Weise vertheilt: Die Infanterie-Regimenter Rüchel und Prinz Heinrich hinter der Bahnau bei Heiligenbeil und rückwärts, die Grenadier-Regimenter Schlieffen und Fabecky in Eisenberg, Rehfeld und Gegend. Die Cavallerie-Brigade des General von Esebeck, die Dragoner-Regimenter von Esebeck und von Baczko, 4 Schwadronen Kuirassiere des Major von Stülpnagel und die reitende Batterie Renzel standen hinter der Bahnau oberhalb Heiligenbeil. Diese Division sollte die Strasse von Braunsberg nach Königsberg decken, die Uebergänge der Bahnau besetzen und den Haffstrand beobachten. Die Brücken über die Bahnau bei Heiligenbeil und die Furth bei Pr. Bahnau wurden deshalb durch Werke gesichert, die anderen Uebergänge und Furth wurden so hergerichtet, dass sie jeden Augenblick unbrauchbar gemacht werden konnten. Dasselbe geschah mit den Uebergängen der Jarft, bei Gedilgen, Laternenhof und Jürkendorf. Die Division Rembow, 2 Bataillons des Regiments Wyburg, das Regiment Kaluga, 10 Schwadronen Auer-Dragoner, 8 Schwadronen Quitzow- urd Wedell-Dragoner und $1/2$ reitende Batterie Bredow hielt die Gegend zwischen Hohenfürst und der Walsch bei Plauten inne und sollte die Strasse von Mehlsack und Zinten gegen Königsberg beobachten, so wie nöthigenfalls den Rückzug der ersten Division sichern und die Verbindung mit den Russen erhalten.

Das Reserve-Corps des General Plötz, die Infanterie-Regimenter Plötz und Rüts, das Grenadier-Battaillon Braun, Musquetier-Bataillon

Glebowski und Wagenfeld-Kürassiere standen um Zinten, mit Detachements an den Uebergängen der Jarft. Nach Creuzburg und Bladiau rückten die Füsilier-Battaillons Bülow, Wackenitz, Schachtmeier und Bergen zur Reorganisation, die 10. April beendet war, wo diese Truppen wieder in die Vorpostenlinie vor- und die Musquetiere aus derselben zum Gros zurückgingen. Das Hauptquartier war in Heiligenbeil.[31])

In diesen Cantonirungen blieb die Armee den Rest des Märzes und im April, sich lediglich auf Vorpostenneckereien beschränkend. Als man z. B. auf dem Gute Regitten so sorglos war die Heerden vor den Augen des Feindes auf die Weide zu treiben, machten die Franzosen einen Vorstoss und warfen die preussischen Vorposten bis gegen Heiligenbeil zurück.[32])

Zwischen den beiderseitigen commandirenden Generalen fanden ein Mal auch friedliche Beziehungen statt. Divisions-General Dupont, welcher in Braunsberg das Haus des Commerzienraths Oestreich auszehrte, wünschte Tuche und Bernstein-Colliers aus Königsberg zu kaufen. Das Haus sollte Jemand stellen, der diese Aufträge besorge. Herr Bellier de Launey, der nachmalige Schwiegersohn Oestreichs hielt es für das Beste den Wunsch des Generals selbst zu erfüllen. Offen begab er sich zu den preussischen Vorposten nach Regitten und liess sich zum General von Diericke nach Heiligenbeil führen, der die verlangten Gegenstände von Königsberg besorgte und nach einigen Tagen gegen den Betrag von 800 Thalern durch einen Parlamentär übersandte. Bellier de Launey, der sofort nach Braunsberg auf seinen eigenen Wunsch zurückgesandt war, erklärte dem General Dupont offen, dass er dem General von Diericke Alles gesagt habe, was er über die Stellung der Franzosen wisse.[33])

Gefährlicher als der Feind war den Truppen der Verbündeten der Hunger, da die Verpflegung des Corps am Anfange grosse Schwierigkeiten machte. Die Wege waren schlecht, die Landfuhren grösstentheils von der russischen Armee in Anspruch genommen. Erst als die Er-

---

[31]) v. Höpfner l. c. S. 328—331.

[32]) Höpfner l. c. S. 107. [33]) Ebd. S. 110.

öffnung der Schifffahrt eine Verbindung mit Pillau ermöglichte, wurde im Dorfe Rosenberg ein Hauptmagazin angelegt, das von Pillau und Königsberg aus mit den nöthigen Vorräthen gefüllt wurde. Auf zwei Fahrlinien gingen dieselben nach dem Innern der Cantonirungen ab. Dabei suchte man das Angespann des Landes so viel wie möglich zu schonen und bediente sich bei den Frachtfuhren der Militairpferde. Auch wurden zur Erleichterung der Verpflegung die Rationssätze vermindert, das Gepäck erleichtert und alles irgend entbehrliche Fuhrwerk abgeschafft.[34])

Vor Allem suchte man die Schifffahrt auf dem frischen Haff frei zu erhalten. Ein Postenkordon längs der Haffküste sicherte den Rücken des Corps gegen feindliche Landungen. Mitte April wurde auch das Füsilier-Battaillon Schachtmeier von Balga aus nach der Nehrung übergesetzt.[35]) 10. April erschienen drei in Pillau ausgerüstete preussische Fahrzeuge an der Passargemündung und in ihrem Gefolge eine Menge anderer Fahrzeuge, welche den Franzosen alle Boote, ja selbst die Fischerbarken fortnahmen, welche sie an einzelnen Punkten der Küste postirt hatten.[36])

Da verschiedene Detachements zum Entsatze Danzigs 9. Mai nach der Nehrung übergesetzt wurden, so liess General Benningsen zum Ersatz für dieselben, die Division Olsutiew 1. Mai zum L'Estocq'schen Corps nach Zinten marschiren. Es war hierauf das russische Musquetier-Regiment Wyburg zu dem Vorposten-Soutien und an dessen Stelle eine Infanterie-Brigade der angekommenen Division zur 2ten Division des L'Estocqschen Corps gerückt, deren Befehl nach dem Abgange des General Rembow zum Entsatz-Corps der General Plötz, später General Diericke übernahm.[37])

Als nach der Capitulation von Danzig die Feindseligkeiten von Neuem begannen, stand das L'Estocq'sche Corps, 20000 Mann, darunter 7500 Mann Cavallerie und 78 Geschütze noch immer als ein abgesondertes rechtes Flügel-Corps, welches im Wesentlichen die vorher angegebenen Stellungen beibehielt.[38]) Am 22. und 23. Mai wurde dasselbe vom

---

[34]) von Höpfner S. 453. [35]) Ebd. S. 385. [36]) Ebd. S. 457. [37]) Ebd. S. 459. [38]) Ebd. S. 555—557.

Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm III. divisionsweise besichtigt und besonders die zahlreiche, trefflich berittene Cavallerie in sehr günstiger Verfassung befunden. Nach der Heerschau kehrte Alexander von Heiligenbeil über Friedland nach Tilsit, Friedrich Wilhelm III. nach Königsberg zurück. [39])

Um Mitternacht zum 4. Juni verliess die Division Rembow ihre weitläufigen Cantonirungen und marschirte in 4 Colonnen zum Sammelplatz zwischen Layss und Mehlsack, um von da vereinigt den Brückenkopf von Spanden zu erreichen. Die erste Vorposten-Brigade Wiersbitzki bei Grunau, das Infanterie-Regiment Rüchel bei Heiligenbeil, das Infanterie-Regiment Plötz, das Bataillon Glebowski und 1½ zwölfpfündige Batterien bei Brandenburg wurden zur Deckung der Strasse von Braunsberg nach Königsberg zurückgelassen. 4. Juni fanden Demonstrationen der Vorposten gegen Braunsberg statt, man plänkelte und kanonirte von beiden Seiten. [40])

Am 8. Juni stand die erste Division auf den Alarmplätzen von Heiligenbeil, die verschiedenen Vorposten-Brigaden auf ihren früheren Plätzen an der Passarge. Nachmittags 4 Uhr griff der Feind die letzteren an, warf mit 3 Colonnen, einige tausend Mann stark, aus der Neustadt brechend, den Obristen Wiersbitzki auf Grunau zurück und trat dann den Rückzug an. [41]) Danach trat Ruhe ein.

Am 12. Juni Morgens 3 Uhr marschirte die Division Diericke von Heiligenbeil nach Zinten, wo sie enge Cantonirungen mit einem Alarmplatz hinter dem Städtchen bezog. Inzwischen drang Marschall Victor über die Spandener Brücke gegen Mehlsack vor und zwang den Major Pfuel eine Aufstellung zwischen Steegen und Blumstein mit Vorposten gegen Landsberg zu nehmen. Rittmeister Beyer entkam mit dem Verlust einiger Mannschaft und stellte sich bei Schönfeld auf. Das Bataillon Towarczys unter Major Göll warf den Feind einige Male bis an den Wald von Lichtwalde und retirirte dann nach Schönlinde. Das Musquetier-Regiment Azow ging bei Tiefensee zurück. Schon am 12. Juni, 8 Uhr morgens rückte die Spitze der Franzosen in Mehlsack ein. Der

[39]) v. Höpfner S. 560. [40]) Ebd. S. 570. [41]) Ebd. S. 589.

Durchmarsch dauerte bis 1 Uhr Nachmittags. Der Prinz von Anhalt Schaumburg zog sich in Folge dessen nach Kirschienen und auf Befehl des General von Stutterheim nach Hohenfürst mit seiner Vorposten-Brigade zurück, wo er bis zum 13. Juni Mittags stehen blieb. General von Stutterheim concentrirte das Vorposten-Soutien bei Tolksdorf und ging am Abend nach Lindenau zurück, sandte aber einen Kosakenpulk und 90 Dragoner noch über die Passarge, die einige Gefangene machten und den Abmarsch der Franzosen nach Spanden bestätigten. Obrist Wiersbitzki liess nun den Major Arnim mit seinem Flügel-Detachement auf Tolkemit vorgehen und stellte seine Brigade zwischen Braunsberg und Zagern auf, nahm aber bald wieder seine alte Stellung bei Hammersdorf ein, sandte das Füsilier-Bataillon Bergen und die ½ reitende Batterie nach Heiligenbeil und rief den Major Arnim nach Runenberg zurück. Das bei Rosenberg stehende 2. Bataillon Plötz ging nach Brandenburg.

Die 1. Division brach 13. Juni morgens 4 Uhr von Zinten auf, um sich in Mahnsfeld mit dem russischen General Kaminskoi zu vereinigen.

Der Prinz von Anhalt Schaumburg war erst 13. Juni Nachmittags 1 Uhr von Hohenfürst auf Zinten marschirt und als er erfahren, dass das Städtchen von den Franzosen geplündert sei, hatte er sich dem Haff zugewandt und bei Anbruch der Dunkelheit das Dorf Fedderau erreicht. Von hier brach er erst den 14. Juni 5 Uhr Morgens auf und verliess Krankheits halber die Truppen. Das Commando übergab er dem Major Goretzki von den Pless-Husaren. Dieser stiess bei Brandenburg auf den Major von Arnim und erfuhr, dass der Feind bereits das Dorf Perwilten und den Frisching oberhalb besetzt habe. Er blieb auf der Strasse nach Königsberg und musste nach einem hartnäckigen Gefecht bei Kalgen kapituliren.[42])

Während des Waffenstillstandes vor dem Tilsiter Frieden wurde das Corps des Marschall Lannes nach Tapiau, Königsberg und Brandenburg verlegt.

---

[42]) v. Höpfner S. 641 und 642.

Zur Preussenfahrt der Herren von Ghistelles.

Von
Karl Koppmann.

In seiner Geschichte Preussens erzählt Voigt (VI, S. 239) von der Preussenfahrt eines Herrn von Ghistelles im Jahre 1403, der mit seinen Begleitern im Gebiete des Herzogs von Wolgast niedergeworfen war und erst nach manchen Fährlichkeiten in Preussen angelangt sein soll. Auch hat er ein von diesem Ueberfalle handelndes Schreiben des Hochmeisters an den Herzog von Stettin von 1403 April 3 zum Abdruck gebracht (Cod. dipl. Pruss. VI. No. 144) und einen Brief angeführt, in welchem Balduin, der Vogt der Neumark, am [wie vielten?] Montag in den Fasten der Unterhandlungen gedenkt, welche Konrad v. Jungingen in dieser Angelegenheit mit Herzog Wartislaw von Stettin und dem Herzog von Wolgast geführt hat (Gesch. Preussens VI, S. 239 Anm. 3). Ueber eben diese Angelegenheit erhalten wir weitere Auskunft durch zwei übereinstimmende Schreiben, welche Herzog Philipp von Burgund aus Paris 1403 April 7 und dessen Gemahlin Margaretha, die Erbtochter von Flandern, aus Arras 1403 April 13 an die Stadt Lüneburg gerichtet haben. Das erstere, das ich abschriftlich der Güte des Herrn Staatsarchivar Wehrmann in Lübeck verdanke, ist neuerdings in Volgers U.-B. d. St. Lüneburg III, No. 1535 gedruckt, das letztere von Volger für den Abdruck verglichen worden. „Näheres über diese anziehende Begebenheit zu ermitteln, so heisst es in der Anmerkung, ist mir nicht gelungen". Das ist um so lebhafter zu bedauern, als sich der hochbejahrte und auch auf historischem Gebiete wohlverdiente Herausgeber durch Voigts Geschichte Preussens, die doch auch in Lüneburg nicht unerreichbar sein kann, vor dem argen Missverständnisse hätte be-

wahren können, nicht nur den Ort der That, Brandshagen, als „Braunshausen im Fürstenthum Waldeck, westlich von Sachsenberg", sondern sogar den Vornamen des Thäters, Wedege Bugenhagen, als Ortsnamen Waldeck, wenn auch Beides nur mit einem Fragezeichen, aufzufassen.

Die Ueberfallenen waren Roger von Ghistelles und Johann von Ghistelles, beide vom Herzog und von der Herzogin als consanguineus noster bezeichnet, der Chatelain von Furnes, der Herr von Caurines (?), Jan Doostkerke, Jan de Wilde und einige Andere. Sie hatten gegen die Feinde des katholischen Glaubens tapfer gekämpft und sich dadurch den Rittergürtel erworben. Der Ueberfall geschah also nicht, wie Voigt a. a. O. erzählt, auf der Hinreise nach Preussen, sondern auf der Rückkehr. Die Fläminger kamen per quandam villam patrie de Bart, que vulgariter nuncupatur Brudeshaghen, inter Mesmide et Rebenisse, d. h. durch Brandshagen zwischen Stralsund und Ribnitz; denn die Form Brudeshaghen ist verderbt aus Borandeshaghen, Brandeshaghen, und die Form Mesmide oder, wie die Herzogin schreibt, Mesnude (Mesunde?) beruht aller Wahrscheinlichkeit nach nur auf einem Missverständnisse des angeschleiften niederdeutschen Artikels (tome Sunde = to deme Sunde). In Brandshagen geschah der Ueberfall. Die Thäter waren der Ritter Wedege Bugenhagen und seine Genossen, Unterthanen des Herzogs von Barth. Roger von Ghistelles wurde im Kampfe getödtet, Johann von Ghistelles und seine Gefährten ihrer Pferde und der sonstigen Habe beraubt und ins Gefängniss geworfen. Für deren Befreiung sich zu verwenden, wurde Lüneburg, wurden vermuthlich auch Lübeck und die übrigen wendischen Städte aufgefordert.

Barmbeck bei Hamburg.

Amicis nostris carissimis, burgimagistris et consulibus civitatis de Lunenborch.

Dux Burgundie, comes Flandrie, Arthesii et Burgundie etc.. Amici carissimi. Nuper ad nostrum pervenit auditum, quod nobiles et strenui viri, consanguineus noster Johannes de Ghistelle, necnon castellanus de Furnis, dominus de Caurines, Johannes Doost(k)erke[a]), Johannes le Wilde et nonnulli alii de patria nostra Flandrie,

---

[a]) Doostherke Or. 1; Doostkerke Or. 2.

subditi fideles et vassalli nostri, qui pro Dei servicio et causa milicie ad partes Prucie, non est diu, se transtulerant et contra inimicos fidei catholice multos actus nobiles sua fecerant strenuitate, ex quibus milicie fuerant cingulo decorati, dum ad patriam nostram Flandrie et lares proprios remearent, transitum facientes per quandam villam patrie de Bart, que vulgariter nuncupatur Brudeshaghen, inter Mesmide et Rebenisse, per quendam militem, nominatum dominum Wadegue Bughenhaghen, et suos complices, qui, prout dicitur, sunt subditi ducis de Bart, fuerunt manu armata cum suis equis, pecuniis et aliis bonis mobilibus invasi, depredati, capti et carceribus mancipati, in quibus adhuc miserabiliter detinentur; et, quod deterius est, prefatus dominus Wadegue et sui complices nobilem virum Rogerum de Ghistelle, consanguineum nostrum, in consorcio predictorum existentem, interfecerunt, sine causa racionabili quacunque et absque hoc, quod nos vel patria nostra Flandrie guerram vel inimicicias contra predictum ducem aut patriam suam vel predictum dominum Wadegue haberemus. Et quia predicta nobis et non immerito displicent, cum in hiis nos et patria nostra Flandrensis fuimus non modicum offensi, idcirco nos, attendentes, quod vos et omnes alii in hoc potestatem habentes debetis ad talium virorum expedicionem laborare, vos requirimus et rogamus instanter, ut ad dictam expedicionem velitis amore nostri totis viribus auxiliari, tantum inde pro nobis facientes, quantum velletis vos pro vobis in casu simili vel majori facturos, quod, si casus exigeret, animo leto faceremus. Altissimus vos conservare dignetur feliciter et longeve Scriptum Parisiis, die 7 Aprilis, anno Domini millesimo quadringentesimo secundo.

Vignier.

Zur Preussischen Bisthumsgeschichte des 13. Jahrhunderts

von

Dr. Herquet in Aurich.

Bei Repertorisirung der Urkunden des Kölner Karmeliterklosters im Staatsarchiv zu Düsseldorf hat sich das Original eines von dem Bischof Kristan von Samland unterm 20. April 1280 ausgestellten Indulgenzbriefes vorgefunden, auf dessen Wiedererscheinen ich in meiner Monographie über diesen Bischof nicht mehr glaubte rechnen zu dürfen (S. 4). Erwähnt war diese Urkunde von Mooyer in den Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein Jahrgang 1860. S. 183 und setzte man voraus, dass sie in seinem Besitz sich befunden habe, nach seinem Tode aber verschleudert worden sei. Uebrigens steht kein Wort in derselben dass sie, wie Mooyer angiebt, speciell den Karmelitern zu Köln ertheilt worden sei, sie ist vielmehr dem betreffenden Orden im allgemeinen ausgestellt und hat nur für die Gläubigen des Mainzer Erz-Sprengels Gültigkeit, in welchem Kristan gewissermassen als Weihbischof fungirte. Er stipulirt indessen ausdrücklich den Consens der Suffraganbischöfe.

Da diese Urkunde sich in mancher Beziehung von den anderen Indulgenzbriefen desselben unterscheidet, so lasse ich zunächst ihren Wortlaut folgen, wobei nicht unerwähnt bleiben darf, dass ich von meinem verehrten Collegen Dr. Gerss, jetzt Archiv-Sekretair zu Hannover, auf das Wiederauftauchen derselben aufmerksam gemacht worden bin. Ebenso verdanke ich seiner Freundlichkeit die Abschrift vom Original.

Cristianus dei gracia episcopus Sambinensis (!) ordinis domus Theutonice universis Christi fidelibus de dyocesi sedis Maguntine tam presentibus quam futuris salutem in domino sempiternam. Gloriosus deus in sanctis suis hoc totum reputat sibi fieri quod electis suis in ecclesia militantibus karitative impensum fuerit et concessum. Cum igitur dilecti in Christo filii fratres ordinis beate Marie virginis de monte Carmeli voluntariam paupertatem elegerint ob amorem ipsius Christi, qui maxime paupertatem, humilitatem ceterasque virtutes pro nostra salute dignatus est corporaliter eligere in hoc mundo, et iidem fratres ob suam sanctam religionem merito sint gestandi per elemosinarum subvencionem in visceribus karitatis, nos omnibus Christi fidelibus, qui ad eorumdem fratrum capitula generalia sive provincialia per singulos dies, quamdiu ipsa capitula duraverint, devote oraturi accesserint vel divino officio aput eosdem interfuerint necnon et hiis qui per festa maiora, scilicet Pasche, Pentecostes, Nativitatis domini, gloriose dei genitricis Marie dedicacionum ecclesiarum et altarium ac per octavas eorumdem ad ipsorum oratoria contriti advenerint, similiter qui ad eorum edificia consummanda vel ad dicta capitula peragenda manum porrexerint adiutricem, quadraginta dies criminalium de iniuncta ipsis penitencia auctoritate dei et ea qua fungimur in domino relaxamus ita tamen ut episcoporum super dicta indulgencia confirmanda habeatur consensus in quorum dyocesibus ipsa fuerit memoratis fidelibus largienda. Datum anno domini MCCLXXX° in vigilia Pasche.

(Siegel an rother Seidenschnur, der Bischof in aufrechter Gestalt.)

Ungewöhnlich ist zunächst die Weglassung des Prädikats „Frater“, um so mehr als bald darauf der Zusatz „ordinis domus Theutonice“ folgt. Dieser Zusatz findet sich in keinem der uns nach ihrem vollen Wortlaut bekannten, etwa 16 Indulgenzbriefen Kristans. Auch die Formen „Cristianus“ und „Sambinensis“ statt „Cristanus“ und „Sambiensis“ sind ungewöhnlich. Wenn Mooyer in dem von ihm gegebenen Regest den Aussteller als „Christian von Mühlhausen“ bezeichnet, so habe ich schon in meiner Monographie (S. 4) die Vermuthung ausgesprochen, es möge die Anführung des Geschlechtsnamens ein Zusatz von Mooyer sein, was sich hier bestätigt findet.

In Bezug auf den Indulgenzbrief selbst darf man es als aussergewöhnlich bezeichnen dass in demselben die General- und Provinzialkapitel des Karmeliterordens herangezogen werden und zwar an erster Stelle, so dass sie sogar vor den hohen Festen, an denen der Ablass zu gewinnen ist, genannt werden.

Ein Ausstellungsort ist leider nicht angegeben, doch wird es

zweifelsohne Mainz sein. Meine Vermuthung bezüglich Kölns basirte auf dem, wie es sich jetzt zeigt, incorrecten Regest Mooyers.

Das Siegel Kristans, das ihn in aufrechter Gestalt zeigt, können wir bis zum Jahre 1290 verfolgen. Von da ab bis zu seinem Tode bedient er sich eines total verschiedenen, von dem sich eine Abbildung in dem Urkundenbuch von Mühlhausen findet. —

Es möge hier noch die Notiz folgen, dass Kristan auch für die Basilica St. Stephan zu Mainz einen Indulgenzbrief ertheilte. Wir erfahren dies aus einem auf Pergament geschriebenen Verzeichniss, das in der genannten Kirche auf einer fusslangen Tafel an einer auf der Evangelienseite ausserhalb des Chors befindlichen Säule angebracht war und die Namen sämmtlicher Indulgenzen spendender Bischöfe enthielt. „Hae sunt gratiae et beneficia quae dantur benefactoribus ecclesiae S. Stephani Moguntiae" heisst die Ueberschrift. In dem Verzeichniss steht Kristan hinter „Conradus ep. Olmucensis tantum (40 dies et unam carenam)":

Item **C. Sambiensis** tantum.

Damit schliesst auch das Verzeichniss, von dem sich eine Abschrift in Fragmenta P. J. Gamans Tom V. (Handschrift der Würzburger Universitätsbibliothek p. 77 u. 78) findet. —

Kritiken und Referate.

Lotar **Weber**, Rittergutsbesitzer zu Gross-Sobrost bei Gerdauen, **Preussen vor 500 Jahren** in culturhistorischer, statistischer und militairischer Beziehung nebst Special-Geographie. Danzig. In Commission bei Th. Bertling. 1878. pp. VI SS. 692.

Referent darf sich ein massgebendes Urtheil über dies Werk nicht erlauben, da er nie in den einschlägigen Quellen gearbeitet hat. Aber soviel kann er sagen, dass das Buch durch die reiche Fülle seines Materials in kulturgeschichtlicher Richtung und durch die ausserordentlich kluge, im besten Sinn des Wortes realistische Sinnesart und Betrachtungsweise des Verfassers sich als eine ganz ausgezeichnete Leistung darstellt. Die Menge des zusammengetragenen Stoffes ist erstaunlich: nur seltenster Fleiss konnte sie beischaffen und nur ganz aussergewöhnliche praktische „commonsense“ Begabung konnte sie so vortrefflich verwerthen. Das Buch hat weit über die Geschichte des Ordenslandes hinaus bleibende Bedeutung für die Aufhellung der noch wenig gekannten Geschichte der Volkswirthschaft des Mittelalters: für Ackerbau, Handel und Gewerk auf dem Lande und in den Dörfern und Städten.

Der vortreffliche Verfasser wird es vielleicht selbst fühlen, dass sein Buch hin und wieder den Mangel methodisch geschulter Gelehrsamkeit verräth: der Mann, der hier von seinem Rittergut aus uns ein Bild seiner Provinz entwirft, wie es noch kein Gelehrter so lebenswahr, so eindringlich und erschöpfend dargestellt hat, ist eben kein Mann der Schule, sondern der praktischen Lebenserfahrung und — fügen wir bei — Lebensweisheit. Und das ist gerade der hohe Vorzug, der le-

bendige Reiz dieses Buches. Kein einseitiger Gelehrter hätte es schreiben können. Der Verfasser hat einen so hellen scharfen Blick für das Reale, für Bedürfnisse und Mittel des Lebens in Krieg und Frieden, im Kampf mit Boden und Klima, er hat eine so glückliche Hand, den Nagel auf den Kopf zu treffen, den Leser von dem praktisch Nothwendigen zu überzeugen und das praktisch Unmögliche — z. B. die übertriebenen Zahlen der Krieger, Bürger und Bauern bei Voigt — darzuweisen, wie die blosse Schulgelehrsamkeit niemals bewähren wird. Das ist gerade der Werth des Buches, dass es bei aller genauen und gründlichen Kenntniss des todten Quellenmaterials, nicht todt, sondern lebendig, dass es nicht nur fleissig zusammengeschrieben, dass es gesehen und gelebt ist.

Gegenüber diesen Vorzügen der Eigenart des Verfassers kommen die durch dieselbe Eigenart ihm gezogenen Schranken und bedingten Mängel gar nicht in Betracht: dass es nicht glatt, nicht elegant, ja nicht einmal geschickt geschrieben ist, — einige Provincialismen, wie „das Lohn“, „die Forst“, „austen“, geben diesen Blättern einen Erdgeruch der Scholle, den wir gar nicht missen möchten —, dass es von der Vorgeschichte zu wenig und Widerholungen zu viel bringt, dass es von deutschem Recht*) und Gerichtswesen manchmal Altbekanntes zu ausführlich bringt, manchmal auch veraltete oder schief aufgefasste Sätze und Aehnliches.

Ausserordentlich zahlreich sind die neuen Feststellungen im Gebiet der Special-Geographie, welche, nebenbei betrachtet, durch die Fülle von deutschen, slavischen, preussischen, littauischen Ortsnamen einen höchst werthvollen Beitrag nicht nur zur Geschichte der Sprachgrenzen im Ordenslande, auch zur Geschichte der Ortsnamen und der Ansiedlungsweise im Mittelalter überhaupt bieten.

---

*) Allerdings, das Rechtsgeschichtliche, zumal wo es gemeindeutsche Institute des Mittelalters anlangt, ist der schwächste Theil des Buches, der, in welchem sich der Mangel methodischer Schulung am fühlbarsten macht: z. B. ein Haupt- und Lieblings-Satz des Verfassers, dass es damals keinen Adel gegeben habe — die „Pest des Adels“ wie er einmal sagt — ist falsch: er verkennt die Bedeutung des rittermässigen Berufsstandes, bald des ritterbürtigen Geburtsstandes als eines wirklichen Adels auch für Preussen, von dem hohen Adel im Reich zu schweigen. —

Die Hauptergebnisse, welche der Verfasser mit Recht widerholt hervorhebt, sind der Nachweis der hohen Cultur, der dichten Bevölkerung, der reichen Volkswirthschaft, welche das Ordensland im XIV. Jahrhundert gewonnen hatte — wie sie Preussen zum Theil erst Ende des vorigen Jahrhunderts wieder erreichte. Diese Blüthe war eine Folge der deutschen Colonisation, der massenhaften Einwanderung, welche sehr hoher Arbeitsverdienst anlockte — ähnlich wie in neuerer Zeit in Nordamerika. (Den Einfluss der religiösen Motive bei dieser Einwanderung hat der Verfasser sehr richtig auf ihr bescheidenes Mass zurückgeführt.) Ferner die Herabsetzung der unglaublich übertriebenen Zahlen (noch bei Voigt) der Krieger auf beiden Seiten, zumal der fremden „Kreuzfahrer“ bei ihren Besuchen im Ordensland. Dann die Erörterung über den geringen Umfang der Güter — die vielen mittelgrossen Grundbesitzungen werden von dem Verfasser als ein Hauptgrund des Flors der Landwirthschaft angeführt.*) Ueberzeugend hat dies der Verfasser für die deutschen Grundbesitzer nachgewiesen, auch für die unterworfenen slavischen und preussischen. Auch die fast allein entscheidende Bedeutung der schweren Reiterei in jenen Kriegen hat der Verfasser mit Recht betont: doch sind jene erstaunlichen blitzgeschwinden nur von Reitern ausgeführten Streifzüge jedesmal scharf zu scheiden von der Mobilmachung grösserer Massen, welche, schon des Trains, der Wagenburg wegen, Fussvolk nicht entbehren konnten.

Referent hat aus dem Buch reichste Belehrung geschöpft und zum erstenmal lebendige Anschauung gewonnen von jener so merkwürdigen Colonisationsgeschichte. Möchten dem hochverdienten Verfasser bald und reichlich die Mittel gespendet werden — es handelt sich nur um ca. 2700 Mark — die Vervollständigung seines Buches durch das von ihm vollendete Kartenwerk zu ermöglichen. Uns scheint es eine Ehren-

*) Wobei jedoch bemerkt werden muss, dass in Deutschland die grossen Güter der Krone und der Kirchen als Musterwirthschaften galten und unverkennbar sehr vortheilhaft wirkten: der Haushalt war geordneter, reicher und deshalb jeder Culturfortschritt hier früher und leichter. Ob vor Ankunft der Deutschen nicht reichere preussische Gemeinfreie (freilich nicht „Könige“!) grosse Güter mit vielen Colonen besassen, bleibt doch unentschieden.

aufgabe der Heimat des Verfassers zu sein, hiezu beizutragen. Die Theilung der Provinz in zwei Provinzen kann daran nichts ändern: Ost- und Westpreussen sind dieser Anforderung gegenüber nicht als getrennt zu betrachten.

Königsberg, Pfingsten 1878.

Felix Dahn.

Die geologische Durchforschung Ost- und Westpreussens i. J. 1877

von

Dr. **A. Jentzsch,**

Geolog der Physikal.-Oekonom. Gesellschaft und Privatdocent a. d. Universität.

Nachdem in früheren Jahren diese Zeitschrift mehrfach Artikel über die Geologie der Provinz und über die bei deren systematischer Durchforschung erlangten Resultate gebracht hat, sind mehrere Jahre ohne derartige Mittheilungen verflossen. Der Verfasser beabsichtigt nunmehr von jetzt ab jährlich ein kurzes Resumé über den Stand der Arbeiten in dieser Monatsschrift zu geben. Der ausführliche, wissenschaftliche Bericht erscheint nach wie vor in den Schriften der Physikalisch-Oekonomischen Gesellschaft zu Königsberg.

Die Hauptmomente für die Landesuntersuchung in den letzten Jahren waren folgende. Im März 1874 entsprach der seitherige Geologe Königsbergs, Prof. Dr. Berendt einem ehrenvollen Ruf an die königliche geologische Landesanstalt zu Berlin. Im März 1875 leistete der Verfasser, bisher Sectionsgeologe bei der königl. sächsischen geologischen Landesuntersuchung, der Aufforderung, das Kartenwerk fortzuführen, Folge. Das Jahr 1875 musste zur allgemeinen Orientirung in der Geologie der Provinz und zu Vorstudien zur Karte benutzt werden. Eine Hauptarbeit bildete die Uebersiedelung der, bisher in gänzlich ungenügenden Räumen in der alten Universität untergebrachten, Sammlung nach einem neugemietheten, grösseren Lokale, Sackheim rechte Strasse 46 und die Ordnung und Aufstellung der Objecte zu einem Provinzialmuseum.

Durch die Erhöhung der vom Provinzial-Landtage der Gesellschaft

bewilligten Subvention war es möglich, im folgenden Jahre einige Bohrungen zu wissenschaftlichen Zwecken auszuführen. Grössere Tiefbohrungen, welche bereits seit einigen Jahren vom Königl. Handelsministerium unternommen waren, durchsanken an drei Stellen (Geidau und Thierenberg im Samlande und Bischofswerder in Westpreussen) das Tertiär und erreichten die Kreideformation. Ein viertes Bohrloch zu Purmallen bei Memel erreichte unter dem Tertiär direkt Juraformation und in grösserer Tiefe paläozoische Schichten mit artesischen Quellen. Geologisch kartirt wurde 1876 der nordöstliche Theil der Section Friedland. Die wichtigsten Resultate der Untersuchung wurden in folgenden, in den Jahrgängen 1875 und 1876 der Schriften der Physikal.-Oekonom. Gesellschaft enthaltenen Abhandlungen mitgetheilt:

Ueber das Schwanken des festen Landes 1875 p. 91—106.

Beiträge zur Kenntniss der Bernsteinformation 1876 p. 101—108 tab. 3—4.

Bericht über die geologische Durchforschung der Prov. Preussen 1876 p. 109—170 tab. 5.

Das Relief der Provinz Preussen, mit einer Höhenschichtenkarte in Farbendruck 1876 p. 176—181 tab. 6.

Ferner von Prof. Berendt: Notizen aus dem russischen Grenzgebiet nördlich der Memel 1876 p. 47—50

und von Regierungsrath Marcinowski: Ueber die Lagerungsverhältnisse der bernsteinführenden Schicht am samländischen Weststrande 1876 p. 93—100.

Alle diese Abhandelungen sind einzeln im Buchhandel verkäuflich.

Ausserdem wurden zahlreiche kleine Notizen in den Sitzungsberichten der Physikalisch-Oekonomischen Gesellschaft niedergelegt, und überdies erschienen 1876 noch zwei früher von Berendt bearbeitete Blätter der geologischen Karte von Preussen: 16. Nordenburg und 17. Gumbinnen-Goldap.

Nach diesen Vorbemerkungen gehen wir zum Bericht über das Jahr 1877 über:

Von der geologischen Karte der Provinz, die von der Physikalisch-Oekonomischen Gesellschaft, im Maassstab 1: 100000 herausgegeben

wird, hat Verfasser die Section XV. Friedland, welche ca. 35 Quadratmeilen umfasst, vollendet. Vordiluviale Bildungen sind daselbst ebensowenig aufgefunden worden, wie auf den östlich und nordöstlich angrenzenden, von Herrn Prof. Berendt früher bearbeiteten Sectionen. Die westlich angrenzende Section XIV. Heiligenbeil, welche circa 27 Quadratmeilen umfasst, ist unter der Leitung des Verfassers von dessen Assistenten, Herrn Richard Klebs, nahezu vollständig aufgenommen. Während die östliche Hälfte derselben ebenfalls rein diluvial ist, wurden in der westlichen Hälfte zahlreiche Tertiärpunkte aufgefunden. Diese beiden Sectionen umfassen die Umgebung von Wehlau, Allenburg, Gerdauen, Schippenbeil, Friedland, Tapiau, Uderwangen, Domnau, Bartenstein, Pr. Eylau, Tharau, Kreuzburg, Zinten, Brandenburg, Heiligenbeil und Braunsberg.

Von Section Friedland ist bereits der Buntdruck in Arbeit, von Section Heiligenbeil desgleichen der Schwarzdruck.

Zu beiden Sectionen werden ausführliche Erläuterungen mit Profilen bearbeitet, wodurch das Verständniss und der Nutzen der Karte für Wissenschaft und Praxis wesentlich erhöht werden dürfte.

Section XIII. Frauenburg (ein zum grössesten Theile westpreussisches Blatt) war bereits 1873 von Herrn Prof. Berendt nahezu vollständig aufgenommen. Leider ist es demselben bisher, wegen dringender Arbeiten in der Mark, noch nicht möglich gewesen, die Karte zu vollenden. Herr Prof. Berendt wird dies jedoch in kommendem Frühjahr thun. Es ist somit gegründete Hoffnung vorhanden, dass dieses Blatt, dessen Schwarzdruck bereits fertig, im Jahre 1878 gedruckt werden kann. Mit dessen Herausgabe würde dann ein geschlossener Complex von 14 Sectionen publicirt sein, welcher — mit Ausnahme der äussersten Nordspitze — den ganzen nördlich von 54° 15′ N. Br. und östlich von 36° O. Lg. gelegenen Theil Ost- und Westpreussens umfasst.

Es kommt nun die südlich angrenzende Zone in Arbeit und sollen zunächst im Jahre 1878 die Sectionen 21 Elbing und 22 Wormditt, deren Schwarzdruck bereits begonnen, aufgenommen werden. Diese Blätter umfassen Elbing und einen grossen Theil der Nogatniederung bis nach Tiegenhof und beinahe bis Marienburg. Ferner die Um-

gegend von Christburg, Saalfeld, Pr. Holland, Mühlhausen, Mehlsack, Wormditt, Mohrungen, Liebstadt, Heilsberg und Guttstadt.

Von der Physikalisch-Oekonomischen Gesellschaft wurden mehrere Bohrungen in wissenschaftlichem Interesse ausgeführt. Das Bohrloch No. 3 bei Schönberg, Kreis Karthaus, wurde bis 88 Meter vertieft; zu Jankowitz bei Gilgenburg in Ostpreussen wurden 25 Meter abgebohrt; zuletzt wurde bei Geyerswalde, ebenfalls unweit Gilgenburg, eine Bohrung angesetzt, welche Anfang März 1878 bis 34 Meter vorgedrungen war. Alle diese Aufschlüsse haben das Diluvium nicht durchsunken. Mannichfache, hier nicht zu erörternde Schwierigkeiten haben der Erreichung eines günstigeren Resultates entgegengewirkt. Da indess eine sorgfältige Entnahme zahlreicher Schichtenproben überall streng durchgeführt wurde, so erhalten diese Bohrungen immerhin einen nicht unbeträchtlichen Werth für die Kenntniss der Diluvialbildungen und auch in praktischer Beziehung dürften sie nützen, indem die gewonnenen Erfahrungen bei der Wahl künftiger Bohrpunkte verwendet werden können.

Auf Staatskosten ist das Bohrloch Purmallen bei Memel nur noch bis 286 Meter fortgesetzt worden. Abgesehen von der bei 227 Meter Tiefe erschlossenen artesischen Quelle, wurde ein praktisch verwerthbares Resultat nicht erzielt. Die tieferen Schichten erwiesen sich als Zechstein und Devon. Auch das Tiefbohrloch Thierenberg im Samlande wurde nicht wieder aufgenommen und da auch keine neuen Tiefbohrungen in der Provinz begonnen wurden, so scheinen diese leider vorläufig ihren Abschluss erreicht zu haben.

Dagegen sind vom Fiskus 4 kleinere Bohrungen ausgeführt worden, um die Lagerung, Mächtigkeit und Bernsteinführung der blauen Erde, sowie die einschlagenden Wasserverhältnisse kennen zu lernen. Die 4 Bohrpunkte liegen zwischen Nortycken und Georgswalde am samländischen Nordstrande. Angetroffen wurden Diluvium, Braunkohlen- und Bernsteinformation.

Verschiedene Brunnenanlagen, namentlich für die Königsberger Wasserleitung, sowie die tieferen Erdarbeiten der detachirten Forts bei Königsberg haben interessante neue Aufschlüsse geliefert, so u. a. Quarzsand der Braunkohlenformation bei Neudamm aufgedeckt.

Die zur Zeit im Bau befindlichen Eisenbahnen haben langfortgezogene Profile aufgedeckt. Obwohl wir davon Schichtenproben von den Strecken Laskowitz-Graudenz und Schneidemühl-Neustettin (soweit letztere in Westpreussen liegt) erhielten, hat doch keine sich als tertiär erwiesen. Alles ist diluvial und alluvial. Dasselbe gilt von den ostpreussischen Linien Insterburg-Prostken und Tilsit-Memel. Im ganzen Regierungsbezirk Gumbinnen ist noch nirgend Braunkohlenformation gefunden, während jeder der 3 andern Regierungsbezirke zahlreiche Punkte enthält, an denen dieselbe aufgeschlossen ist.

Ein mächtiges Hülfsmittel für die geologischen Untersuchungen ist das unter der Leitung des Verfassers stehende Provinzial-Museum Sackheim rechte Strasse No. 46. Dasselbe ist im laufenden Jahre erweitert worden. Bereits um Weihnachten siedelte die unter der Leitung des Herrn O. Tischler stehende archäologisch-anthropologische Abtheilung nach der 1. Etage über, sodass nun die geologische Sammlung das gesammte Parterre (mit Ausnahme der Dienerwohnung) einnimmt. In sechs allerdings zum Theil kleinen Zimmern sind dem Publikum an jedem Sonntage von 11—1 Uhr die interessanteren geologischen Stücke zur Ansicht aufgestellt. Drei helle Zimmer und ein dunkler Raum sind für die Arbeiten, sowie zur Aufstellung der nicht zur Schau geeigneten Sammlungstheile reservirt. Im Frühjahr 1877 wurde das erweiterte und umgeordnete Museum wiederum eröffnet.

Bis ult. Dezember haben dasselbe über 1100 Personen besucht.

Ist diese Zahl auch nicht gross, so ist sie doch immerhin ein Zeugniss dafür, dass das Museum auch nach aussen hin wirkt und das Interesse und Verständniss für die Geologie in immer weitere Kreise trägt. Das Museum hatte die Ehre, theils bei seiner Eröffnung, theils später, von einer grossen Anzahl hervorragender Persönlichkeiten besichtigt zu werden: Den Spitzen der hiesigen Staats-, Provinzial- und Communalbehörden, vielen Mitgliedern des Provinzial-Landtages, vielen Professoren der Universität und anderen hochangesehenen Männern aus Stadt und Land. Unter den auswärtigen Besuchern nennen wir vor Allem die Herren Ministerial-Direktor Geheimrath Greiff aus Berlin, Exellenz Baron Friedr. v. d. Osten-Sacken aus St. Petersburg, sowie

von Gelehrten Professor Bail und Dr. Lissauer aus Danzig, Dr. Conwentz aus Breslau, Privatdocent Dr. Schiefferdecker aus Rostock und Professor Pawinski aus Warschau.

Ohne Uebertreibung darf wohl ausgesprochen werden, dass bis jetzt noch Jeder, der zum ersten Mal die Räume des Museums betrat, überrascht war von dem reichen Inhalte und der Mannigfaltigkeit dessen, was die Geologie der Provinz bereits bietet. Wenn die freundliche und warme Anerkennung, welche alle Besucher dem Museum in den verschiedensten Formen zu Theil werden lassen, auch nur annähernd Berechtigung hat, so darf man wohl schon jetzt aussprechen, dass das Museum geeignet ist, seinen Zweck zu erfüllen, naturwissenschaftliche Belehrung, Verständniss und Liebe für Natur und Naturgeschichte mehr und mehr auch in unserer Provinz zu verbreiten.

Dass aber seine Saat auf einen fruchtbaren Boden fällt, dass das Verständniss dafür in weiten Kreisen bereits ausgebildet ist, dafür giebt es keinen besseren Beweis, als die intensive Förderung, die demselben von allen Seiten zu Theil wurde. Ueber 75 der Sammlung zugeflossene Geschenke konnte in den Sitzungen des Jahres 1877 detaillirt berichtet werden und eine beträchtliche Anzahl weiterer Gaben wird in einer der nächsten Sitzungen vorgelegt werden. Die meisten dieser 75 Nummern umfassen mehrere Stücke, zum Theil ganze Suiten, so dass dieselben im Verein mit den bei den Kartenaufnahmen und Bohrungen gesammelten das Museum um mindestens 2000 Exemplare wiederum bereichern.

Im Jahre 1877 bedachten das Museum mit Geschenken:

In Königsberg die Herren: Hauptmann Freiherr von Bönigk, Oberingenieur Feistel, Dr. med. Fröhlich, Hauptmann Güntzel, Fleischermeister Hein, Stadtältester Dr. Hensche, Medicinalrath Professor Dr. Hildebrandt, Hofprediger Hoffheinz, Studiosus Hoyer, Gymnasiasten Hübner und Kemke, Oberlehrer Dr. Krosta, Professor Dr. Lohmeyer, Major Pirscher, Brunnenmeister Ruhstein, Sanitätsrath Dr. Schiefferdecker, Oberbürgermeister Selke, Hôtelbesitzer Spriegel, Stadtgerichtsrath Steiner, und Lieutenant von Winterfeld.

In den übrigen Theilen des Regirungsbezirkes Königsberg die Herren: Drope-Aftinten, Klugkist-Bawien, Conrector Seidler-Brauns-

berg, Freytag-Bartenstein, Apotheker Weiss-Caymen, Papendick-Dahlheim, Lieutenant Lange-Dommelkeim, Apotheker Kowalewski-Fischhausen, Pfarrer Heinersdorf und Lehrer Muhlack-Gr. Schönau, Cantor Herrmann-Heiligenbeil, Heubach-Kapkeim, Baumeister Massalski-Memel, Zander in Nidden, Obersteiger Pietsch in Palmnicken, Tischlermeister Kensziorra in Rastenburg, Frau von Rode-Rauschken, May-Ritterthal, Lehrer Glaser und Besitzer Hopp in Rosenberg, Frau Heubach-Tromp, Cantor Borgien-Waltersdorf und Strüwy-Wokellen; im Regierungsbezirk Gumbinnen die Herren Selbstädt-Andreaswalde, Käswurm und Domainenrath Casprzég-Darkehmen, Brunnenmeister Schenk-Goldap, Skrzeczka-Grunden, Rechtsanwalt Horn und Stationsassistent Löffelbein in Insterburg, Krüger-Jucha, Gymnasiallehrer Heinemann-Lyck, Kreiswundarzt Heinemann-Szittkehmen und Gymnasial-Lehrer Gisevius in Tilsit; im Regierungsbezirk Danzig: Fräulein Fleury und die Herren Pfannenschmidt und Krüger in Danzig, Dr. Nagel in Elbing; im Regierungsbezirk Marienwerder die Herren Apotheker Thümmel in Briesen, Rendant Fröhlich in Culm, Bauinspector Tobin in Graudenz, Lutze-Adl. Jellen, Techniker von Mülverstedt in Rosenberg, Lehrer Frölich in Thorn und Baumeister Wendland an der Strecke Schneidemühl-Neustettin. Ausserhalb der Provinz die Herren Geheimrath Dr. Römer in Breslau, Prof. W. Schmidt in Kjöbenhavn, Pastor Kupffer in Kurland, Prof. Trautschold in Moskau, und die Königl. Oberbergämter in Breslau, Halle und Clausthal. Hiernach haben das Museum bedacht:

in der Stadt	Königsberg	20	Personen	oder	1 auf	6131	Einw.,
im Reg.-Bez.	„	23	„	„	1 „	42566	„
„ „	Gumbinnen	11	„	„	1 „	68615	„
„ „	Danzig	3	„	„	1 „	180772	„
„ „	Marienwerder	7	„	„	1 „	114348	„
im Ausland	. . . . .	7	„				

Da unzweifelhaft in der Nähe Königsbergs nicht mehr interessante Objecte vorkommen, als in vielen anderen Gegenden der Provinz, so geht aus dieser Zusammenstellung klar hervor, wie trotz der so grossen und dankenswerthen Theilnahme der Bevölkerung immer noch ausserordentlich viele Funde in den ferner liegenden Regierungsbezirken all-

jährlich verloren gehen. Möchte dies eine ernste Mahnung an alle Kreise der Provinz sein, immer mehr und mehr Aufmerksamkeit dem heimischen Boden zuzuwenden und alles Auffällige einzusenden. Durch solche Einsendungen, wie durch die mancherlei dem Verf. mitgetheilten Einzelbeobachtungen nimmt die Bevölkerung Ost- und Westpreussens einen regen und thätigen Antheil an der grossen und schwierigen Aufgabe der Bodenuntersuchung. Möchte der im höchsten Grade dankenswerthe Eifer nicht erlahmen, sondern mehr und mehr wachsen und allgemeiner werden.

Die Hauptaufgabe des Museums ist die, gewissermassen ein Archiv zu bilden, in welchem die Belegstücke zu den geologischen Karten und Abhandlungen niedergelegt werden, sodann aber auch, die Arbeiten selbst zu ermöglichen und für jeden neuen Fund Gelegenheit zur Vergleichung und Untersuchung zu bieten. In dieser Richtung ist in allen Theilen der Sammlung gearbeitet worden. Der ausführliche Bericht wird davon Zeugniss ablegen. Es sind aber auch Vorstudien für spätere Arbeiten vorgenommen; so sind viele Petrefacten präparirt, geordnet und bestimmt worden; namentlich aber wurde eine Anzahl mechanischer Bodenanalysen ausgeführt, die theilweise noch durch einige chemische Bestimmungen ergänzt wurden. Siebsätze und Schlämmapparat sind genau gleich den von Herrn Professor Orth in der Königl. geologischen Landesanstalt in Berlin angewendeten, sodass ein directer Vergleich möglich sein wird.

Die innigste Beziehung auf Landwirthschaft haben die in diesem Jahre erstatteten Berichte über Moore. Bereits im Januar wurde auf Ansuchen des landwirthschaftlichen Centralvereins zu Königsberg ein ausführliches Gutachten über die Classification und Nomenclatur der Moore verfasst, dessen Grundanschauungen in dem nunmehr festgestellten Schema für die Moorstatistik des preussischen Staates acceptirt worden sind. Des Weiteren hatte der Verf. die Ehre, in der 5. Sitzung der Centralmoorcommission in Berlin am 13. December einen ausführlichen Bericht „über die Moore der Provinz Preussen, ihre Ausdehnung, Beschaffenheit und Verwendungsfähigkeit zu technischen und Culturzweken“ zu erstatten. Auf Antrag des Vorsitzenden, Herrn Ministerialdirector Geheimrath Marcard beschloss die Commission, dass die in dem Berichte

geschilderten complicirten und vom Westen abweichenden Verhältnisse eine Localinspection wünschenswerth erscheinen lassen und dass demzufolge eine Sitzung der Commission im Sommer 1878 an einem geeigneten Punkte Ostpreussens, z. B. Labiau stattfinden sollte, was gewiss für die landwirthschaftlichen Verhältnisse der Provinz von wesentlichem Nutzen sein wird. Ebenso wie dieser Beschluss gereichte dem Verf. zur besonderen Freude, von Sr. Excellenz, dem Herrn Minister der landwirthschaftlichen Angelegenheiten Dr. Friedenthal die Versicherung zu vernehmen, dass derselbe den eigenthümlichen Verhältnissen der Provinz Preussen ein besonders reges Interesse widmet und dieselben thatkräftig zu fördern beabsichtigt. Jedenfalls dürfen also die im nächsten Jahre der Centralmoorcommission vorzulegenden Projecte und Vorschläge auf thunlichstes Entgegenkommen an massgebender Stelle hoffen.

Der Besuch der Naturforscher-Versammlung in München und der Versammlung der deutschen geologischen Gesellschaft in Wien boten dem Verfasser Gelegenheit, im Verkehr mit auswärtigen Fachgenossen mehrfache Belehrung und Anregung für die Erforschung der Provinz zu gewinnen. Insbesondere aber wurden, neben den so interessanten alpinen Formationen, die dortigen für die Theorie des norddeutschen Diluviums höchst wichtigen Quartärbildungen auf besonderen, vom Verfasser unternommenen kleinen Excursionen studiert. So die Moränen-Landschaft südlich von München, Gletscher-Schliff und -Geschiebe bei Hallstadt und Löss bei Wien.

Wesentlich ergänzt werden die geologischen Untersuchungen der Provinz durch die zahlreichen chemischen Bodenanalysen, welche die Dirigenten der landwirthschaftlichen Versuchsstationen in Königsberg und Insterburg, die Herren Dr. G. Klien und Dr. Hoffmeister einzusenden die Güte hatten. Da dieselben zum Theil von Proben des analysirten Materials begleitet waren, genügen sie im Verein mit den im Provinzialmuseum und in den Universitätslaboratorien etc. ausgeführten Bestimmungen, um wenigstens vorläufig ein annäherndes Bild über die chemische Constitution der verschiedenen Alluvial-, Diluvial- und Tertiärschichten zu construiren. Die betreffende Zusammenstellung soll im Jahrgang 1878 der Schriften der Physikal.-Oekonom. Gesellschaft gegeben werden.

Zur Charakteristik des Gebietes, auf welchem sich die Untersuchungen der Jahre 1875—77 bewegten, seien einzelne der Resultate aufgezählt.

Als Bildungen der Neuzeit (recente Gebilde, sogenanntes Alluvium) finden sich in den tieferen Seen weisse, erdige, äusserst kalkreiche Absätze, welche bei der Senkung der Seespiegel oft hoch über diesen als „Seekreide“ und „Seemergel“ auftreten. Die Tiefe unserer Seen ist oft übertrieben. Die grössten gelotheten Tiefen sind: Im Nariensee O. v. Mohrungen 138 Fuss, im Taltergewässer S. v. Nikolaiken 114 Fuss, im Mauersee bei Angerburg 112 Fuss. Die meisten Seen sind bedeutend flacher. Diejenigen, welchen nicht durch Quellen Kalk zugeführt wird, haben an ihrem Grunde Moder und versumpfen schliesslich. Das tiefste bekannte Moor ist 77 Fuss tief, unweit Pentlack bei Nordenburg. Durch Vergleich zahlreicher in- und ausländischer Analysen ergab sich, dass Torfsorten mit sehr niedrigem Aschengehalt (1½—2%) ihrem Heizwerthe nach keineswegs die besten, sondern die schlechtesten sind.

Zahlreiche Klassen von Mooren lassen sich unterscheiden, sowohl nach der Art ihrer Entstehung, als nach der ihrer landwirthschaftlich-technischen Verwendbarkeit. Manche Moore sind gemeinschädliche, immer weiter um sich greifende Versumpfungen (wie die Zehlau), welche möglichst bald trocken gelegt werden sollten; bei anderen liegt ein weit geringeres und mehr lokales Interesse ihrer Melioration vor; noch andere sind als nützliche, weil naturnothwendige, Versumpfungen von flachen oder kleinen Seen zu betrachten, welche auf diese Weise allmählich in fruchttragendes Land umgewandelt werden. Ausführlich ist dieser Gegenstand vom Verfasser behandelt in dem „Bericht über die Moore der Provinz Preussen, ihre Ausdehnung, Beschaffenheit und Verwendungsfähigkeit zu technischen und Kulturzwecken.“ 1. Beilage zum Protokoll der 5. Sitzung der Centralmoor-Commission am 11./13. Dezember 1877. Folio S. 31—47. Mit einer Profiltafel und drei Analysentabellen.

Aus 67jährigen Pegelbeobachtungen wurde unwiderleglich nachgewiesen, dass bei Marienwerder das Mittelwasser der Weichsel und in noch höherem Masse das Niederwasser gegenwärtig mehrere Fuss tiefer ist, als vor 6 Decennien; dass die Hochfluthen im absoluten Sinne nicht

gestiegen, dagegen bedeutend in relativem Sinne, indem die Schwankungen des Wasserstandes immer grösser geworden sind. Diese Veränderungen sind zum Theil sprungweise, namentlich 1855 eingetreten. Die Ursachen sind theils Veränderungen im Flusslauf, theils Entwaldung, Drainirung u. s. w. Trotzdem zeigt sich, dass im Weichselgebiet noch immer natürliche Factoren thätig sind, welche die Unregelmässigkeiten der Niederschlagsmengen auf mehrere Jahre vertheilen. Wissenschaftlich interessant unter unsern Neubildungen sind die vom Blitze zusammengeschmolzenen Röhren im alten Waldboden der Kurischen Nehrung.

Im Diluvium erregt die grosse Verbreitung und Mannichfaltigkeit mariner Muscheln und Schnecken das hervorragendste Interesse. Formen, welche noch jetzt in der Nordsee leben, sind im Diluvium Ost- und Westpreussens sehr verbreitet, und beweisen, dass diese Schichten keineswegs Land- oder Süsswasserbildungen sind. Wenn man aus der Art, Beschaffenheit und Vertheilung der Geschiebe schon früher gefolgert hatte, dass dieselben von schwimmenden Eismassen aus Norden und Nordosten herbeigeschafft sind, so wurde dieser Schluss glänzend bestätigt durch die Entdeckung der Leda glacialis. Diese kleine, durch die zahlreichen, in einer gebrochenen Linie angeordneten, kleinen Schlosszähne leicht kenntliche Muschel lebt gegenwärtig im Eismeer und wurde im Kies an mehreren Punkten bei Gerdauen und Pr. Eylau, sowie in grossen Mengen im Letten eingebettet, bei Lenzen am frischen Haff gefunden. Weder anderwärts in Deutschland, noch in Russland oder Frankreich ist diese Muschel bisher gefunden. Daneben fanden sich auch Süsswasser- und ganz vereinzelte Landconchylien hier und da; ferner Reste der grossen Landsäugethiere: Mammuth, Rhinoceros und Urochs; endlich auch Reste von Fischen und von Delphin ähnlichen Cetaceen in den diluvialen Ledaschichten.

Neu ist ferner die Beobachtung, dass in einem weiten Gebiete rother, sehr strenger (fetter) Lehmmergel den gewöhnlichen, weniger thonigen, bläulichen, grünlichen oder braunen Lehmmergel überdeckt, also eine Zweitheilung des Oberdiluvialmergels zum ersten Male constatirt ist.

Neu ist ferner die Entdeckung, dass Kohle als Schichtenglied im Diluvium bei Memel auftritt. Dass Anhäufungen grosser Blöcke sich

nicht nur an der Oberfläche, sondern auch in der Tiefe vorfinden und hier vielfach die Grenze zweier Schichten bilden; dass Grand (Kies) besonders da sich findet, wo eine Zerstörung älterer Schichten stattfand. Unter den krystallinischen Gesteinen, welche als Geschiebe im Diluvium vorkommen, wurde Rapakiwi erkannt, eine Varietät des Granits mit charakteristisch kugelförmiger Structur, welche als Fels anstehend nur in Finnland bekannt ist. Die Kalksteine und die denselben ähnlichen Dolomite gehören, wie die zahlreichen, darin vorkommenden Versteinerungen beweisen, dem Unter- und Obersilur und dem Devon an und deuten in gleicher Weise auf einen Transport von Nordosten her. Auf vielen wurden noch deutlich die Spuren ihrer durch Eismassen bewirkten Abschleifung constatirt. Die an Ammoniten und anderen Thierresten reichen Geschiebe aus der Juraformation finden sich viel seltener. Dagegen sind die Geschiebe der Kreideformation sehr häufig. Es sind theils die als „todter Kalk“ oder „harte Kreide“, „Fuchs“ u. s. w. bekannten Massen, welche durch die eingeschlossenen Belemniten, Austern u. s. w. als gleichalterig mit der weissen Schreibkreide Rügens und Englands erwiesen werden; theils sind es grobe Sandsteine, welche meist als unscheinbare kopfgrosse Klumpen im ganzen Lande sparsam verstreut sind, und welche beim Zerschlagen ein wahres Gewirr von Muscheln, Schnecken und Wurmröhren erkennen lassen, durch deren Arten das etwas höhere Alter — Cenoman-Stufe der Kreideformation — jüngst festgestellt werden konnte. Die im Diluvium vorkommenden Hölzer bieten noch viele Räthsel. Einzelne wenige sind frisch in den Diluvialschlamm gelangt. Die meisten sind jedoch älter, also Geschiebe. Man hielt sie bisher meist für tertiär, also der Braunkohlen- und Bernsteinformation entstammend; doch haben sich manche durch das ihnen anhaftende Gestein als älter und zwar als zur Kreidezeit gewachsen, herausgestellt. Da in der Kreidezeit eine bahnbrechende Umwälzung in der Pflanzenwelt, nämlich das erste Auftreten der jetzt so überwiegenden Laubbäume (überhaupt der angiospermen Dicotyledonen) fällt, so wäre es von besonderem wissenschaftlichem Interesse, unter den relativ seltenen Kreidehölzern womöglich bei uns auch Laubhölzer constatiren und untersuchen zu können.

Schichten der Braunkohlenformation wurden an zahlreichen Stellen neu aufgefunden. Auf Fort Neudamm bei Königsberg, bei Corjeiten N. v. Fischhausen, bei Neidenburg, bei Schwetz in Westpreussen, bei Globuhnen und Cavern im Kreise Pr. Eylau, bei Bladiau, Wangniskeim, Ritterthal, Keimkallen, Bregden, Rosenberg, Schettnienen und Wermten im Kreise Heiligenbeil und bei Grunenberg im Kreise Braunsberg wurden Sande, z. Th. auch Letten der Braunkohlenformation neu aufgefunden, wirkliche Braunkohle bei Nodems im Samland, Waltersdorf im Kreise Heiligenbeil, bei Heilsberg und an 2 Punkten bei Briesen in Westpreussen. Neue Aufschlüsse von Kohlen wurden durch Bohrungen zu Ostrometzko an der Weichsel und Grünmühle bei Hohenstein erzielt; die ganze Braunkohlenformation wurde zu Herrmannshöhe bei Bischofswerder in Westpreussen sowie bei Geidau, bei Thierenberg und an 3 Stellen in der Warnicker Forst im Samlande durchbohrt. Bei Bischofswerder, Geidau und Thierenberg fand man ihre Mächtigkeit zu 72—35—46 Meter (gleich 229—110—146 Fuss).

Die Bernsteinformation wurde bei Geidau und Thierenberg mit 76 resp. 65 Meter (241 resp. 206 Fuss) Mächtigkeit durchbohrt. Die blaue Erde erwies sich dort wenig reich an Bernstein, ebenso in den 3 Bohrlöchern in der Warnicker Forst. Reste von Meeresthieren fanden sich nicht nur in und über der blauen Erde, sondern bei Dirschkeim bis 25 Meter unter derselben. Letztere liegt also nicht etwa an der Basis der betreffenden Meeresformation, sondern inmitten derselben. Bei Palmnicken erreicht die blaue Erde ihre grösste bekannte Mächtigkeit und wird hier seit einigen Jahren von der Firma Stantien und Becker mit bestem Erfolge bergmännisch abgebaut. Dagegen hat das fiskalische Bergwerk Nortycken trotz des dort nachgewiesenen Bernsteinreichthums noch keinen Bernstein fördern können, da es nicht gelang, die bedeutenden Wassermassen zu bewältigen.

Mit dem Bernstein zusammen finden sich andere fossile Harze, welche zum Th. sich schon äusserlich wesentlich unterscheiden, z. Th. aber auch trotz abweichender chemischer und physikalischer Eigenschaften dem Bernstein so ähnlich sehen, dass sie bis in die neueste Zeit mit diesem verwechselt werden konnten.

Aeltere Schichten treten nirgends zu Tage. Durch Bohrungen nachgewiesen war früher nur ein weisslicher Mergel der Kreideformation bei Thorn, der wahrscheinlich auch in Frauenburg in einem Brunnen angetroffen ist. Neuerdings hat man nun ähnliche Schichten der Kreide mit deutlich das Alter nachweisenden Versteinerungen erbohrt zu Herrmannshöhe bei Bischofswerder in 182—202 Meter (580—642 Fuss), Geidau 110—147,8 Meter (351—470 Fuss) und Thierenberg 111—181 Meter (352—576 Fuss). Selbst am letzteren Orte wurde die Kreide nach 70 Meter (222 Fuss) Mächtigkeit noch nicht durchsunken. Die nächst ältere Formation, der Jura, ward in Form grauen Thones, Sandsteines und Kalkes mit zahlreichen Versteinerungen zu Purmallen bei Memel in 95—109 Meter Tiefe durchbohrt. Darunter folgte ein System versteinerungsleerer, brennend rother Mergelletten und feiner weisslicher Sandsteine von 109—233 Meter; dann bis 260 Meter dolomitische Kalke des unteren Zechsteins und darunter bis zu der grössten erreichten Tiefe von 286 Meter (911 Fuss) dolomitische Kalke, welche der zweitältesten versteinerungsführenden Formation, dem Devon angehören. Aus dem Zechstein sprang ein mächtiger artesischer Quell hoch empor. Alle diese Schichten treten weiter nördlich auf russischem Gebiet zu Tage, aber in geringerer Mächtigkeit. Dort liegen die Ränder des grossen baltischen Sedimentärbeckens, in welchem nach aussen zu immer ältere Schichten zu Tage treten, bis als letzte bekannte Basis krystallinische Gesteine in Finnland und Skandinavien die Umfassung des alten Meeresbeckens bilden. Die Grenze der von Stassfurt bis Inowraclaw verfolgten ungeheuren Steinsalzlager dürfte nach den bei Purmallen erlangten Aufschlüssen vielleicht mitten durch Ostpreussen ziehen, ohne dass bis jetzt irgend ein Punkt bei uns bezeichnet werden könnte, an dem man es in bauwürdiger Tiefe erwarten müsste. Man wird gut thun, sich in Ost- und Westpreussen in bergmännischer Hinsicht keinen hohen Hoffnungen hinzugeben. Dagegen wird man mit Recht erwarten dürfen, dass die kommenden Jahre den bisherigen wissenschaftlichen Entdeckungen in der heimischen Geognosie noch gar manches Neue als ebenbürtig an die Seite stellen werden. Ein annähernd vollständiges Bild unseres heimischen Bodens und seiner Einschlüsse kann aber nicht

durch die Kräfte des Geologen allein geschaffen werden; tausend Hände und Augen müssen dazu thätig mitwirken, indem sie auf dem weiten Gebiete von 1180 Quadratmeilen alles Wissenswerthe sammeln, also Versteinerungen, fossile Hölzer, Knochen und Zähne, abweichend beschaffene Gesteine, vor allem aber Proben aller durch irgend welche Erdarbeiten vorübergehend aufgedeckten Erdschichten mit genauer Angabe der Tiefe und des Fundortes. Derartige Objecte an das Provinzialmuseum zu Königsberg i. Pr. Sackheim r. Str. 46 eingesandt, werden dort mit aufrichtigem Danke entgegengenommen und in übersichtlicher Weise geordnet und bestimmt, dauernd aufbewahrt werden als sichere Grundlage und Ergänzung aller künftigen geologischen Kartenaufnahmen und sonstigen Untersuchungen. In einer geistig so regsamen Zeit, wie die unsere, möchte wohl Jeder gern das Seine zur Förderung der Wissenschaft beitragen. Wir sind stolz auf den hervorragenden Antheil, den Deutsche an der Erforschung des „weissen Fleckes“ auf der Karte von Afrika, wie vom Nordpol genommen. Aber — ohne diese fernen Weltgegenden deshalb zu vernachlässigen — sollten wir doch uns erinnern, dass auch in unserer nächsten Nähe noch viel, sehr viel zu thun ist. Es ist eine Ehrenpflicht jedes Volkes, den heimischen Boden kennen zu lernen, zu erforschen, wie er zusammengesetzt und entstanden ist. Die terra incognita, bei deren Klarlegung Jeder mitzuwirken berufen ist, das ist die Scholle, die wir bewohnen.

Anthropologische Gesellschaft zu Danzig.

Sitzung den 12. April 1878.

1. Für die Sammlung gingen folgende Geschenke ein. Herr Bölke in Barnewitz übersandte durch Herrn Kauffmann eine Speerspitze aus Knochen, welche er 4 Fuss unter der Erdoberfläche neben einem verkohlten Holzschaft und Knochen von Hirsch und Fuchs gefunden hatte; Herr Apotheker Rohleder aus Putzig ferner durch Herrn Helm eine dort gefundene grössere Fischangel von Bronce; Herr Jungfer endlich eine Silbermünze aus der Zeit des Königs Ethelred von England. Herr Helm machte ferner Mittheilung über einen grösseren Münzfund in Polchau

bei Putzig, der ausser andern alten Münzen auch einen byzantinischen Solidus enthielt.

2. Der Vorsitzende referirte über die neu eingegangenen Schriften von Engelhardt in Kopenhagen (Skeletgrave paa Sjaeland og i det ostlige Danmark) von Grube in Dorpat (Anthropologische Untersuchungen an Esten) und von Virchow .(Zur Craniologie Illyriens).

3. Herr Dr. Voss, Custos der nordischen und ethnographischen Abtheilung des Berliner k. Museums, hat neuerdings sehr scharfsinnige und fruchtbare Untersuchungen angestellt, welche ein neues und unerwartetes Licht über mehrere bis dahin räthselhafte Darstellungen an vielen Gesichtsurnen verbreiten. Dr. Mannhardt erstattete darüber Bericht mit besonderer Berücksichtigung der in unserer hiesigen Sammlung befindlichen Gefässe; die Güte des genannten Herrn hatte ihn ausserdem in Stand gesetzt, seinen Vortrag durch die noch unveröffentlichten Zeichnungen mehrerer ausserpreussischen Fundstücke zu erläutern.

Zwei neue Erwerbungen des k. Museums aus dem Regierungsbezirk Bromberg gewährten nämlich im Verein mit der mehrfach beschriebenen von Herrn W. Kauffmann in Schäferei, Kr. Danzig, gefundenen Urne die Mitglieder, durch welche die auf anderen Exemplaren wiederholten, aber undeutlicher gezeichneten, in ihrer Lage verschobenen oder durch Verkürzung oder Vermischung entstellten Figuren als das, was sie sein sollen, klar erkennen lassen. Es sind das eine Gesichtsurne aus Tlukom, ehemals im Besitz des Bauraths Crüger zu Schneidemühl, und ein eben solches Gefäss aus dem Kreise Czarnikau. In der Tlukomer Urne fand man zwei eiserne Nadeln mit rundem Knopfe und wellenförmig gekrümmtem Halse, auf der Brust der Urne selbst gewahrt man eine getreue Abbildung derselben. Daraus erklären sich die an vielen anderen Gesichtsurnen unterhalb des Gesichtes eingeritzten horizontalen Striche, welche in kleine Kreise auslaufen, ebenfalls als Andeutung der zur Tracht des Verewigten gehörigen Brustnadel. Auch das Czarnikauer Gefäss hat diesen Zierrath, ausserdem aber unter den Ohrzipfeln je eine senkrechte Linie abwärts, welche in je drei kurze divergirende Striche ausläuft, die auf der rechten Seite der Urne noch von zwei parallelen horizontalen Strichen gekreuzt werden. Dies ist nach Ausweis

der Urne von Schäferei eine abkürzende Darstellung der beiden Hände, deren rechte zwei Speere oder Jagdspiesse hält. Auch diese Figur wiederholt sich auf mehreren Exemplaren, so jedoch, dass die Stellung der speertragenden Hand verändert ist. Mehrere Male führte sie auch noch einen Jagdhund an der Leine.

Für diese neuen Erkenntnisse bietet die an Gesichtsurnen reichhaltigste Sammlung, unsere Danziger, reichhaltige Bestätigungen. Nachdem auf diese Weise mit Evidenz festgestellt ist, dass auch die scheinbar accidentiellen Ornamente der Gesichtsurnen in typischer Weise Zubehör der jedesmaligen Tracht oder des Habitus des Bestatteten vergegenwärtigen, gewinnt auch die Deutung der bisher für Sonne, Hausthür, raupenartiges Thier angesehenen Zeichnungen auf Gegenstände der Kleidung oder des Schmuckes (franzenbesetzte Halsöffnung eines Dolmans, Tasche, mit Troddeln behängte Fibula) hohe Wahrscheinlichkeit. Besonders interessant ist der Nachweis, dass der auf den Gesichtsurnen abgebildete Halsschmuck verschiedenen Vorbildern in der Wirklichkeit und zwar sowohl mehreren von Worsaae und Montelius veröffentlichten schwedischen und dänischen, besonders aber einigen in der Neumark, Westpreussen und Posen gefundenen Broncecolliers entspricht, welche das Gemeinsame haben, dass sie aus mehreren hinten in eine Spitze zusammenlaufenden oder in ein breites als Schloss dienendes Rückenstück endigenden Reifen bestehen. Namentlich die letztere Art, von welcher Exemplare in Gluckau bei Danzig und Przustkowo bei Posen gefunden wurden, ist sehr deutlich auf Gefässen unserer Sammlung erkennbar. Es ist die Anwendung der in der klassischen Archäologie ausgebildeten Methode der Denkmälervergleichung, auf die Gegenstände des prähistorischen Kunsthandwerks im Norden, welche diese schönen und wichtigen Ergebnisse bereits geliefert hat und noch weitere verspricht.

4. Hierauf hielt der Vorsitzende Dr. Lissauer folgenden Vortrag über die Vorgeschichte des Culmer Landes.

M. H.! Gestatten Sie mir zunächst im Namen des Vereins den Herrn Provinziallandtags-Abgeordneten, Landrath v. Stumpfeld aus Culm als unsern Gast zu begrüssen, den Mann, der seit dem Bestehen unseres Vereins so viel Interesse für unsere Bestrebungen gezeigt und unsere

Sammlung so reich beschenkt hat, dass wir in derselben eine eigene Abtheilung für das Culmer Gebiet schaffen konnten. Es gereicht mir daher zu einer ganz besonderen Freude, heute in seiner Gegenwart vor Ihnen die Schätze, die er für uns gesammelt, in ihrer Gesammtheit auszubreiten, und so ein wenig den Schleier zu lüften, der uns bisher die vorgeschichtliche Zeit des Culmer Landes verdeckt hat. Mehr allerdings, wie eine Skizze zu geben von den vorchristlichen Einwohnern dieses Gebiets, ihren Sitten und ethnologischen Beziehungen überhaupt, ist trotz des verhältnissmässig reichen Materials nicht möglich, da ich Ihnen nur Thatsächliches anführen will und was sich aus diesen Thatsachen von selbst ergiebt.

M. H. Nach der allgemeinen Annahme aller Forscher macht die Kenntniss und Verwendung des Metalls für die menschlichen Culturbeziehungen eine so scharfe, natürliche Grenze, dass man mit Recht diejenige Zeit eines Volkes, in welcher dasselbe nur Steine zu seinen Waffen und Werkzeugen zu verwenden weiss, die Steinzeit, als seine älteste Culturepoche von der Metallzeit scharf trennt. Zum Nachweis einer solchen Epoche in einem Bezirke genügen aber nicht einzelne, wenige Funde von Artefacten aus Stein. Es ist dazu erforderlich, dass eine verhältnissmässig grosse Zahl von solchen Funden in dem betreffenden Bezirk bekannt geworden ist, besonders auch von solchen, welche die Zeichen ihrer mühsamen Fabrikation und wirklichen Benutzung an sich tragen. Und diesen Beweis, m. H., hat das alte Culmer Land geliefert. In dem Gebiete, welches von der Weichsel, der Drewenz, der Ossa und jenem Waldrevier, welches von den Quellen der Ossa zur Drewenz hinzieht, eingeschlossen wird, sind in der That auffallend viele Steinwaffen und Instrumente gefunden worden: auf unserer prähistorischen Karte dieses Gebiets sind allein über 50 verzeichnet. Erwägt man nun, dass mindestens ebensoviele Funde in den verschiedenen Sammlungen der Provinz zerstreut sind, welche ich noch nicht habe eintragen können, so weist dies auf einen einst sehr verbreiteten Gebrauch dieser Werkzeuge hin. Und diese grosse Zahl stammt nicht etwa von einer einzigen, sondern, wie Sie auf der Karte sehen, von verschiedenen durch das ganze Gebiet zerstreuten Fundstätten her,

wenngleich dieselben an einzelnen Stellen wie Kulm, Graudenz, Wangerau, Ramuttken, besonders aber Briesen, besonders häufig sind. Darunter finden sich, wie Sie sehen, mehrere recht tüchtig abgenutzte, mehrere mit wiederholter Bohrung, einige mit begonnener unvollendeter Bohrung. Für die Art der Bohrung sind einige Exemplare besonders lehrreich. —

Bekanntlich hat man lange gezweifelt, ob es überhaupt möglich ist, ohne Benutzung des Metalls so harte Steine zu durchbohren: allein heutzutage ist dies über alle Zweifel erhoben. Wallace, der bekannte Reisende, sah, wie die Eingeborenen Südamerikas harte Nephrite und Quarze bis zu 8 Zoll Länge mit Hilfe eines Bananenschösslings, der quirlförmig gedreht wurde und mit Hilfe von Sand und Wasser durchbohrten oder vielmehr durchschliffen. Freilich brauchten sie zur Durchbohrung eines Steines oft viele Jahre. Dr. Rau in Newyork durchbohrte mit einem von den Indianern benutzten Geräth ein Steinbeil in ungefähr zwei Jahren oder mit Abrechnung der Unterbrechungen in etwa 4 Monaten bei zehnstündiger Tagesarbeit. Allein Graf Wurmbrand hat auch in den Funden der Pfahlbauten die einzelnen Stücke eines primitiven Steinbohrapparats gefunden und denselben daraus so vollständig zusammen gesetzt, dass er einen Serpentin damit durchbohren konnte, auch durch Vergleichung des Bohrers mit den Bohrlöchern wirklich bewiesen, dass die Pfahlbauer einen solchen Apparat benutzt haben, durch welchen übrigens das Loch nicht ausgeschliffen, sondern ein ganzer Cylinder gleichsam herausgeschnitten wurde.

Sie sehen in unserer Sammlung beide Arten der Bohrung in schönen Exemplaren vertreten. Wenn man hiernach erwägt, wie viel Zeit und Arbeit die Bohrung eines solchen Steininstruments erforderte, so wird man ermessen, wie kostbar der Besitz eines solchen Stückes für den Menschen der Steinzeit sein musste.

Der Form nach haben wir Aexte, Meissel und Hämmer vertreten, dem Material nach Feuerstein, Diorit oder andere Gesteine, welche in den Geschieben der Gegend vorkommen. Ein Gestein, welches dort nicht vorkommt, also auf etwaigen Verkehr mit fernen Gegenden hinwiese, ist in den uns bekannten Funden nicht vertreten.

Ueber die Menschen selbst, welche sich mit diesen primitiven Geräthen behelfen mussten, wissen wir bisher nur wenig. Während bei Graudenz ein Urnengrab, welches als Beigabe ein Feuersteinmesser und einen Meissel aus Gneis enthielt, aufgedeckt wurde, enthielt ein Grab bei Briesen, welches bei dem Eisenbahnbau geöffnet wurde, zwei Skelette und einen Feuersteindolch: der Letztere und ein Schädel kamen in die Sammlung der physik.-ökonomischen Gesellschaft nach Königsberg. Dieser Schädel ist nun ein stark brachycephaler und hat nach der Untersuchung von Wittichs in seinen Verhältnissen viel Aehnlichkeit mit Schädeln der dänischen Steinzeit. Indess, meine Herren, sind diese Materialien zu spärlich, als dass wir darauf irgend einen sichern Schluss bauen könnten.

Meine Herren! In Deutschland gewinnt die Ansicht immer weitere Verbreitung, dass die nordeuropäischen Völker die ersten Geräthe aus Metall von den Völkern des Mittelmeeres in den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt erhielten und zwar merkwürdiger Weise zuerst vorherrschend Waffen aus Bronce, Schwerter, Celte, Palstäbe, und das in so grosser Menge, dass in einzelnen Gegenden eine wirklich erstaunliche Zahl dieser Zeugen des ältesten Verkehrs gesammelt worden sind. Von solchen Broncewaffen ist bisher im Culmer Lande, soviel uns bekannt ist, nichts gefunden worden. Auch die Zahl der Gräber, welche wir in den benachbarten Gebieten Westpreussens in die Uebergangszeit der Bronce- und Eisenzeit setzen, der Steinkistengräber, ist in diesem Gebiet verhältnissmässig gering; uns sind Steinkistengräber nur bekannt geworden in Lunau, Wroclawken, Allenrode und Blandau, welche sich in ihrem Bau und ganzen Verhalten von den ähnlichen westpreussischen nicht unterscheiden. Dem entsprechend sind Gesichtsurnen im Culmer Lande auch nur selten gefunden worden.

Dagegen mehren sich schon die Zeugen des Verkehrs in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt und es scheint, als ob für das Culmer Land dasselbe gilt, was Grewingk für die russischen Ostseeprovinzen angiebt, dass nämlich hier die Steinzeit bis in das sogenannte Eisenalter d. i. bis in die erste Zeit nach Christi Geburt hineinreichte.

Einer der interessantesten Funde aus dieser Zeit ist nun die Bronce-

schüssel von Steinwage. Vor längerer Zeit fand nämlich Herr Krahn bei Feldmark Ruda in einem Hügel verschiedene Gläser, kleine Thongefässe, einen Eimer mit Bügeln und die vorliegende grosse Schüssel aus Bronce mit 2 Henkeln. „Die Technik dieses Gefässes“, schreibt das deutsche Gewerbe-Museum in Berlin, „ist merkwürdig und kommt ähnlich auf einem Eimer im Antiquarium des königl. Museums vor. Es war zuerst versilbert und dann waren die Figuren und Ornamente wieder vom Silber blossgelegt, so dass der Broncegrund wieder herauskam. Jetzt ist bis auf wenige Stellen dies Silber heruntergescheuert. Die Darstellung auf dem Grunde der Schüssel zeigt im äusseren Rande Gladiatoren, welche von einem Priester (?) zu einem bekränzten hermenartigen Götterbild geführt werden. Die Tracht des Priesters und die phrygische Mütze des Bildwerks deuten auf einen der asiatischen Culte, welche in spätrömischer Zeit sehr verbreitet waren. Das Mittelbild zeigt den Raub einer Frau in einer ähnlichen Darstellung, wie es für den Raub der Proserpina durch Pluto üblich ist. Hier aber ist durch Körpererscheinung und die Keule Herkules als der Raubende gemeint. Das Gefäss gehört angenscheinlich der spätesten römischen Zeit, wohl dem 3. bis 4. Jahrh. n. Chr. an.

Nicht viel jünger ist das Gräberfeld von Podwitz. Hier fand vor etwa 5 Jahren Herr Schulze Stelter beim Abtragen der Unebenheiten seines Feldes einen alten Begräbnissplatz, der durch Steine begrenzt und etwa 14 Schritte breit und 20 Schritte lang war. An dem nordöstlichen Winkel dieser Fläche befand sich eine Steinlage, auf welcher Asche und Kohle besonders dicht angehäuft waren, während in der Mitte gegen 30 Urnen, etwa 1½ Fuss unter der Oberfläche, in der Erde standen ohne jede Steinumsetzung, also weder mit Steinplatten noch mit gewöhnlichen Kopfsteinen umstellt waren. In diesen Urnen befanden sich 2 Fibeln, 2 Bronceschnallen, der Ueberrest eines Broncegefässes, an dessen Boden 3 concentrische Kreise, welche für römische Arbeit charakteristisch sind, sich befinden, wie wir dieselben an der schön erhaltenen Münsterwalder Bronceurne genau kennen gelernt haben und endlich ein Broncesporn, genau von derselben Form wie der Sporn in der Münsterwalder Urne. Wir haben daher hier ein zweites Zeugniss von dem

römischen Handelsverkehr mit dem Culmer Lande aus dem älteren Eisenalter. Auch in Grubno sind Urnengräber mit Eisen und Bronce gefunden worden, ebenso in Cymberg Armbänder und Ohrringe aus Bronce nebst einem Denar der Faustina junior, Beigaben, welche auf einen weiteren Verkehr mit den südlichen Ländern hinweisen.

In der neueren Zeit ist bei Briesen in einer Sandgrube ein heidnisches Grab aufgedeckt worden, welches Skelette und Thongefässe enthielt nebst schönen Perlen und Fibeln aus Bronce, welche die Charaktere des älteren Eisenalters zeigen. Herr von Stumpfeld hat durch protokollarische Vernehmung der Finder die Fundgeschichte constatirt und die Beigaben und Schädel gerettet. Die letzteren, welche ich noch untersucht habe, versprechen uns einigen Aufschluss über die Bewohner des Culmer Landes in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, während wir durch die Ausgrabungen bei Kaldus bereits über die anthropologischen Beziehungen derselben am Ende des vorigen Jahrtausends einigermassen aufgeklärt sind. Bevor wir aber zu dieser grossen Fundstätte selbst übergehen, gestatten Sie mir eine Reihe von alten Befestigungen zu erwähnen, welche sich längs der Grenzen des Culmer Landes hinziehen.

Zuerst finden wir nach Norden hin an der Grenze gegen die alten Pruzzen, längs der Ossa eine Reihe von Burgbergen, welche offenbar ein zusammenhängendes System von Vertheidigungswerken bilden. Da haben wir nicht weit von der Quelle dieses Flusses den Wall von Thimau, dann den Wall am See von Plowen, dann den Wall von Leistenau, von Schwetz und die zwei Wälle von der Slup'schen Mühle zu beiden Seiten der Ossa, Wälle, deren Kenntniss wir den Untersuchungen des Herrn Director Töppen verdanken. Wir haben allen Grund anzunehmen, dass dieses Vertheidigungssystem gegen die Einfälle der Pruzzen in das Culmer Land geschaffen wurde, wenigstens haben wir nach der südlichen, polnischen Grenze zu kein solches System von Wällen, uns ist nur der Burgwall bei Gajewo bekannt geworden. Auch an der westlichen Grenze an der Weichsel selbst haben wir nur in dem Lorenzberg bei Kaldus einen gut untersuchten Wall kennen gelernt, wenngleich deren höchst wahrscheinlich eine grössere Zahl existirt.

Der Lorenzberg springt schon von Natur zwischen Culm und

Althausen plattformartig vor und ist mittelst künstlicher Auftragung noch durch einen sehr hohen Wall geschützt. Er gehört zu der Klasse der Burgberge, wie wir sie bei Deutsch Eylau im Geserichsee schon kennen gelernt. In ihm fanden sich nur wenige Scherben vom Burgwalltypus, keine Knochen, keine Kohlen; er hat offenbar auf dem Plateau, wie alle Burgberge, früher die Burg eines Häuptlings getragen, dessen Volk im Hakelwerk rings herum wohnte, später aber wohl eine christliche Kapelle, wie die Sage erzählt, worauf auch einzelne dort gefundene Gegenstände, wie ein silberner Schmuck mit 2 Herzen und Kreuzen, hinweisen.

Dicht neben diesem Burgberg, welcher zur Feldmark Kaldus gehört, liegt nördlich das Dorf Uszcz, auf dessen Gemarkung 6 kufische Münzen und Silberschmuck gefunden worden sind, während südlich davon ein Hügel sich befindet, auf welchem wir eines der wichtigsten Gräberfelder unserer Provinz entdeckt haben. Da dieser Friedhof uns über Land und Leute sehr viel erzählt, so gestatten Sie mir etwas ausführlicher darüber zu berichten.

Es lagen hier im Ganzen gegen 100 Skelette reihenweise neben einander begraben jeglichen Alters und Geschlechts, sowohl Kinder unter 1 Jahre als Greise über 60 Jahre: 70 davon haben wir selbst ausgegraben. Diese Skelette lagen horizontal auf dem Rücken, die Hände längs des Rumpfes ausgestreckt, den Kopf nach Westen, die Füsse nach Osten gerichtet. Zur Seite des Schädels fanden sich sehr häufig als Beigaben ganz eigenthümliche Ringe aus dickem Broncedraht, zuweilen schwach versilbert, mit einem stumpfen Ende, während das andere Ende hakenförmig umgebogen ist. Ich nenne diese Ringe daher Hakenringe. Ausserdem hatten viele Skelette eine Perlenschnur aus edlen Steinen um den Hals, broncene Fingerringe, eiserne Messer in der linken Hüftgegend nebst broncenen Gürtelbeschlägen und anderen kleinen Beigaben. Alle diese Gegenstände, wie der ganze Fund überhaupt, sind genau beschrieben und abgebildet in einer grösseren Abhandlung, welche in dem nächsten Heft der Zeitschrift für Ethnologie erscheint. Hier sollen nur die wichtigsten Resultate jener Untersuchung mitgetheilt werden. Von allen Beigaben sind jene Hakenringe für die

Bestimmung der Zeit und der Nationalität dieser Reihengräber am wichtigsten. Es steht fest, nach den Untersuchungen von Sophus Müller und meinen eigenen, dass das Fundgebiet dieser Ringe in Deutschland westlich von der Weser und ihren Quellflüssen, östlich von der untern Weichsel und der Ossa begrenzt wird, während es ausserhalb Deutschlands noch Böhmen, Mähren, Nieder-Oesterreich, Ungarn, Polen und Russland umfasst, also genau mit dem Gebiet zusammenfällt, welches einst von den Slaven besetzt war; es steht ferner fest, dass diese Ringe in Polen noch mit Münzen vom Jahre 1050 n. Chr. zusammen gefunden worden sind, während wir einen solchen Hakenring, den Sie hier sehen, in den Brandgruben von Oliva, welche sicher dem ältern Eisenalter anhören, gefunden haben, d. h. also, dass diese für die slavische Sitte charakteristischen Ringe vom 3. bis in das 11. Jahrhundert unserer Zeitrechnung vorkommen; es steht endlich fest, dass dieselben nicht wie Sophus Müller angiebt, als Schläfenringe benutzt wurden ähnlich den Ringen der Merier, welche Graf Ouvaroff beschreibt, sondern dass sie theils als wirkliche Ohrringe, theils als Klapperzierrath an einem etwas zusammengesetzten Kopfputz gedient haben. Wir müssen wegen der Begründung dieser Ansicht auf die oben citirte Arbeit über das ganze Gräberfeld verweisen, in welcher auch die einschlägige Literatur vollständig angeführt ist.

Einer Sitte müssen wir noch gedenken, welche durchweg in allen Gräbern beobachtet wurde. Es lag nämlich unter jedem Schädel und in jeder Hand des Skeletts ein Scherben von einem zerbrochenen Gefäss; eine ganz gleiche Sitte ist bisher nirgends, eine ähnliche aber in Gräbern Schlesiens und der kurischen Nehrung beschrieben worden. Wir sehen darin nur den letzten Rest jener auch in den klassischen Ländern bekannten Sitte, den Todten ganze Gefässe mit ins Jenseits zu geben. Diese Scherben nun tragen, wie Sie sehen, den bestimmten Carakter der Burgwalltöpferei, weisen diese Gräber also gegen das Ende des vorigen Jahrtausends hin.

Nachdem wir nun mit einiger Wahrscheinlichkeit aus den bisherigen archäologischen Untersuchungen folgern mussten, dass die Reihengräber von Kaldus aus einer Zeit herstammen, in welcher hier bereits spezifisch slavische Sitte herrschte, so müssen wir weiter noch die ana-

tomischen Charaktere der gefundenen Schädel in Erwägung ziehen, in wiefern dieselben mit jenem Ergebniss übereinstimmen.

Von den 70 Skeletten, welche wir untersucht haben, sind 30 Schädel mehr oder weniger erhalten. Von diesen sind 11 äusserst dolichocephal, 15 mesocephal und 4 schwach brachycephal, im Durchschnitt ist der Index 74,79. — Nach den Untersuchungen von Kopernicki sind von 30 Ruthenen keiner dolichocephal, 6 mesocephal und 24 brachycephal, im Durchschnitt ist der Index 82,3: ähnlich sind nach Weissbach von 40 Polenschädeln keiner dolichocephal, 9 mesocephal und 31 brachycephal, im Durchschnitt der Index 82,9. Und ähnlich ist es mit allen Slaven. Es geht daraus hervor, dass diese Schädel, welche wir bei Kaldus ausgegraben haben, entschieden nicht die Form der Slavenschädel haben. Dagegen stimmen dieselben fast vollständig mit den Schädeln der reinen Littauer, welche in den Königsberger Sammlungen sind. Beide Formen sind mesocephal, ihre absolute Länge, Höhe und Capacität stimmt fast genau, nur die Breite ist bei den Littauern etwas grösser, indess nicht so, dass sie die äusserste Grenze der Mesocephalie erreichte. Wir müssen auch hier wieder auf die speziellen Untersuchungen in der oben citirten Abhandlung verweisen und ziehen hier nur den Schluss, dass in den Reihengräbern von Kaldus eine Bevölkerung vertreten ist, welche ihrer körperlichen Beschaffenheit nach mit der lettischen Völkerfamilie verwandt war, während sie zur Zeit, aus welcher der Friedhof herstammt, also gegen Ende des vorigen Jahrtausends bereits vollständig slavisirt war.

Nördlich von der Ossa kommen jene specifisch slavischen Hakenringe nicht vor. Sind also die Bewohner des Culmer Landes im vorigen Jahrtausend ursprünglich Pruzzen gewesen, wie dies nach der kraniologischen Analyse der Kalduser Gräber wahrscheinlich ist, so setzt die Slavisirung dieses Gebiets bei der bekannten Zähigkeit der alten Pruzzen eine lange Reihe von Kämpfen voraus, in welchen die Polen schliesslich den Sieg davon trugen, lange bevor das Christenthum und damit die Geschichte hier auftritt. M. H.! Lückenhaft freilich ist dieses Bild, welches ich Ihnen von der prähistorischen Kultur im Culmer Lande entwickeln konnte, allein verglichen mit andern Gebieten unserer Provinz ist es ausserordentlich reich. Wir sahen vor uns die ältesten Bewoh-

ner des Landes sich mühsam mit der Herstellung von Steingeräthen der primitivsten Art abquälen: wir sahen dann eine neuere Zeit anbrechen mit vorgeschrittener Kultur durch Anknüpfung von Handelsbeziehungen mit den Völkern des Mittelmeeres, wahrscheinlich von Seiten neuer Einwanderer, der Pruzzen; wir sahen dieses Volk mit den benachbarten Polen lange hartnäckig kämpfen, wir sahen es schliesslich unterliegen und vollständig polonisirt in die Geschichte treten.

[Danz. Ztg. v. 11. Mai 1878. No. 10949.]

Alterthumsgesellschaft in Elbing 1878.

In der am 11. April abgehaltenen Sitzung der Alterthumsgesellschaft hielt Herr Dr. Schreiber einen Vortrag über hebräische Kunst. Der Herr Redner erörterte zunächst die Gründe, welche einer allgemeinen Entwickelung der Kunst der Hebräer hemmend in den Weg traten. Besonders seien das Bilderverbot sowie die religiösen und politischen Parteiungen der freien Entwickelung mancher Zweige der Kunst ausserordentlich hinderlich gewesen. Indessen seien die Juden auch auf dem Gebiete der Architektur und der Plastik keineswegs unfruchtbar oder blosse Nachahmer fremder Völker gewesen. Die heilige und die weltliche Baukunst haben zwar manche Berührungspunkte mit derjenigen der Phönizier gehabt, sei aber in mancher Beziehung originell und beweise Sinn und Geschmack für das Schöne. Redner suchte dann in eingehender Beschreibung der religiösen und profanen Prachtbauten aus den Zeiten Salomos und Herodes, die Richtigkeit der aufgestellten Behauptung nachzuweisen. Nach einer kurzen Uebersicht über die Leistungen auf dem Gebiete der Plastik und Malerei wandte Redner sich darauf der hebräischen Poesie zu. Auf diesem Gebiete sei es bei den Hebräern zu einem selbständigen Kunstleben gekommen. Auch hier sei jedoch nur die Lyrik hoch entwickelt, doch fehle es nicht an bedeutenden epischen und dramatischen Ansätzen. Die reich entwickelte Musik habe vorzugsweise den Zweck gehabt, die heiligen Gesänge und festlichen Tänze zu begleiten. Mit einer Uebersicht über die Einrichtung der Sängerchöre und über die zahlreichen Instrumente schloss der Vortrag. Vorgezeigt wurden: 1. Zwei eiserne Lanzenspitzen und zwei broncene Riemen-

beschläge (gef. bei Pr. Holland; Geschenk der polytechnischen Gesellschaft zu Pr. Holland). 2. Mehrere Münzen. 3. Geheime Statuten der Templer, von Merzdorf, und Prozess des Tempelherrenordens von Moldenhauer. 4. Ein schön gearbeiteter Gürtelhaken, vorgezeigt von Herrn Fichtemann. Darauf gab der Vorsitzende, Herr Dr. Anger, eine Uebersicht über die technische Seite der Broncefrage. Das Resultat der Hostmann'schen praktischen Untersuchungen, dass die antike Bronce nicht mit Bronce, sondern nur mit vorzüglich gehärtetem Stahl gravirt, dass also von einer reinen Broncezeit gar nicht die Rede sein könne, gab zu einer Debatte Veranlassung, welche den Schluss der Sitzung bildete.

[Elbinger Ztg. v. 13. April 1878. No. 44.]

Alterthumsgesellschaft Prussia 1878.

In der **Sitzung am 22. Februar** hielt Hauptmann v. Bönigk folgenden Vortrag:

Der Galgenberg von Kirpehnen.

Wo ehedem der Galgen des Bernsteingerichtes von Germau sich erhob, wird seit 30 Jahren Kies gefahren. Man entdeckte hierbei auf dem Osthange des mässig hohen und sanft gerundeten Hügels ziemlich dicht unter der Rasennarbe eine Schicht Branderde und unter dieser Pferdegebeine, dann aber auch Trensengebisse, Steigbügel, grosse Schnallen und Lanzenspitzen. Zu der Zahl der Pferde, welche hier bestattet gewesen sein konnten, standen diese Gegenstände völlig ausser Verhältniss, denn sie lassen sich, jeder für sich, auf Hunderte schätzen, während der ermittelte Raum für höchstens 25 Pferde Platz bot. Weiter unten am Hange wurde die schwarze Erdschicht stärker und zeigte sich mit Partikelchen gebrannter Knochen in zahlloser Menge durchsetzt, ferner aber erfüllt mit mannigfachen Scherben von Urnen und Beigaben aus Silber, Bronce und Eisen. Darunter war das Erdreich ungerührt. Der Vortragende folgte nun im Herbst des vergangenen Jahres einer freundlichen Aufforderung des Besitzers von Montowt den noch erhaltenen Rest der einstigen Fläche, etwa $\frac{1}{6}$—$\frac{1}{7}$ des Ganzen, zu untersuchen.

Der Befund der schwarzen Erdschicht liess nun zunächst zwei verschiedene Theile deutlich erkennen. Der erste bildete ursprünglich eine länglich ovale Figur mit der Längenachse genau in der Richtung Nordwest-Südost in Länge von 21 m. Auf diesem Platze musste der Scheiterhaufen zur Verbrennung der Leichen gestanden haben; es liess sich erkennen, dass ein kleiner Wall ihn umgeben hatte und dass die Reste des erkalteten Scheiterhaufens bis zu demselben ausgebreitet worden waren. Auf die so hergestellte, sorgfältig planirte Fläche ist dann noch eine Schicht gewöhnlichen Bodens in 15—20 cm Stärke aufgetragen worden. Der Vortragende

unterstellt dieser ganzen Arbeit den Zweck, die unten begrabenen Pferdeleiber dem Geruchssinn wilder Thiere (Wölfe, Füchse) zu entziehen; dann aber auch, die sich entwickelnden Fäulnissgase in der Kohlenschicht festzuhalten, damit der Platz für Gedächtnissfeierlichkeiten benutzbar blieb — also eine primitive, aber wirksame Desinfection. Auffallend ist der stetige und gleichmässige Fall der unteren Fläche der Brandschicht; der Vortragende schliesst daraus, dass vor dem Brande und nach dem Begräbniss der Pferde der Platz ebenfalls sorgfältig planirt worden ist. Die Brandschicht selbst zeigte mit Ausnahme des Randprofils eine sehr gleichmässige Stärke von 10—12 cm. — Im untern südöstlichen Theile ging das Ellipsoid in eine rechteckige Figur über mit der Richtung der Längseite genau Ost-West. Letztere hatte eine Länge von 5, eine Breite von 3 m; das Profil ergab in der Mitte eine Stärke von 25—30 cm, die sich an den Rändern bis zu 10 cm abflachte. Die ganze Anlage stellt mithin eine räumlich recht ausgedehnte, aber flache, in der Mitte etwas vertiefte Grube vor. Gebrannt ist indessen in dieser Grube nicht worden; ihre Ausfüllung geschah, indem man die durchweg in die kleinsten Partikelchen zersprengten Reste der Knochen sammt Kohlen und Asche in Urnen und Körbe füllte und diese in der Grube ausleerte. Hierbei wurden die Töpfe zertrümmert und die Beigaben gleichzeitig hineingeworfen; nach einem ähnlichen auf Bornholm beschriebenen Vorgange adoptirt der Vortragende für die Grube den Namen „Brandplatte". Der Anlage dieser Brandplatte in Verlängerung der Längsachse des eigentlichen Brandplatzes stellte das Terrain nun gar keine Schwierigkeit entgegen. Die Wahl verschiedener Himmelsrichtungen für beide Theile muss also absichtlich bei der Ausführung geschehen sein; ohne Zweifel auf Grund einer abergläubischen, indessen ganz bestimmten Vorstellung. Auf einen ähnlichen Wahn deutet das Vorkommen zahlreicher, aber einzeln verstreuter Pferdezähne hin. Diese liegen nur in der Brandschicht, niemals ausserhalb derselben, fest eingebacken, aber selbst ohne eine Spur von Brand. Ob sie von Thieren herrühren, welche beim Leichenschmause verzehrt wurden, mag dahin gestellt sein: jedenfalls zeigt das häufige Vorkommen auf der Gesammtfläche, dass hier kein Zufall obgewaltet hat. — Unter dem nordwestlichen Theile des Brandplatzes fand der Vortragende fünf grosse und flache Steine mit Brandspuren, absichtlich vergraben. Eine dünne Schicht gewöhnlichen Bodens trennte sie von der Brandschicht; diese Steine müssen also vergraben worden sein, bevor die Reste des Scheiterhaufens ausgebreitet wurden und nachdem sie bei diesem irgend welche Rolle gespielt hatten. Stadtrath Hensche erwähnt in den Schriften der physik.-ökonom. Gesellschaft einer Leichenverbrennung über zwei bestatteten Pferden zu Fürstenwalde, bei welcher unter der Brandschicht sich ein Pflaster von Steinen fand. Waren letztere im Allgemeinen von Kopfgrösse, so hob sich doch ein einzelner Stein durch seine auffallende Grösse vor. Nehmen wir an, dass dieser letztere der Leiche selbst als Unterlage zu dienen bestimmt war, so mögen die 5 Steine auf dem Galgenberge demselben Zwecke entsprochen haben. Fortgeräumt mussten sie werden, um prüfen

zu können, ob die Zertrümmerung der Knochen so weit vorgeschritten war, wie der Befund ergiebt, und wie dies nach Wulfstans Reiseberichte religiöses Gesetz bei den Aestiern war. Der Genannte schreibt, dass eine bedeutende Busse gesetzt sei, wenn noch ein Knochen unverbrannt getroffen würde. Es ist danach nicht unmöglich, dass diese Steine die Zahl der hier verbrannten Menschen angeben, in jedem Falle beweist ihre sorgfältige Vergrabung, dass sie weiterer profaner Benutzung entzogen werden sollten. Abgesehen von einem Pferdeschädel, dessen zugehörige Gebeine wohl schon beim Kiesfahren entfernt waren, fand der Vortragende noch 3 Pferdeskelette, von welchen der Schädel, Oberarm- und Oberschenkelknochen erhalten waren, während von anderen Knochen sich nur noch Spuren zeigten. Auch von den Schädeln blieben beim Herausnehmen nur die Zähne und Stücke der Kinnlade erhalten und die meisten Schenkelknochen zerfielen ebenfalls. Die Thiere waren in der Grube abgezäumt worden, denn das Trensengebiss lag jedesmal erheblich tiefer als der Kopf; auf Fesselung weisen eiserne Schnallen hin, von welchen bei allen 3 Pferden je eine in der Gegend der Vorder- wie der Hinterhufe lagen. Alle drei Gruben wiesen an passender Stelle je zwei Steigbügel auf. Keiner derselben zeigt dieselbe Form, wie der entsprechende zweite, auch lagen sie in keinem Falle in gleicher Höhe über dem Boden der Grube. Aus der Lage der Knochen ergab sich ferner, dass die Thiere weder in völlig aufrechter, noch in seitlich liegender Stellung mit Erde beschüttet worden waren. Der Leib musste vielmehr an die etwas schräge Wand der Grube gelehnt gewesen sein, an dem Zusammenbrechen und Niederfallen auf die Grubensohle gehindert etwa durch einen Gurt um den Leib, welcher an einem seitlich der Grube eingetriebenen Pfahl befestigt war. Die Hufe waren, wie dies die Lage der Schnallen ergab, demgemäss auch keineswegs unter den Leib gezogen; im Gegentheil mussten die Vorderbeine des letzten Pferdes der Reihe weit vorwärts, wie zum Sprunge gestreckt gewesen sein. Bei diesem letzten Pferde zeigten sich noch weitere prägnante Eigenthümlichkeiten. Der Kopf desselben lag ganz hoch, nur durch eine 10 cm starke Decke gewöhnlichen Bodens von der Brandschicht getrennt, er war scharf nach dem Widerriste zurückgewendet, und zwischen den Zähnen fest eingeklemmt steckten eine kleine Lanzenspitze und ein eben solches Messer, während ein zweites Messer noch hart an der Kinnlade gefunden wurde. Ferner lag noch unter dem Trensengebiss dieses Thieres und hart vor der Schnalle der Vorderhufe der Boden eines kleinen Thongefässes, ein einzelner nicht zugehöriger Scherben und ein Häufchen Branderde mit Knochenpartikelchen stark besetzt. Es erhellt aus diesem Befunde mit Gewissheit, dass dieses Thier nicht lebendig begraben wurde, denn die geringste Bewegung musste genügen, um die glatten Klingen aus dem Maule herausfallen zu lassen. Das Thier ist vielmehr vor der Beschüttung getödtet worden und man hat Hals und Kopf absichtlich hoch erhalten, um die erwähnten Instrumente in den Rachen hineinstecken zu können. Auch die anderen Pferde sind vor der Beschüttung getödtet worden, das beweist die freie Lage der Köpfe, die ganze Stellung

des Leibes und die Thatsache der vorhergehenden Abzäumung. Während aber über den Cadavern dieser letzteren bereits der Scheiterhaufen brannte, lebte das ersterwähnte, aber letzte Pferd der Reihe vielleicht noch; jedenfalls ist es erst beschüttet worden, als der Scheiterhaufen ausgebrannt war, denn wir finden zu seinen Füssen Branderde. Tödtung und Beschüttung müssen aber erfolgt sein, ehe die Brandreste ausgebreitet wurden, weil über dem Thiere noch eine Decke gewöhnlichen Bodens bis zur Branderde liegt. Zu bemerken ist, dass die schwarze Erde nicht mehr über das ganze Thier herüber geführt wurde, sondern das Hintertheil frei lässt, während bei den anderen beiden Thieren dieselbe ziemlich genau mit dem Schwanzende abschneidet. Es ist dies indessen wohl eine Zufälligkeit. — Anlangend den Modus der Tödtung liegt es wohl nahe, in den Instrumenten, welche im Rachen des letzten Pferdes gefunden wurden, die Workzeuge zu sehen, welche nach erfolgtem Gebrauch der Erde mit übergeben wurden, um sie weiterer profaner Benutzung zu entziehen. Die Anwesenheit von zwei Messern führt darauf hin, dass den Thieren durch scharfen Schnitt eine Hauptader geöffnet wurde, wobei ein Messer allein bei vielen Pferden stumpf werden konnte. Das Häufchen Knochenreste zu Füssen des letztgetödteten Thieres lässt nun vielleicht die Deutung zu, dass man durch seine Ausschüttung das Thier und seine Genossen mit den todten Männern im Jenseits in Verbindung bringen wollte. Die Scherben auf dem Boden derselben Grube erlauben die mögliche Deutung, dass man das Blut der sterbenden Thiere zu demselben Zwecke in Gefässen auffing, welche man auf dem Scheiterhaufen entleerte. Unterstützt wird diese Hypothese dadurch, dass Blut bei den Ceremonien roher Völker im Allgemeinen eine grosse Rolle spielt und dass in der Brandplatte die Branderde eine erheblich grössere Consistenz zeigt als auf den erhaltenen Rändern des Brandplatzes, ein Umstand, welcher sich vielleicht dadurch erklären lässt, dass in die noch heisse Asche der Mitte des Haufens Blut hineingegossen wurde, durch welche Operation eine mehr als blos mechanische Verbindung von Sand, Holzkohlenstaub und Aschenresten bewirkt wurde, welche die Jahrhunde nicht völlig gelöst haben. Ob dies möglich, muss der Vortragende dahin gestellt sein lassen; jedenfalls zeigt die Branderde auf dem oberen Theile einfach schwarz gefärbten Sand mit wenigen Knochenstückchen, Scherben und Kohlen vermengt, während die schwarze Erde in der Brandplatte stellenweise sich zu Schollen brechen liess und überhaupt dem Spaten mehr Widerstand leistete. Im Verfolge dieses Gedankens würde endlich die Lanzenspitze darauf hindeuten, dass man vor völliger Blutentleerung durch einen Stoss ins Herz die Thiere zu Tode brachte. Hiervon absehend, geht nun der Vortragende zu dem Gange der Ceremonie über, unter gleichzeitiger Aufstellung einer ungefähren Zeitberechnung. Er hält es für wahrscheinlich, dass vor Beginn der Feierlichkeit die zu opfernden Pferde müde geritten wurden, wie dies Ordenschronisten von den Littauern erzählen. Diese Massregel war nothwendig, um den Widerstand der Thiere beim Hereinführen in die Gruben und beim Fesseln zu brechen; ein Widerstand,

welcher bei den Stallpflege nicht kennenden Pferden leicht Ursache von störenden Unglücksfällen werden konnte. Um hier sicher zu gehen, war stundenlanges Abjagen erforderlich — in derselben Zeit mochten die Gruben gegraben werden. Nachdem nunmehr die todten Männer etwa auf der Kuppe des Hügels placirt waren, wurden unter entsprechendem Ceremoniell die Thiere getödtet, bis auf das eine mehrfach erwähnte, über ihren Häuptern aber der Platz wieder sorgfältig planirt. Es ist dies der erste Akt des ganzen Schauspiels. — Im zweiten wird der Scheiterhaufen errichtet, die Leichen erhalten ihren Platz auf demselben, das Feuer wird angelegt. Fordert nun die Verbrennung eines Menschen an sich neben vielem Holze auch viel Zeit, so verlängerte sich dieser Prozess hier noch erheblich durch das Gesetz, die Knochen zu kleinsten Stückchen zu verbrennen. Um dieser Bedingung zu genügen, musste nach dem ersten Niederbrennen nachgesehen, dann frisches Holz nachgelegt werden und dieser Vorgang konnte unter Umständen mehrfach sich wiederholen, bis der ganze Akt mit der Erklärung des Priesters schloss, dass nunmehr dem Gesetze genügt sei. — Im dritten Akte wird die Grube der Grandplatte gegraben; die Theilnehmer nähern sich dem erkaltenden Scheiterhaufen mit Töpfen und Körben, die Knochenreste werden im Grossen und Ganzen aufgesammelt und in die Brandplatte mit den Beigaben zusammen eingeschüttet. Zugleich wird das letzte Pferd getödtet. Damit ist die Ceremonie der Hauptsache nach beendet, was nun folgt, ist Nachspiel. — Die noch liegenden sehr bedeutenden Reste des Scheiterhaufens werden ausgebreitet und darüber noch eine Schicht gewöhnlichen Bodens mühsam durch Herantragen der Erde geschüttet. Vielleicht ist der ganze Berg später noch mit Steinblöcken bedeckt worden. Denn als Herr v. Montowt vor 40 Jahren das Gut übernahm, fand er den Südhang mit grossen Steinen übersät, so dass das vorhandene Material zum Bau mehrerer Insthäuser grossen Umfanges ausreichte. Aber auch der deutsche Orden hat hier vor 500 Jahren in Feldsteinen gebaut und zwar die Fundamente und Theile der Mauern des stattlichen Hauses Germau, welches nur 300 m vom Galgenberge entfernt liegt. Fragt man nun, weshalb die Bauleute des Ordens diese so bequem liegenden Steine nicht benutzten, so giebt es darauf nur eine Antwort, dass sie nämlich Steine in genügender Quantität und noch bequemer gelegen als auf dem Südhange des Galgenberges vorfanden. Das wäre der Fall gewesen, wenn die Steinpackungen zu jener Zeit auch die andern Hänge des Berges bedeckt hätten, von denen der Ost- und Nordhang noch näher am Ordenshause liegen, als der Südhang. Eine natürliche Anhäufung war diejenige des Südhanges jedenfalls nicht und Grabungen an dieser Stelle haben kein Resultat ergeben, so dass diese Steinpackung füglich nur mit dem Vorgange auf dem Osthange in Verbindung zu bringen ist. — Von dieser blossen Conjectur ganz abgesehen, erhellt doch aus dem Gange der Feierlichkeit sicher, dass diese einen ganz bedeutenden Aufwand von Zeit erforderte, welcher dadurch noch vergrössert wird, dass die Theilnehmer während derselben nothwendig Mahlzeiten halten mussten, welche wir nach

dem Beispiele roher Völker als keineswegs kurz und einfach denken dürfen. Alles in Allem hat ein Tag sicher nicht für die ganze Ceremonie hingereicht. — Aus der Grösse des Platzes und aus der sehr grossen Menge der gefundenen Knochenpartikelchen — das Quantum Branderde, wo sie in überreicher Zahl auftreten, beträgt allein 2 cbm — folgert der Vortragende, dass hier mehrere Menschen verbrannt sein müssen. Die Maximalziffer dürfte aber 10 gewesen sein; es scheint, als ob die Zahl der geopferten Pferde grösser gewesen sei. Der gleichzeitige Tod dieser Männer kann nur in einem Gefechte vorgekommen sein; möglicher Weise war der Galgenberg mit Umgebung selbst die Wahlstatt, denn seine Lage zwischen weiten Strecken weichen und sonst wenig gangbaren Landes macht ihn zu einem gegebenen Gefechtsterrain für Kämpfe bei denen Reiterei die überwiegende Rolle hat. — Es ist ferner der Sieger gewesen, welcher die Feierlichkeit ins Werk gesetzt hat, denn der Unterliegende bringt auch nach dem Abzuge des Siegers nicht so reiche Opfer in seinem geschädigten Zustande. Derselbe Sieger ist auch im Lande geblieben, ein blos einfallender Feind hätte nicht die Musse zu so zeitraubenden Feierlichkeiten gehabt. — Ob es aber der ansässige Volksstamm war, welcher hier seine in siegreicher Vertheidigung des eigenen Grund und Bodens Gefallenen ehrte oder ob dieser selbe Volksstamm von einem glücklichen Einfall in Nachbargebiet heimgekehrt war, oder ob endlich ein Eroberer hier sich nach dem Treffen dauernd festsetzte, lässt sich füglich nicht mehr sagen. Die grosse Menge der geopferten Pferde und der Beigaben deutet nur auf eine sehr reiche Beute hin, welche aber in allen drei Fällen möglich war. Auf den Umfang eines Treffens lässt die Zahl der Todten mit einiger Sicherheit schliessen. Ist diese hier nun auch wenig bestimmt, so ergiebt doch eine approximative Berechnung, dass auf Seite des Siegers an 100—200 Männer gefochten haben müssen, also die waffenfähige Mannschaft eines Stammes von 1000—2000 Köpfen, wenn man dieselbe Verhältnisszahl der Wehrfähigen zur Kopfzahl zu Grunde legt, welche Weber in seinem „Preussen vor 500 Jahren“ für ältere Zeiten annimmt. Ist diese Berechnung auch unsicher genug, so genügt sie doch, um zu erkennen, dass hier die Bevölkerung eines Gaues im Streite und wahrscheinlich auch bei der Leichenfeierlichkeit betheiligt gewesen ist und dass die Gefallenen nicht auf dem Boden ihres Wohnsitzes, sondern auf gemeinsamem Platze, wahrscheinlich also auch auf der Wahlstatt oder in deren Nähe verbrannt wurden.

Der Vortragende erwähnt nun noch zweier weiterer Vorkommnisse in der Nähe des ersten. Nördlich der Brandplatte, 1 m von dieser entfernt, lag in 20 cm Tiefe ein Skelett ohne alle Beigaben. Der Kopf zeigt nach Südwest, die Füsse nach Nordost; herausnehmen liessen sich nur einige auch schon stark vermürbte Zähne und ein Oberschenkelknochen. Nördlich des Brandplatzes, 20 m entfernt, erhob sich der Boden in Form einer sanft gerundeten kleinen Nebenkuppe. Auf dieser zeigten sich Brandspuren, dann westlich daran auf 1 m Entfernung die Scherben eines grossen, rohen und dickwandigen Thongefässes ohne Verzierung. Die Umgebung wies Brand-

erde in Klumpen und Streifen auf; Beigaben fanden sich nicht. Südlich der Nebenkuppe lag auf gleiche Entfernung ein Pferd in derselben Himmelsrichtung, wie sie bei drei Pferden auf der Hauptkuppe ermittelt worden war, nämlich mit dem Kopfe nach Südwest, dem Hintertheile nach Nordost. Die Lage des Pferdes und die Beigaben, sowie deren Lage waren dieselben, wie auf dem Hauptplatze. Nur kam hier ein Ausrüstungsstück vor, welches bislang gefehlt hatte — ein Sporn nämlich. Derselbe lag an passender Stelle über dem seitlich etwas gewendeten Pferdeleibe; er ist von Bronze und zeigt genau die Form des im Nydamsund abgebildeten (2. Jahrh.), welche auch bei uns in Urnen der ersten Jahrhunderte gefunden wird; mit demselben Sporn, wenn auch aus Eisen, ist indessen auch König Stephan der Heilige von Ungarn (11. Jahrh.) bestattet gefunden. Weiter fand sich in der Tiefe noch ein künstlich zugespitzter Knochen von etwa 10 cm. Länge, Vorderschenkelknochen eines Säugethieres, etwa Hund oder Reh. Ein gleicher Knochen ist auf dem Kamswikus gefunden worden und liegt in der Sammlung der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft. Seine Bestimmung hat Prof. Kupffer gütigst übernommen. Begrabene Pferde mit voller Ausrüstung und in ihrer Nähe grobe Urnenscherben mit Branderde und Knochenpartikelchen sind am Westrande Samlands nicht selten gefunden worden. Es war dies also ein anderer Modus, als der auf dem Hauptplatze des Galgenberges beobachtete und der Vortragende glaubt deshalb, den Vorgang auf der Nebenkuppe nicht mit der erstbeschriebenen Feierlichkeit in Verbindung bringen zu sollen. Anders mit dem Skelette ohne Beigaben. Hier zeigt der Fund von Löbertshoff einen parallelen Vorgang, indem dort Leichen in grosser Zahl auf demselben Hügel beerdigt sind, auf welchem auch Leichenbrand und Pferdebestattung stattgehabt haben. Doch ist zu erwähnen, dass allerdings eine der Löbertshofer Leichen eine Beigabe an sich gehabt hat, eine cufische Münze aus dem Schlusse des 8. Jahrhunderts.

Der Vortragende zeigt nun die Beigaben: Trensengebisse, Steigbügel, Schnallen und Lanzenspitzen sind sowohl bei den Pferden, wie in der Brandplatte gefunden worden und haben den Typus der jüngeren Eisenzeit, wobei die grosse Mannigfaltigkeit der Formen wie die Uebereinstimmung mit dem Löbertshofer Funde auffällt. Nur in der Brandplatte gefunden wurden ferner Messer, Pfrieme, Schleifsteine, eine Thonperle und zwei Stücke anscheinend nicht bearbeiteten Bernsteins. Charakteristischer für die Zeitbestimmung sind aus derselben Stelle ein Waagebalken zu einer kleinen Waage für Edelmetall und Bronce, Bronce-Riemenbeschläge, zahlreich zerstreute Bruchstücke einer Schale aus Bronce mit umgebogenem Rande und ohne Verzierung, 8 federnde Ringe aus Bronce mit Wulsten verziert und endlich ein silberner Fingerring in arabischer Filigranarbeit. Die Arbeit dieser Stücke weist entschieden auf einen Ursprung aus dem Südosten und in der That hat eine, nach der Menge gefundener kufischen Münzen zu urtheilen, sehr lebhafte Handelsströmung von dem Littorale des Schwarzen Meeres nach den baltischen Gestaden in der Zeit von Mitte des achten bis Anfang des eilften Jahrhunderts stattgefunden. Von eigent-

lich nordischen Fabrikaten, wie sie beispielsweise die Wiskiauter Funde in so reicher Menge bergen, findet sich hier noch nichts. Zu erwähnen ist noch das Vorkommen grosser Nägel, welche auch in Wiskiauten wie in Löbertshof bemerkt worden sind nur in ersterem Orte ist dagegen noch ein Schiffsnagel mit doppeltem Kopfe und eigenthümlichster Form gefunden worden. Das gänzliche Fehlen von Sporen und von Gewandhaltern kann nur durch die hier herrschende Sitte erklärt werden, da sie in Löbertshof in genügender Zahl vorhanden sind. Schwerter dagegen sind überhaupt in jener Zeit selten und kostbar gewesen, es kann nicht gerade verwundern, dass sie hier nicht der Erde übergeben worden sind. Ganz auffallend ist an vielen Urnenscherben die vortreffliche Arbeit im Gegensatze zu anderen plumpen Gefässen. Zwar ist auch bei den ersteren noch Quarz beigemengt, aber nur in ganz feiner Zerkleinerung, die Arbeit verräth die Drehscheibe und die Sicherheit in der Ausführung der Verzierungen, meist in Wellenlinien, nur einmal im Strichmuster, eine nur durch grosse Uebung zu erlangende Sicherheit. Das Ganze macht nicht den Eindruck von Hausarbeit, welche sich in den plumperen Scherben ja auch documentirt, sondern von Arbeit eines wirklichen und geschickten Töpfers, also einer nicht mehr ganz unentwickelten Industrie. Die Zusammensetzung eines Gefässes aus den vorhandenen Scherben ist nicht gelungen; die Theile waren zu klein zersplittert. Doch war zu constatiren, dass Scherben ein und desselben Gefässes mehrere Meter von einander lagen; wahrscheinlich war also der Inhalt der Brandplatte absichtlich durcheinander gerührt worden. Unter Hervorhebung der verschiedenen Anknüpfungspunkte gelangt der Vortragende zum Schlusse dahin, den Kirpehner Vorgang in ungefähr dieselbe Zeit zu setzen, wie den Löbertshöfer. das ist also um die zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts, vielleicht noch etwas früher.

Zum Schlusse der Sitzung wurden folgende eingesandten Geschenke vorgelegt: 1) Von Pfarrer Rogge in Darkehmen ein kleines Beil aus Feuerstein in Meisselform, 3,2 cm lang, die Schneide concav geschliffen, hat 3,2 cm Breite, die grösste Dicke befindet sich am Bahnende und beträgt 6 mm, dies zierliche Stück ist bei Nidden auf der kurischen Nehrung, Kreis Memel gefunden. 2) Vom Königl. Buhnenmeister Seidler in Taplacken 10 Glasperlen, von diesen ist eine cylindrisch, mit 12 Rifen versehen und von blauer Farbe, die andern 9, kugelförmig, sind bis auf 8 roth gefärbt. Zwei mit bunt eingelegtem Glas sind mit einem Dammbrettmuster verziert. Sie wurden bei Stobingen, Kr. Wehlau, 500 m vom Pregel, auf einer Anhöhe, die ein grösseres Urnenlager unter starker Steindeckung enthielt, in einem rechteckigen Kistengrabe 1 m tief gefunden. 3) Von Rittergutsbesitzer v. Montowt auf Kirpehnen, Kr. Fischhausen, aus einem Urnenfriedhof des älteren Eisenalters daselbst folgende Beigaben: eine sogen. Ceremonien-Urne, 12,5 cm hoch mit cylindrischem Fuss und mit einem bandartigen, die grösste Ausbauchung (11,5 cm im Durchmesser) umschliessenden Muster, das nur an einer Stelle durch Aufsatz eines niedrigen gefüllten Oehrs unterbrochen wird, 2 wohl erhaltene und 1 beschädigte noch 1 cm

grössere Gewandnadeln als die ihnen ähnliche bei Montelius antiquités suédoises No. 314 abgebildete, 2 dünne broncene Ringe mit je einem lichten Durchmesser von 3,5 cm, deren sich verjüngende Enden in einander verflochten sind; 2 ungeschlossene broncene Ringe in Ellipsen-Form mit einem Längendurchmesser von 3,2 cm und einem Breitendurchmesser von 2,7 cm; ein broncener Fingerring in Band- und einer in Spiralform mit fünf Windungen; ein broncener Haken, dessen grösserer, oben abgebrochener Arm (10 cm lang) zu dem kleineren (6,8 cm lang) aber scharf zugespitzten in ganz spitzem Winkel steht; eine zerbrochene und acht wohl erhaltene Bernsteinperlen schönster Arbeit, sämmtlich in Tympanen-Form mit concentrischen Kreisvertiefungen auf der Mantelfläche; 3 blaue Glasperlen in Kugelform, 3 blaue Stangenperlen in Form eines Gewindes, von denen die grösste 1,8 cm Länge hat, eine cylindrische Glasperle von 3,4 cm Länge, auf die eigentliche Perle von schwarzem Glas ist en relief ein gelber Glasfuss gitterartig aufgesetzt; zwei eiserne kleine Sporen, die sich der Form nach als römische characterisiren, indem der kegelförmige kurze Stachel ganz ohne Hals an den Bügel ansitzt; ein eiserner Hohlcelt (12,3 cm lang); ein eisernes Messer mit gradlinigem Rücken, die Klinge misst 15 cm und der Griff 5,3 cm Länge; eine 20 cm lange flache Lanzenspitze mit Tülle, von der die grösste Breite der Klinge (3,3 cm) 10 cm von der Tülle entfernt liegt; Fragmente eines eisernen Schildbuckels in Halbkugelform und eine eiserne Handhabe zum Schilde. 4) Von Rittergutsbesitzer Werdermann auf Corjeiten, Kr. Fischhausen, eine 25 cm hohe Urne mit ein wenig eingezogenem Halse und darin eine 11 cm hohe Urne, beide mit Stehfläche; die kleine Urne hat an der grössten Ausbauchung 10 cm im Durchmesser, eine scharfe Kante und an derselben 3 Knäufe in gleichen Abständen. Dabei wurde eine eiserne Schnalle und ein sehr beschädigtes eisernes Messer gefunden. Ferner eine 1,10 m lange broncene Kette, aus 24 Gliedern bestehend. Jedes Glied, je 4,5 cm, einige auch 5 cm lang, sind aus einem Stück Broncedraht so zusammengewunden, dass an den Enden zwei Oesen stehen blieben. Die beiden mittelsten Glieder, das 13te und 14te hängen aber nicht Oese in Oese, wie die andern, sondern in einem kleinen broncenen Ring, dessen lichter Durchmesser 1,4 cm beträgt. Sämmtliche Gegenstände wurden auf der Feldmarke von Corjeiten gefunden. Zur Münz-Sammlung: 6) von Lehrer Meier auf den Hufen bei Königsberg 1 solidus des Herzogthums Preussen vom Jahre 1693, des Königreichs Preussen v. J. 1710, 1 preussischer guter Groschen v. J. 1752, ein Hamburger Schilling von demselben Jahre, 2 polnische Groschen von den Jahren 1607 und 1756. 6) von Genre-Maler Knorr eine silberne Denkmünze auf die Schlacht bei Lowositz 1756. 7) vom Gymnasiasten Rosenstock zwei römische Broncemünzen, die eine auf Antonina, die andere auf Constantius II. 8) von Major Schröder fünf silberne Bracteaten aus dem Beginn des Mittelalters (bis 12. Jahrh.), welche Prof. Nesselmann genau bestimmen wird. — Zur Urkunden-Sammlung: 9) von Lehrer Lenzing in Eisenbart bei Domnau zwei Ordensurkunden aus den Jahren 1478 und 1480 mit Verleihung

von 2 Hufen Wald und 40 Hufen zu köllmischem Recht an die Einwohner des Dorfes Eisenbart. 10) von Gutsbesitzer Pellny auf Gr. Konopken, Kr. Lötzen, eine sehr beschädigte Urkunde. — Zur Sammlung von Seltenheiten der neueren Zeit: 11) von Lehrer Meier auf den Hufen die Hälfte eines kleinen russischen Feldaltars. 12) von Frau Dr. Ramschüssel eine in Thon gepresste Sirene in Roccoco-Styl. — Angekauft wurden als Fund aus einem Kistengrabe bei Gross Medenau 1 rothe, 2 gelbe, 2 grüne, 1 rothe Glasperle mit eingelegtem buntfarbigem Bandmuster, sämmtlich von kugelähnlicher Form, eine walzenförmige Bernsteinperle und eine wirtelförmige Thonperle und eine römische Broncemünze der Lucilla und zwei durch Feuer beschädigte Broncemünzen. —

Die neu angemeldeten Mitglieder waren: der Prosector der Königl. Anatomie, Dr. med. P. Albrecht, die Studiosen Bercio, Biernath, Dietrich, Grundner, der Tribunals-Referendarius v. Glasow, die Studiosen Halle, Klein und v. Kobilinski, der Königl. Landbaumeister Kuttig, die Studiosen Lentz, Löcknick und Nack, der Verwaltungs-Ger.-Dir. v. Pusch, der Rittergutspächter Schwichtenberg auf Bertaswalde, die Studiosen Wogau I. u. II. und Ziegler.

[Ostpr. Ztg. 1878. Beil. zu No. 74 u. 75.]

Sitzung den 29. März. Dr. P. Wagner behandelte in einem Vortrage einige Resultate aus dem neuerdings erschienenen Werke von Lotar Weber: „Preussen vor 500 Jahren." Er begann mit einem Rückblick auf den Entwickelungsgang unsrer Provinzialgeschichte seit Johannes Voigt. Voigt's Geschichte Preussens stellt einen bedeutenden Fortschritt gegenüber den früheren historiographischen Versuchen dar; sein unbestreitbares Verdienst ist es gewesen, was den harten Urtheilen neuerer Forscher gegenüber immer zu betonen ist, dass er ein bis auf ihn fast unbekanntes archivalisches Material in umfassender Weise für die Geschichte der Provinz verwerthet und dadurch allen Späteren die Wege gebahnt hat. Freilich sind wir heute nicht mehr im Stande, den Beifall zu theilen, den sein Werk zur Zeit seines Erscheinens gefunden hat und der nicht zum wenigsten durch die Stimmung jener Zeiten mit bedingt war. Man wandte sich nach den Befreiungskriegen mit Vorliebe der Betrachtung unserer mittelalterlichen Geschichte zu, theils aus romantischem Interesse an den Thaten des Ritterthums, theils weil man nach dem glänzenden Aufschwunge des deutschen Volkes bestrebt war, die Grundlagen zu untersuchen, auf denen die Kraft des Deutschthums beruhte. Die Geschichte einer der glänzendsten Thaten des deutschen Mittelalters, in deren Ruhm sich der deutsche Adel sowohl wie das deutsche Bürger- und Bauernthum gleichmässig theilen konnte, die Geschichte der Unterwerfung und der Kolonisation Preussens musste daher schon an sich das Interesse der Zeitgenossen ausserordentlich in Anspruch nehmen, auch wenn sie nicht, wie dies bei Voigt der Fall ist, im Gewande einer umfassenden Gelehrsamkeit auftrat und von einer Fülle neuer Thatsachen begleitet war. Sie musste namentlich in unsrer Provinz Beifall finden, über der vor kurzer Zeit noch die Gefahr nahe genug geschwebt hatte

für immer aus dem Zusammenhange mit Deutschland herausgerissen zu werden. — Heute ist Voigt's einst viel bewundertes Werk bereits ein überwundener Standpunkt, wozu am meisten die kritisch-methodische Richtung in der neueren Geschichtsschreibung beigetragen hat, dessen erster Vertreter auf dem Gebiete der Provinzialgeschichte Töppen und deren bedeutendstes Resultat die Herausgabe der Scriptores rerum Prussicarum ist. Auf Grundlage der letzteren ist eine Reihe wichtiger Einzeluntersuchungen gemacht worden, theils quellenkritischer, theils solcher, die die äusseren Schicksale der Provinz behandeln. Kultur- und Verfassungsgeschichte wurden weniger berücksichtigt, obwohl sich dem Forscher grade hier eine lohnende Ausbeute bietet. Zum Theil erklärt sich dies aus dem Mangel eines ausreichenden Urkundenwerkes für die gesammte Provinz, wie es z. B. für Ermland schon vorliegt. Weber's Versuch, diese Lücke durch sein Werk: Preussen vor 500 Jahren, auszufüllen, ist daher mit Dank aufzunehmen, auch wenn eine erschöpfendere Benutzung der Quellen und eine systematischere Behandlung zu Modefikationen der vielfach neuen Ansichten von Weber führen wird. Referent wollte keine Kritik des Weber'schen Werkes liefern, sondern nur einige Resultate hervorheben, zu denen Weber gelangt ist. Er setzte zunächst die Weber'schen Hypothesen über die Lage und die Ausdehnung der alten preussischen Landschaften auseinander, des Culmer Landes, das Weber zu Polen gerechnet wissen will, Pomesaniens und vor allem Pogesaniens, dessen Lage völlig anders angegeben wird, als man bisher annahm; er wandte sich dann zu einer Zusammenstellung dessen, was Weber über die Stände in Preussen nach der Eroberung und über die agrarischen Verhältnisse zur Ordenszeit mittheilt. Der Orden betrachtete sich auf Grund Kaiserlicher und Päpstlicher Privilegien als alleiniger Grundbesitzer des eroberten Landes und sah die einheimische Bevölkerung, die übrigens nie sehr zahlreich war und nach den Aufständen von Weber nur noch auf 200,000 geschätzt wird, als seine Leibeigenen an. Wer sich unterwarf und das Christenthum annahm, erhielt Land als Lehn vom Orden angewiesen und war davon zu ungemessenem Kriegsdienste in landesüblicher Rüstung verpflichtet, hatte auch einen mässigen Geld- und Naturalzins an den Orden zu zahlen und musste beim Burgenbau helfen; doch besass er in den meisten Fällen ein beschränktes Erbrecht, nur in Ausnahmefällen, d. h. wenn er culmisches Recht erhalten hatte, ein freieres. Dieser Stand der preussischen Freien, dessen Recht nach der Christianisirung des Landes Gegenstand zahlreicher Verleihungen war, ist im 15. Jahrhundert nach Weber schon sehr heruntergekommen; sie besassen in manchen Comthureibezirken nicht mehr als 1—3 Hufen. Den wichtigsten Bestandtheil der Bevölkerung bildeten die deutschen Kolonisten, die indessen erst nach der Unterwerfung des Landes in grösseren Massen herbeiströmten. Die erste deutsche Dorfgründung ist die von Frankenhagen im Culmerlande, dessen Handfeste vom Jahre 1282 datirt. Von da an folgen sie erst langsam, dann sehr rasch auf einander. Namentlich waren es die Bischöfe, die diese deutsche Kolonisation beförderten. In ihren Territorien finden wir nach Weber die meisten deutschen

Dörfer und Städte. Im Ordenslande wohnen die Deutschen in den westlichen Comthurbezirken zahlreicher als in den östlichen. Die Zahl der sämmtlichen zu deutschem Rechte gegründeten Dörfer berechnet Weber auf 1400, und die Zahl der im Laufe von 120 Jahren nach Preussen gezogenen Deutschen auf 300,000. Die Gründung geschah in der Weise, dass einem oder auch mehreren geeigneten Leuten eine bestimmte Anzahl von Hufen übertragen wurden, die sie zu besetzen hatten. Sie erhielten dafür das Schulzenamt und ein Zehntel des Dorfareals als Freihufen. In den grösseren Dörfern wurden vier Freihufen zur Dotation der Kirchen ausgesetzt. Aus den übrigen Hufen werden Erbgüter gewöhnlich von etwa zwei Hufen gebildet, deren Besitzer hiervon einen geringen Zins an Geld und Naturalien, wie Getreide, Saffran, Pfeffer, Hühner, Gänse an den Orden zu zahlen hatten. Das Scharwerk dieser deutschen Bauern ist im 14. Jahrhundert noch nicht drückend; es beträgt nach Weber im Jahre nicht mehr als 2—6 Tage, und der Orden ist noch gern für Ablösung desselben bereit. Ihr Recht ist das deutsche, oder wie es genannt wird, das kulmische. Den besten Stand der Bevölkerung bilden die köllmischen Freien, die Ritter des Landes. Sie wohnen meist in Einzelhöfen zerstreut auf dem Lande, nur zuweilen zu Zweien oder Dreien vereinigt. Sie zahlen keinen Zins, sondern leisten nur Kriegsdienste, sie haben Jurisdiction über ihre leibeigenen Bauern und nehmen selbst nur Recht von ihren Standesgenossen in den Landgerichten. Voigt's Annahme, dass die Güter dieser Köllmer einen bedeutenden Umfang hatten, verwirft Weber ganz, gelangt vielmehr zu der überraschenden Thatsache, die auch Referent anerkennt, dass mit Ausnahme einiger Grenzstriche nirgends grosse Latifundien im 14. Jahrhundert existirten. Weber hebt hervor, dass die Köllmer im Kulmerlande durchschnittlich nicht mehr als zwölf Hufen besassen, im Christburgischen sogar nur 5—10 Hufen, im Elbinger Gebiet kennt Weber nur ein Gut von 30 Hufen. Nur am Rande der Wildniss kommen grössere Güter von 20—50 Hufen vor. Die Bildung grosser Gutskomplexe ist erst ein Resultat der Entwickelung in der letzten Ordenszeit und in der Zeit der Herzöge. Was den Betrieb der Landwirthschaft zur Ordenszeit betrifft, so geschieht derselbe, wie Weber betont, von den Dörfern oder Höfen, nicht von den Städten aus, vielmehr gründen sich die Städte stets auf ihren Territorien zur Bewirthschaftung derselben Dörfer. — Angebaut werden ausser den gewöhnlichen Getreidesorten Wicken, Bohnen, weisse und graue Erbsen, Hopfen, auch Wein, letzterer namentlich um Stuhm, Thorn, Culm, Graudenz, Danzig, Osterode und Riesenburg. Als Acker-Instrumente werden genannt neben dem deutschen eisernen Pfluge die Zoche und der Haken, welche letzteren Weber nicht für identisch hält. Ackermaasse sind die Hufe, der Haken und öfters auch der Pflug. Der Preis der Hufen variirt nach der Qualität des Bodens zwischen 240 und 5000 Scot. Pferde-, Schaf- und Ziegenzucht wurde besonders betrieben. Der Stand der Landwirthschaft war ein verhältnissmässig sehr hoher, wie sich aus dem Getreide-Export ergiebt, den Weber etwa auf fünfzehn

Prozent des Gesammtertrages berechnet. Bis in das 18. Jahrhundert hat Preussen nie wieder so blühende Zustände gehabt als im 14. und 15. Jahrhundert.

Hierauf berichtet Dr. Bujack, was er auf seinen letzten Touren durch das alte Bartener Land von litärerischen Reliquien, Alterthümern und Kunstwerken gelegentlich kennen gelernt. Arklitten, Dönhoffstädt, Truntlack und Partsch waren diejenigen Plätze, auf die der Vortragende in solcher Beziehung aufmerksam machte. Der Majoratsherr von Arklitten, C. Graf von Egloffstein, der seine Jugend an dem Weimarschen Hof zubrachte und dessen Mutter und Schwestern daselbst mit Göthe in Beziehungen standen, hat einen Raum seines Schlosses diesen Erinnerungen geweiht. In demselben sind zwei Autographen Göthe's aufbewahrt, von denen zwei Nachbildungen vorgelegt wurden, eines, der „Reisesegen" Göthes an des Grafen Schwester Julie, die Malerin war und zu ihrer Ausbildung Studien in Italien machen sollte, was nachher unterblieb, vom Jahre 1819, das andere, ein Dankschreiben Göthes an des Grafen Mutter, die Baronin v. Beaulieu-Marconnay, vom Jahre 1820, für Ausführung des Auftrages, welcher ihr an Göthe i. J. 1793 von Frau von Türkheim (Lilli) gegeben war. Vgl. Löpers Commentar zu Göthes Wahrheit und Dichtung IV. S. 213 ff. Ein anderer Raum des Schlosses in Arklitten ist von dem jetzigen Besitzer als Waffensaal eingerichtet. Kostbare Waffenstücke des Alterthums, des Mittelalters und mehrere Rüstungen aus dem Begian der neueren Zeit bilden die interessante und werthvolle Sammlung, welche ihren Abschluss in der vom Grafen selbst in den Freiheitskriegen getragenen Waffenwehr und ferner einer Ostindischen Streitaxt und einem südamerikanischen Bogen mit Pfeilen fand, welche als Geschenke die verstorbenen Prinzen Adalbert und Waldemar von ihren Reisen ihrem Lehrer heimbrachten.

Dönhoffstädt hat seinen Hauptschmuck in einer reichen Gemälde-Galerie zum Theil jüngerer Meister und in einer Bildhauerarbeit in Marmor von August Wittig, welche die Vorderseite des Altars in der Schlosskapelle schmückt und die Grablegung Christi zum Gegenstand der Darstellung hat.

Truntlack bewahrt ein in Buchsbaumholz geschnittenes Kniestück des Ahnherrn der noch in Preussen ansässigen Wernsdorfs. Es soll der Angabe nach Albrecht Dürer diese Schnitzerei in seinem Todesjahr 1528 angefertigt haben, welche Zahl sich neben der Inschrift Wolff Werensdorff Alter 50 Jar P. D. befindet. Im Jahre 1513 war derselbe nach Preussen eingewandert. Eine Copie des kleinen Bildchens aus einer Gypsmischung schon vor mehreren Decennien der Gesellschaft von dem Besitzer des Originals, Major von Wernsdorff auf Truntlack geschenkt, konnte vorgelegt werden.

In der Familie des Freiherrn Schenk von Tautenburg auf Partsch, deren preussischer Stammvater schon unter Hans von Tiefen als Ordensbruder nach Preussen kam und später nach der Säkularisation von Herzog Albrecht mit Partsch und andern Gütern ausgestattet wurde, hat sich ein kostbares Silbergeräth, welches jetzt als Taufkanne und Taufschale benutzt wird, schon mehrere Generationen hindurch vererbt,

indem es ungewiss bleibt, von welcher Zeit an der Silberschatz in den Besitz der Familie gelangte. Das jetzt als Kanne dienende Stück (coupe) ist das jüngere und hat die Höhe von 45 cm. Der Wasserbehälter, in Form einer Muschel, deren horizontaler Durchmesser 22,5 cm beträgt, hat einen kelchartigen Fuss, welcher auf dem Nacken einer 10 cm hohen gegossenen Figur ruht. Dies ist ein Ritter mit Löwenhelm und Panzer, der über letzterem noch einen Mantel und in der Hand einen Stab trägt. Wegen der auf ihm ruhenden Last ist der Kopf vorgestreckt und die Kniee gebeugt. Erst diese Figur bildet die Vermittelung zwischen der Muschel und dem eigentlichen Fuss des Gefässes, welcher im unteren Theile tellerförmig, im mittleren cylindrisch und im oberen, auf dem der Ritter steht, fast halbkugelförmig ist. Fuss und Muschel sind von getriebener Arbeit und mit Blättern und Blumen verziert. Von dem Rücken der Muschel ragt ein Silberblech in Blattform über den Ausguss hinüber, welcher Reste von einem gegossenen Delphin und die gegossene Figur eines kleinen nackten Knaben (5,8 cm hoch) mit einem Blumengewinde trägt. Gewinnt schon dieses treffliche Stück den Beschauer, so noch mehr das eigentliche Kunstwerk, die Schale. Kein Merkzeichen des Meisters ist auf demselben zu entdenken. Nur auf der Rückseite findet sich W (Gewicht) 308 Scot. Die Kanne wiegt $1^9/_{10}$ Pfd., die Schale, welche jene Zeichen trägt, $2^3/_4$ Pfd. Dieselbe zeigt einen zwiefachen Geschmack in der Arbeit, einen jüngeren Styl am Rande und einen älteren classischen am Boden. Letzterer 2 cm unter dem Rande liegend und ein einem Kreise fast gleich kommendes Oval bildend, hat einen lichten Längsdurchmesser von 33,5 cm, während der Rand in einer Breite von 11,5 cm den Boden umschliesst. Blattgewinden und Blumen, aus denen Löwenköpfe und ganze Löwen hervorspringen, sind in den Rand ciselirt. Für den Boden des Gefässes ist die Hand des Meisters selbst thätig gewesen. Derselbe hat den Stoff zur bildlichen Darstellung aus Josephus antiquit. Judaic. Lib. XI. c. 1 gewählt. Nachdem Alexander der Grosse Tyrus eingenommen und der Oberpriester in Jerusalem, Jaddus, sich vorher geweigert, die Treue gegen Darius zu brechen, erhält letzterer von Gott durch einen Traum den Befehl, die Thore der Stadt zu öffnen und in vollem Ornat mit allen Priestern Alexander entgegen zu gehen. Er trifft ihn am Ort Sapha, von wo aus man den Tempel und die Stadt sah. Dies die Darstellung auf der rechten Seite der Schaale. Der Hohepriester hat in der rechten Hand die Schlüssel der Stadt, auf der Brust das Ephod, das mit Edelsteinen wunderthätiger Kraft besetzte Schildchen und auf seiner Tiara eine Goldplatte mit dem Namen Gottes. „Dieser Anblick machte einen solchen Eindruck auf den Macedonischen Fürsten, schreibt Josephus, dass, nachdem er allein vorgetreten war, er diesen Namen anbetete und den Hohenpriester grüsste." „Die Fürsten Syriens und diejenigen, welche in seinem Gefolge waren, glaubten, dass Alexander den Verstand verloren hätte. Nur Parmenio näherte sich Alexander und wagte ihn zu fragen, wie es geschehen könnte, dass, obwohl er von Jedermann angebetet würde, er vor dem Hohenpriester der Juden niederfiel. „Nicht ihn habe ich

angebetet, sondern den Gott, dessen Hohepriesterschaft er ausübt. Schon in Dium in Macedonien habe ich ihn im Traum in seinem Schmuck gesehen", antwortete Alexander. Der Künstler hat Alexander in die Mitte des Bildes gestellt, mit der Krone auf dem Haupt und seine Kniee vor dem Hohenpriester beugend. Links neben ihm sitzt Parmenio auf der Erde, so dem König zugewandt, dass des Feldherrn Gesicht nicht gesehen werden kann. Die Syrer, durch eine andere Kopfbedeckung von den behelmten Macedoniern sich unterscheidend, bilden den Vordergrund auf der linken Seite, die Macedonischen Phalangen mit den senkrecht auf die Erde gestellten Sarissen den Hintergrund auf der linken Seite, getrennt durch eine emporsteigende Strasse, den Stadtmauern Jerusalems mit ihren Zinnen. Viele Jahre sind für den Künstler nöthig gewesen, um diese grosse Arbeit auszuführen und hunderte von Bunzen hat er nöthig gehabt, um diese Feinheit in die Ausführung zu bringen, sagt ein technischer Beurtheiler des Meisterwerks. Die getriebene Hautrelief-Darstellung ist auf das Feinste ciselirt nnd mit bewunderungswürdig geschickter Bunzirung an den Gewändern und anderem Beiwerk verziert. Die Composition ist im edelsten, florentinischen Style, Zeichnung und Modellirung so vortrefflich, dass das Werk wahrhaft erfreut und die Goldschmiedearbeit von hoher Vollendung. „Ich vermuthe einen sehr illüstren Ursprung und die Provenienz aus sehr illüstrem Besitz", schrieb darüber Staatsarchivar Philippi, „und dies daher, weil der Gegenstand im 16. Jahrhundert gern zur Verherrlichung des päpstlichen Principats gedient hat. Das vorzüglichste Medaillenwerk der ganzen neueren Zeit, des Alessandro Cesati Medaille auf Papst Paul III. (1534—49) zeigt auf dem Revers denselben Gegenstand mit der Beischrift: omnes reges serviant ei. In dieselbe Zeit glaube ich diese wunderschöne Schaale setzen zu sollen, welche in Erfindung und Ausführung auf einen bedeutenden italienischen Künstler, in der Wahl des Gegenstandes auf einen hochgestellten, geistlichen Besitzer hinweist. Freilich nur der Grund der Schale ist hierbei gemeint; die Bordüre mit ihrer eigenthümlichen Zusammenstellung von Löwen und Blattwerk ist Fabrikarbeit des 18. Jahrhunderts und wäre zum Vortheil des Eindrucks durch eine ruhigere Einfassung von Künstlerhand zu ersetzen." Dass dies Meisterwerk der Goldarbeiterkunst durch gütige Einsendung des Besitzers Baron Schenk von Tautenburg im Original in der Sitzung besichtigt werden konnte, wurde von der Gesellschaft mit besonderem Danke aufgenommen.

Zum Beginne der Sitzung erfolgte die Vorlage mehrerer Geschenke und Ankäufe. Als Geschenke waren eingesandt: 1) Von Major Beckherrn in Rastenburg eine Zeichnung des Hinzenhöfer Schlossberges, Kreis Rastenburg. 2) Vom cand. hist. Ivanovius ein durchlochtes Beil aus Uralit-Porphyr, gefunden bei Nordenburg, Kreis Gerdauen. Das Beil zeichnet sich durch seine Grösse, eine stark überhängende Schneide, je eine scharf vorspringende Kante an den Seitenflächen in der Richtung des zur Schneide rechtwinklig liegenden Durchmessers des Bohrlochs und durch eine starke Falz im Bohrloch aus. 3) Ein durchlochter Keil aus Amphibolit oder

Anthophylit, gefunden bei Arys, Kreis Johannisburg. 4) Ein durchlochter Keil aus muschligem Hornstein oder Kieselschiefer, gefunden bei Arys, Kreis Johannisburg. 5) Ein durchlochtes Beil aus Diorit mit eingewachsenen Quarzkörnern, gefunden in unserer Provinz. (Vergl. Preussische Steingeräthe. Tafel IV., Figur 3.) 6) Ein durchlochtes Beil aus Diorit-Porphyr (?) mit vielen Augitkrystallen, gefunden bei Piplin am Timberfluss, Kreis Labiau, von seltener Form. Die Schneide, fast halbkreisförmig zugeschliffen, ist im unteren Theil hinüberhängend, das Bahnende sich knopfförmig verjüngend. 7) Ein durchlochtes Beil aus porphyrartigem Gabbro (?) mit vielen eingewachsenen Eisenkies-Krystallen, gefunden bei Germau, Kreis Fischhausen, (vergl. Preussische Steingeräthe. Tafel IV., Figur 1.), in dem Bohrloch sind die Riefen des Bohrcylinders deutlich marquirt. — Für die Münzsammlung wurden angekauft: 8) Ein Fund, gemacht auf der Feldmarke von Brandenburg, Kreis Heiligenbeil, bestehend aus 36 Ordens-Schillingen des Michael Küchmeister, 59 des Paul von Russdorf, 7 des Conrad von Erlichhausen, 2 des Ludwig von Erlichhausen, 13 Ordensgroschen des Johann von Tiefen, 15 des Friedrich von Sachsen, 44 des Albrecht von Hohenzollern (zwischen 1511—20), 1 Tippelgroschen des A. v. H. 1520 und aus 5 Goldgulden, und zwar 1 des Bisthums Lüttich (Jols de Horne), 1 des Bisthums Utrecht, 2 des Königreichs Ungarn (des Königs Matthias und Sigismund), 1 der Grafschaft Tyrol (Graf Sigismund). 9) Folgende Münzen mit unbekanntem Fundort, aber in Altpreussen gefunden: 1 Ordensschilling des Winrich von Kniprode, 4 des Michael Küchmeister, 2 des Paul von Russdorf, 2 des Conrad von Erlichhausen, 1 des Statthalters Heinrich Reuss von Plauen, 1 des Heinrich von Richtenberg, 1 des Martin Truchsess, 1 des Johann von Tiefen, 1 des Friedrich von Sachsen und folgende silberne Stadtmünzen des 15. Jahrhunderts: 3 von Danzig, 2 von Thorn, 1 von Elbing und eine silberne Denkmünze auf Friedrich Wilhelm III., datirt Paris, 30. Mai 1814. —

Neu eingetretene Mitglieder sind der Redakteur Martin Gerss in Lötzen und der Königl. Baumeister Köhne. [Ostpr. Ztg. Beil. zu No. 107 u. 108.]

Jahresbericht des Vereins für die Geschichte der Provinz Preussen

für das Jahr von Ostern 1877 bis Ostern 1878.

Seit dem 8. April 1873, von welchem Tage ab der Verein für die Geschichte der Provinz Preussen seine definitive Constituirung datirt, ist ein fünfjähriger Zeitraum verstrichen. Mit berechtigter Genugthuung und Befriedigung vermag der Verein auf diese erste Periode seines Bestehens zurückzublicken. Nicht nur sind die bei seiner Gründung vielfach gehegten Bedenken und Zweifel an der Lebensfähigkeit des Unternehmens durch den thatsächlichen Erfolg widerlegt; es ist auch dem Vereine — Dank der warmen Hingebung und kräftigen Unterstützung, die

ihm von so vielen Seiten zu Theil geworden — geglückt, in verhältnissmässig kurzer Zeit durch seine Leistungen, insbesondere die von ihm veranlassten und unterstützten wissenschaftlichen Publicationen, in weitern Kreisen sich gebührende Achtung und Anerkennung zu verschaffen, so dass er schon jetzt den Vergleich mit den in anderen Landestheilen bestehenden älteren, historischen Vereinen nicht zu scheuen braucht. Eben diese Erfolge aber legen unserm Vereine die ernste Pflicht auf, auch fernerhin zur Verfolgung der ihm gesteckten Ziele seine Kräfte anzuspannen, die unternommenen Publicationen mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu fördern und zur weitern Aufschliessung der reichen und wichtigen Quellen der vaterländischen Provinzialgeschichte bewährte Mitarbeiter heranzuziehen. Die gedeihliche Wirksamkeit des Vereins hängt indessen in nicht geringem Maasse auch davon ab, dass das Interesse für die Forschungen auf dem Gebiet unserer Provinzialgeschichte in allen Kreisen der gebildeten Bevölkerung geweckt und mehr und mehr verbreitet werde, und dass Jeder, der es irgend vermag, wenigstens durch Erwerbung der Mitgliedschaft unseres Vereins bezeuge, dass ihm das Interesse dafür nicht gleichgiltig sei.

Das fünfjährige Bestehen des Vereins fällt mit einem für die Geschichte der Provinz Preussen höchst bedeutsamen Momente zusammen. Am 1. April 1878 ist die Trennung der seit länger als fünfzig Jahren unter einer Provinzialverwaltung vereint gewesenen Landestheile Ost- und Westpreussens in zwei gesonderte Provinzen zur Thatsache geworden. Wenn diese Scheidung einen Kampf gekostet hat, den die Westpreussen für die Erlangung politischer und materieller Selbstständigkeit geführt haben, so ist doch zu keiner Zeit und von keiner Seite die ideelle Einheit, die geschichtlich unlösbare Zusammengehörigkeit der Schwesterprovinzen in Abrede gestellt, vielmehr mit dem Scheideworte den Ostpreussen, welchen die Trennung herzlich schwer gefallen ist, die Tröstung zugerufen worden: in Allem, was uns vereinigen kann, bleiben wir auch ferner vereinigt. Es sind Behörden, es sind namentlich Vereine, welche den unzertrennlichen Bund der beiden Provinzen auch äusserlich darstellen; und unter letzteren kann und wird es namentlich der historische Verein sein, welcher die gemeinsamen Beziehungen und Erinnerungen am wärmsten pflegt. Er hat diese Aufgabe von Anbeginn gehabt und hält es für Pflicht, sich nach der Trennung ihr mit gleichem Eifer hinzugeben. In diesem Sinne ändert er, den bestehenden Verhältnissen entsprechend, den Namen und führt von nun an den Titel: Verein für die Geschichte von Ost- und Westpreussen. Um auch der neuen Provinz in dem Vorstande den gebührenden Einfluss zu sichern, ist die Zahl der Vorstandsmitglieder von neun auf elf statutenmässig erhöht worden.

Die Thätigkeit des Vereins hat auch in dem verflossenen Jahre sich auf die Fortführung der früher begonnenen Arbeiten beschränkt. Nachdem beim Beginn desselben die zweite Lieferung der durch Director Dr. Töppen herausgegebenen Acten der Ständetage Ost- und Westpreussens in die Hände der Vereinsmitglieder gelangt war, ist gegenwärtig die dritte Lieferung, die Jahre 1422—1435 umfassend,

veröffentlicht und damit der erste Band dieses bedeutenden Werkes zur Vollendung gediehen. Die Herausgabe der Danziger Chronik des Simon Grunau hat dadurch eine Unterbrechung erfahren, dass der bisherige Bearbeiter Herr Dr. Perlbach zu Greifswald von derselben auf seinen Wunsch entbunden wurde; der Bereitwilligkeit des Vorstandes des Königl. Staatsarchivs zu Königsberg ist es zu danken, dass die Fortsetzung dieser Publication gesichert ist. Zur Genugthuung gereichte es dem Vorstande, eine Arbeit des Herrn Dr. Perlbach „Quellenbeiträge zur Geschichte der Stadt Königsberg im Mittelalter" mit einer Subvention aus Vereinsmitteln unterstützen und dadurch die Publication derselben ermöglichen zu können. Wie in einem frühern Falle ist auch diesmal den Vereinsmitgliedern das Recht gewährt, dies Buch zum Buchhändlerpreise durch Vermittelung des Vorstandes zu beziehen. Oeffentliche Sitzungen des Vereins fanden statt:

Am 6. Dezember 1877 Vortrag des Herrn Professor Dr. Prutz: „Die Anfänge des Deutschen Ordens in Preussen und seine Beziehungen zum heiligen Lande" und am 8. März 1878 Vortrag des Herrn Staatsarchivar Philippi: „Des Freiherrn Hans von Schwarzenberg Sendung nach Preussen 1526".

In der am 13. April 1877 stattgehabten General-Versammlung wurden die ausscheidenden Vorstandsmitglieder: Herr Stadtkämmerer Hoffmann und Herr Prof. Lohmeyer wieder- und an Stelle des abgegangenen Prof. Dr. Maurenbrecher Herr Staatsarchivar Philippi neugewählt.

Die von dem frühern Landtage der Gesammtprovinz dem Verein gütigst gewährte Unterstützung von 600 Mark ist bei der inzwischen erfolgten Trennung für die Zeit bis 31. Dezember 1878 pro rata von den beiden Provinzen Ost- und Westpreussen auf ihre Sonderetats übernommen worden. Nachdem der Landtag der erstern soeben den Fortbezug jener Unterstützung auch über den 1. Januar 1879 hinaus beschlossen hat, steht zu erwarten, dass auch Seitens des Landtages der Provinz Westpreussen ein analoger Beschluss gefasst werden wird; eine dahingehende Petition ist von dem Vereine demselben übergeben worden. Der Vorstand will es nicht unterlassen, an dieser Stelle den beiden hohen Landtagen und ebenso den sonstigen Unterstützern und Förderern des Vereins Namens desselben den verbindlichsten Dank auszusprechen.

Die Zahl der Mitglieder beträgt — von den beigetretenen Corporationen abgesehen — gegenwärtig 188.

Davon kommen auf Königsberg	100
„ Danzig	23
„ die übrigen Theile der Provinzen Ost- u. Westpreussen	42
ausserhalb der beiden Provinzen wohnen	23
In Summa	188.

Die finanzielle Lage des Vereins wird folgende Uebersicht ergeben:

I. Bestand aus dem vorigen Jahre		M. 5118.—
II. Einnahmen aus dem Jahre 1877/78:		
1. Mitglieder-Beiträge	M. 1116,—	
2. Beiträge der Städte und Kreise	„ 783,75	
3. Beihilfe des Provinziallandtages für 5 Vierteljahre	„ 750,—	
4. Zinsen-Einnahme	„ 225,97	
5. Aus dem buchhändlerischen Vertrieb der Vereinspublicationen	„ 240,20	„ 3115,02
Summa der Einnahmen		M. 8233,92
III. Ausgaben:		
1. Für wissenschaftliche Arbeiten:		
a) Ständeacten	„ 1903,40	
b) Simon Grunau	„ 831,80	
c) Subvention für das Perlbach'sche Werk	„ 300,—	
	M. 3035,20	
2. Kosten der Vereinssitzungen	„ 109,55	
3. Verwaltungskosten	„ 97,70	
4. Für Verwaltung der Bestände, Stückzinsen etc.	„ 20,55	
Summa der Ausgaben		M. 3263,—

Es bleibt also zum Jahre 1878/79 ein Bestand von M. 4970,92, wovon der Betrag von M. 4807,14 zinstragend belegt ist.

Königsberg, im April 1878.

Der Vorstand
des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreussen.

Prof. **R. Boeszoermeny**, Stadt-Archivar in Danzig.
Prof. Dr. **Güterbock** in Königsberg, z. Z. Vorsitzender.
Stadtrath **Th. Hoffmann** in Königsberg z. Z. Kassenwart.
Oberlehrer Dr. **Krosta** in Königsberg.
Prof. Dr. **Lomeyer** in Königsberg.
Archivrath Dr. **Meckelburg** in Königsberg.
Director Dr. **Panten** in Danzig.
Staatsarchivar **Philippi** in Königsberg.
Prof. Dr. **Prutz** in Königsberg.
Archivsecretär Dr. **Sattler** in Königsberg, z. Z. Schriftführer.
Director Dr. **Toeppen** in Marienwerder.

Statuten
des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreussen.

§. 1. Der Verein für die Geschichte von Ost- und Westpreussen hat den Zweck, den Forschungen über die Geschichte von Ost- und Westpreussen einen Vereinigungs- und Mittelpunkt zu gewähren.

§. 2. Zur Erreichung dieses Zweckes wird derselbe

1) die bisher noch gar nicht oder nur mangelhaft veröffentlichten Quellen zur preussischen Provinzialgeschichte sammeln und veröffentlichen;
2) eine wissenschaftliche Zeitschrift herausgeben;
3) öffentliche Versammlungen halten.

§. 3. Sitz des Vereins ist Königsberg. An der Spitze desselben steht ein Vorstand von elf Mitgliedern, von denen wenigstens sechs in Königsberg ihren Wohnsitz haben müssen. Die Vorstandsmitglieder werden von der General-Versammlung auf drei Jahre gewählt. Alljährlich scheidet ein Drittel der Mitglieder des Vorstandes aus demselben aus, doch können die Ausscheidenden wieder gewählt werden. Der Vorstand hat die Befugniss, sich durch Cooptation nach Bedürfniss zu verstärken.

§. 4. Die Herausgabe der Zeitschrift besorgt ein vom Vorstande zu ernennender Redactionsausschuss von drei Mitgliedern, von denen wenigstens eines dem Vorstande angehören muss.

§. 5. Die Entscheidung über die in Angriff zu nehmenden Quellen-Publicationen trifft der Vorstand. Ihm steht die Wahl der vom Vereine für dieselben zu beschäftigenden wissenschaftlichen Arbeiter, sowie die Leitung und Aufsicht über den Fortgang der einzelnen Arbeiten zu.

§. 6. Ueber die zu bewilligenden Honorare beschliesst der Vorstand.

§. 7. Versammlungen des Vereins werden mindestens dreimal jährlich zu Königsberg gehalten. Ausserdem findet um Ostern eine General-Versammlung in Königsberg statt, in welcher über die Thätigkeit des Vereins berichtet wird und die Wahlen der Vorstandsmitglieder geschehen. Es bleibt vorbehalten, auch ausserhalb Königsbergs Versammlungen auf Beschluss der General-Versammlung zu veranstalten.

§. 8. Die für seine Zwecke erforderlichen Geldmittel wird der Verein sich bemühen, theils durch Unterstützung der Behörden und Corporationen der Provinz, theils durch die Beiträge seiner Mitglieder zu beschaffen. Jedes Mitglied zahlt jährlich einen Beitrag von sechs Mark, wofür ihm die Zeitschrift geliefert wird. Corporationen können gegen Zahlung eines Jahresbeitrags von mindestens fünfzehn Mark Mitglied werden.

§. 9. Anträge auf Statuten-Aenderung müssen beim Vorstande mindestens vier Wochen vor der General-Versammlung eingereicht und mindestens vierzehn Tage vor derselben den Mitgliedern bekannt gemacht werden.

Königsberg, den 12 April 1878.

Mittheilungen und Anhang.

Bericht eines livländischen Deutschordensbruders an den Herzog von Jülich-Berg über die Niederlage des Ordens an der Swienta.

Aus Livland, 1435 Aug. 24.

Original auf Papier im St.-A. zu Düsseldorf. Jülich-Berg. Undatirte Literalien № 170.

Mitgetheilt von **Dr. Gerss** in Düsseldorf.

Minen demodighen willighen denſt in allen, wes ik vormach, nu und to allen tiden. Irwerdighe genedighe here, juwer werdigen gnade do ich witlik alz van der nederlaghe, de leider, gode ſy ed geklaget, geſchēn is in deme lande to Lettouwen, dar unß meiſter van Lifflande unde zyner gebedighere erer vij döt zyn gebleuen unde by namen Werner van Neſſelrode, hern Vlecken zöne, de eyn komendur was eyner ſtede gheheten to Vellin, de al to gadere Rinlendere weren; de Weſtfelinge, de dar mede weren, de qwamen alle wedder umme to hus. Genedighe here, deſſe nedderlaghe, de wart jemerliken unde ovel verſümet van unſem meiſter, de dar mede bleff, wente de vyende leghen ij dage by unſen vrunden unde ſchoten zyk myt büſſen vnd myt ärmborſten, zo hedden, Werner van Neſſelrode unde de anderen ghebedighere unde de ryddere unde de knechte gerne gezeen, dat de meiſter myt den vyenden gestreden hedden, do antwerdede he en myt ſmelichen worden unde ſprach, weme leide were, dat he bliiwe, do ſpreken ze wedder, dat he dan (?) dach nummer leuen zulde, dat ze vleen wilden. Dar na gevel ed zyk, dat de meiſter, eyn deel der gebedighere myt velen volke van zyk vörhen zande over eyn water myt wagenen, dar de buſſen unde vytalige uppe weren, des worden de vyende en wär unde ſloghen eynen anderen wech öuer dat zulve water myt vele volkes unde ſlogen uppe Sunte Juryens banner. Int erſte, de weren In der ſpitcze, de toghen ze däl, dar wart Werner van Neſſelrode niede geſlaghen, dar na ſloghen ze uppe den meiſter unde de myt eme weren, de worden ok neder getoghen, hedde de meiſter den hupen nicht vor hen geſant, zo were des neen nöt geweſen. Gnedige here, zus is ed leider, gode ſy ed geklaget, jemerliken vor zümet. Och za is dar eyne döt gebleuen eyn gebedigher uth unſen lande, de was geheten Lambrecht Merkenych, zo is hern

Vlekken van Neſſelrode zyner zone cyn noch gevangen, de is geheten Hinrych de Heſſe, ich hope, de zole wol gelozet werden. De almechtige got ſpare iuwe werdige gnade geſunt to langen tyden.

Gegeuen In Liiflande in Sunte Bartholomeus dage.

Alff van den . . .cze broder
dutsches ord(ens to) Lifflande.

In dorso: Deme irwerdigen eddelgeboren dorchluchteden vorſten unde heren herczogen van deme Berge und herczogen van Julike und Rauenſberge, mynem genedigen heren myt aller erwerdicheit.

(Aufgedrücktes Siegel.)

Einen Bericht über diese Schlacht erwähnt Voigt, Gesch. Preussens VII, 668 N. 2 aus dem Königsberger Staats-Archiv.

Noch einmal „über die Lage von Truso".

Das October-Decbr.-Heft 1877 der Altpreuss. Monatsschrift bringt über dieses Thema einen Artikel von Dr. Anger, worin angerathen wird, man möge in den Ortschaften, welche am Ufer des Drausensees liegen, fleissig nach Alterthümern suchen; aus dem Vorkommen derselben an einer Stelle in grösserer Menge würde man dann wohl den Schluss ziehen können, dass an dieser Stelle der Handelsort Truso gelegen habe.

Gegen den Weg, der hier eingeschlagen wird, um die Lage des Ortes zu bestimmen, lässt sich ja im Allgemeinen nichts sagen; ich glaube aber nach Lage der Sache sagen zu dürfen, dass er nicht zum Ziele führen kann und will den Versuch machen, die Sachlage in einer andern Weise klarer zu legen, wenn ich mir auch bewusst bin, dass ich vorerst nur eine Conjectur gebe.

Mir scheint, man muss in vorliegendem Falle den Bericht des Wulfstan genau wörtlich übersetzen. Danach lautet die bekannte Stelle des Berichtes, abweichend von der seitherigen Lesart: wo der Truso steht im Gestade. — Was ist nun „der Truso"? der nicht am Ufer liegt, sondern „im Gestade steht"? — Ich möchte glauben, es ist eine grosse Waaren-Niederlage gewesen, auf Pfählen im See, d. h. im sumpfigen Gestade, errichtet; dort wurden die von den Etruskern (Griechen?) auf dem Landwege an die Ostsee gebrachten Bronce- und Eisensachen zum Tauschhandel niedergelegt, ebenso wie die eingetauschten Sachen, Bernstein und Pelzwerk. Dass die Eingeborenen, die Pruzen, zu diesem Truso hinzogen, um Tauschgeschäfte zu betreiben, oder dass die fremden Händler und Fabrikanten von dem Truso aus in dem Lande umherzogen, dies lässt sich wohl sicher annehmen, und es ist nicht nothwendig vorauszusetzen, dass schon damals mehrere Dörfer am Ufer des Drausensees gelegen haben. Man wird wahrscheinlich auch den See selbst schlechthin den Truso (Druso) genannt haben, woraus denn Drausen entstanden ist. Wie mir erinnerlich

ist, spricht man auch jetzt noch hier und da schlechthin der Drausen statt der Drausensee. — Welcher alten Sprache das Wort Truso in der Bedeutung von Waaren-Niederlage, Handelsort, angehört, ob es mit dem russ.-litauischen Drus zusammenhängt und ob der Name der Etrusker als der Handelsleute etwa gar mit Truso in Verbindung zu bringen ist, darüber erlaube ich mir kein Urtheil.

Ich bin schliesslich der Ansicht, dass wenn man den Truso finden will, so wird man ihn wohl im See, im Gestade, suchen müssen.

H. A.

Entomologische Berichtigung.

Meine Landsleute, welche Coleopteren sammeln, mache ich hiermit auf einen Fehler aufmerksam, den sie in ihren Sammlungen wahrscheinlich nocht nicht corrigirt haben werden, um so mehr, da sich selbst in den neuesten Büchern, die wir zur Bestimmung unserer Käfer zu benutzen pflegen, dieser Irrthum vorfindet, obgleich er schon in den opusculis entomol. 1869—70 von Thomson entdeckt und von Kraatz in der Berl. Ent. Ztschr. 1871 p. 166 erörtert worden ist. Es fiel mir nämlich auf, dass bei unsern Exemplaren von **Jlybius angustior** Gyll., den wir an unserm Samländischen Strande nicht eben selten gefunden zu haben glaubten, die Farbe der Fühler, wie sie überall angegeben wird (antennae apice fuscescentes Gyll. Ins. Suec. I. p. 500, was Kraatz l. c. mit Recht so verbessert: „nicht die Spitze der Fühler, sondern nur die Spitzen der letzten Fühlerglieder sind schwärzlich“) niemals stimmen wollte, die Fühler unseres angustior zeigten sich stets einfach roth. Daher erbat ich mir durch John Sahlberg in Helsingfors beide Käfer und erhielt ein richtiges Stück von angustior und von aenescens. Obgleich diese Käfer sehr ähnlich sind, so fällt doch der Unterschied sofort auf, da angustior länger gebaut ist (elytra valde oblonga Gyll.), ferner bei den Fühlern die Spitzen der einzelnen Fühlerglieder schwärzlich sind: bei meinem Stücke sind die Fühler geradezu bunt zu nennen. Sodann habe ich bemerkt, dass bei angustior die Hintertarsen mit sehr langen Schwimmhaaren besetzt sind. Die bei Jlybius gewöhnlichen sog. Fensterflecke sind variabel, was schon Gyll. IV. 688. 32 bemerkt, bei meinem Exemplar sind sie vorhanden. Dass, wie Kraatz sagt, der augustior in England häufiger sein soll, als aenescens, ist nicht glaublich, da angustior selbst in seinem Vaterlande Lappland selten ist.

Wir müssen demnach in unsern Sammlungen die Bezeichnung Jlybius angustior Gyll. vertauschen mit aenescens Thoms., und den angustior, den wir entschieden nicht haben, aus unsern Catalogen streichen. Auch Letzner in seinem vortrefflichen Verzeichniss der Schles. Käfer p. 44 wird dies thun müssen, angustior ist entschieden ein hochnordisches Thier. Uebrigens glaube ich, dass Seidlitz in seiner Fauna Baltica Recht hat, wenn er den angustior (soll also heissen aenescens) mit dem guttiger Gyll. zusammenstellt, von dem er sich nur durch die Grösse unterscheidet.

F. L. Lentz.

Zur Erinnerung an K. Lehrs.

Mitgetheilt von **Robert Müller.**

Als im März 1873 Lehrs sein 50jähriges Doctorjubiläum feierte, wurde seitens der Studentenschaft der Albertina beschlossen, ihm durch eine Deputation den Glückwunsch der Studirenden der Hochschule zu überbringen. Man sah damals von einem beabsichtigten Fackelzug ab, weil der verehrte Mann ihn selbst verbeten hatte. Der Redner der erwählten Deputation richtete damals an Lehrs folgende Worte:

Hochverehrter Herr Jubilar!

Im Auftrage der Studentenschaft der Albertina bringen wir Ihnen zu diesem Festtage unser Aller herzlichste Glückwünsche. Wenn die Studentenschaft von der gewöhnlichen Form der Ovation, die einem geliebten Lehrer an solchem Tage dargebracht wird, abstand, so geschah es allein, weil wir so, hochverehrter Herr Professor, Ihrer Weise am besten zu entsprechen glaubten. Seien Sie überzeugt, dass die Anhänglichkeit und Begeisterung Ihrer Schüler darum keine geringere, keine weniger allgemeine ist. Im weitern Sinne sind wir doch fast Alle, welcher Facultät wir auch angehören, selbst Ihre Schüler, haben wenigstens indirect durch Ihre unmittelbaren Schüler Verständniss und Begeisterung für das klassische Alterthum von Ihnen gewonnen. Sind die Hochschulen in den gegenwärtigen Tagen einer Alles zu überfluthen drohenden materialistischen Strömung vor Allem berufen, die sichersten Bollwerke und kräftigsten Stützen einer ideellen Gesinnung zu sein, so sind es sicher die Humanitätsstudien, die im ersten Treffen hiefür kämpfen. Der hohe, streng wissenschaftliche Geist aber, in dem Sie die griechische Alterthumswissenschaft hier lehrten und der selbstlose Sinn, in dem Sie jedwedem Studenten leicht*) Gelegenheit boten, für hellenische Gesinnung sich zu erwärmen, er wird bei den Schülern der Albertina unvergessen bleiben. Mögen Sie, hochverehrter Herr Jubilar, noch lange hier an der Albertina wirken, und mögen auch alle Tage, die Ihnen noch beschieden sind, ungetrübt dahingehen.

Lehrs antwortete tief bewegt. Wenige Tage später übermittelte er der Deputation ein Dankschreiben, das von derselben den Commilitonen in allgemeiner Studentenversammlung verlesen wurde. Seine Dankesworte, die anknüpften an das von dem Vertreter der Studentenschaft Gesprochene, sind so sehr bezeichnend für Lehrs'sche Denkweise und die echt klassische, humane Gesinnung des Verewigten, der ein akademischer Lehrer war wie Wenige, dass wir uns verpflichtet halten, dies herrliche Schreiben hier zur öffentlichen Kenntniss zu bringen.

*) Lehrs las nur publice.

An die Herren Commilitonen der Albertina.
Zu Händen der Herren Rob. Müller, stud. hist.
Louis Schmidt, stud. phil.
Louis Erdtmann, stud. jur.

Geehrte Commilitonen!

Sie haben mir an meinem fünfzigjährigen Jubiläum Ihre Theilnahme aussprechen lassen, und wiewohl ich schon an Ihre Herren Vertreter die Bitte gerichtet, Ihnen meine Freude und meinen Dank zu übermitteln, so treibt es mich dennoch, diesen Gefühlen hiermit noch in einigen schriftlichen Worten einen Ausdruck zu geben. Ich bin, ehe ich der Universität allein meine Kräfte zu widmen berufen ward, zwanzig Jahre hindurch als Gymnasiallehrer thätig gewesen. In einer Wirksamkeit wie diese ist der Lehrer täglich in der Lage, die Früchte seiner Lehre, wenn es ihm gelingt solche zu erzielen, wahrzunehmen und in dieser Wahrnehmung eine Befriedigung zu finden. Der Universitätslehrer ist anders gestellt. Er vertraut, was er zu geben weiss, selbstständiger gewordenen Geistern an, und welchen Anklang sein Wort findet, ob der Schall desselben sich weit ausbreiten wird und wie harmonisch er an- und ausklingt, er hat selten Gelegenheit, davon sich zu überzeugen. Wie werth also muss ihm eine solche Anerkennung sein, die nach einer langen Wirksamkeit den Eindruck seiner Bestrebungen zusammenfassend ihm ausgesprochen wird. Und wenn ihm nun eine solche Anerkennung nicht nur von den Mitgliedern seiner ihm zunächst anvertrauten Facultät, wenn sie ihm im Namen der Gesammtheit der Commilitonen entgegengebracht wird, wenn er hierin doch den Glauben bezeugt finden darf, dass von seinen Worten und Bestrebungen auf die Gesammtheit eine Berührung ausgegangen, so ist dies wahrhaft geeignet ihn dankbar zu bewegen.

Die mir zur Pflege anvertrauten Studien führen den schönen Namen der Humanitätsstudien. Möge der Genius der Humanität im schönsten und edelsten Sinne, in dem Sinne, in welchem unter unseren grossen Klassikern ein Herder, ein Schiller und Göthe sie lehrten und verstanden, stets als ein schöner und weihender Genius über der Albertina schweben, und möge von ihren Söhnen aus diese Humanität über alle Klassen der Gesellschaft sich mehr und mehr ausbreiten!

Königsberg, den 11. März 1873. **K. Lehrs.**

Universitäts-Chronik 1878.

2. Mai. Medic. Doctordiss. von **Ernst Stadelmann** (aus Insterburg): Die Histologie des „Pseudoknorpels“ in der Achillessehne des Frosches u. dessen Veränderung bei entzündlicher Reizung. (47 S. 8.)

7. Mai. Lectiones cursorias quas . . . Reinhartus G. R. **Blochmann**, phil. Dr., über die Entwickelung der Chemie an den preuss. Hochschulen seit dem J. 1840 ad docendi facult. rite impetrand. . . . habebit indicit Maximil. Bauer phil. et rer. natur. Dr. P. P. O. ord. phil. h. t. Decanus.

11. Mai. Lectiones curs. quas . . . Georg. **Busolt,** phil. Dr. Ueber die spartanische Politik während der Perserkriege ad docendi facult. rite impetr. . . . habebit indicit Max. Bauer . . .

12. Mai. **„Acad. Alb. Regim. 1878. II.“** Recensio locorum in Martialis XIV epigrammaton libris corruptorum qua orationes ad celebrand. memoriam viror. illustr. Coelest. de Kowalewski — Jacobi Frid. a Rhod — Frid. Groeben — Joh. Dieterici a Tettau dieb. XXI et XXIII Maji et XXIII Junii h. s. in auditor. max. habendas indicit Ludovicus **Friedlaender** P. P. O. (8 S. 4.)

16. Mai. Med. Doctordiss. von **Gustav Dobbert** (aus Grunau, Kr. Marienburg): Ueber Nervenquetschung. (29 S. 8.)

29. Mai. Med. Doctordiss. von **Josef Klein** (aus Heilsberg): Ueber das Erythema multiforme oder exsudativum. (44 S. 8.)

Nro. 98. Amtliches Verzeichniss des Personals u. der Studirenden . . . f. d. Sommer-Semester 1878. (25 S. 8.) [89 Doc. — 6 theol., 7 Jur., 27 med., 42 phil., 2 Lector., 5 Exercitienmeist. — u. 671 (34 ausl.) Stud., davon 40 Theol., 176 Jur., 135 Med., 315 Phil., 5 m. spec. Genehm. d. zeit. Prorect.]

29. Juni. Philos. Doctordiss. v. **Louis Hübner** (aus Tiefensee i. Ostpr.): Behandlung des Problems der Bewegung der Knoten auf drei Planetenbahnen durch Einführg. ellipt. Functionen u. Einleitg. des allgem. Problems. (52 S. 4. m. 1 Taf.)

S.

Altpreussische Bibliographie 1877.

(Nachtrag und Fortsetzung.)

Boldt, A., Ut'm Noatangensche. Volksthümliche Erzählungen in plattdeutscher Mundart. Kgsbg. Hartgsche Bchdr. (23 S. 12.)

Bruhns, E., Turnvater Jahn u. sein Geist. Turnerisch-patriot. Gedicht in 4 Bildern . . . Als Msc. gedr. 2. Aufl. Elbing 1876. Meissner. (32 S. 8.)

Fast, Max (aus Elbing), der Adhäsionsprozess im Römisch. Rechte u. seine Nothwdgk. im heutigen. I.-D. Berlin. (49 S. 8.)

Jacoby, H., das geistige Leben Königsbergs in d. Zt. d. 30jähr. Krieges. [Die Grenzboten. 30.] Zur vgl. Rlgsgesch. [Ebd. 46.]

Jacoby, Dr. Joh., gesammelte Schriften u. Reden. 2. Ausg. m. Nachträg. 4 Halbbde. (I: 3 Bl., 422 S.; II: 2 Bl., 380 S. u. 192 S. gr. 8. Nachträge.) Hamburg. O. Meißner. 4.— (cplt. erhöht. Ladenpr.: 6.—)

— — Nachträge zu Dr. Joh. Jacoby's gesammelt. Schriften u. Reden enthaltd. die seit 1872 vöffentl. Aufsätze u. Reden. Ebd. (192 S. gr. 8.) 2.40.

Jaffe, Prof. Dr. Max, üb. d. Ausscheidung des Indicans unt. physiol. u. patholog. Verhältnissen. [Virchow's Arch. f. path. Anat. 70. Bd. 1. Hft. S. 72—111.]

Jahn, C. F., Ludwig van Beethoven als Mensch und Künstler. Ein Lebensbild . . . 2. Aufl. Elbing. Neumann-Hartmann. 2 Bl., 95 S. gr. 8.)

Jamrowski, H (Pred. in Cranz), das Christenthum u. d. Humor. Vortr. [Der Beweis d. Glaubens. 13. Bd. Febr. S. 75—85.]

Janson, Hptm. v., Englands Machtstellung in Indien. I. II. [Die Grenzboten. 6. 7.]

Jaquet, G., das mindest bekannte Land Europas. [Sonntags-Blatt. 26.] Leichenbestattg. u. religiöse Ansichten der Türken üb. d. Tod. [Ebd. 49.]

Jentzsch, Privatdoc. Dr. Alfr., Bericht üb. d. geolog. Durchforschg. d. Prov. Preuss. i. J. 1876. [Aus „Schriften d. phys.-ökon. Ges. zu Kgsbg.“] Kgsbg. (Koch.) (62 S. gr. 4. m. eingedr. Holzschn. u. 1 Steintaf.) baar n. 2.50.

— — Beiträge z. Kenntniss d. Bernsteinformation. I. [Aus: „Schriften etc.“] Ebd. (8 S. gr. 4. m. 2 lith. u. col. Taf.) baar n. 1.20.

Jentzsch. Das Relief d. Prov. Preussen. Begleitworte z. Höhenschichtenkarte. [Aus: „Schriften etc."] Ebd. (6 S. gr. 4. m. 1 chromolith. Karte.) baar n. 1.—

John, Geh. Justizr. Prof. Dr., Krit. Bemerkgn. zu einzln. die Tödtgn. u. Körperverletzgn. betreffd. Vorschriften d. dtsch. Strafgesetzbchs. [Archiv f. gem. dtsch. u. f. preuß. Strafrecht. 25. Bd. 6. Hft. S. 393—431.]

Jordan, Heinr., Sylloge inscriptionum fori Romani (cum tabula I.) [Ephemeris epigraphica corporis inscriptionum latin. supplem. Vol. III. Fasc. IV. Romae. p. 237—310.]

Jordan, Wilh., Nibelunge. 1. Lied. Sigfridsage. 2 Theile in 1 Bd. 9. Aufl. Frkf. a/M. Jordan. (291 u. 296 S. 8.) 6.—

— — Andachten. Ebd. (237 S. gr. 8.) 5.—

— — Epistel üb. dtsch. Versbau. [Westermann's illustr. dtsche Monatshfte. 3. Folge. Bd. VII. S. 371—379.]

Jordan, Wolfg. Arthur, Pest u. Tod im Weltkriege. [Preuß.-Litt. Ztg. 138 (Beil.)]

Jung, Oberl. Dr. Arthur, Schiller u. der Pessimismus. Meseritz. Beil. z. d. Progr. d. Kgl. Gymn. Ostern 1877. (24 S. 4.)

Kahle, Superint. Pfr. Wilh., Dr. Mart. Luther's klein. Katechismus, nebst e. Auslegg. d. 3 erst. Hptstücke . . . 6. Aufl. Kgsbg. Gräfe. (48 S. 8.) cart. nn. —25.

Kalckstein, Carl v., Geschichte d. französ. Königthums unt. d. ersten Capetingern. 1. Bd.: Der Kampf der Robertiner u. Karoliner. Leipz. T. O. Weigel. (XVII, 524 S. gr. 8.) 10.—

Kalender, neu. u. alt. ost- u. westpreuß., auf d. J. 1878. Mit Illustr. Kbg. Hartung. (94 S. 12.) —40. geb. —45. durchschoss. —50.

— — klein. preuß., auf d. J. 1878. Ebd. (70 S. 16.) —20. geb. —25. drchschoss. —30.

Kammer, Prof. Dr. Ed., Bericht üb. die Homer betreff. Schriften, die in d. J. 1876 u. 1877 erschienen sind. [Bursians Jahresber. üb. die Fortschritte d. class. Altthswissesch. V. Jahrg. 2—3. Hft. I. S. 81—166.]

— — Für Homer und Aristarch. [Neue Jahrbüch. f. Philol. u. Pädag. 115. Bd. 10. Hft. S. 649—672.]

Kant. Supplement-Band zu Kant's Werken. 1. Abth.: Die physische Geographie. Herausgegeben v. J. H. v. Kirchmann. Leipzig. Koschny. (IX, 322 S. gr. 8.) [Philos. Bibliothek . . . hrsg. v. J. H. v. Kirchmann. Hft. 249—253.] à —50. [vgl. Lit. Centralbl. 1878. No. 23.]

— — [In Vorbereitung.] Obras de Kant traducidas directamente del Aleman por D. José del **Perojo.** — Empezará esta publicacion por la Critica de la razon pura tres tomos en 4° español, como todos los de la biblioteca filosófica, de Medina y Navarro, editores.

— — Kritik d. rein. Vernunft. Text der Ausg. 1781 m. Beifügung sämmtl. Abweichgn. der Ausg. 1787 hrsg. v. Dr. Karl **Kehrbach.** (XXIV, 703 S. gr. 16.) [Universal-Bibliothek № 851—855. Leipz. Ph. Reclam jun.] geb. 1.50. [Selbstanzeige in: Vierteljahrsschrift f. wissensch. Philos. I. Jahrg. 3. Hft. S. 458. Vaihinger in: Philos. Monatshefte. XIII. Bd. S. 388—89. C. Göring in: Jen. Lit.-Ztg. 1877. No. 20. Benno Erdmann in: Schade's wissensch. Monats-Blätt. 1878. No. 1. Kehrbach's Replik in: Fichte's Ztschr. f. Philos. N. F. 72. Bd. 2. Hft. S. 310—322.]

— — Brief an Campe d. d. Kgsbg. 31. Oct. 1777. [Leyser, Joach. Heinr. Campe. Bd. II. S. 320—323.] Campe an Kant d. d. Braunschw. 27. Juni 1794. [Ebd. S. 324—25.] Kant an Campe d. d. 16. Juli 1794. [Ebd. S. 326—27.]

Appel, Gymn.-L. Dr., Ueb. d. Verhältniß Kants zu Cartesius. Friedland. [Gymn.-Progr.] (13 S. 4.)

Astié, J. F., la pensée et la réalité. Essai de renouveler le criticisme, d'après A. Spier. [Revue de théol. et de philos. dirigée par Dandiran et Astié 1877 no. 1. 2.]

Baerenbach, Frdr. v., Sein u. Schein, Erscheinung u. Ding an sich. (Phaenomena und Noumena.) Ein Beitrag z. kritisch. Erkenntnisstheorie. [Wissensch. Monats-Blätt. V. Jahrg. No. 11. S. 168—176.]

Boirac, Emile, l'espace d'après Clarke et Kant. [Revue philos. de la France et de l'étranger dir. par Th. Ribot. Tome IV. No. 8. p. 185—188.]

Caird, Edward, a critical account of the philosophy of Kant, with an historical introduction. Glasgow. James Maclehose. (XX, 673 S. gr. 8.) 18 sh. [rec. v. Th. Green in: Academy 1877. No. 281.]

Cohen, Prof. Dr. Herm., Kants Begründung der Ethik. Berl. Dümmler's Verl. (VIII, 328 S. gr. 8.) 6.—

Erdmann, Dr. Benno, die Axiome der Geometrie. Eine philos. Untsuchung der Riemann-Helmholtz'schen Raumtheorie. Leipz. Voss. (X, 174 S. gr. 8.) 4.80. [rec. von Witte in: Philos. Monatshfte XIII, 438—54; von Haranck in: Vierteljahrsschr. f. wiss. Philos. II. Jahrg. S. 119—26; Lit. Centralbl. 1878. 7.; Selbstanz. in: Repertor. d. lit. Arbeit. aus d. Geb. d. r. u. angew. Math. II. 39—41. M. Noether in: Ztschr. f. Math. u. Phys. 23. Jahrg. S. 76—84. Carl Theod. Michaëlis in: Ztschr. f. Völkerpsych. X, 294—311.]

Feller, Wilh., die Principien der Ethik Kant's und Schleiermacher's in ihren Verhältniss zu einander. (Gymn.-Progr.) Duisburg. (21 S. 4.)

Göring, Carl, üb. d. Begriff der Erfahrung. [Vierteljahrsschrift f. wissenschaftl. Philos. I. Jahrg. 3. Hft. S. 384—418. II. Jahrg. 1. Hft. S. 106—114.]

Goering, Dr. Wilh., Nochmals Raum u. Stoff (geg. d. Kritik f. Werks: „Raum u. Stoff. Ideen zu einer Kritik d. Sinne. Berlin 1876" im Ausland 1876. № 47.) [Das Ausland. 28.]

Hartmann, Eduard v., Neukantianismus, Schopenhauerianismus in der Stellg. zu d. philosoph. Aufgab. d. Gegenwart. 2. erweit. Aufl. der „Erläuterungen z. Metaph. des Unbewusst." Berlin. Carl Duncker's Verl. (VIII, 362 S. gr. 8.) 7.— [rec. v. C. Gerhard in: Phil. Monatshefte XIV, 99—105. Bahnsen in: Jen. Lit.-Ztg. 1878. No. 22.]

Heinze, M., der Idealismus Friedr. Alb. Lange's. [Vierteljahrsschr. f. wissensch. Philos. I. Jahrg. 2. Hft. S. 173—201.]

Kannengiesser, Dr. Paul, Dogmatism. u. Skepticism. Eine Abhdlg. üb. d. methodolog. Problem in der vorkantischen Philos. zur Erlangung d. philos. Doctorwürde an d. Univ. Strassburg i. Els. Elberfeld. Joh. Fassbender. (95 S. gr. 8.) 1.60.

Katzer, Archidiac. Ernst, der moralische Gottesbeweis nach Kant und Herbart. Inaug.-Diss. Leipzig. (107 S. gr. 8.) Auch später als Abhandlung in: Jahrbücher f. protest. Theol. 1878. S. 482—532.

Kirchmann, J. H. v., Erläuterungen zu Kant's Schriften zur Naturphilos. (XV, 184 S. gr. 8.) [Philosoph. Bibliothek . . . hrsg. v. J. H. v. Kirchmann. 254—256. Hft. Leipzig. Koschny. à —50.

Knauer, Gust., Kant u. Fries. Zur Kritik d. Schrift: „Vertheidigung Kant's gg. Fries durch Fritz Frhr. v. Wangenheim. [Philos. Monatshefte. XIII. Bd. 4/5. Hft. Leipzig. S. 196—218.] cf. **Wangenheim,** Entgegnung.

— — Duplik auf obige [Wangenheim's] Entgegnung. [Ebd. 7/8. Hft. S. 404—7.]

— — Der Himmel des Glaubens. Eine christl. Darlegung auf philos. Grunde. Halle. Buchhandlg. d. Waisenhauses. (VIII, 248 S. 8.) 2.70. [Der 2te Theil bezieht sich fast durchweg auf Kant.]

Kroman, K., Den exakte Videnskabs Indlaeg i Problemet om Sjaelens Existens. En kritisk Undersogelse. Kjobenh. (181 S. 8.) [Selbstanz. in: Vierteljahrsschr. f. wissensch. Phil. II. Jahrg. S. 255. „Bei Erwähng. Kant's wird eine neue Deutg. seiner Erkenntnisslehre vorgetragen, wobei es möglich wird, dem Windelband'schen Resultat (cf. Windelband) zu entgehen: dass Kant im Schreiben seiner Kritik d. r. V. sehr nachlässig verschiedenart. Manuscripte zusammengestellt habe."]

Land, J. P. N., Kant's space and modern mathematics (Leyden, Sept. 30. 1876.) [Mind. No. V. January 1877. S. 38—46.]

Lange, Frdr. Alb., Logische Studien. Ein Beitrag z. Neubegründg. d. formalen Logik u. d. Erkenntnisstheorie [hrsg. v. H. Cohen]. Iserlohn. Baedeker. (VII, 149 S. gr. 8. m. 1 Taf.) 4.80. [rec. v. A. Riehl in: Vierteljahrsschr. f. wiss. Philos. II. 240—250.]

Leclair, Dr. Ant. v., Krit. Beiträge z. Kategorienlehre Kants. Mit e. Anhang: Krit. Bemerkgn. zu Dr. G. A. Lindner's Lehrbuch d. empir. Psychol. Prag. Tempsky. (VIII, 142 S. gr. 8.) 2.80. [rec. v. B. Erdmann in: Jen. Lit.-Z. 1877. No. 27; Lit. Centralbl. 1877. No. 50.]

Lehrs, Reminiscencen zur Kgsbgr. Universität. Kant. Schön. Jacobi. [Schade's wissenschftl. Monats-Blätter. V. Jahrg. No. 2. S. 31—32.]

Liebmann, Otto, Schreiben an die Redaction. „Schärfere Kantkritik" (Rec. üb. E. Laas, Kant's Analogieen d. Erfahrung.) [Fichte's Zeitschr. f. Phil. N. F. 70. Bd. S. 252—263.]

— — Raumcharakteristik u. Raumdeduction. [Vierteljahrschrift f. wissenschftl. Philos. I. Jahrg. 2. Hft. S. 201—214.]

Mamiani, Ter., della psichologia di Kant. I—III. [La filosofia delle scuole Italiane. Vol. XV, disp. 3. Vol. XVI, disp. 1—3.]

Märtius, Götz, zur Lehre vom Urtheil. Eine Beitrag z. Erkenntnisstheorie und Logik. Bonn. Strauss. (57 S. gr. 8.) 1.20. [Auch als Inaug.-Diss.]

Noiré, Ldw., Einleitung u. Begründung e. monistisch. Erkenntniß-Theorie. Leipzig. Brockhaus. (XVI, 248 S. gr. 8.) 5—

— — Aphorismen zur monistischen Philosophie. Ebd. (XVIII, 132 S. gr. 16.) 2.50.

Nolen, Désiré, Kant et la philosophie du XIXe siècle. Discours. Montpellier. (40 S. 8.)

— — l'Idéalisme de Lange. I. Le Néokantien. II. Le métaphysicien et le reformateur religieux. [Revue philos. de la France et de l'Etranger. T. IV. No. 10. p. 380—401.]

Oncken, Dr. Aug., Adam Smith u. Immanuel Kant. Der Einklang u. d. Wechselverhältniss ihr. Lehren üb. Sitte, Staat u. Wirthschaft dargelegt. I. Abth.: Ethik u. Politik. Leipz. Duncker u. Humblot. (XII, 276 S. gr. 8.) 6.— [rec. von L. Brentano in: Jahrbuch f. Gesetzgebg., Verwaltg. u. Volkswirthsch. I. Jahrg. 2. Hft. S. 176—179; von Dr. E. W(iss) in: Vierteljahrsschr. f. Volkswirthsch., Politik u. Kulturgesch. 14. Jahrg. 4. Bd. S. 198—206.]

Palm, Johannes, Vergleichende Darstellg. von Kant's und Schiller's Bestimmgn. üb. d. Wes. des Schönen. Jenens. I.-Diss. (31 S. gr. 8.)

Paulsen, Fr., üb. d. principiellen Unterschiede erkenntnisstheoretisch. Ansichten. [Vierteljahrsschr. f. wiss. Phil. I. Jahrg. 2. Hft. S. 159—173.]

Pesch, T., S. J., die Haltlosigkeit der „modern. Wissenschaft". Eine Kritik d. Kantschen Vernunftkritik f. weitere Kreise. [Ergänzungshefte zu den Stimmen aus Maria-Laach." III.] Freiburg i. Br. Herder. (131 S. gr. 8.) 1.70.

Phipps, D. W., „Kant's Transcendental Aesthetic". [Journal of speculative philos. Vol. XI. no. 3.]

Pillon, F., Kant et la philosophie du XIXe siècle. [La Critique philos. VI. année. No. 8. p. 113—118.]

Planck, K. Ch., Logisches Causalgesetz u. natürl. Zweckthätigkeit. Zur Kritik aller Kantisch. u. nachkantischen Begriffsverkehrung. Nördlingen. Beck'sche Buchh. (X, 170 S. gr. 8.) 2.50.

Prantl, v., Daniel Wyttenbach als Gegner Kant's. [Sitzgsber. d. philos.-philol. u. histor. Cl. d. k. bayr. Akad. d. Wiss. 3. Hft. S. 265—286.]

Ragnisco, Prof. Pietro, La Critica della region pura di Kant. Neapel. Detken u. Rocholl in Comm. (208 S. 8.) 4.—

Rieck, Karl, Studien z. Begriffe der Nothwendigkeit in d. neueren Philos. I.-D. Halle. (41 S. 8.)

Riehl, A., d. Raum als Gesichtsvorstellg. [Viertljschr. f. wiss. Phil. I. Jahrg. 2. Hft. S. 215—23.] Causalität u. Identität. [Ebd. 3. Hft. S. 365—84.]

Ritter, Christ., üb. d. Causalitätsprincip Kants. Wissenschftl. Beilage zu d. Schulnachrichten d. höh. Bürgersch. Luckenwalde. (X S. gr. 4.)

Rudel, K., Von d. Elementen u. Grundgebilden der synthet. Geometrie, als Versuch e. Erweiterung d. Lehre von d. Formen unserer Raumanschauung veröffentl. (Progr. d. Gewerbeschule). Bamberg. (28 S. gr. 8.) [Rec. von Z—r (Zöllner) in: Lit. Centralbl. 1877. No. 25.]

Schmidtborn, Lehr. Dr. Ernst, Darlegg. u. Prüfg. d. Kant'sch. Kritik d. ontolog. Beweises fürs Dasein Gottes. Zur Begrüssg. d. 32. Vsmlg. dtsch. Philol. u. Schulm. Wiesbaden. (Niedner.) (32 S. 8.) —80.

Schramm, R., üb. d. Incidenz d. theistisch. Gottesbegriffes in d. modern. Philos. I.-Diss. Göttingen 1875. (34 S. 8.)

Spir, A., Denken u. Wirklichkeit. Versuch e. Erneuerung der kritisch. Philos. 2 Bde. 2. umgearb. Aufl. Leipz. Findel. (XII, 386 u. VI, 292 S. gr. 8. m. 1 Tabelle.) 10.— [Selbstanzeige in: Vierteljschr. f. wiss. Phil. I. 461—62.]

Stein, Heinr. v., Ueb. Wahrnehmung. I.-D. Berlin. (50 S. 8.)

Vaihinger, H., Moderne Modifications-Versuche der Kantischen Weltanschauung. (F. A. Lange. — Ernst Laas.) [Das Ausland. No. 17. S. 328—333.]

Wangenheim, Fr. v., Entgegng. auf d. Kritik meiner Schrift „Vertheidigg. Kants geg. Fries" durch G. Knauer. [Philos. Monatshefte. XIII. Bd. 7/8. Hft. S. 400—404.]

Ware, R. C., Historical and logical relations between Fichte and Kant. [The Journal of specul. philos. edit. by W. T. Harris. St. Louis. Vol. XI. January, April.]

Wießner, Alex., Materie, Raum und Wesenheit. Eine erkenntnißtheoret. (Doppel-) Abtheilg. Als Einführung zu dessen jetzt erscheinenden Schriften: „Der unbewegte Beweger" u. „die Selbstwesenheit d. Raumes." Leipz. Th. Thomas.

— — Vom Punkt zum Geiste! Oder: „Der unbewegte Beweger." Ein Versuch zur Lösung des metaph. Knotens. I. Theil. Die actuelle Seinsform der Punktualenergieen od. die objective Weltseite. Ebd. (XXVIII, 162 S. gr. 8.) 3.—

— — Die wesenhafte od. absolute Realität des Raumes. Begründet an e. Kritik der idealist. Theorieen. Ein Beitrag zur Erkenntnißlehre und eine Friedensbotschaft an die Menschheit. (Als Completorium zu dessen Schrift „Vom Punkt zum Geiste.") Ebd. (XXVIII, 181 S. gr. 8.) 3.—

Windelband, W. (Zürich), üb. d. verschiedenen Phasen d. Kantischen Lehre vom Ding-an-sich. [Vierteljschr. f. wiss. Philos. I. Jahrg. 2. Hft. S. 224—66.]

Wolff, Dr. Herm., Speculation u. Philosophie. Bd. I. Der speculat. Rationalism. Bd. II. Der empir. Realism. Berlin 1878 (77). Denicke's Verl. (XXVII, 320 u. VIII, 315 S. gr. 8.) 12.— [Selbstanzeige in: Vierteljschr. f. wiss. Philos. II. Jahrg. 2. Hft. S. 256—57.]

Karasowski, Mor. (aus Danzig), Friedrich Chopin. Sein Leben, seine Werke u. Briefe. Mit d. (phototyp.) Portr. Chopin's u. d. fcsm. (phototyp.) Orig.-Hds. seines E-moll Präludiums [Op. 28. Nr. 4.] 2 Bde. Dresden. Ries. (VIII, 228 u. 206 S. gr. 8.) 12.—

(Kardorf.) Zur Steuerfrage. Vortr. f. d. Congreß d. Steuer- u. Wirthschafts-Reformer am 15. u. 16. Febr. 1877 bestimmt. Von v. K. D.-L. Kgsbg. Ostpr. Ztgs.- u. Vlgs.-Dr. (14 S. gr. 8.)

Karte, topogr., v. preuss. Staate . . . bearb. in d. topogr. Abth. d. Königl. Preuss. Generalstabes. 1 : 100,000. Berl. Schropp. Sect. 102. Neuenburg. 143. Thorn. 119. Flatow. 12. Ossecken. 123. Rehden. 79. Baldenburg. 80. Bruss. 82. Pr. Stargard. 100. Konitz.

Karte des Kreises Johannisburg. 1 : 100,000. Hrsg. v. d. kartogr. Abth. d. kgl. pr. Landesaufnahme. Berlin. (Schropp.) Imp.-Fol. — . . . d. Kr. Ortelsburg . . . Wehlau — Friedland — Pr. Holland — Königsberg — Eylau — Mohrungen — Sensburg — Rössel — Braunsberg. à nn. 2.—

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Elbing. Auf einer Halbinsel im Drausensee hat man tief unter Alluvionen starke Mauerreste gefunden, welche von einer Burg herrühren müssen, von deren Existenz man bisher keine Nachricht hatte. [Ostbahn v. 16. Mai 1878. No. 113.]

Elbing, 17. Mai. Von einigen Elbinger Herren, die sich zur Besichtigung der in voriger Woche aufgefundenen Deutschordensburg-Fundamente nach der Drauseninsel, dem sogenannten Ström, begeben hatten, wurde nach der „Elb. Ztg." an der Stelle, auf der nach der Tradition die Schlosskapelle gestanden haben soll, ein vollständiges menschliches Skelett zu Tage gefördert, auch fand man oben auf der Erde mehrere Bruchstücke uralter Gefässe. Sorgfältige und mit Sachkenntniss unternommene Nachgrabungen dürften vielleicht noch durch manchen interessanten Fund, der uns auch werthvolle historische Aufschlüsse geben könnte, belohnt werden.
[Danz. Ztg. v. 18. Mai 1878. No. 10960.]

---

st. Schöneck, 3. Mai. Unsere Stadt begeht nach zwei Jahren eine Feier, die für alle Freunde der Geschichte Westpreussens von Interesse sein dürfte, nämlich das Jubiläum ihres 700jährigen Bestehens. Schöneck ist eine der ältesten Pflanzstätten des Christenthums in unserer Provinz. Es ist schon 50 Jahre vor dem Erscheinen des deutschen Ordens in dem Weichselgebiet, im Jahre 1180, von den Johannitern gegründet worden, welchen der Herzog Subislaw von Pommerellen diese

Gegend überwies. An die Johanniter erinnert noch heute das Wappen der Stadt, welches das Haupt Johannis des Täufers auf einer Schüssel liegend zeigt. Aus den Händen der Johanniter ging die Stadt und ihr Gebiet durch gütlichen Vergleich im Jahre 1312 an den deutschen Orden über. Die Ruinen der Stadtmauer erinnern noch heute an jene ältesten Zeiten. Der Magistrat der Jubelstadt und die Kirchenvorstände beabsichtigen eine dem interessanten Jubiläum würdige Feier zu veranstalten. Unter Anderm wird auch eine Lotterie vorbereitet, deren Ertrag zu einem dauernden wohlthätigen Zwecke bestimmt sein soll, nämlich zur Vergrösserung ihres „Greisen-Asyls" und des „Armenschulkinder-Winterbekleidungs-Stiftungsfonds". Sicherlich wird der alten und interessanten, aber armen Stadt, dabei sowohl das Wohlwollen der Behörden, wie auch die Unterstützung des Publikums inner- und ausserhalb unserer Provinz zu Theil werden.

[Danz. Ztg. v. 4. Mai 1878. No. 10938.]

M [**Westpreussischer botanisch-zoologischer Verein.**] Unter vorgenanntem Titel hat sich kürzlich in Danzig und Marienwerder ein Verein gebildet, der, wie der §. 1 seiner Statuten sagt, „die Erforschung der Pflanzen- und Thierwelt Westpreussens nach allen Richtungen, also auch mit Rücksicht auf ihre Lebenserscheinungen, mit besonderer Rücksichtnahme auf Fragen, die für den Wohlstand der Provinz von Bedeutung sind, und die Hebung des botanisch-zoologischen Studiums in Westpreussen im Allgemeinen" zum Zweck hat. Die Publikationen des Vereins werden durch die Schriften der Danziger naturforschenden Gesellschaft veröffentlicht und seine Sammlungen in dem Museum ebenderselben vorläufig niedergelegt. Durch Doubletten können aber auch andere Sammlungen in der Provinz gefördert werden. Der Beitrag ist auf jährlich 3 Mark festgesetzt. Beitrittserklärungen nimmt der Vorsitzende des Vereins Herr Dr. Hugo v. Klinggräff und der Schriftführer Herr Dr. Künzer in Marienwerder entgegen.

[Westpr. Mitthlg. v. 25. April 1878. No. 65.]

Zu Dr. Perlbach's Kritik.

Herr Dr. Perlbach hat in seiner Rezension der zweiten Lieferung meiner Kreisgeschichte ein jedes meiner Worte entstellt. — Um über die Veranlagung von Burgen als Augenzeuge zu sprechen, genügt es, wenn man dieselben überhaupt in Augenschein genommen, die Umrisse und das Material gesehen hat; darum brauchte L. David nicht schon i. J. 1242 gelebt zu haben, oder vielleicht als der erste Spatenstich gegraben wurde! — Meinen „Vorbehalt" auf S. 33 will Rezensent gelesen haben, anstatt aber auf die Worte: „Ans Unglaubliche aber streift es beinahe" etc. zu rüksichtigen, zitiert er einen Satz auf S. 59, in welchen ich jene obige Restriction selbstverständlich nicht mit aufgenommen habe. — Weil ich neben Sanktimonialen das Wort Benediktinerinnen in Parenthese gesetzt, also neben das genus die species gestellt habe, hält sich Rez. zu dem Schlusse berechtigt, ich hätte beide Begriffe identifiziert. — Kętrzyński's Ansicht über den polnischen Adel ist mir aus seiner Rezension von Ewald's Schrift: Eroberung Preussens etc. schon längst bekannt und wird ihrer Zeit in einem Abschnitte über Nationalität Berücksichtigung finden. — Der sog. Schematismus der kulmer Bischöfe liegt mir vor, doch was hindert mich das auf die Störung und Verwirrung in der Reihe der Bischöfe hinzuweisen? — Was für Funktionen des kulmer Landkomthurs gemeint sind, welche ihm vom Stadtrichter überkommen, kann Dr. Perlbach natürlich nicht wissen, wenn er nicht die beiden kulmer Handfesten

sehr genau mit einander verglichen, und von der letzteren die zum Theil abweichenden Copieen eingesehen hat; nur muss er nicht glauben, dass dasjenige, was er selbst nicht kennt, ein Anderer auch nicht wissen dürfe. Wie eingehend ich mich mit den Obliegenheiten des kulmer Landkomthurs beschäftigt habe (seit Voigt's Gesch. III, 532 und Namens-Codex p. XIII ist leider noch wenig in der Sache gethan, jedenfalls ist unsere Kenntniss durch Dr. Perlbach bis jetzt nicht gefördert worden), und welche Funktionen gemeint sind, darüber kann sich Dr. Perlbach in meinem Aufsatze: „das Landgericht und die Eidechsengesellschaft“ Separat-Abdruck S. 3 und 5 des Näheren belehren. — Dass auf dem Titelblatte der 2. Lieferung die Worte „Schluss des ersten Bandes“ zu lesen sind, ist ein Versehen des Druckers. — Ueber Plan und Anordnung des Ganzen zu sprechen ist Rez. erst nach Erscheinen der 3. Lieferung berechtigt. — Für das Auflesen der Druckfehler, welche nur bei einer einmaligen Correktur stehen geblieben sind, bin ich dem Rezensenten dankbar; — weniger hingegen für das anerkennende Urtheil, welches er hier und mehr noch in der Jenaer Litteraturzeitung No. 8 einfliessen lässt, da er nur unnützer Weise den Verdacht erregt, als bemühte auch **ich** mich um die Mitgliedschaft in jener „Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit“ von welcher er selbst gesteht, dass er sie mit seinen Freunden geschlossen. Das sei mir ferne! Da will ich denn doch lieber „der Hagelschlag“ bleiben als zu den „Versicherten“ gehören. —

Dr. Fr. Schultz.

Entgegnung.

Herrn Dr. Schultz muss ich, auf die Gefahr ihn von Neuem in den Verdacht zu bringen sich um die Mitgliedschaft in „jener Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit“ beworben zu haben, abermals meine Anerkennung aussprechen: er macht entschieden Fortschritte, nicht nur im Darstellen seiner eignen Ansichten, sondern auch im Begreifen der Anderer. Denn er hat die eine Hälfte meiner Bemerkungen S. 133—135 verstanden, da er nur die andere Hälfte beanstandet. Es ist somit, wenn die Redaction der Altpreuss. Monatsschrift weiter, wie bisher, uns gütigst Rede und Gegenrede gestattet, Aussicht vorhanden, dass Herr Dr. Schultz in einer Reihe von Jahren auch alle meine Ausstellungen begreifen wird. Dazu soll ihm folgendes behülflich sein.

1) Um über die Veranlagung von Burgen zu einer bestimmten Zeit als Augenzeuge zu sprechen, genügt es nicht, wenn man dieselben beliebig später in Augenschein genommen, die Umrisse und das Material gesehen hat: woher wusste Lucas David, dass das, was er um 1530 sah, ins Jahr 1242 zurückreichte?

2) Die Angaben Dusburgs und der Chronik von Oliva (der Originalquellen) über Matto's Anhänglichkeit an den Orden findet Schultz auf S. 33 unglaublich; dieselben nur mit falschem Detail ausgeschmückten oder abgeleiteten (Grunau und Lucas David) nimmt er S. 59 unbeanstandet auf: heisst das Methode?

3) Wie oft soll ich Herrn Dr. Schultz wiederholen, dass die Kulmer Nonnen nicht Benedictinerinnen, sondern Cistercienserinnen waren.

4) Gründliche Autoren pflegen sich über die Ansichten anderer aus deren Original-Arbeiten, nicht aus Recensionen zu unterrichten.

5) Der sogenannte Schematismus enthielt (vor Wölky's kürzlich veröffentlichter Arbeit) das Beste über die Kulmer Bischöfe: wenn er Herrn Dr. Schultz vorlag, warum plagt er sich mit Grunau, Hartknoch und anderen Ehrenmännern?

6) Trotz Herrn Dr. Schultz „eingehender Beschäftigung" mit den Obliegenheiten des Kulmer Landcomthurs, ist ihm die Bedeutung desselben, wie ich S. 137 gesagt habe, unklar. Man lese den angezogenen Satz Th. II. 212: „Doch tauchen schon in ältester Zeit einige Symptome auf, welche darauf hindeuten, dass die ländliche Bevölkerung anfing, sich von der städtischen Bevormundung zu emanzipieren. Die Einrichtung einer eigenen Landcomthurei, welcher einige wichtige Functionen übertragen werden, die bisher der Stadtrichter geübt hatte, ist das erste Zeichen hiefür." Also „eine eigene Landcomthurei für die ländliche Bevölkerung."! In seiner Abhandlung über das Landgericht und die Eidechsengesellschaft, auf die Herr Dr. S. mich verweist (Altpr. Mtsschr. XIII, 347) spricht er nur von einer Function: die Controlle über den Heerbann. Die abweichenden Copieen der zweiten Kulmer Handfeste sind beim Vorhandensein des Originals ohne Bedeutung. Unsere Kenntniss des Kulmer Landcomthurs ist durch mich allerdings vermehrt: den Nachweis dafür hat Herr Dr. S. selbst Altpreuss. Monatsschrift XIII, 346. 347 geführt, aber freilich, das war damals!

7) Sorgfältige Autoren pflegen mehr als eine Correctur zu lesen, sogar die Umschläge (ein Titelblatt hat Herr Dr. S. zweite Lieferung überhaupt nicht) anzusehen. Verfehltes im Plan und Anordnung der 2. Lieferung wird durch die dritte nicht corrigirt.

8) Mit der grössten Bereitwilligkeit stelle ich Herrn Dr. S. das Zeugniss aus, dass er weder durch seine Arbeiten, noch privatim bei mir, sich um die Mitgliedschaft in der Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit (der Ausdruck gefällt mir: wo hat ihn Herr S. her?) beworben hat: ich verstehe darunter die Gesammtheit aller anständigen Forscher, welche der Ansicht sind, dass, bei aller Freiheit der Forschung und Achtung vor jeder selbständigen Meinung, es in der Wissenschaft Meister und Schüler giebt, und dass nicht jeder beliebiger Anfänger, der weder Urkunden lesen, noch verstehen kann, einen Mann wie Toeppen, zumal wenn er doch nur mit dessen Kalbe pflügt, schmähen darf. Das kann ihm nicht oft genug wiederholt werden.

Dr. M. Perlbach.

Gedruckt in der Albert Rosbach'schen Buchdruckerei in Königsberg.

Verse Kant's und an Kant.*)

Von

Ernst Wichert.

Verse Kant's! Hat Kant denn Verse geschrieben? fragt verwundert, auch wer in seinen Schriften belesen zu sein glaubt. Und Verse an Kant! Wer kennt sie? Eher solche auf Kant. So verfasste, als Kant's Schrift: „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte“ (Königsberg 1746—49) angezeigt war, Lessing das Epigramm:

K. unternimmt ein schwer Geschäfte,
Der Welt zum Unterricht.
Er schätzet die lebendgen Kräfte,
Doch seine schätzt er nicht.

Aber es ist nicht unwahrscheinlich, dass er das Buch selbst gar nicht in der Hand gehabt hat, sondern zu diesem Ausfall gegen einen damals noch ganz unbekannten Gelehrten, der sich so grosser Dinge vermass, durch die Ankündigung im Leipziger Bücher-Katalog veranlasst ist. Jedenfalls wurden die 1751 in dem „Neuesten aus dem Reiche des Witzes“ abgedruckten Verse von ihm selbst, als er den Philosophen schätzen gelernt hatte, in die 1753 erschienene erste Ausgabe der „Sinngedichte“ nicht übernommen und haben daher nur literarhistorischen Werth. Auch Schillers bekanntes Distichon mit der Aufschrift: „Kant und seine Ausleger“

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun —

gehört nicht hieher und mag nur erwähnt werden, um jenem poetischen Zweifel eines jungen Dichters an einem sein Erstlingswerk ankündigenden

*) Der Verfasser veröffentlicht hiemit die Tischrede, die er in der Gesellschaft der Kantfreunde zu Kants Geburtstag, den 22. April 1878 gehalten hat, in theilweise veränderter Form.

Philosophen ein poetisches Zeugniss der höchsten Werthschätzung des Königsberger Weisen Seitens eines andern deutschen Classikers entgegenzusetzen, der seine ganze Lebensthätigkeit überschauen konnte und selbst sein Schüler gewesen war.

Kant hat Verse geschrieben und ist vielfach zu Lebzeiten und nach seinem Tode durch Verse geehrt worden. Beides kann wohl bemerkenswerth erscheinen bei uns gegenüber einem Manne, der doch ein principieller Gegner alles Phantasirens — wenn auch nur in der Wissenschaft — war, und an dem Mit- und Nachwelt vor Allem den scharfen und strengen Denker zu rühmen hatten. Auch der Dichter Kant blieb freilich ein Philosoph, und die Dichter haben den Philosophen besungen.

Der Dichter Kant! Gewiss, er am letzten hätte sich so genannt, weil er ein paar Seiten Verse geschrieben; er, der die Poesie herleitet aus der Einbildungskraft und dieser die Macht beilegt, aus dem Stoffe, den diesem productiven Erkenntnissvermögen die Natur giebt, eine schönere Natur zu schaffen; der diese die Wirklichkeit übertreffende Natur aesthetisch nennt und den Dichtergeist in der Fähigkeit erkennt, eine derartige Natur hervorzubringen. Was er in Versen geschrieben hat, ist der Tendenz fern, praktische Beispiele zu dieser Theorie zu bieten.

Es mag unentschieden bleiben, ob das Verschen, das er nach Wasianski's Mittheilung einige Monate vor seinem Tode in sein Notizbüchelchen einschrieb:

Ein jeder Tag hat seine Plage,
Hat nun der Monat dreissig Tage,
So ist die Rechnung klar;
Von dir kann man dann sicher sagen,
Dass man die kleinste Last getragen,
In dir, du schöner Februar —

ob dieses Verschen von ihm selbst verfasst, oder nur notirt ist, weil es ihm gefiel. Wasianski selbst bemerkt: „Weder von Kant, noch von irgend einem andern hatte ich diesen Vers je gehört, und ich weiss nicht, wo er ihn hergenommen hat.“ Aber Mortzfeld berichtet in seiner anonymen Schrift: Fragmente aus Kants Leben (Königsberg 1802) „In der Dichtkunst war Kant nicht ganz Fremdling; Hippel will verschiedene

seiner Gedichte gelesen haben und fragt lakonisch: ob Wolff welche gemacht hat." Und Jachmann (Immanuel Kant geschildert in Briefen an einen Freund, Königsberg 1804) schreibt: „In der Dichtkunst hat er sich selbst versucht und die kleinen Proben seiner Muse, welche mir zu Gesichte gekommen sind, zeichnen sich durch Gedankenfülle und durch kraftvollen Ausdruck aus."

Was uns davon aufbewahrt geblieben, sind — gereimte Grabschriften,*) wie die Königsberger Professoren sie im vorigen Jahrhundert neben grösseren Standreden in deutscher, lateinischer oder gar griechischer Sprache ihren verstorbenen Collegen als ein monumentum honoris zu setzen pflegten. Ihr kleinstes Verdienst ist, dass sie sich in der Form mit dem Besten messen können, was zu derselben Zeit und in ähnlicher Weise auch von berufenen Dichtern (oder die sich dafür hielten) geleistet ist; sie sind uns werth, weil sie von Kant herstammen und weil sich auch in ihnen die ganze geschlossene Persönlichkeit des Denkers, Bürgers und Menschen Kant zu erkennen giebt. Er selbst charakterisirt sich durch das, was er an der Lebensthätigkeit der Verstorbenen als charakteristisch rühmt. Er singt nicht, aber er sagt! Und jedes Wort ist ein Baustein zu einem Ehrendenkmal für ihn selbst.

So ruft er 1770 einem Professor der Theologie und Mathematik (hat es seit hundert Jahren noch einmal eine solche Verbindung gegeben?) nach:

Dem, der die äuss're Welt nach Mass und Zahl verstand,
Ist, was sich uns verbirgt, das Inn're dort bekannt.
Was stolze Wissenschaft umsonst hier will erwerben,
Lernt weise Einfalt dort im Augenblick: durch's Sterben.

Wie fein ist hier in vier Zeilen zusammengefasst, was Wissen und Erkennen scheidet und vereint. Die äussere Welt lernen wir verstehen, aber vergebens müht sich die Wissenschaft in das Wesen der Dinge einzudringen. Und doch! sie müht sich; sie will schon hier erwerben, sie ist zu stolz einzugestehen, dass sie umsonst ringe. So ist es dem Wissensdurstigen ein Trost, dass er stirbt, um zu erkennen. Ein kleines Wörtchen aber schliesst die Annahme aus, dass dieser Trost sich an

*) Kant's Werke Bd. XI. S. 211.

das fromme Lämmlein richte: nicht Einfalt, sondern weise Einfalt eignet sich dort im Augenblick an, was hier ein langes Leben irrenden Strebens vergeblich zu erforschen suchte. So ist auch die Unterschrift von Bedeutung:

Dem gelehrten und redlichen Manne setzte dieses zum Andenken
Immanuel Kant.

Der alles Lernbare lernende, immer die Wahrheit suchende Mann, war ihm der redliche Mann.

Ein Jahr später stellt er einen Professor der Rechte als den Lehrer dar, der durch Beispiel seinen Lehren Nachdruck giebt.

Umsonst schwillt das Gehirn von Sprüchen und Gesetzen,
Lernt nicht der Jüngling früh das Recht der Menschen schätzen,
Wird niederem Geize Feind, vom Vorurtheil bekehrt,
Wohlwollend, edel, treu und seines Lehrers werth.

Der Lehrer soll „Einsicht im Verstand, im Herzen Tugend" gründen, dem Staate redliche und kenntnissreiche Diener, „dem Menschen einen Freund" erziehen. Das ist nicht nur dem Todten nach-, sondern zugleich auch jedem seiner Nachfolger auf dem Lehrstuhl vor- gesagt.

Der Nachruf auf den 1780 verstorbenen Professor der Rechte, Kriegsrath Dr. L'Estocq beginnt:

Der Weltlauf schildert sich so jedem Auge ab,
Wie ihn der Spiegel malt, den die Natur ihm gab.

Dieser Satz wird exemplificirt an allerhand menschlicher Thorheit. Dann aber heisst es beruhigend am Schluss:

Wird eine Regel nur dem Herzen nicht entrissen:
Sei menschlich, redlich, treu und schuldfrei im Gewissen!
(So lautet L'Estocq's Lob!) das andre ist nur Spiel,
Denn Mensch und weise seyn ist Sterblichen zu viel!

Man beachte wohl: dem Herzen soll jene Regel nicht entrissen werden. Neben ihr können alle Thorheiten des Verstandes gar gut bestehen. Homo sum! Der Sterbliche, der weise sein wollte, müsste verlernen Mensch zu sein.

Zwei Jahre später stellt er am Grabe eines anderen Professors der Jurisprudenz die Frage auf:

Was giebt den Leitstern in der Rechte Dunkelheit,
Ist's Wissen, oder mehr des Herzens Redlichkeit?

Und antwortet:

Wenn nicht gerader Sinn dem Kopf die Richtung giebt,
Wird alles Urtheil schief, das Recht unausgeübt.

Die erlernte „schwere Kunst“, zu wissen, was Rechtens sei, kann nur durch Redlichkeit wieder eins werden mit dem natürlichen Rechtsbewusstsein.

Endlich in demselben Jahr schickt er wieder einem Theologen das Epigramm nach:

Was auf das Leben folgt, deckt tiefe Finsterniss:
Was uns zu thun gebührt, des sind wir nur gewiss.
Dem kann — wie Lilienthal — kein Tod die Hoffnung rauben,
Der glaubt, um recht zu thun, recht thut, um froh zu glauben.

Hier betont Kant nicht den Gegensatz von Wissen und Erkennen in diesem und jenem Leben, sondern bestimmt den Werth des Glaubens an eine jenseitige Welt für den in dieser Welt lebenden, ohne entscheiden zu wollen, ob sich ein Drüben realisiren wird. Wir wissen von dem Leben nach dem Tode nichts, absolut nichts. Aber wir wissen, was uns in diesem Leben zu thun „gebührt.“ Nun hat der Glaube den ethischen Zweck, ein Bestärkungsmitttel zum Rechtthun zu sein; umgekehrt aber auch ist das Rechtthun die Vorbedingung zu einem „frohen“ Glauben. Hat sich nun auf solche Art Liebe und Glaube vereint und durchdrungen, so kann auch die Hoffnung nicht ausbleiben und der Tod verliert seine Schrecken.

So kehrt überall die Mahnung redlich zu sein und rechtschaffen zu streben wieder. Der brave Mensch ist das Ideal dieser Dichtungen. Man wird nicht den Muth haben, sie deshalb hausbacken zu nennen. Regen sie auch die Phantasie nicht an, so haben sie doch ihren ganz eigenen Witz, und sind darin, wie in ihrem ethischen Gehalt durchaus liebenswürdig. Bei aller Trockenheit in der Ausdrucksweise sprechen sie mehr an, als die meisten Verse, die — meist hoch pathetisch — an Kant gerichtet sind.

Um in guter Ordnung mit dem ältesten bekannten Poem dieser Art anzufangen, muss man mehr als hundert Jahre zurückgehen.

Im Jahre 1768 kam Jacob Michael Reinhold Lenz*) von Dorpat auf die Universität Königsberg. Nach dem Bericht des Capellmeisters Reichardt, seines Universitätsgenossen, besuchte er bald ausschliesslich, bald unregelmässig die Vorlesungen Kants. Er wohnte in einem Hause mit vielen Liv- und Kurländern zusammen, die ein lustiges und wildes Leben führten, aber doch auch einmal auf den klugen Einfall kamen, in corpore Kant eine Ovation zu bringen. Lenz verfasste das Festcarmen, das erst kürzlich in unserer Königl. Bibliothek wieder aufgefunden ist, gedruckt auf weissem Atlas in Folio, in einem kostbaren Einbande von carmoisinrothem Sammet mit Goldborten besetzt und innen mit himmelblauem Atlas gefüttert. Es ist betitelt: „Als Sr. Hochedelgebohrnen der Herr Professor Kant den 21ten August 1770 für die Professor-Würde disputirte: Im Namen der sämtlichen in Königsberg studirenden Cur- und Liefländer aufgesetzt von L.. aus Liefland." Es beginnt etwas schwülstig:

Mit ächterm Ruhm, als unbesiegte Sieger
Nur gross an Glück, am Herzen wild als Tiger,
Durch Härt' und Wuth und unerhörtes Schlachten
Zu haschen trachten;
Mit ächterm Ruhm, als mancher Filz bezahlet,
Der mit des Reimers feiler Demuth prahlet,
Dem Strohmann gleich, den man mit Lappen decket
Und Kinder schröcket;
Mit ächterm Ruhme wird der Mann belohnet,
In welchem Tugend bey der Weissheit wohnet,
Der Menschheit Lehrer, der, was er sie lehret,
Selbst übt und ehret.

So geht es nun zu des wackeren Professors Lob und Ruhm noch neun Strophen weiter. Die letzte kann ein gewisses culturhistorisches Interesse beanspruchen:

Ihr Söhne Frankreichs! schmäht denn unser Norden,
Fragt ob Genies je hier erzeuget worden:
Wenn **Kant** noch lebet, werdt ihr diese Fragen
Nicht wieder wagen.

Das war also damals der schärfste Trumpf, der ausgespielt werden konnte!

---

*) Altpreuss. Monatsschrift Bd. IV. S. 648.

Hat dieses Gedicht unverkennbar etwas von dem wunderlich gigantischen Wesen, das sich in der Sturm- und Drangperiode laut machte, so ist ein von einem Unbekannten zu ähnlichem Zweck verfasstes: „An Herrn Professor Kant, da er zum erstenmal Rector der Königsbergschen Universität wurde, von einigen Seiner Schüler. Den 23. April 1786. Königsberg, gedruckt bei G. L. Hartung“ durch seinen recht kindlichen Ton bemerkenswerth:

Edler Mann! mit jedem neuen Tage
Wenn Du uns den Weg der Weisheit führst,
Unsern Geist durch Wissenschaft erhöhest
Und das Herz mit ächter Tugend zierst;

Weihen wir in stiller reiner Freude
Dir des Herzens lautre Dankbarkeit,
Und verehren Dich als unsern Vater,
Der uns liebt mit gleicher Zärtlichkeit.

„Auch im Purpur noch“ sehen seine Schüler in ihm

Den sich immer gleichen Menschenfreund,

Dessen Herz nach Ehre nimmer geizte,
Nie den Trieb zu niederm Stolz empfand,
Der mit seiner Tugendlehre heilig
Einen Wandel ihr gemäss verband.

Sie preisen sich natürlich glücklich einen solchen Lehrer zu haben, bedauern jeden, der nicht in ihrer Lage ist, und wünschen ihm langes Leben. Kant ist sicher sehr erbaut gewesen.

Ein sehr rares Büchelchen, gedruckt Wirzburg 1794 führt den vielversprechenden Titel: „Dichterische Versuche über Gegenstände der kritischen Philosophie“ und ist verfasst von dem auch sonst als Schriftsteller bekannten, seiner Zeit nicht unberühmten Carl von Benzel-Sternau. Hier macht der Dichter allen Ernstes den Versuch, die kritische Philosophie in Poesie umzugiessen — mit welchem Glücke, ist eine andere Frage. Diese Gedichte sind sämmtlich ohne Reim, in antiken Versmassen gehalten, oft übertrieben im Ausdruck, gezwungen in der Einordnung philosophischer Begriffe in phantastische Vorstellungen, aber auch nicht ohne dichterischen Schwung und in ihrer Art wahre Kunststücke. Es macht uns einen wunderlichen Eindruck, über Ge-

dichten Ueberschriften zu finden wie die folgenden: „Zeit nnd Raum, die reinen Formen der Sinnlichkeit“, oder „Die Methodologie“, oder „An die Vernunft“ oder „Der oberste Grundsatz der Moral“ oder gar „Handlungsweisen der Spontaneität bei Verstand und Vernunft.“ Aber es klingt recht voll, wenn er von der Vernunft singt:

Schön steigt sie auf im Meer des Unendlichen!
Wie herrlich schwebt sie jetzt an dem Aug' der Welt
    Vorüber, jetzt von Stern zu Sterne,
    Wo ihr begeisternder Muth sie siegend
Hinflügelt! u. s. w.

Das Einleitungsgedicht dieser merkwürdigen Sammlung nun ist an den „Stifter der kritischen Philosophie“ gerichtet. Der Dichter schildert in den ersten Strophen, immer etwas langathmig, das unkritische Chaos vor Kant, bis endlich mit ihm der Tag erwacht.

Doch er erwacht — schon zittert sein Purpur auf
Den Silberfluthen, Berge bekrönen sich,
    Die Nacht zerreisst, und schon erscheint das
    Grosse Gestirn, majestätisch zieht es

Durch blaue Lüfte; Weiser von Königsberg,
Du Stolz der Deutschen! sprich (ich beschwöre dich)
    Wer goss in Deine Seele jenen
    Sturmwindgedanken und Flammeneifer?

Wer gab Dir Riesenarme, um das Gestirn
Aus seinen trägen Angeln zu wälzen, und
    Mit einem Stosse durch die Sphären
    Ueber das Haupt der erstaunten Menschheit

Hinwegzurollen? oder bepanzerte
Den Marmornacken, der sich dem Niedersturz
    Der Wahrheit kühn entgegenstemmte,
    Und ihn allein unverzagt zurückhielt?

Du trugst die helle Fackel bis in den Grund
Des Denkvermögens, und die Natur erschrak,
    Als tief in ihrer finstern Werkstatt
    Plötzlich Dein Licht ihr entgegenstrahlte!

Das wird, denke ich, beinah' des Guten zu viel. Der Poet wird zu sublim, wenn er nicht nur seinen Helden „das Gestirn wälzen

und rollen“ und „mit seinem Mormornacken die Wahrheit in ihrem Niedersturz aufhalten“, sondern auch „die Natur in finsterer Werkstätte“ arbeiten und über das Licht, mit dem er ihr leuchtet, erschrecken lässt. Wir können uns wohl das Weitere — und es geht so noch Seiten lang fort — ersparen. Kant wird der „Architekt der Vernunft“ genannt, und darauf bezüglich lautet denn der Schlussvers:

Doch die Vernunft will ihren Enthüller selbst
Verklären; geht, schreibt ihr auf die Flammenstirn
Den Namen ihres Architekten,
Grabt ihn in eine von ihren Formen!

Uns kann dieser überschwengliche Enthusiasmus gegenüber einem Manne, der uns als das Vorbild eines klaren und kühlen Denkers erscheint, sonderbar anmuthen, aber er beweist doch, welchen Sturm Kant in der deutschen Jugend seiner Zeit erregte und wie man ihn in der Zeit der französischen Revolution selbst als einen Revolutionsmann feierte, der freilich über die enge Erde hinaus im Reich des Unendlichen für die wahrheitsbedürftige Menschheit Eroberungen machte. Ein Heros erschien er den Mitlebenden, und nur in heroischer Tonart schien er würdig besungen werden zu können.

Dieser Heros blieb freilich auch Professor an einer deutschen Universität, und so kann es andererseits nicht Wunder nehmen, wenn man sich mit ihm in langathmigen lateinischen Gedichten beschäftigt. Ein solches in nicht weniger als 328 wohlgefügten Hexametern von Hieronymus de Bosch, überschrieben: Ethica Philosophiae Criticae ad virum amicissimum Paulum van Hemert findet sich in einem 1800 bei Nicolovius erschienenen Sammelbändchen: „Mancherlei zur metacritischen Invasion“ und beginnt, um eine Probe zu geben:

Tu quicunque velis cognoscere dogmata Kanti,
Attendas animum, non exaudita Catoni,
Non a Socraticis quae fluxit mellea labris,
Non in Porticibus, nec amoeno inventa Lyco,
Ast in Gymnasiis sapientia nata Borussis
Jam sua per latas diffudit lumina terras.

Auch hier heisst es:

Et lux e densis oriatur tanta tenebris.

Und so kann denn schliesslich Holland nicht seinen Hugo Grotius, England nicht seinen Newton, Frankreich nicht seinen Lavoisier so hoch schätzen,

Doctrinam quam tota tuam Germania, Kanti!

Vier Jahre darauf im Februar starb der gefeierte Philosoph. Ein Schriftchen: „Die Todtenfeyer Kant's, herausgegeben v. E. G. A. Böckel“ (Königsberg 1804) enthält eine umständliche Beschreibung der Bestattung Kants am 28. Februar. Der Reichsgraf Truchsess von Waldburg aus Königsberg „trug auf einem Küssen von colombinem Sammet mit schwarzen Franzen ein von dem Herausgeber zu diesem Zwecke verfertigtes Gedicht. Es war auf weissen Atlass gedruckt und in colombinen Atlass gebunden.“ Das Gedicht selbst findet sich unter den Beilagen; es ist in recht schwachen Hexametern und Pentametern abgefasst und sein Inhalt ist eine Todtenklage allgemeinster Art. Auch der erste Redner, Freiherr von Schrötter, sprach in Versen, diesmal ungereimten fünffüssigen Jamben, die wohl dazu beigetragen haben mögen, am Sarge die weihevolle Stimmung zu erhöhen.

Am 23. April 1804, also am Tage nach seinem ersten auf den Hingang folgenden Geburtstage, erschien ein Foliobogen: „Der Gedächtnissfeyer Immanuel Kant's geweiht, im Nahmen der Königlichen Landes-Universität, von Karl Ludwig Poerschke, der Dichtkunst Professor.“ Die Vignette zeigt eine gebrochene Säule, welche Engel bekränzen. Die Verse sind ohne Tadel, wie man's von einem Professor der Dichtkunst erwarten darf. Kant sitzt bei den Unsterblichen; auf den Wellen des Lichts schwang er sich, laut begrüsst von den Weisen der Vorwelt, auf zu seinem und ihrem Gott. Auch viele seiner Schüler, jetzt Bürger des Himmels durch seine Lehre, nahen sich ihm dankend. Von allen heisst es:

Sie gehorchten dem Wort: Höret den Menschengeist,
Der Nothwendigkeit Ruf, nicht die zermalmenden
Knechtsgefühle der Willkür;
Blickt nicht auf des Beschwörers Stab!

Durch die Freyheit, voll Muth, hebet ihr Haupt und Herz
Zu der Quelle des Lichts, schöpfet allein aus euch

Weltbeherrschende Wahrheit,
Bildend Menschen zu Göttern um.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nur das Menschengeschlecht bildet die Menschen fort,
Aus ihm gehen hervor Phöbus und Grazien;
Durch die lehrenden Weisen
Spricht zu uns die Unsterblichkeit.

Nie mächtiger habe sich der Menschengeist durch eines Menschen Mund vernehmen lassen, als durch den Kant's. Noch der letzte Gebor'ne werde ihn voll Ehrfurcht als einen Wohlthäter der Welt anrufen. Uns aber möge er aus der Seligkeit Hallen Frieden des ewigen senden.

In demselben Jahre 1804 veröffentlicht Friedrich August Christian Mörlin, Professor am Friedrichs-Gymnasium zu Altenburg eine Sammlung von Gedichten unter dem Titel „Kant's Todtenfeier.“ Wenn man diese 40 Quartseiten durchblättert und die Ueberschriften „Werdomar an seine Freunde und Freundinnen“ — „Mana's Gesang“ — „Teuton's Wort“ — „Hulda's Gesang“ — „Ullins Mythus“ — „Psyche“ — „Werdomars Hymne“ mit Strophen, Antistrophen, Epoden u. s. w. findet und mit den Augen über dieses Meer von langen und kurzen Verswellen hinschifft, fühlt man sich von einem Schwindel ergriffen und ruft erst mit einiger Beruhigung „Land, Land!“ wenn man auf Seite 41 zu den „Anmerkungen“ gelangt und da die Erklärung findet: „Werdomar ladet seine Freunde und Freundinnen zu einer dichterischen Gedächtnissfeyer des verewigten Kant ein, die er in einem Saale veranstaltet hat, in dem sich zwischen Orangerie und Blumen die Hermen der berühmtesten Philosophen erheben. Bey dieser Gedächtnissfeyer tönen die Hymnen, die diese kleine Schrift enthält, in welcher der Verfasser den Versuch gewagt hat, dem Andenken des hochverdienten Weisen von Königsberg einen einfachen (?) Blüthenkranz zu weihen. Kränze und Hymnen waren schon bey den Todtenopfern der Alten.“ Es ist nur gut, dass wir das erfahren, damit wir uns zwischen Werdomar, Mana, Teuton und Ullin im Jahre 1804 und an Kant's Grabe zurecht finden. Wir stecken hier tief in der Bardenpoesie Klopstocks und Ossians.

Tönen Stimmen um mich aus andern Welten?
Singen Ossians Geister von den Wolken?
Ward die todte Natur beseelt? Entstiegen
Barden den Grüften?

Es ist schwer, eine Probe herauszugreifen. Erst wandeln wir an der Reihe der Philosphen vorüber — wir wissen nun, dass wir ihre Büsten im Festsaal unter Oleandern aufgestellt zu suchen haben — bis zu Kant. Dann wieder durch eine lange Schaar grosser Männer aus „Tuiskons Geschlecht": Melanchthon, Luther, Friedrich, Heinrich der Sachse, Opitz, Haller, Gessner, Klopstock — für den

Sarons Palmen Siona brach,

Friedrich und Ludwig von Oesterreich und Baiern, Leibnitz. Lessing, Mengs, Copernicus wieder zu Kant. Wir freuen uns, aus den Anmerkungen zu erfahren, dass Ullins Mythus „ein Versuch ist, einige Ideen der Kritik der reinen Vernunft, der praktischen Vernunft und der Urtheilskraft, vorzüglich aber den Gedanken, dass ein befriedigender Grund unseres Glaubens an Freyheit, Gott und Unsterblichkeit nicht durch Speculation, sondern nur auf dem Felde der praktischen Philosophie gefunden werden könne, in das Gewand der Dichtkunst zu hüllen", ferner dass „aus dem bekannten griechischen Mythos von Psyche hier nur der Name und das Bild entlehnt" sei. Uebrigens ist jedes Wort nicht nur gut gemeint, sondern auch meist gut gefügt und die Rede nicht ohne Schwung und ansprechenden Gedankengehalt. Mitunter überraschen poetische Bilder und Anschauungen. Für Werdomars Klage ist die „Form einer Pindarischen Ode" gewählt. In der Strophe wird gefragt, wie die sterbliche Hülle des Weisen am besten zu ehren sei, und in der Antistrophe erfolgt die Antwort:

Nicht Pyramiden
Theilten, an Plato's Gruft,
Wandelnder Wolken Nacht.
Nur ein Stein, den der Wandrer kränzt,
Ruht, wo der Sieg weinend auf des grossen Gefall'nen,
Auf Gustavs bleiche Stirn sich schwang.
Kepler und Baco ruhn nicht in dem Pantheon;
Nicht Leibnitz. Den Völkern strahlen Johannes
Und Luthers Namen nicht vom Sternenhimmel.

Dem Verdienste weiht
Nur die That, ein Denkmal; wirket,
Die ihr ehrtet den weisen Greis!
In der That lebt ewig jung der Geist;
Im Herzen flammt
Der Name Kant. —

Das mag denn zugleich ein Trost sein für diejenigen Verehrer des grossen Mannes, die beklagen, dass noch immer die Mittel zur würdigen Herstellung seiner Grabstätte neben der Stoa Kantiana nicht ausreichen.

In den Kant-Akten habe ich gefunden, dass Domprediger Zippel am 22. April 1823 ein Gedicht von Professor Rhesa sprach, betitelt „Elegie auf Immanuel Kant 1804.“ Es ist abgedruckt in dessen 1809 erschienener „Prutena“, in antikem Versmass und im Bardenstil geschrieben.

An Balta's Ufern klaget ein Klageweh,
Wie Laut an Gräbern, der um Geliebte weint.
Ist uns ein Held im Streit gefallen,
Oder ein Barde der Fürst der Lieder?

Der Einfluss Ossians auf die poetische Empfindungsweise unserer Urgrossväter, die selbst hin und her einmal den Pegasus zu besteigen nicht widerstehen konnten, vermag sich nicht deutlicher zu beweisen, als in dieser Nachgiebigkeit bei Gelegenheiten, die nach unserm Gefühl von jenen sagenhaften Begebnissen so weit abliegen, dass die verwandte Stimmung gleichsam nur musikalischer Natur ist. Die Individialität des Mannes, um den getrauert wird, tritt gänzlich zurück: er ist ein Grosser, Gewaltiger, keiner Zeit Angehöriger, und auch auf ihn passt die Melodie des Trauermarsches, der jedesmal beim Hingang eines Heros seine ergreifende Wirkung nicht versagt. Für uns, deren Verehrung für den grossen Professor sich doch schwerlich gemindert, hat es etwas entschieden Komisches, an Balta's Ufern dieses Klageweh klagen zu hören und Kant geehrt zu sehen durch den Vergleich mit einem im Streit gefallenen Helden oder einem heimgegangenen Barden, denen das trauernde Volk einen Grabhügel aufwirft auf der Haide am Meeresstrande.

Sein Name war dem Auf- und dem Niedergang
Bekannt; ihn Vater nannten die Söhne Teut's.
Er fiel — an jenem Unglückstage
Barg sich die Sonne im Schatten-Schleier.

Hätte Kant das in seinem Grabe hören können, er wäre vielleicht noch einmal aufgestanden, um dem Poeten eine Lektion über die Fortplanzung des Aberglaubens in der Poesie zu halten. Uebrigens besagt, was nicht verschwiegen werden soll, eine Anmerkung, dass an dem Tage, da Kant mit dem Tode rang, gerade eine Sonnenfinsterniss einfiel, worauf in dem Gedicht angespielt werde.

Das Weitere klingt verständiger:

Er lehrte — rein're Tugend den Sterblichen
Und maass das hohe Feld des Verstandes aus,
Drang in der Seele unerforschte
Tiefen und setzte den ew'gen Grenzstein,
Der Land der Wahrheit scheidet von Träume Land,
Das Denkgeheimniss öffnend: dass Raum und Zeit
Nur Anschau'n sei, dass Gott und Weltall
Maass und Gesetz durch's Ich nur werde.

Das Gedicht ist sehr lang. Der Dichter beschwört zuletzt den Pregel, dass er recht viele Blumen an seinen Ufern entstehen lasse, jährlich Kant's Grab damit zu bekränzen.

Auch der wackere Versschmied Scheffner hat — vielleicht im Jahre 1813, als er selbst Bohnenkönig war — Kant angesungen und zugleich den Wunsch zugefügt, dass sein Lied an Kants Geburtstage so lange gesungen werden möge, bis ein Anderer ein besseres liefere. Es beginnt:

Dir Kant, des Willens festem Lenker,
Dem wackern deutschen Biedermann,
Der nicht blos als hochernster Denker
Gerechtes Kennerlob gewann,
Der auch in glücklichreichem Maass
Geselligkeitstalent besass.

Kant wird dann der „Reichsgenosse lautrer Wahrheit" genannt, „der selbst im Scherz die Lüge floh." Sein Geburtstag solle „ohne Pracht, doch froh" gefeiert werden. Der Sänger schliesst mit dem Wunsch:

Und träf' doch nie auf Felsenland,
In Dorngebüsch der Name Kant.

Es kann sich von selbst verstehen, dass der hundertjährige Geburtstag Kants, der 22. April 1824, nicht ohne eine in grösserem Stil

angelegte Gedenkfeier vorübergehen durfte und dass diesem Feste auch der poetische Schmuck nicht fehlte. Der verdiente Professor Rhesa hatte eine umfangreiche Cantatine für Chor, Einzelstimmen und gesprochenes Recitativ gedichtet. Auch hier setzt Ossian seinen Bardenspuk fort. Die Worte klingen feierlich und werden mit der musikalischen Begleitung ihren Eindruck nicht verfehlt haben. Aber sie sind theils völlig allgemeiner Natur und nur darauf berechnet eine weihevolle Stimmung hervorzubringen, theils Variationen des schon in jenem älteren Gedicht Ausgesprochenen, sogar mit deutlichen Anklängen an dasselbe. Einen originellen Gedanken habe ich nicht gefunden. Auch ein Lied auf Kant, das an der Festtafel gesungen wurde, stammte aus derselben Feder, erfüllte sicher seinen Zweck und mag in den Kant-Akten davon Zeugniss ablegen. Wasianski, der älteste von den Tischgenossen, hatte den Geburtstag seines Freundes durch eine lange lateinische Ode ausgezeichnet, von der ich nicht weiss, ob sie vorgelesen ist. Auch im nächsten Jahre brachte Wasianski ein lateinisches Gedicht, das vier Quartseiten füllt.

Dann verstummen die Harfen fast wieder zwanzig Jahre lang. Die alten Saiten verrosten gänzlich; neue hellerklingende werden aufgezogen, nachdem Friedrich Wilhelm IV. in Königsberg die Huldigung der Stände entgegen genommen und seinem Volk freiere Aussichten eröffnet hat. Die Stadt der reinen Vernunft hält ihn beim Wort und wird eine kurze Reihe von Jahren die weitgefeierte Vorkämpferin des Liberalismus. In den Bürgerversammlungen werden freisinnige Vorträge gehalten; die Bewegung setzt sich in die Hörsääle der Universität fort, wo sich auch von den Lehrstühlen herab eine freiere Tonart vernehmen lässt. Die alten Zöpfe sollen abgeschnitten werden, wo sie sich noch verstecken. Es ist der Beachtung werth, dass dieser Umschwung der Meinungen sich auch in den poetischen Documenten der Kantgesellschaft kenntlich macht. Im Jahre 1844 wurde Professor Cäsar von Lengerke aufgenommen und gleich an diesem 22. April — wenn ich nicht irre, dem einzigen übrigens, an dem er zu Ehren Kant's gegessen und getrunken hat — trug er, wie es im Protokoll heisst: „Beim Desert“ eine humoristische Tischrede in Versen vor, deren frischer,

kecker Zug die Tafelrunde in die heiterste Stimmung versetzt haben wird. Er hat das Gedicht demnächst in seine 1847 erschienene Sammlung „Fliegende Blätter" in etwas veränderter Form aufgenommen. Es lautet im Auszuge:

Stets war auf der Gelehrten Feld
Viel Haderkraut zu jäten!
Ihr wisst's: auch Kant beschrieb der Welt
Den Streit der Fakultäten.

Doch — ob man grimm das Schwert auch zog —
Heut, da wir Kant's gedenken,
Soll'n Philosoph und Theolog
Die Kampfesfedern senken.

Philosophie und Jus sind jetzt
Erträglich sich gewogen,
Ja, seit dem Ehgesetz zuletzt,
Das Jus den Theologen.

Die Medizin — wie scharf sie beisst —
An Milde muss gewinnen,
Umschwebt sie erst der sanfte Geist
Der Diaconissinnen.

Sofort aber giebt's ein Hetzen, sobald man sich um Immanenz und Transscendenz die Köpfe erhitzt. Einem Geist freilich gelingt es Alle zu einen. Der Dichter fordert auf, ihm in Kant's Haus zu folgen. Dort sitzt „der grosse Denker" eben beim Mahl zwischen einigen seiner Tischgenossen.

Man kostet just zum Tafelschluss
Ein Fass vom besten Jahre,
Gezollt von Nicolovius
Anbei zum Honorare.

Die Gäste gerathen bald in wilden Streit und „vergessen sich" in der Hitze des Wortgefechts beihnahe. Da mahnt Kant ernst lächelnd zum Frieden:

Der Geist der wahren Wissenschaft
Erwählt nicht solche Klingen!
Besonnen weiss des Forschers Kraft
Den Gegner zu bezwingen!

Wenn ihr als ehrlich ihn erkannt,
Sollt ihr den Gegner ehren,
Die Saat auch aus der Wahrheit Hand
In ungereiften Lehren.

Einem so guten Beispiel folgt dann auch der Dichter, indem er mit einem Pereat auf die „Zänker“ endet.

Man kommt mit diesem Gedicht wie in eine ganz andere Welt. Alles was zum Ruhme Kant's von 1770 bis 1825, also durch 55 Jahre gesungen war, mit Ausnahme des Liedes von Scheffner, der sich auch hier seine Originalität bewahrt, hat ungefähr den gleichen Charakter, mag es nun deutsch oder lateinisch geschrieben sein: man versucht die Resultate seiner philosophischen Errungenschaften in die Versform zu giessen, wählt meist feierliche antike Masse und sucht eine innerliche Beziehung zwischen dem Weltweisen und dem deutschen Volk dadurch für die Empfindung herzustellen, dass man Teuts Enkel in ossianischen Reminiscenzen declamiren lässt. Plötzlich ist der Cothurn abgeschnallt, der trübe Nebel verflogen; eine heitere Weise ertönt, die Reimpaare klingen zusammen, die Sonne des heutigen Tages scheint munter lachend auf das Blatt. Wir sind moderne Menschen geworden, und auch Kant wird uns wieder menschlicher nahe gebracht. Er ist der gelehrte Professor, der doch so gar kein Stockgelehrter war. Wir finden ihn in der Mitte einer heiteren Gesellschaft bei einem Glase Wein, den er so gut zu würdigen verstand, und die Weisheitslehre, die er predigt, steht nicht in seinem Compendium, sondern ist durch den Dichter von dem ganzen Menschen abstrahirt.

Noch viel auffallender markirt sich der Geist seiner Zeit in dem letzten Gedicht, das die Kant-Akten aufbewahren. Es gehört dem Jahre 1849 an und wurde an dem Tage vorgetragen, an dem Professor Lehrs die Würde des Bohnenkönigs repräsentirte. Es würde mich nicht wundern können, wenn es der noch lebende Autor selbst gänzlich vergessen hätte, so sehr ist es ein Erzeugniss der Stimmung, die uns damals beherrschte und jetzt völlig fremd geworden ist. Wir sind eben im April 1849, sehr verbittert durch die schweren Enttäuschungen des letzten Jahres, Politiker auch bei Tisch, etwas müde und abgespannt,

aber doch immer noch ein Bischen revolutionair gesinnt. Da schlagen denn natürlich Verse ein, wie der:

Auch Dich, eh' noch die Stoa
Dein Rede-Feu'r erstickt,
Es hat auch Dich die Boa
Des Kirchenzwangs umstrickt.
Den hellen Geist beschränken
Wollte die Klerisei,
Ministeriell zu denken,
Das stand dem Weisen frei.

Ueber Kant werden wir dann nach Frankfurt a. M. geführt, wo:

Die Weltuhr stellet Gagern
Und Simson präsidirt.

Es sieht dort trotzdem schon recht trübe aus und der Philosoph würde zu schelten haben. Die Hoffnung auf Reich und Kaiser ist hin:

So währt die Umgestaltung.
Wo bleibt das deutsche Reich?
Fort gährt die alte Spaltung
Endlos, Erbsünden gleich.

Aber der Dichter weiss zu helfen:

Lasst, Brüder, uns nicht streiten,
Stimmt alle mit mir ein:
Kant soll zu allen Zeiten
Der deutsche Kaiser sein.

Glücklicherweise nicht zu allen Zeiten: die Weltgeschichte hat's mit uns besser gemeint und uns einen wirklichen deutschen Kaiser gegeben, der Krone und Scepter führt und Macht hat im Lande. Im Reiche der Geister aber, und so war's auch gemeint, wird der Philosoph Kant hoffentlich noch lange ein Mächtiger bleiben, zu dessen Füssen sich sammeln, die der Wahrheit dienen. Sein kategorischer Imperativ macht ihn zum Imperator über eine ungezählte Schaar von wackeren Streitern für Recht und Sitte.

Es bleibt mir noch übrig ein allerletztes Gedicht aus jüngster Zeit zu erwähnen. Vor wenigen Jahren betrachtete ein mehr als Siebenzigjähriger, nun auch schon zur ewigen Ruhe eingegangener, der Frankfurter Arzt Heinrich Schwarzschild — nicht unbekannt als Homer-

Uebersetzer — lange sinnend die Statue des Königsberger Weisen und gab seinem Gefühl in folgendem, in ein Sammelbändchen „Ostseebilder" (Königsberg 1878) aufgenommenen Sonett Worte:

Vor manchem Erzbild schon bin ich gestanden,
Von Mit- und Nachwelt dankbar hochgeehrt,
Vor manchem Geistesheros, dessen Werth
Die Epigonen oft zu lang verkannten.

Von allen Helden doch, aus allen Landen,
Zu dir, Gewaltigster, mein Blick sich kehrt,
In dessen Haupt der Riesengeist gegährt,
Der uns befreit von Schlacken und von Banden.

Wie oft betrachte ich Dein eh'rnes Bild!
Die Stirn vorragend aus dem kleinen Kopfe,
Geschmückt noch mit Perrük' und dünnem Zopfe,

Die Hand, wie lehrend, hebt sich ernst und mild,
Doch unwillkürlich aus dem Aug' mir quillt —
Der Lieb und der Begeistrung warmer Tropfe.

Dieser „warme Tropfe", man wird es zugeben müssen, ist dichterisch nicht ganz unbedenklich, und auch sonst möchte sich mit den Versen ins Gericht gehen lassen. Die Sitzung würde aber lang werden, wenn man zu solcher Prüfung die sämmtlichen an Kant gerichteten Verse vorfordern wollte. Mehr als die Form erfreut bei vielen derselben die Gesinnung, die aus „Liebe und Begeisterung" nach einem poetischen Ausdruck ringt. Wo aber auch die Form untadlig ist, wird sie doch nur als ein besonders feierliches Kleid erscheinen, das die Verehrung für den grossen Denker, Bürger und Menschen Kant sich zu eigener Genugthuung umlegt. Auch diese „Verse an Kant", so gering ihr dichterischer Werth ist, mögen dafür zeugen, was ein Mann, der aufrichtig die Wahrheit suchte, den Mit- und Nachlebenden galt.

Geschichtliche Uebersicht

der

Besitzverhältnisse der Mühlen zu Guszianka und Nieden und des Flössereibetriebes in den anliegenden Gewässern.*)

Von

Oberförster **Hoffheinz** in Johannisburg.

Der sehr bedeutende fiskalische Waldcomplex, welcher in Masuren, dem südlichen Theile der Regierungsbezirke Gumbinnen und Königsberg, die sogenannte Johannisburger Heide bildet, umfasst noch gegenwärtig eine Fläche von etwa 85,000 Hektar im Zusammenhange. Für die Verwerthung der Rohprodukte dieser Wälder waren die natürlichen Wasserverbindungen innerhalb derselben seit langer Zeit von hervorragender Wichtigkeit, nicht blos zum Transport des Holzes, sondern auch zur Verarbeitung desselben auf Wasserschneidemühlen, welche ihrerseits wieder vielfach Hemmnisse für den freien Flössverkehr bildeten. Die Mühlen-Etablissements zu Guszianka und Nieden spielen in dieser Beziehung seit mehr als 100 Jahren eine wichtige, vielfach wechselnde Rolle, und wird es nicht ohne Interesse sein, ihre Vorgeschichte und

---

*) Gegenwärtig wird in Masuren ein Bauwerk wiederhergestellt, das bereits Friedrich der Grosse vor mehr als 100 Jahren errichtet hatte, das aber Ende vorigen Jahrhunderts wieder eingegangen war, d. i. die Herstellung einer Schiffschleuse für Dampfschiffe und die Ausdehnung der Masurischen Schifffahrtstrasse auf den Nieden-See. Dasselbe ist für die Schifffahrt und Flösserei in Masuren von grösster Wichtigkeit und die wechselnden Schicksale derselben mit der Geschichte der beiden Mühlen in Guszianka und Nieden eng verknüpft. Herr Oberförster Hoffheinz in Johannisburg hat aus den Akten der Regierung und andern Quellen auf Wunsch der Gumbinner Regierung eine Geschichte der beiden Mühlen verfasst, die auch für weitere Kreise Interesse haben dürfte.

Gerike, Königl. Forstmeister.

ihre Bedeutung für den früheren und gegenwärtigen Betrieb der Holzflösserei in gedrängter Darstellung kennen zu lernen.

Es wird sich dabei empfehlen, die Geschichte beider Mühlen möglichst im Zusammenhange zu verfolgen, da beide aus demselben Wasserreservoir gespeist werden und hinsichtlich der hier in Betracht kommenden, sowie der Flösserei-Verhältnisse bisher vielfach in gegenseitiger Beziehung zu einander gestanden haben.

Die vorhandenen actenmässigen Nachrichten über den Gegenstand sind mehrfach unvollständig und reichen nur bis 1774 zurück, in welchem Jahre eine Schneidemühle zu Guszianka durch den Müller Hahmann auf fiskalische Rechnung erbaut wurde. Ob daselbst schon früher eine solche Mühle bestanden, erscheint zweifelhaft, jedenfalls ist aber die Mühle zu Nieden älteren Ursprungs als die zu Guszianka. Am 26. Mai 1699 wurde die Mahlmühle zu Nieden (damals Nidden genannt) nebst etwas Acker und Wieswachs an den Wildnissbereiter Polkein erb- und ewiglich zu kölmischen Rechten veräussert. In dem Verleihungs-Documente heisst es u. a.: „Hierneben soll ihm zum Nachtheil auch auf drei Meilen Wegs um Nieden herum in der Churfürstlichen Wildniss Niemandem eine Nebenmühle anzulegen verstattet noch nachgegeben werden.“ Hieraus dürfte hervorgehen, dass damals die Mühle zu Guszianka noch nicht bestanden hat, da ihrer sonst als schon vorhanden wohl Erwähnung geschehen wäre. Wahrscheinlich war zu jener Zeit der Niederfluss die einzige Wasserverbindung des Nieder-Sees mit dem mit dem Beldahn-See und ist die künstlich hergestellte Communication durch den Ruczany-Canal (von dem polnischen ruczai = Flüsschen) und die Guszin-Seeen erst etwa 70 Jahre später entstanden. Nach der vom Forstmeister Eckert unter dem 16. Februar 1831 mit dem damals 83jährigen Eigenkäthner Pillat aufgenommenen Verhandlung ist neben der Mühle zu Nieden ums Jahr 1762 eine Flöss- und Schiffschleuse auf demjenigen damals fiskalischen Terrain angelegt, welches später zur Mühle gehörte und wurde, nachdem diese Schleuse in Nieden circa fünf Jahre bestanden, wegen der Schwierigkeiten, die das stellenweise zu flache Wasser des Niedener Flusses dem Transport bereitete, der Beschluss gefasst, diese Freischleuse eingehen zu lassen und eine andere

Wasser-Communication durch die Ruczany-Brücke nach Guszianka hin anzulegen, was auch geschah. Dem späteren Besitzer der Mühle Nieden wurde durch Privilegium vom 23. April 1765 gestattet, eine Schneidemühle daselbst anzulegen.

Etwa um dieselbe Zeit wurde in Guszianka eine Schiffschleuse an derselben Stelle eingerichtet, an welcher jetzt (1878) eine neue Kammerschleuse gebaut wird. Diese ältere Schiffschleuse muss sich sehr wenig bewährt haben, denn die Benutzung derselben wurde schon 1775, also ein Jahr nach Erbauung der Schneidemühle zu Guszianka, eingestellt und hinfort das Freigerinne neben der Schneidemühle zum Holzflössen benutzt. Die Schneidemühle zu Guszianka wurde von 1774 bis 1778 durch den Erbauer Hahmann für fiskalische Rechnung administrirt. Sie hiess damals „Beldahnsche Schneidemühle“ und wird der gegenwärtige Ortsnamen zuerst in einer Immediat-Eingabe des ꝛc. Hahmann vom Jahre 1782 um pachtweise Ueberlassung der Schneidemühle „bei Beldahnen zu Guzancken“ erwähnt. Etymologisch ist der unzweifelhaft polnische Ursprung des Wortes Guszianka nicht aufzuklären gewesen. Seit dem Mai 1778 wurde die Mühle zu Guszianka dem Müller Pelny in Administration gegeben, von 1783 bis 1789 an den ꝛc. Pelny verpachtet und der Pachtvertrag sodann auf unbestimmte Zeit prolongirt. Im October 1803 wurde der Schneidemüller Eisermann unter ähnlichen Bedingungen wie Pelny als Pächter engagirt, im Jahre 1810 aber die Guszianka-Mühle für 500 Thaler an das Hüttenamt Wondolek abgetreten und von diesem hierauf für 830 Thaler im Jahre 1815 an die Frau Schumann in Grünheide, von dieser später an den Besitzer Prejawa verkauft. Bei dem Uebergange der Mühle in Privatbesitz wurde die Benutzung der Wasserzuflüsse und des Gefälles mit veräussert, ohne dass dem Käufer wegen Gestattung der Flösserei irgend eine Verpflichtung auferlegt wurde. Unter dem 23. August 1833 erhielt der Müller zu Guszianka die Concession, bei der schon bestehenden Schneidemühle daselbst eine Mahlmühle anzulegen, mit der Massgabe, dass der Fachbaum der Mahlmühle nicht höher als der der Schneidemühle gebaut, und dass ferner der Fachbaum des Gerinnes, durch welches das Holz geflösst werden soll, zum besseren Betriebe der Flösse um einen Fuss

tiefer als der Fachbaum der Schneide- und Mahlmühle gelegt werden dürfe. Nachdem die Guszianka-Mühle bis zum Jahre 1839 in Privatbesitz gewesen, kam sie zur Subhastation und wurde für den Kaufpreis von 3065 Thalern der General-Landes-Feuer-Societät zugeschlagen, von dieser jedoch bereits im Jahre 1840 an den letzten Privatbesitzer Schulz für 3430 Thaler verkauft.

Die Niedener Mühle befand sich zu dieser Zeit im Besitz des Müllers Pessarra, welcher den ursprünglich dazu gehörigen Landbesitz inzwischen erheblich vergrössert hatte und zwar durch Ankauf von 2 Huben 28 Morg. 104 □R. bisheriges Unterförster-Dienstland bei Nieden, welches 1803 an die Försterwittwe Czerbeski in Erbpacht gegeben war, sowie durch Ankauf von 70 Morg. 18 □R. früheren Unterförster-Dienstlandes, welches dem Schreiber Büttner 1825 vererbpachtet wurde. Nachdem der Müller Pessarra im Jahre 1841 an seinem Etablissement eine Oelmühle, welche durch das Schneidemühlengetriebe in Bewegung gesetzt wurde, und darauf im Jahre 1842 noch eine Walkmühle mittelst besonders eingerichteten Gerinnes angebracht hatte, brannten am 31. October 1842 die Mühlengebäude in Nieden ab, wurden jedoch im nächsten Jahre vollständig wieder aufgebaut.

Nach einem Bericht des Bauinspectors Vogt vom Jahre 1844 hatten die Schleusenöffnungen nach dem Wiederaufbau der Mühlenwerke eine lichte Weite von 28 Fuss 10 Zoll, d. h. 15½ Zoll mehr als zulässig und als vor dem Brande durch denselben Baubeamten bei einer Revision im März 1842 vorgefunden war. Ausserdem wurde festgestellt, dass der Fachbaum der Mahlschleuse, welcher 9 Fuss ¼ Zoll unter der Oberkante des mittleren Brückenbelages liegen sollte, 7¾ Zoll niedriger, und dass der Fachbaum der Freischleuse 17 Zoll zu tief gelegt war. In Folge dessen wurde durch Regierungs-Verfügung angeordnet, dass diese Eigenmächtigkeiten durch Auffutterung des Fachbaums und Anfutterung der Griesständer abgestellt werden sollten.

Ueber den Umfang der Flösserei auf den masurischen Seeen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fehlt es zwar an zuverlässigen Nachrichten, doch lässt sich annehmen, dass der Holztransport eine Zeit lang ziemlich bedeutend gewesen sei, da für die Herstellung

von Flösssstrassen sehr erhebliche Aufwendungen gemacht wurden. In den Jahren 1764 bis 1766 wurden die zusammen 1669 Ruthen langen fünf Kanäle zwischen dem Spirding-, Taltowisko-, Kott-, Schimon-, Gurkel-, Löwentin- und Mauer-See, sowie ein sechster Kanal von 611 Ruthen Länge aus dem letztgenannten See in den Angerapp-Fluss bei der Stadt Angerburg gegraben, ferner drei hölzerne Schiffschleusen bei Lötzen, Talten und Guszianka, sowie drei dergleichen Schleusen in der Angerapp, behufs Umgehung der Mühlenwehre, gebaut, auch die in der Angerapp lagernden vielen grossen Steinblöcke fortgeschafft und die seichten Stellen und Stromschnellen durch Faschinenwerke eingeschränkt. Auf der so hergestellten Wasserstrasse zwischen Johannisburg und Angerburg, deren Anlage die Summe von ca. 162,500 Thlrn. kostete, gingen eine Reihe von Jahren neun grosse für Königl. Rechnung erbaute Schiffsgefässe. Das mit diesen Kanal-Anlagen ursprünglich verbundene Projekt, den Angerapp-Fluss von Angerburg bis Insterburg schiffbar zu machen, um so die masurischen Wasserbecken mit Königsberg und der Ostsee in Verbindung zu setzen, scheiterte leider an den Schwierigkeiten, welche aus der gegen 400 Fuss betragenden Höhenlage dieser Wasserbecken über dem Spiegel der Ostsee und der geringen Entfernung von nur 7 bis 8 Meilen vom Mauer-See bei Angerburg und dem Pregel bei Insterburg sich ergaben. Selbst die Flössbarmachung der Angerapp war nicht gelungen, so dass der Holzabsatz aus den masurischen Forsten auf die den obigen Seeen und Kanälen zunächst belegenen kleinen Städten und Ortschaften beschränkt bleiben musste. Da der hierdurch erzielte Gewinn die erheblichen Kosten der Unterhaltung der Kanäle, Schleusen, Brücken und Kähne nicht deckte, so wurde schon im Jahre 1789 nicht blos der bis dahin auf fiskalische Kosten betriebene Holztransport eingestellt, sondern auch die weitere Unterhaltung der neuen Wasserstrasse völlig aufgegeben, sogar die Abtragung und Verschüttung der erwähnten sechs Kammerschleusen veranlasst. Erst viel später, im Jahre 1824, wurden die fast ganz verfallenen Kanäle zwischen dem Spirding- und Mauer-See wiederhergestellt.

Was speciell die Holzflösserei durch die Mühlen zu Guszianka und Nieden betrifft, so war die letztere Passage wegen des theilweise flachen

Wassers und morastigen Grundes im Niedener Fluss nur mit Schwierigkeiten zu benutzen, wurde jedoch, da auch die Schleuse in Guszianka für den Holzdurchlass nicht vortheilhaft eingerichtet war, mehrfach zur Aushilfe gebraucht. In einem Berichte des Kaufmanns Schnell vom Jahre 1802 wird angeführt, dass die Mühlenschleuse zu Guszianka sehr irregulär gebaut sei, indem sie nicht nur 1½ Fuss zu hoch liege, sondern auch in der Mitte einen ganz unzweckmässigen Abfall habe. Es bleibe daher das Bauholz beim Durchflössen auf dem Abfall liegen und müsse mit Tauen, welche um das Mühlenrad gelegt würden, durchgezogen werden. Ferner befinde sich die Schleuse in desolatesten Umständen und sei so enge angelegt, dass nicht füglich zwei Stücke von stärkerem Caliber durchpassiren könnten. Als bald darauf, im Jahre 1806, die Guszianka-Schleuse so schlecht war, dass Holz nicht durchgelassen werden konnte, war man mit dem Müller zu Nieden, der schon im Frühjahre 175 Stück Hamburger Balken durch seine Schleuse gelassen, darüber einig geworden, dass er solches auch mit 833 Stück Schwammbäumen gegen ein Schleusengeld von 6 Groschen (= 20 Pf.) pro Stück thue.

Dass man bei der im Jahre 1839 eingetretenen Subhastation der Mühle zu Guszianka auf die Acquisition derselben Seitens der Forstverwaltung keinen besonderen Werth legte und diese günstige Gelegenheit dazu unbenutzt liess, dürfte nur dadurch zu erklären sein, dass man ihre Bedeutung für den Flössereibetrieb nicht völlig erkannte und sie durch andere Wasserwege, namentlich den durch die Niedener Mühle und den Niedener Fluss führenden, ohne Schwierigkeiten umgehen zu können glaubte. Denn nicht lange vorher, im Jahre 1832, hatten bereits Unterhandlungen wegen Rückkaufs der Guszianka-Mühle für den Fiskus stattgefunden, welche nur wegen zu hoher Forderung des damaligen Besitzers zu keinem Resultate führten. Um ihn zur Ermässigung seiner Forderung zu veranlassen, richtete man im Jahre 1835 die Holzflösserei bei der Niedener Mühle und auf dem Niedener Fluss ein, indem bei Gelegenheit des Neubaues der Niedener Schleusenwerke die Mahl- und Schneidemühlen-Gerinne enger gemacht und die Freischleuse durch Erweiterung zum Durchlassen von Flössen in verbundenen Traften

eingerichtet und der damalige Besitzer Brückner gegen eine Beihilfe von 200 Thalern durch gerichtlich vollzogenen Contrakt verpflichtet wurde, die Freischleuse in dieser Art für ewige Zeiten zu erhalten und zur Flösserei benutzen zu lassen. Der ꝛc. Brückner war nach diesem Vertrage berechtigt, ein Schleusengeld von 15 Sgr. pro Stunde für den Durchlass der Flösshölzer durch seine Schleuse zu erheben. Diese von dem ꝛc. Brückner übernommene Verpflichtung konnte übrigens später gegen die Besitznachfolger desselben nicht mehr geltend gemacht werden, da es verabsäumt war, diese Verpflichtung hypothekarisch eintragen zu lassen. Indessen war die Vertiefung des Niedener Flusses so unzureichend erfolgt, dass, ähnlich wie schon im Jahre 1767, die Flösserei sehr bald wieder hieran scheiterte. Zur Ausführung der Vertiefungsarbeiten war im Jahre 1832 die Summe von 910 Thalern veranschlagt, ausschliesslich des Werths von 33 Schwammbäumen und der erforderlichen Faschinen. Obwohl diese Summe zur gründlichen Räumung bei Weitem nicht ausreichend war, so kam doch selbst davon nur ein kleiner Theil zur Verwendung. Der Forstmeister Eckert wurde im Jahre 1834 angewiesen, von den veranschlagten Vertiefungsarbeiten nur die dringendsten zu extrahiren, welche sodann durch Ministerial-Rescript genehmigt und für im Ganzen 201 Thaler ausgeführt wurden. Trotz dieser mangelhaften Räumung ist die Flösserei durch den Niedener Fluss im Jahre 1835 doch in ziemlich beträchtlichem Umfange, nach einem Berichte des ꝛc. Eckert mit 6000 Stück Bauholz betrieben worden.

Dass diese Räumung nicht von nachhaltigem Erfolge sein konnte, erhellt zur Genüge aus einem späteren bautechnischen Gutachten vom Jahre 1853, nach welchem die Kosten einer einmaligen Vertiefung des fraglichen Flusses auf 3 Fuss Wassertiefe bei 20 Fuss Breite auf nahezu 6000 Thaler veranschlagt wurden.

So war denn der Flössverkehr aus dem Niedener nach dem Beldahn-See in Kurzem wiederum fast ausschliesslich auf die Mühlenschleuse in Guszianka angewiesen, deren Besitzer dieses natürliche Monopol begreiflicherweise zu seinem Vortheil ausbeutete und durch willkürlich erhobene Durchgangszölle in der Lage war, auf den Holzabsatz in den betreffenden Revieren in hohem Masse lähmend einzuwirken. Nach

einer allerdings nur annähernd zuverlässigen Zusammenstellung des Forstinspectors Kettner vom Jahre 1851 wurden in den zehn Jahren 1841 bis 1850 durchschnittlich jährlich durch die Guszianka-Schleuse geflösst: 3416 Stück Kiefern Bauholz, 27 Stück Laubholz-Nutzenden, 2000 Stangen, 4 Klafter Nutzholz, 1063 Klafter Nadelbrennholz, 201 Klafter Laubbrennholz. Das für dieses Holzquantum erhobene Schleusengeld betrug nach dieser Zusammenstellung circa 542 Thaler, welcher Betrag, zumal mit Rücksicht auf die gänzlich willkürlichen Sätze, durchaus nicht als übermässig hoch zu bezeichnen ist. Es ist indess wahrscheinlich, dass die Angaben des ꝛc. Kettner, welche nur auf überschlägigen Ermittelungen beruhten, die wirklich durchgeflösste Holzmasse nicht erreichten.

Auf die Verbreiterung und Vertiefung der oben erwähnten Kanäle zwischen dem Spirding- und Mauer-See wurden in den Jahren 1845 bis 1848 über 20,000 Thaler aus Staatsfonds aufgewendet. An den Seeseiten wurden diese Kanäle durch Steinmolen befestigt. Fast gleichzeitig (1846—49) wurde die Wasserverbindung zwischen Johannisburg und dem Spirding-See, welche bisher auf beschwerlichem Umwege durch die den Kessel- und Bialolofker-See verbindenden seichten und morastigen Flussarme ging, durch die Anlage des Schifffahrts-Kanals aus dem Rosch- in den Sexter-See um fast drei Meilen abgekürzt. Dieser Kanal, sowie die Kanäle zwischen dem Spirding- und Mauer-See, sind später noch vertieft und an den Seiten gegen das Abspülen der Böschungen befestigt, so dass sie auch für die grösseren Dampfböte bequem zugänglich sind.

Nachdem im Laufe der Zeit, bei allmählig gesteigertem Flössbetriebe, das Erforderniss der Befreiung desselben von den Hemmnissen willkürlicher Schleusenzölle immer deutlicher und dringender hervorgetreten war, wurde im Jahre 1849 mit dem Mühlenbesitzer Schulz in Guszianka zunächst hinsichtlich der Feststellung billiger Forderungen für das Flössen durch seine Schleuse unterhandelt. Diese Verhandlungen blieben ohne Erfolg, und fasste man, um die Benutzung dieser Schleuse entbehrlich zu machen, schon damals die Anlage einer Flössschleuse neben der Schneidemühle ins Auge. Die Kosten einer solchen Anlage,

welche auf derselben Stelle ausgeführt werden sollte, auf welcher schon in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Schiffschleuse kurze Zeit bestand, wurden auf 13,000 Thaler veranschlagt. Eine wesentliche Schwierigkeit ergab sich jedoch aus der Verpflichtung, den Müller Schulz für die ihm auf diese Weise entzogene Wasserkraft zu entschädigen. Der ɪc. Schulz verlangte im Jahre 1852 für die Gestattung der Benutzung des alten Flösskanals eine Entschädigung von 25,000 Thlr. und ausserdem die Sicherstellung eines Minimalwasserstandes von 2 Fuss über dem Fachbaum, offerirte jedoch gleichzeitig sein ganzes Mühlen-Etablissement mit sämmtlichen Wasserzuflüssen dem Fiskus zum Ankauf für den Preis von 40,000 Thalern, fast das Zwölffache der Summe, die er selbst vor zwölf Jahren für das Etablissement gegeben. Hieraus geht deutlich genug hervor, welchen Werth der ɪc. Schulz seiner Besitzung beilegte, die er selbst als den Schlüssel zu den oberhalb der Mühle gelegenen Forsten bezeichnete. Da man auf so exorbitante Forderungen nicht einzugehen geneigt war, so wurden verschiedene Vorschläge gemacht, um auf anderen Wegen zum Ziele zu gelangen. Das zum Betriebe einer Flössschleuse in Guszianka erforderliche Wasser sollte den oberen Seeen durch Eröffnung eines Zuleitungskanals aus dem Jegodschin- nach dem Przylassek-See ersetzt und den Entschädigungsansprüchen des ɪc. Schulz auf diese Weise der Boden entzogen werden. Es wurden jedoch nicht ganz ungegründete Bedenken geltend gemacht, ob dieser Kanal, dessen Herstellung 1400 Thaler kosten sollte, eine ausreichende Wassermenge nachhaltig liefern werde, um gegen alle Ersatzforderungen geschützt zu sein. Ferner wurde auch die schon mehrfach versuchte Flössbarmachung des Niedener Flusses nochmals in Erwägung gezogen und endlich hinsichtlich der Einrichtung einer Holzbahn, eines sogenannten trockenen Durchlasses bei der Nieden-Mühle verhandelt. Der damalige Besitzer dieser Mühle, Pessarra, erklärte sich 1852 bereit, gegen eine Summe von 6000 Thalern die Vertiefung des Niedener Flusses auf drei Fuss in zwanzig Fuss Breite zum Flössen herzustellen. Ausserdem verlangte derselbe noch 2000 Thaler für die Einrichtung und Unterhaltung seiner Schleuse zum Durchlassen oder Herüberschaffen der Flösshölzer.

In Folge dieser Offerte und eines Berichts des Forstmeisters Eckert über die Flössbarkeit des Niedener Flusses bei gehöriger Räumung wurde durch Ministerial-Rescript vom Januar 1853 der Regierungs- und Baurath Gerhardt in Gumbinnen beauftragt, die Flössverhältnisse an Ort und Stelle eingehend zu untersuchen und Vorschläge über die zweckmässigste hierauf bezügliche Anlage zu machen. In dem sehr umfassenden und gründlichen Bericht, den ꝛc. Gerhardt im März desselben Jahres hierauf erstattete, hebt derselbe zunächst hervor, dass die Nieden-Mühle seit langer Zeit durch die Guszianka-Mühle im Wasserzufluss auf ungerechtfertigte Weise erheblich beeinträchtigt sei. Der Besitzer der Nieden-Mühle, des unzweifelhaft älteren Etablissements, habe gegen diese rechtswidrige Benachtheiligung fortgesetzt, jedoch ohne Erfolg, protestirt. Die dem Müller in Guszianka im Jahre 1833 ertheilte Concession zur Anlage einer Mahlmühle neben der Schneidemühle und zur Tieferlegung des Fachbaums sei nicht, wie gesetzlich vorgeschrieben, publicirt und könne daher jederzeit zurückgenommen werden. Die durch diese Concession ihm eingeräumten Befugnisse seien überdies durch den Besitzer der Guszianka-Mühle erheblich überschritten, da das Schneidemühlen- und Freigerinne bis zum Jahre 1833 nur eine Breite von zusammen 9 Fuss gehabt habe, bei dem concessionirten Umbau demselben aber eine Breite von 18 Fuss 6 Zoll und später die gegenwärtige Breite von 18 Fuss 11½ Zoll gegeben sei. Der Besitzer der Nieden-Mühle habe sich in den Jahren 1844 und 1845 auch über diese Erweiterung wiederholt beschwert, jedoch sei in dem ihm ertheilten Bescheide vom Jahre 1845 dieses Theils der Beschwerde nicht weiter gedacht. Es erscheine dringend geboten, den Niedener Müller gegen weitere Verkürzung seiner Rechte zu schützen, während durchaus keine Veranlassung vorliege, gegen den Gusziankaer Müller hinsichtlich der Ueberschreitungen, die er sich in eigenmächtiger Weise erlaubt habe, noch länger Nachsicht zu üben. In einer nachdrücklichen Beschränkung dieser ungerechten Erweiterung seiner Befugnisse sei zugleich ein wirksames Mittel gegeben, denselben zu einer Ermässigung seiner übertriebenen Forderungen zu veranlassen.

Was die weiter zu ergreifenden Massregeln zur Hebung und Er-

leichterung des Flössverkehrs betrifft, so hält der ꝛc. Gerhardt es nicht für zweckmässig, auf das Anerbieten des Mühlenbesitzers Schulz zur Benutzung seiner Schleuse oder zur Anlage einer Schiffschleuse zum Holzflössen gegen Entschädigung einzugehen, obwohl der ꝛc. Schulz diese Entschädigung, welche er ein Jahr vorher auf 25,000 Thaler festsetzte, inzwischen auf 16,000 Thlr., sodann auf 10,000 Thlr. ermässigt hatte. Ebenso verwirft ꝛc. Gerhardt auch die projektirte Anlage einer Holzbahn und die mit dem Projekte eines Schleusenkanals zwischen dem Kl. Guszin- und Beldahn-See in Verbindung stehende Anlage eines Zuleitungskanals aus dem Jegodschin- nach dem Przylassek-See. Für sehr wohl ausführbar hält der genannte Baubeamte dagegen die Anlage eines Kanals zwischen dem Gr. Guszin- und Beldahn-See, welcher Kanal in einer Länge von 70 Ruthen die bei Guszianka belegenen, damals zum Gute Popiellnen gehörigen Kruggrundstücke durchschneiden sollte. Eine in der Mitte des Kanals zu errichtende Dampfschneide-Mühle hätte das Holz aus dem Oberwasser zu ziehen und geschnitten in das Unterwasser hinabzulassen. Nebenher wäre noch die Herüberschaffung anderer Hölzer auf geneigten Ebenen, die neben der Schneidemühle einzurichten seien, angänglich. ꝛc. Gerhardt macht nun den Vorschlag, zur Sicherstellung dieses Projekts zunächst das dazu erforderliche Kruggrundstück unter der Hand für den Fiskus erwerben zu lassen, sodann aber noch:

1) die dem Müller zu Guszianka im Jahre 1833 ertheilte Concession zurückzunehmen,
2) bei den Mühlen zu Guszianka und Nieden Merkpfähle setzen zu lassen, welche angeben, bis zu welchem Wasserstande der Gusziankaer Müller nur abmahlen dürfe, damit der Niedener Mühle zwei Fuss Wasser über dem Fachbaum verbleiben;
3) weitere Verhandlungen mit dem Besitzer der Mühle Nieden anzuknüpfen über die Einrichtung der Flösserei und Schifffahrt auf dem Niedener Fluss;
4) dem letzteren Besitzer die Concession zur Senkung des Niedener Schleusen-Fachbaums zum Holzflössen zu ertheilen.

Obwohl keiner dieser Vorschläge zur praktischen Ausführung gelangt ist, so ist es doch sehr wahrscheinlich, dass ihr theilweises Bekannt-

werden den Besitzer der Guszianka-Mühle, welcher zu den Ländereien derselben inzwischen noch das Kruggrundstück erworben hatte, zur Ermässigung seiner überspannten Forderungen veranlasst hat. Denn schon zwei Jahre darauf gelangten die fortgesetzten Verhandlungen über den Ankauf der Mühlen zu Guszianka und Nieden zum definitiven Abschluss und es wurden so mit einem Schlage alle Schwierigkeiten, die in der mangelnden freien Disposition über diese Etablissements ihren Grund hatten, dauernd beseitigt. Mittelst Contrakts vom 16. Mai 1855 wurden von Sr. Majestät dem Könige für das Königl. preussische brandenburgische Hausfideicommiss angekauft:

1. das Mühlen- und Kruggrundstück zu Guszianka von dem Besitzer Ludwig Schulz für	29,200 Thlr.,
2. das kölmische Gut Rohra No. 1 vom demselben für	1,300 „
3. das kölmische Mühlengut Nieden No. 2 nebst ehemaligem Unterförster-Etablissement Nieden von dem Besitzer Friedrich Pessarra für	23,000 „
zusammen für	53,500 Thlr.

Der Termin zur Uebergabe dieser Grundstücke wurde auf den 1. December 1855 festgesetzt.

Nach einer Zusammenstellung vom 7. April 1858 betrugen die mit den Mühlen zu Guszianka und Nieden angekauften Landflächen:

1. zur Mühle Nieden	144	Morg.	37	□R.,
darunter vom früheren Förster-Etablissement Nieden 9 Morg. 178 □R.,				
2. zur Mühle Guszianka:				
a) bei Guszianka	76	„	100	„
b) bei Rohra	85	„	21	„

Beide Mühlen wurden demnächst auf sechs Jahre, vom 2. Januar 1856 bis 1862 verpachtet, und zwar die Mühle zu Guszianka nebst Insthaus und circa 4 Morgen Land an den Holzhändler E. Lehmann für jährlich 510 Thaler, die Mühle zu Nieden nebst circa 59 Morgen Land an Pessarra, den Sohn des früheren Besitzers, für jährlich 500 Thaler. Als Pertinenzien zur Mühle Nieden waren ausserdem drei im Dorfe Nieden belegene Insthäuser nebst zugehörigen Hausgärten angekauft,

von welchen zwei durch meistbietende Verpachtung nutzbar gemacht, eines aber laut Kaufvertrages als Altensitz dem pensionirten Steueraufseher Büttner nebst einem Ausgedinge überlassen werden musste und noch gegenwärtig von der Wittwe des ꝛc. Büttner bewohnt wird. Von den übrigen mit der Mühle Nieden angekauften Flächen lagen eine Wiese bei Concewen und zwei Wiesen im Forstrevier Kurwien (zusammen 26 Morg. 52 □R.), der Rest aber ist aufgeforstet.

Von den Ländereien der Guszianka-Mühle wurden ca. 34 Morgen an E. Lehmann verpachtet, ca. 22 Morgen der Försterstelle Beldahn und ca. 15 Morgen der Oberförsterei Guszianka als Dienstland zugelegt. Ausserdem erhielt der Oberförster 74 Morgen von den Rohra-Ländereien als Dienstland, der Rest dieser, sowie ein kleiner Theil der bei Guszianka gelegenen Krugländereien wurde aufgeforstet. Später (im Jahre 1869) wurde dem Oberförster der bei Rohra gelegene Dienstacker abgenommen und dafür ca. 28 Morgen des bei Guszianka gelegenen Ackerlandes als Dienstland zugelegt.

Während der Pachtzeit von 1856 bis 1862 wurden gegen den Pächter Pessarra fortgesetzt Beschwerden geführt wegen Erniedrigung des Fachbaums der Mühle Nieden und Benachtheiligung des Mühlenpächters zu Guszianka. Am Anfange des Jahres 1860 petitionirte Pessarra um Erlass der Pacht, da er wegen Wassermangels in den letzten drei Jahren und wegen ungünstiger Conjuncturen im Holzgeschäft nicht im Stande sei, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Da sich sehr bald die gänzliche Zahlungsunfähigkeit des ꝛc. Pessarra herausstellte, so wurde die Mühle Nieden ihm abgenommen und vom 2. Januar 1861 ab an den Pächter der Mühle Guszianka mit der Bedingung verpachtet, dass ꝛc. Lehmann für das Jahr bis 2. Januar 1862 für diese Mühle die Pacht von 450 Thalern zahlte. Vom 2. Januar 1862 ab wurden beide Mühlen zusammen an den ꝛc. Lehmann auf den zwölfjährigen Zeitraum bis zum 2. Januar 1874 für die jährliche Pachtsumme von 450 Thalern, jedoch mit der contraktlichen Verpflichtung verpachtet, sowohl die Mahl- als die Schneidemühle in Guszianka nach den von der Königl. Regierung ihm vorgelegten Anschlägen und Zeichnungen neu aufzubauen, ohne dafür eine Vergütung aus fiskalischen Fonds be-

anspruchen zu können, und bei seinem Abgange aus der Pacht diese Baulichkeiten dem Fiskus unentgeltlich zu überlassen. Die Verpflichtungen des Pächters hinsichtlich der zu gestattenden Durchschleusung von Bau-, Nutz- und Brennholz durch die Freischleuse wurden in diesem sowie in dem früheren Pachtcontrakt durch ein besonderes, dem letzteren annectirtes Regulativ geregelt.

Mittelst Vertrages vom $\frac{\text{14. Mai}}{\text{7. Juni}}$ 1870 sind die Mühlen Guszianka und Nieden mit Pertinenzien und dem Gute Rohra, sowie nebst verschiedenen anderen Fideicommiss-Besitzungen von dem Königl. preussischen Brandenburgischen Hausfideicommiss gegen das Forstrevier Alt-Schadow an den Forstfiskus im Tauschwege abgetreten.

Bei Ablauf der Mühlenpachtperiode 1862—74 wurde die gesonderte Ausbietung der Mühlen zu Guszianka und Nieden in Erwägung gezogen, jedoch der Vereinigung der beiden Mühlen zu einem Pachtloose aus dem Grunde der Vorzug gegeben, um den unvermeidlichen Conflicten zwischen zwei auf denselben Wasserzufluss angewiesenen Pächtern vorzubeugen, deren gegenseitige Benachtheiligungen, wie frühere Erfahrungen genugsam bewiesen haben, selbst durch energische Controlmassregeln nicht ganz vermieden werden konnten und eine fortgesetzte sehr lästige Beaufsichtigung erforderlich gemacht hätten. Da überdies ein sehr erheblicher Theil des Oberwassers für die Flösserei von Bau- und Brennholz durch die Guszianka-Mühle verbraucht wird und in trockenen Jahren, um die zum Flössen erforderliche Wasserhöhe anzusammeln, häufig sogar beide Mühlen zeitweise, eine derselben aber für längere Zeit stillstehen muss, so erschien es sehr zweifelhaft, ob die Mühle zu Nieden, für sich allein verpachtet, sich als lebensfähig erwiesen hätte. Die Sicherung eines ungehinderten Flössverkehrs aber war bei der in den letzten Jahren sehr merklich hervorgetretenen Zunahme desselben in erster Reihe zu berücksichtigen. Demnach wurden beide Mühlen zusammen nebst Zubehör mittelst Contrakts vom 17. November 1873 für die sechs Jahre vom 2. Januar 1874 bis 1880 und die jährliche Pacht von 1050 Thalern im Wege des Meistgebots an den früheren Pächter E. Lehmann unter im Wesentlichen denselben Bedingungen wie bisher verpachtet.

Obwohl bei dieser Verpachtung die Interessen der Flösserei in jeder Beziehung gewahrt, namentlich der zum Flössereibetrieb erforderliche Minimalwasserstand in dem Oberwasser der Schleuse festgesetzt und durch einen mit Blech beschlagenen Merkpfahl sichergestellt war, so machten sich doch die Schwierigkeiten bei Benutzung dieser Flössstrasse mit jedem Jahre mehr geltend. Seit Eröffnung der Eisenbahn von Königsberg bis Lyck war auch dem Brennholz der masurischen Forsten ein weiteres Absatzgebiet erschlossen. Von den Ufern des Beldahn- und Spirding-Sees aus führten während der offenen Jahreszeit fünf Dampfböte die während des Winters mit Fuhrwerk oder später auf dem Flösswege aus den oberhalb gelegenen Seeen herangeschafften Brennholzvorräthe in Schleppkähnen nach weiteren Absatzorten, grösstentheils nach Lötzen, von wo sie per Bahn nach Königsberg transportirt wurden. Alles Brennholz, welches in der Nähe der oberhalb der Guszianka-Schleuse gelegenen Seenkette (Guszin-Seeen und Nieder-See) zum Einschlage kam, musste, um zu Wasser transportirt zu werden, zunächst in Flösse verbunden, unterhalb der Schleuse zu Guszianka aber wieder auseinander geschlagen, aus dem Wasser gefischt, getrocknet und dann in Schleppkähnen verladen werden. Dieses durch das Wasser zum Theil ausgelaugte Holz verliert erheblich an Brennkraft und steht daher niedriger im Preise als das direct in Kähnen verladene. Ausserdem erhöhen sich die Transportkosten durch die Flösserei, abgesehen von den dabei unvermeidlichen Verlusten. Bei niedrigem Wasserstande in der Schleuse reichte der Wasservorrath zum Durchflössen bedeutender Holzmassen, welche in kurzen Zwischenräumen auf einander folgten, sehr häufig nicht aus, selbst wenn der Betrieb der Mühlen eingestellt wurde. Es mussten dann Bau- und namentlich Brennholzflösse mit grossem Zeit- und Wasserverlust von Mannschaften durch die Schleuse geschleppt werden. Brennholzflösse lösten sich, wenn sie nicht sehr fest gebunden waren, beim Durchgang durch die Schleuse auf und mussten sodann mühsam auf Kähnen zusammengesucht werden. In Folge aller dieser Uebelstände wurden in den letzten Wintern bei gutem Schlittenwege häufig Brennholzbestände von zwei Meilen und weiter an die Seeufer unterhalb der Schleuse geschafft, selbst wenn sie viel näher

an oberhalb gelegenen Seeen lagerten, um das Flössen des Holzes zu vermeiden. Einzelne Händler versuchten auch in kleineren, durch Segel oder Menschenhand fortbewegten Schleppkähnen Brennholz von den Ufern des Nieder-Sees bis Guszianka zu schaffen, woselbst dann allerdings noch ein kurzer Landtransport behufs Verladung in die Dampfer-Schleppkähne erforderlich wurde.

Aus den angeführten Mängeln des bisherigen Wassertransports in Verbindung mit der Erwägung, dass der Umfang und die Bedeutung dieses Transports in nicht ferner Zukunft noch eine erhebliche Steigerung erwarten liessen, ergab sich immer dringender die Veranlassung, auch den von einem bedeutenden Forstcomplex umgebenen Nieder-See für Dampfer und Schleppkähne zugänglich zu machen und die Wasserstrasse zwischen diesem und dem Beldahn-See von den Hemmnissen der Mühlenwehre zu befreien. Zu diesem Zweck wurde das schon früher mehrfach erörterte Projekt der Herstellung einer Kammerschleuse in Guszianka, an derselben Stelle, wo bereits in den Jahren 1765—75 eine solche Schleuse bestanden hatte, wieder aufgenommen.

Nach dem mit dem Unternehmer, Mühlenpächter E. Lehmann, abgeschlossenen Contrakt soll der Bau dieser Kammerschleuse, welcher im Sommer 1877 begonnen wurde, bis zum 1. August 1878 beendigt werden. Um die massive Chausseebrücke über den Ruszany-Kanal auch für die grösseren Dampfböte passirbar zu machen, ist die Erhöhung des gemauerten Bogens dieser Brücke erforderlich. Ferner muss die hölzerne Brücke über die Seeenge zwischen dem Gr. und Kl. Guszin-See beseitigt werden, was ohne Nachtheil für den Landverkehr geschehen kann, indem der von Weissuhnen nach Guszianka führende Weg auf die nördliche Seite des Kl. Guszin-Sees verlegt wird. Endlich wird noch eine erhebliche Vertiefung des stellenweise sehr seichten Fahrwassers im Gr. und Kl. Guszin-See sowie im Ruczany-Kanal eintreten müssen, um dasselbe für Dampfer und Schleppkähne passirbar zu machen.

Littauische Sagen.*)

Gesammelt von

A. G. Langkusch.

Die nachfolgenden Sagen sind auf Veranlassung des literarischen Kränzchens in Königsberg von A. G. Langkusch in Kalleningken bei Heidekrug namentlich in den Gerichtskreisen Memel, Heidekrug und Tilsit gesammelt worden. Bei Veröffentlichung derselben erscheint es angemessen, den Ton des Volksmundes, soviel es angeht, beizubehalten, und in der Anordnung die von Jacob Grimm in seiner Mythologie aufgestellten Gesichtspunkte zu Grunde zu legen. An erster Stelle mögen daher stehen die Sagen über

I. Wichte und Elbe.

1. Slomspetters.

Am Algawischker Teiche im Kreise Niederung konnte in alten Zeiten niemand vorbeigehen, ohne mit Wasser und Schlamm bespritzt,

*) Die drei ersten Sagen sind bereits von Ed. Hubaczek in den „Unterhaltungen des literarischen Kränzchens in Königsberg“ No. 14 u. 15 (Juni u. Juli 1866) mitgetheilt; warum nur diese drei, ist aus den folgenden Nummern des genannten Blattes, das mit No. 30 am 16. Mai 1868 seinen dritten und letzten Jahrgang von 1867 abschloss, nicht zu ersehen. Ed. Hubaczek hatte nach Auflösung des literarischen Kränzchens das Msc. an sich genommen und es kurz vor seinem in Berlin erfolgten Tode an H. Frischbier zur Uebermittelung an die Redaktion der Altpr. Monatsschrift gegeben. Durch den Abdruck der vollständigen Sammlung wird nunmehr vielseitig geäusserten Wünschen entsprochen mit dem Bemerken, dass sie sonst noch nirgend gedruckt ist. Es ist nöthig dies zu bemerken, weil man in buchhändlerischen und vielleicht auch andern Kreisen das Vorhandensein eines Buches unter dem Titel: „Langkusch, litthauische Volkssagen“ vorauszusetzen scheint. Vgl. Buchhändler-Börsenblatt v. 10. Aug. 1877. No. 184. S. 2989. Ueber den Sammler selbst ist nichts weiter zu ermitteln gewesen. R.

ja oft auch mit lebenden Fischen beworfen zu werden. Auch mancher andere Schabernack kam vor; doch konnte kein menschliches Auge je den Thäter entdecken. Ein in der Nähe wohnender Wirth, der eines Tages auch vorbeiging und wie gewöhnlich mit Wasser begossen wurde, fasste endlich ein Herz und fragte: Wer ist da? — „Ich!“ antwortete es aus dem Teiche. — Was bist du? — „Der Wassermann!“ — Wie heisst du? — „Slomspetters!“ — Nun, Slomspetters, was sind das für Streiche? Weswegen lässt du keinen Menschen in Ruhe? — „Aus langer Weile! Ladet mich zu euren Gastereien ein und ich bin zufrieden.“ — Das soll geschehen; aber dann halte auch Frieden! — „Wenn ihr Wort haltet!“ — Des Wirths Abenteuer wurde bald in der Gegend ruchbar, und man war neugierig, den Wassermann kennen zu lernen. Ein Nachbar wollte einen Kindtaufschmaus geben und ging an den Teich. Slomspetters! rief er. — „Ja!“ — Morgen feire ich Kindtaufe und lade dich zu Gast! — „Schön! Ich werde kommen!“ — Am andern Tage nach dem Kirchlichen (es soll schon gedämmert haben) trat ein etwas seemännisch, aber fein gekleideter, breitschultriger, brauner Mann mit einem grossen Korbe voll lebender Fische am Arm zum Kindtaufsvater. „Hier ist mein Pathengeschenk!“ sagte er. Dann wandte er sich zu dem Säuglinge, sah ihn lange an, küsste ihn auf die Stirn und sprach: „Jüngelchen, ein Fischer sollst du werden, wie wenige! Immer viel Fische, viel Fische im Netz. Und nun ging er zur übrigen Gesellschaft. Seine Spässe waren zwar etwas derb, aber voll sprudelnder Laune, und wer nicht wusste, dass er der Wassermann Slomspetters war, hielt ihn für einen lustigen Steuermann. Lange war ein so vergnügtes Kindtaufen nicht in der Gegend gewesen.

Viele Jahre hindurch war Slomspetters nun fröhlich mit den Fröhlichen, und niemand wurde mehr von ihm gehudelt. Aber Alles hat sein Ende. Eines Tages, als er wieder eingeladen werden sollte, erschien Slomspetters nicht und alles Rufen nach ihm war vergeblich.

Noch immer kräuselt der Algawischker Teich seine Wellen, aber kein Slomspetters lässt sich sehen, und nur wenige wissen überhaupt noch von ihm und seinem ehemaligen Treiben. Die Menschen sind gar zu nüchtern geworden.

2. Die Seejungfrauen im Tilsiter Schlossteich.

Vor vielen, vielen Jahren soll Tilsit ganz anders ausgesehen haben als heutzutage. So schöne Häuser, wie jetzt, waren noch nicht erbaut, auch waren die Leute noch nicht so reich; und doch hat mancher auch da schon sein Glück gemacht. Ein Bauerssohn aus der Umgegend musste Soldat werden; man bestimmte ihn zum Tambour, und gern oder ungern, er musste das Kalbfell pauken. Um sich ungestört zu üben, ging er gewöhnlich hinter einen Busch am Schlossteich. Eines Abends im Hochsommer begab er sich mit seiner Trommel auch dahin, und — wollte seinen Augen nicht trauen; denn drei engelschöne Mädchen badeten. Er sah und sah; endlich bog er das Gebüsch auseinander. Die Kleider der Mädchen, lange grüne Gewänder und Schleier, lagen da. Wie ein Blitz sprang der Tambour hervor, raffte alles zusammen und dachte: „Ich will doch einmal sehen, was da herauskommen wird; mich dünkt, mit denen hat es seine eigene Bewandniss.“ Die Mädchen bemerkten ihn, schrien laut auf und die Schönste schwamm heran und bat um Rückgabe der Kleider. Auch die beiden andern kamen heran und baten ihn mit süssen Worten. Der Soldat blieb unbewegt; die Mädchen fingen an zu zittern und brachen in Thränen aus. „Fremdling“ baten sie „vergreife dich nicht an unserm Eigenthum, gieb es uns heraus!“ — Zuerst kommt her zu mir! Vielleicht erfülle ich dann eure Bitte! war die Antwort. „Wirf uns wenigstens unsere Schleier zu, für diese Gefälligkeit sei das andere dein!“ — Jetzt wusste der Schlaue, was die Glocke geschlagen habe: dass die grünen Schleier von besonderem Werthe sein müssten. Um sich aber volle Gewissheit zu verschaffen, nahm er die drei Schleier, wickelte sie in einen Knäuel zusammen und that als ob er werfe. Ein halb unterdrückter Freudenschrei erfolgte. Schnell waren die Schleier in seinem Busen versteckt. Als die Mädchen sich genarrt sahen, machten sie gar böse Gesichter, drohten mit ihrer Rache und warfen plötzlich eine Menge Wasser auf den Soldaten, dass er sich wie ein nasser Pudel schüttelte, aufsprang und sich zurückzog. Jetzt sah er die Angst auf den Gesichtern der Schönen. Schnell waren sie bei ihm, umschlangen ihn mit ihren weissen Armen und flehten um die Rückgabe der Schleier

mit den süssesten Tönen. Lasst mich los! sagte er; ich bin nicht unerbittlich. — Die Mädchen traten zurück. Er nahm einen Schleier hervor und fragte: Wem gehört der? „Mir!“ antwortete die Kleinste. Dann ergriff er den zweiten: Und dieser: „Das ist der meine!“ sagte die Schönste. Sogleich steckte der Soldat diesen Schleier wieder ein und gab nur die beiden übrigen ihren Eigenthümerinnen zurück. Schnell warfen sie sich in die luftigen Gewebe und sprangen in die Fluth. Zwei grosse fast schneeweisse Fische waren einen Augenblick auf der Oberfläche des Teiches sichtbar, verschwanden aber sogleich. Das Geheimniss war verrathen. Vergebens war es nun, dass die dritte Jungfrau ihn flehentlich bat, auch ihr den Schleier wiederzugeben. Du musst mir in meine Heimath folgen, entgegnete er, und mein Weib werden. Dein Schleier bleibt mir als Pfand. Schweigend hüllte sie sich in ihr grünes Gewand und ging mit ihm. Weit hatten sie nicht zu gehen. Wie rissen die alten Bauersleute die Augen auf, als der Sohn ihnen das wunderschöne Mädchen als seine Braut vorstellte. Sie zog nun Bauernkleider an, die grünen Zeuge und den Schleier verschloss der Soldat sorgfältig in einer festen Kiste, und ging dann wieder in seinen Dienst. Mit dem schönen Mädchen war der Segen ins Haus gekommen; die Kühe gaben reichlichere Milch, das Getreide schüttete vollauf und im Hause war alles zum Verwundern rein und blank. Es war bald die schönste Wirthschaft in der Runde. Der Soldat nahm seinen Abschied und die Hochzeit wurde bald mit grossem Gepränge vollzogen. Viele beneideten den Glücklichen wegen seiner schönen Frau, die alles so sauber hielt und nie mit Gevatterinnen die Zeit vertrödelte. Nur, warum sie gar so bleich war, am liebsten für sich allein blieb und des Abends in ihrem Garten mit lieblichster Nachtigallstimme in einer allen unbekannten Sprache Lieder sang, deren weiche Töne oft den Lauschenden Thränen entlockten; warum sie oft nach dem Schlossteiche ging und schwermüthigen Blickes lange in die Fluth hineinstarrte, das war den Leuten ein Räthsel, worüber sie sich die Köpfe umsonst zerbrachen. Ein Jahr verging und die schöne Frau wurde Mutter. Dennoch blieb auf ihrer Stirn die Wehmuth, in ihrem Auge die Sehnsucht. So entflohen mehrere Jahre; die Familie vergrösserte sich und

das Gedeihen im Hause stieg. Da musste der Ehemann, der das schöne Weib wie seinen Augapfel hütete, verreisen. Den Schlüssel jener Kiste, in welcher noch immer der Schleier verwahrt war, übergab er seiner Mutter und warnte sie, ja an niemand ihn auszuhändigen, auch nicht selbst die Kiste zu öffnen. Ein paar Tage ging alles gut; die junge Frau hätschelte und pflegte ihre Schwiegermutter noch mehr als sonst und that ihr alles zum Gefallen, was sie ihr nur an den Augen absehen konnte. Nach vielem Schmeicheln und Liebkosen bat sie eines Abends: „Nur einmal lass mich meine frühere Kleider wieder anziehen, nur einmal mich wie früher schmücken. Es sieht es ja keiner, und ich würde wieder ganz froh werden.“ Zwar dachte die Alte an das Verbot ihres Sohnes, aber die Schwiegertochter war heute unwiderstehlich; daher nahm sie den Schlüssel, öffnete die Kiste und packte die Sachen aus. Hastig unter Freudenrufen kleidete sich die schöne Frau um; jetzt warf sie den Schleier über den Kopf; ein blendendes Licht füllte das Gemach, so dass die Alte die Augen schliessen musste, dann wurde es stille; die Kinder hatten ihre Mutter, der Mann seine Frau verloren. Thränen und Wehklagen erfüllten nun das Haus; der rückkehrende Sohn war untröstlich, die Mutter siechte trauernd dahin, nur die Kinder trockneten bald ihre Thränen und spielten wieder munter in dem Garten. Am liebsten spielten sie jedoch in der Nähe des Schlossteichs, und bald fingen sie an, in einer allen unbekannten Sprache seelenvolle Lieder zu singen. Den Leuten war es ein neues Räthsel, wo die Kinder alle ihre Kenntnisse und guten Eigenschaften her hatten; nur der Vater wusste, dass die Mutter ihre Lieblinge nicht verlassen hatte und allein ihm auf ewig verloren war. Geheirathet hat er nie wieder, er starb wohlhabend und von allen geachtet, die ihn kannten, in hohem Alter.

3. Die Seejungfrauen im Teiche bei Pokalna.

In dem Wasseradernetz, welches sich zwischen dem Skirvit und dem Russstrom ausbreitet, befindet sich ein grosser durch Wasserstrassen mit dem kurischen Haffe in Verbindung stehender Teich unweit des Dorfes Pokalna. In Pokalna lebte vor langer, langer Zeit eine Wittfrau mit ihrem Sohne, die in der Nähe jenes Teiches ihre Wiesen hatte. Der junge Mann war ein tüchtiger Schütze und deshalb

immer vor Tagesgrauen auf den Beinen, um Enten und anderes Geflügel zu belauschen. Als er eines Morgens in die Nähe des Teiches kam, sah er zwei glänzend weisse Tauben sich baden. Erst sah er ihrem Spiele eine Weile von weitem zu, dann schlich er sich auf allen Vieren näher heran. Während er durch die Uferweiden sich leise vorwärts schob, fand er zwei Päckchen seltsam geformter Frauenkleider, und auf jedem derselben ein schneeweisses Hemde. Noch mit dem Betrachten derselben beschäftigt, vernahm er einen Doppelschrei weiblicher Stimmen in der einsamen Gegend. Ueberrascht blickte er auf und sah, dass zwei Mädchen schnell wie Fische dem Ufer zuschwammen und auf ihn zueilten. Die Seejungfrauen erkennend, ergriff er, ohne sich lange zu besinnen seinen Fund — nur ein Hemde entfiel ihm — und lief nach seinem Hause zu. Schluchzend eilten die beiden Mädchen hinter ihm her, unter beständigen Bitten, ihre Habe ihnen zurückzugeben. Erst unweit seiner Wohnung hielt er an. Mit Erstaunen bemerkte er die hohe Schönheit der einen. Nach einigem Besinnen gab er der minder Schönen ihre Kleider wieder, die alsbald spurlos verschwand; doch kein Flehen, keine Thräne verschafften der andern ihr Eigenthum zurück. Weinend folgte ihm das Mädchen, als er mit den Sachen unter dem Arme nach Hause schritt. Dort verschloss er alles sorgfältig in einen Kasten und übergab den Schlüssel seiner Mutter, mit der Warnung, unter keinen Umständen irgend eines der Kleidungsstücke in die Hände des Mädchens kommen zu lassen, da sie sonst verschwinden würde wie ihre Gespielin. Die Mutter sagte mit Hand und Mund zu. Das Mädchen wurde nach Landessitte gekleidet und zeigte sich in kurzer Zeit freundlich und zuthunlich, indem es in der Wirthschaft nach Kräften mithalf. Auch die erwachte Neigung ihres Entführers sowie seine Liebkosungen liess sie sich scheinbar ohne Widerwillen gefallen. Sie wandte nichts dawider ein, als er ihr den Vorschlag machte, sich mit ihm zu verheirathen. Ein Brautpaar — die Braut in wunderbar, wenn auch eigenthümlicher Schönheit, mit Augen, die an das Grün des Meeres erinnerten — stand vor dem Altar, und mancher beneidete im Stillen den Bräutigam um die schöne Braut. Dem jungen Paare flossen Tage, Wochen, Monate in flüchtiger Eile vorüber. Fünf Jahre waren bereits

verstrichen, und vier liebliche Kinder bildeten des Vaters Glück und Freude. Da traf es sich, dass den Ehemann ein wichtiges Geschäft nach Tilsit rief. Schmeichelnd und liebkosend wandte sich jetzt die junge Frau an die Schwiegermutter und bat nur einmal ihr die Kleider wieder zu zeigen, die sie früher besessen; nie solle ihr Mann etwas davon erfahren. Die Alte gab den Bitten, Küssen, Thränen endlich nach; doch kaum hatte die Schlaue ihre Kleider wieder in Händen, als sie mit einem Jubelschrei wie Dunst verschwand. Tiefsinnig lief der zurückgekehrte Gatte umher, immer suchend, nimmer findend, und bald verzehrte der Gram sein Leben. Von der Seejungfrau hat niemand wieder etwas gehört. Nur in Sommernächten rauscht es wie Klagegesang im Rohr — vielleicht der ruhelose Geist des Todten, der seine Liebe sucht und nimmer findet.

4. Der Nix im Tilsiter Schlossteich.

Vom Tilsiter Schlossteiche erzählte der verstorbene B . . . n: Als ich noch Lehrling war, ging ich einmal mit Kameraden in der Abendstunde baden. Es war ein prächtig schönes Wetter, vergnügt plätscherten wir im Wasser, jauchzten und sangen. Endlich hatten wir genug und zogen uns wieder an. Plötzlich hörten wir eine laute Stimme, die aus den Fluthen drang: „Die Stunde ist gekommen, aber die Seele ist noch nicht da.“ Ein feingekeideter Herr, der in unserer Nähe war, sah sich hastig um und blickte auf das Wasser. Ich hatte Furcht, meine Kameraden waren völlig bleich. Der Fremde schüttelte den Kopf und ging die Strasse entlang, wir ihm nach. Da kam ein Schuhmacherbursche hastig angerannt; der Fremde vertrat ihm den Weg. „Wohin, mein Sohn?“ fragte er. — Ich will baden gehen. Halten Sie mich nicht auf! Ich muss schnell zurück sein. — „Willst Du mir nicht einen Gefallen thun?“ — Jetzt habe ich nicht Zeit. Wenn ich zu spät nach Hause komme, schilt mich der Meister. — „Du sollst mir nur etwas Taback holen; hier hast du Geld. Es soll dein Schade nicht sein.“ — Der Taback wurde gebracht, der Herr nahm ihn und gab dem Jungen ein Trinkgeld. „Willst du noch baden?“ fragte er. — Heute nicht mehr. Meine Zeit ist um. — „Du thust wohl daran.“

So wurde der Nix um sein Opfer gebracht.

5. Drachenhenning.

Dass es mit dem alten Henning auf Abspei bei Spudereiten eine eigene Bewandniss habe, wussten viele Leute, nur wollte keiner so recht mit der Sprache heraus, bis endlich ein Knecht den Mund aufthat und seinen Kumpanen, die ihm Verschwiegenheit versprochen hatten, mittheilte, er habe einmal Nachts den Drachen mit langem feurigen Schweife in den Schornstein des Henning fliegen sehen. Hennings Grundstück war seit uralten Zeiten in Verruf, weil dort der Böse sein Spiel haben sollte. Der Besitzer selbst war einst ein lustiger froher Mann gewesen, der freigebig und gastfrei war, und hatte sich lange gesträubt, den Bösen anzunehmen; nun stürzten ihm aber Pferde und Vieh und aller mögliche Schabernack wurde ihm angethan, bis er sich an das Böse und den Bösen gewöhnte und ihm dienstbar wurde. Dabei wurde er einmal von einem Nachbar überrascht, der ihn aufsuchte, weil er etwas bei ihm zu thun hatte. „Der Wirth ist im Keller“ sagte das Dienstmädchen. Der Nachbar stieg hinunter und fand Henning da, der, ohne seine Ankunft zu beachten, sich fort und fort gegen eine Ecke des Kellers verbeugte, in der eine grosse schwarze Katze sass und schnurrte. Der Nachbar, welcher eine grosse Abneigung gegen Katzen hatte, fasste nach einem schweren Feldstein, der neben ihm lag und warf ihn mit aller Macht auf das Thier. Es rührte sich nicht, sah ihn aber mit rollenden Augen so schrecklich an, dass ihm vor Angst alle Glieder zitterten. Henning packte ihn sogleich am Kragen. „Lasse den ja in Ruhe!“ sagte er. „Siehst du nicht, wer er ist? Soll er dir auch das Genick umdrehen, wie er es mit manchem andern gemacht hat? Deine Unwissenheit war dein Retter. So! Jetzt bist du gewarnt.“ Schnell machte sich der Nachbar aus dem Keller hinweg, und kein Mensch konnte ihn bewegen, denselben je wieder zu betreten. Der Nachbar erzählte sein Erlebniss weiter, und der alte Henning wurde mehr und mehr von seinen Bekannten gemieden; er wurde düster uud mürrisch, ging nie in die Kirche und lebte wie ein rechter Duckmäuser. Als er starb, erwarteten seine Erben, die wussten dass er wohlhabend gewesen war, eine reiche Erbschaft zu machen; aber die erhofften Schätze

waren trotz der eifrigsten Nachforschung nirgend zu finden. Der Drachen muss alles Geld wieder an sich genommen haben. Andere sagen, dass sich in allen Kisten und Kasten nur Kohlen vorfanden; das war die Frucht von dem Teufelsgelde, sagten die Leute. Es schien selbst nicht, dass der alte Henning im Grabe Ruhe gefunden habe; denn in seinem Hause war es lange nicht geheuer. Des Nachts polterte es die Luchttreppe herunter, rückte mit den Schaffen, warf mit Tellern, Löffeln und anderm Geschirr um sich, — — und doch war morgens alles wieder an seinem Platze. Als die Besitzung in fremde Hände überging, soll es auch da anfangs noch gespukt haben. Dem neuen Besitzer hatte anfangs dieser und jener vom Kaufe abgerathen, weil es dort spuke; der Drachen habe das Land u. s. w. Doch lachend hatte er erwiedert: Ich kann die Geister bannen! hatte unverzagt gekauft und wohnte später ungestört dort.

II. Elemente, Bäume, Thiere.

6. Die heilige Eiche.

Die Eigenkäthnerin S. aus R. erzählte: Meine Urgrossmutter, eine steinalte Frau, die keinen Deutschen leiden konnte, erzählte uns Kindern oft von der heiligen Eiche auf dem jetzigen Gute Norkaiten, und dass in ihrem Stamme drei tiefe Höhlungen waren, von unsern Göttern bewohnt, die das damals mächtige Litauen segneten und seine Feinde zerschmetterten. „Deutsche Hände haben das Heiligthum entweiht, die Götter gestürzt, die Eiche gefällt!“ soll der Greisin Aeltermutter weinend geklagt haben. „Ein Weh erfüllte alle litauischen Herzen; aber sie waren geknechtet von den eisernen Männern.“ Ein unheiliges Haus, der Potrimpuskrug, steht auf der Stelle des Gebets, aber die Geister der Helden und Priester besuchen noch immer die Stätte, an der sie geopfert haben. Wenn die Nebel wallen, sieht man sie nahen in langen Zügen, dem jetzigen Geschlechte ein Spuk, der es von dannen treibt. Wer die Eiche gefällt hat, darauf weiss keiner sich zu erinnern; wohl aber, dass die ganze Gegend ein mächtiger Wald war, von Wölfen bewohnt. —

III. Entrückungen.

7. Der Schlossberg in Pilalischken bei Memel.

Am Ufer der Minge, die an seinem Fusse ihre kleinen Wellen kräuselt, erhebt sich der Schlossberg von Pilalischken, gegenüber der grasbewachsenen Anhöhe des ländlichen Kirchhofs mit seinem zerfallenden Zaun und den zwei mächtigen Steineichen, und von ihm durch eine Schlucht getrennt. Es ist einer der schönsten Punkte der Gegend; denn Fichtenwälder und Birkenhaine, üppige Felder und blumenreiche Wiesen, die den weidenden Viehheerden saftige Nahrung, aber auch dem Naturfreunde reiche Ausbeute gewähren, daneben die strohbedeckten Häuser der Dörfer, in denen litauische Knaben und Mädchen sich tummeln und dem durchkommenden Fremden ihre Feldblumenkränze anbieten, zeigen sich dem Auge des Beschauers, wenn er in der schönen Jahreszeit die Höhe erklommen hat.

Auf dem ganz freistehenden, steilen langgestreckten Hügel, der jetzt auch leider seines Baumschmuckes beraubt ist, soll in alten Zeiten noch lange vor der Christen Ankunft ein stattliches Schloss gestanden haben, in welchem Gedimin, der Litauer Fürst, wohnte. Noch heute heisst das Nachbardorf Gediminnen und wohnt in demselben eine Familie Namens Gedimys. (Unweit davon ist Schernen (?), wo die Polen 1831 übertraten und ihr General Gielgud als Verräther erschossen wurde.) — Die schwächste Seite des ehemaligen Schlosses vertheidigte ein fester Thurm, in dessen Gewölben ein grosser Schatz lag und noch heute liegen soll, bewacht von einem mächtigen Hunde, der ihn sorgsam hütet. Mancher hat schon versucht den Schatz zu heben, aber das Entsetzen scheuchte sie von dannen. Der Erbbräuer A. aus Pilalischken, ein Mann, dem selbstverschuldetes Leid graue Haare gemacht, nahm einst seinen Spaten und eine Laterne und ging mitternachts zum Berge. Er grub — noch jetzt ist die Vertiefung zu sehen — bis er beim Aufstossen des Spatens einen hohlen Klang hörte. Schon glaubte er sein Ziel erreicht, da fing es an zu sausen und zu brausen; der Berg dröhnte und bläuliche Flammen hüpften um ihn her; unheimliche Gestalten drängten sich heran und ein mächtiger zottiger Hund sass mitten in

der Grube, sein Gebiss zeigend und mit gluthrothen Augen den verwegenen Gräber anstarrend. Den A. packte das Grausen, seine Haare sträubten sich; er nahm Spaten und Laterne und lief eilends nach Hause. — Alte Leute sagen, dass sie gehört haben, ihre Vorfahren hätten Ziegel aus dem Berge gegraben.

8. Der Schlossberg zu Eidaten bei Heidekrug.

Die Gegend bei Eidaten hat mancher die sächsische Schweiz der Heide genannt. Ein ziemlich tiefes Thal öffnet sich; steile, mit Baum und Strauch gekrönte Abhänge, ein langgedehnter Teich, durch den die Tenne fliesst; ein stattliches, strohgedecktes Mühlengebäude; unweit davon der sogenannte Schlossberg, der jetzt zu Acker planirt ist; kleine Schluchten rechts und links — so sieht die Gegend aus, in der so manche Sage spielt.

a) Die sechzigjährige Eigenkäthnerin S. pflegte zu erzählen: Als ich noch schulpflichtig war — wir gehörten damals zu Baubeln und mussten über eine Meile gehen — führte der Weg zur Schule an dem Eidater Schlossberge vorbei, der zu jener Zeit noch nicht beackert war. Oben auf dem Berge befand sich eine brunnenartige Oeffnung, die sehr tief sein musste; denn wenn wir Steine hineinwarfen, so dauerte es einige Zeit, bis wir sie unten anlangen hörten. Dann kam ein Ton aus der Tiefe herauf, als ob ein Mensch schwer aufseufzte, und wir liefen jedesmal schreiend davon. Das war der Berggeist.

Dicht an der Oeffnung lagen an einander gelehnt zwei Steine, die fast einem Manne und einer Frau glichen. Meine Grossmutter sagte: Das ist ein Ehepaar von hier. Sie lebten zusammen wie Katze und Hund, schimpften und schlugen sich alle Tage und hatten auch mit den Nachbarn keinen Frieden. Eines Tages stiegen sie, wie gewöhnlich sich zankend, auf den Berg. Der Mann verfluchte sein Weib: „Dass dich der Teufel holen möge!“ Ein Blitzstrahl fuhr aus blauem Himmel hernieder; beide traf der Strahl — und sie wurden zu Stein. Das hatte der Berggeist bewirkt und er war es auch, der, so lange die Steine noch da waren, in stiller Nacht die Verwunschenen belebte, damit sie ihre Thorheit bereuen könnten, mit der sie des Lebens Glück

von sich gestossen hatten. Die Steine sind jetzt fort — kein Mensch weiss, wo sie hingekommen sind und wer sie fortgenommen hat; der Berg ist beackert, der Stollen geschlossen. Vielleicht hat auch jenen die Stunde der Erlösung geschlagen; denn Gott ist barmherzig.

b. Meine alte Grosstante, erzählte der Kölmer R. aus Eidaten hat uns Kindern oft alte Erlebnisse mitgetheilt, auf eins kann ich mich noch genau besinnen. Als sechzehnjähriges Mädchen, erzählte sie, sass ich an einem schönen Sommertage — es war gerade ein Sonnabend am Abhange des Schlossbergs; da kam ein prachtvoll gekleidetes, sehr schönes aber bleiches Fräulein herunter und setzte sich neben mich. Wohl wollte ich scheu aufspringen, aber mit freundlichem Lächeln und lieblich klingender Stimme bat sie mich: „Bleibe, Kind! mit dir ist Gott!" Ach, was hatte sie für Augen! Gross und glänzend, tiefblau und doch so klar; mir war, als sähe ich in einen Himmel voll Liebe und Güte. Vertrauend, wenn auch blöde, hielt ich still und sass wohl über eine Stunde bei der Fremden und plauderte mit ihr. Sie drückte mich an ihre Brust und küsste mich wiederholt; eine Thräne stand in ihrem Auge. „Willst du wissen, wer ich bin, mein Kind?" fragte sie. Ich schmiegte mich dicht an sie. „Siehe! Vor vielen, vielen Jahren stand hier ein Schloss, das meinem Vater gehörte, dem Fürsten des Landes. Der Auerochs und Bär hausten in den Wäldern, die heute leider nicht mehr sind. Wie oft bin ich mit meinem Gefolge fröhlichen Muthes unter den Kronen der hochragenden Baumriesen auf flinkem Rosse dahingesprengt! Wie oft bin ich frommen Sinnes zur heiligen Eiche — sie stand, wo jetzt der Potrimposkrug ist — gegangen, um den Göttern meine Liebesopfer darzubringen. Wehe mir! Alles ist dahin. Mein Vater blieb in blutiger Schlacht. Ein böser Zauberer, unsres Hauses Todfeind, bannte mich in diesen Berg. Ach, nur eine unentweihte Jungfrau, die den Muth hat, mich auch in der scheusslichsten Gestalt zu küssen, kann meine Erlöserin werden. Hast du den Muth, das Wagniss zu bestehen? Ein Tuch magst du dir um den Mund legen." Heisse Thränen perlten auf meine Stirn. Wie schlug mir dass Herz! Ein Wehe, wie ich es nie gefühlt, Angst, Grausen, Mitleid, Begeisterung zu helfen, selbst wenn es mein Leben kosten

sollte, bestürmten mich miteinander. Ich will, ich will! rief ich; Gott wird mir Kraft und Muth geben. — Die Fremde umarmte mich nochmals. „Dann komm morgen mittags, aber ganz allein, punkt zwölf Uhr auf den Berg und erwarte mich am Zwillingsstein. Muth und festen Willen!“ Die Jungfrau stand auf, nickte noch einmal freundlich mir zu und verlor sich in die Büsche. Wie im Traume kam ich nach Hause und träumte nachts von der wunderholden Jungfrau, von bösen Geistern und abscheulichen Ungethümen. Um halb zwölf Uhr schon stand ich am Berge und schaute hinauf. Ueberall war Sonnenschein und friedliche Stille, nichts Unheimliches war zu sehen. Oben angelangt setzte ich mich auf den Zwillingstein. Ein Schatten schlich über meine Füsse; schaudernd sprang ich einige Schritte zurück. O Grauen! Eine zwei Fuss lange Kröte bog um den Stein und glotzte mich mit trüben Augen an. Ich zitterte am ganzen Leibe. Sie öffnete ihren mit scharfen Zähnen besetzten Rachen, aus dem ein höllischer Dunst gemischt mit schwefelgelbem Dampf drang und eine Grabesstimme rief mir zu: „Nun küsse mich!“ Starren Auges sah ich auf das sich mir nähernde Ungethüm; doch die Furcht überwältigte mich. Mit einem Angstschrei sprang ich den Berg hinunter, in dessen Tiefe es tobte und lärmte, und aus dem gelles Lachen herausdrang. An der Tenne machte ich Halt und sah zurück. Die bleiche Jungfrau stand oben und sah zürnend nach mir. Dann rang sie die Hände und jammerte: „Kein Vertrauen auf Menschenkinder! Wehe mir! Auf ewig verloren!“ Flammen sprühten aus dem Berge empor; eine schwarze Faust fuhr hindurch, umfasste das Frauenbild und riss es in die Tiefe. — Lange Jahre sass der Gram in meiner Brust; jede Nacht hörte ich der bleichen Jungfrau: „Wehe mir! Auf ewig verloren!“ und erwachte in Thränen gebadet.

c. Am Eidater Schlossberge, der dazumal mit grossen Bäumen bedeckt war, hütete ich eines schönen Sommertags als junger Mensch die Pferde meines Wirths — erzählte der alte Ausgedinger S. in Paszeliszken. Ich pfiff und sang nach aller Hirten Gewohnheit und freute mich des warmen Wetters bei meiner Korbmacherarbeit. Da stiegen drei gleich grosse wurderschöne Mädchen, wie ich noch nie gesehen, vom Berge und kamen auf mich zu. Sie hatten laubgrüne, seidene

Schleppgewänder an; ihr Haar, von dem lange grüne Schleier herabhingen, war goldblond und ihre Augen blau. Eine von ihnen umhalste mich und rief mir zu: „Küsse mich!" Voll Angst und Schreck suchte ich loszukommen, doch sie hielt mich fest und rief immer: „Küsse mich, küsse mich!" Alle meine Kraft zusammennehmend stiess ich sie von mir. Da versanken alle drei vor meinen Augen in den Berg und ihr: „Verloren! Verloren! Auf ewig verloren!" hörte ich noch, während ich davonlief. Hätte ich sie geküsst, so wären sie erlöst, aber ich in den Berg gebannt worden.

9. Der Zauberstein bei Werden.

Auf dem Sande bei Werden befand sich vor Jahren ein wie ein kleines Haus grosser Stein, auf dessen oberer Fläche ein kreisrundes Loch war, das bis zur Erde ging. Dieser Stein nun ruhte auf einem in einer eisernen Kiste befindlichen Schatz, der zu Zeiten sich so hob, dass die Kiste bis zur Hälfte über der Erde war, wie manche behaupteten, die es gesehen haben wollten. Beim Herankommen von Menschen versank aber alles mit lautem Geprassel. In mancher Nacht sass oben auf der Steinfläche ein schwarzer Mann, der den Schatzgräbern — und es versuchten viele ihr Glück — zurief: „Ich will euch den Schatz ausantworten, aber verschreibt euch mir mit eurem Blute." Die Stimme klang wie heiseres Eulengekrächze und verscheuchte auch den Furchtlosesten; denn es ist ein gar übel Ding um irdischen Gutes willen die ewige Seligkeit zu verscherzen. Die Leute sagen, der Posthalter B. habe den Schatz gehoben und sei dafür in des Teufels Rachen gefahren. — Die Wirthin Sch. erzählte: Als junges Mädchen musste ich stets wenn ich in die Kinderlehre ging, unfern des verrufenen Steins vorbei, der wie ein graues Unthier im Sande lag. Jedes Mal fasste mich Grauen und Bangen, denn es war nicht geheuer hier; schon so manchem ist an der Stelle etwas Unheimliches passirt und kein einziger war, der im Dunkeln gern in die Nähe des Steines kam. Am Tage, wenn wir mehrere zusammen waren, erkletterten wir ihn und warfen Steinchen in die Höhlung, wo es dann wie Geld klimperte. Heute ist der Stein nicht mehr; das Pulver hat seine Schuldigkeit gethan und allen Spuk in die Luft gesprengt.

10. Der Wasserkessel bei Nordenburg.

„Zwischen Langenfeld und Birkenfeld, bei Nordenburg ist ein hoher Berg, an dessen Fuss ein sehr tiefer, fast runder Wasserkessel sich befindet, der früher etwa vor fünfzig Jahren, noch ein Sumpf war, wie ich es selbst gesehen habe.“ So pflegte der alte Besitzer Br. zu erzählen. „Oben auf dem Berge ist ein tiefes Loch, und wie das Loch und der Wasserkessel entstand, will ich euch nun mittheilen. Ein grosser Schatz, von Geistern bewacht, liegt in dem Berge und reicher als Rothschild würde sein, wer ihn heben könnte. Die Mähre kam zu den Ohren des Grafen, der in ewiger Geldverlegenheit war, und er liess einen Schwarzkünstler aus fernen Landen herbeikommen. In einer Nacht von Sonnabend auf Sonntag begab sich der Graf mit ihm zur Stelle. Man grub ein tiefes Loch, da wurden die Spaten zurückgestossen. Der Meister rief Halt und nahm die Beschwörung vor. Eine dumpfe Stimme antwortete. Was willst du für den Schatz? fragte der Meister. — „Die Henne sammt den Küchlein.“ — Herr Graf! Eure Frau und Kinder will er haben. Erklärt euch schnell! Der Schatz ist sonst für ewig fort. — Der Graf liebte Frau und Kinder mehr als Gold und sprach: Mag der Teufel seinen Mammon behalten! Mir ist er zu theuer. — Augenblicklich ein grosses Gepolter und Rumoren im Berge; der Schwarzkünstler lief eilig davon und der Graf folgte ihm. Von da ab senkte sich der Sumpf täglich mehr; Wasser fand sich vor, so tief, dass heutigen Tags niemand dort Grund findet, und obwohl viele Fische das Wasser bewohnen, ist doch noch keiner gefangen.

11. Die Entstehung der Krakerorter Lank.

Die Krakerorter Lank oder, wie sie auch im Volksmunde heisst, die Kraker Lank ist ein umfangreicher tiefer See bei dem kölmischen Gute Krakerort im Kreise Heidekrug (früher zum Amte Russ gehörig), in welchen sich mehrere Arme des Russstroms ergiessen, und der durch eine kurze Wasserstrasse mit dem Saurum, einem Mündungsarme des Russstroms in Verbindung steht. Er enthält eine Menge der schmackhaftesten Fische, und hauptsächlich wird in ihm die Kornfischerei (mit dreifachen Netzen) betrieben. Auffallend ist der Name Lank; denn

das litauische lanka, stammverwandt mit dem polnischen łąka, bedeutet Flusswiese, Niederung, indessen erklärt er sich, wenn man die noch im Volke lebende Sage berücksichtigt, dass einst an jener Stelle eine prächtige Wiese gewesen, die durch Wassersfluthen untergangen sei.

„Eine alte Verwandte von mir," erzählte der Wirth G. in Kalleningken, „pflegte oft zu sagen: Vieles Wunderbare ereignet sich im Leben, und ich habe dessen auch manches erfahren. Als ganz junges Mädchen harkte ich mit andern auf der Wiese, an deren Stelle jetzt der See ist, die Kraker Lank. Das Wetter war wunderschön. Mit einem Male hörten wir ein wüthendes Gebrüll. Ein grosser, schwarzer, glänzender Bulle stürzte aus dem nahen Walde hervor und lief im Galopp um die Wiese. Kein Mensch hatte ihn je vorher gesehen, keiner konnte ihn fangen. Drei Tage und drei Nächte dauerte der Spuk — denn ein Spuk war es — da brach es unter unsern Füssen wie Donnergeroll hervor, der Boden wankte und stellenweise sprudelte Wasser auf. Schreiend und in Todesangst liefen Alle nach der Höhe und sahen nun, wie der Wiese Rand sich senkte. Mehr und mehr nach der Mitte ging die Bewegung; das Wasser schäumte und schlug mannshohe Wellen. Alles Heu wurde theils verschlungen, theils hie und da am Ufer abgelagert. Noch einmal kam der Bulle brüllend in unsere Nähe, da verwandelte er sich in ein Schwein und stürzte kopfüber in die Fluth."

Diese Erzählung wurde dem alten Wirthe B. in Ditzeln mitgetheilt und er gefragt, ob er sich nicht auch noch auf jenes Ereigniss besinnen könne. Der Siebzigjährige schüttelte den Kopf und sprach: Die Frau irrt sich; sie leidet schon an Altersschwäche und glaubt, was ihre Grossmutter erlebt hat, selbst erfahren zu haben. Meines Vaters Vater war bei dem Untergange der Wiese anwesend, und der erzählte das Ereigniss anders. Nicht ein Bulle, sondern eine lange schwarze Wolke stieg mit Gebrülle aus der See empor und hing über den Arbeitern, worauf diese in der Angst der Höhe zueilten. Dann zischten Blitze, rollte der Donner und eine Stimme aus der Wolke rief: „Meinen Namen, meinen Namen! oder Wehe!" Viele Namen wurden genannt, keiner traf den rechten. Da trat ein Fremder unter die Unsern und rief: „Kraker Lank" (d. h. brausende Wiese). Augenblicklich senkte

sich die Wolke, grosse Wassermassen stürzten auf die Wiese herab, welche sich öffnete und mit Brüllen dem Wolkendonner antwortete. Tags darauf war hier ein See, der Kraker Lank genannt wurde.

Aehnlich erzählte der Wirth H. in Kalleningken über die Entstehung der Lank: „Es kam mit entsetzlichem Brausen, Blitzen und Donnern eine tiefgehende, ganz schwarze Wolke aus der See, während viele Menschen auf der Wiese harkten und entlud ihre Wassermassen auf sie herab. Pferde und Menschen sind fast alle ertrunken. Die Wolke soll eine Unmasse Fische mitgebracht haben.

Die Bestimmtheit, mit welcher sich diese Sagen über die Entstehung der Krakerorter Lank in der dortigen Gegend erhalten haben, wie der Umstand, dass ihre Entstehung durch den Volksmund in eine verhältnissmässig neue Zeit verlegt wird, veranlassten uns zu dem Versuche mit den uns zu Gebote stehenden Hilfsmitteln zu ergründen, was an diesen verschiedenen Mittheilungen geschichtlich wahr sei. Leider können wir aber weder über die Zeit, wann die Krakerorter Lank entstanden, noch über die Art, wie sie entstanden ist, etwas Sicheres mittheilen. Indessen scheint sie doch älter zu sein, als man nach diesen noch im Volke lebendenden Ueberlieferungen schliessen mochte. Denn bereits auf der Hennebergerschen Landtafel ist bei dem Gute Krakerort eine Bucht des Kurischen Haffes gezeichnet, welche wohl der heutigen Krakerorter Lank entsprechen dürfte, und dass die Lank schon im Jahre 1595 vorhanden und bekannt gewesen sei, lässt sich wohl auch aus den folgenden Worten der Erklärung der preussischen Landtafel, die bekanntlich 1595 im Drucke erschien, mit einiger Sicherheit schliessen:

Cracker ort. Ein ort oder winckel im Curischen Haff, da ein Fischhoff ist, da man denn auch viel Fische fenget, für etzlichen wenig Jahren fing der Fischmeister allda, in einem Zuge, für 1000 gulden Fische, denn in diesen winckel viel schöner Ströme fallen und frisches Wasser machen, nach dem der Fisch gerne gehet.

Eine ziemlich ähnliche Sage über die Entstehung des Konczer Sees bei Willuhnen (Kreis Pillkallen) ist von Ch. B. Lindau mitgetheilt in den Neuen Preussischen Provinzial-Blättern Jahrgang 1866 Seite 534.

12. Der Skueden bei dem Dorfe Gaidellen.

Dicht bei dem Dorfe Gaidellen ist eine bruchige Wiese; die war früher nicht zu betreten, denn in dem Morast versank Mensch und Vieh. An dem nämlichen Tage, als die Krakerorter Wiese unterging, zog dieselbe Wolke auch über Gaidellen hin. Die Einwohner sahen mit Todesangst zu ihr hinauf. Plötzlich stürzte ein grosser dunkler Gegenstand aus der Höhe in den Bruch. Nachdem das Wetter ausgetobt hatte, gingen die Leute hin, um zu sehen, was da vom Himmel gekommen sei. Ein zweimastiges Schiff mit gerefften Segeln war bis zum Deck in den Sumpf versunken. Mit der Zeit senkte es sich mehr und mehr. Ganz alte Leute wussten noch von den hervorragenden Mastspitzen, an denen verfaulte Tauenden herabhingen, zu erzählen. Der Bruch wurde von da an Skueden (d. h. ertrunken, versunken) genannt und heisst so bis auf den heutigen Tag.

13. Die Entstehung des Tracksäder Teiches.

Auf einem der grössten Güter in der Niederung war als Wirthschafterin ein jugendliches hübsches Mädchen, die durch Ordnung und Wirthlichkeit sich einiges erspart hatte. Dadurch erwachte aber die Habgier in ihr und die Sucht, Geld, recht viel Geld zu erwerben, wurde die sie ganz beherrschende Leidenschaft. Sie hatte manchen vortheilhaften Heirathsantrag, doch wies sie die Bewerber alle zurück, weil sie ihr immer noch nicht reich genug waren. Da verliebte sich in sie ein junger, aber armer Mann aufs heftigste; er wagte es, ihr einen Antrag zu machen, wurde aber mit Hohn und Spott zurückgewiesen. Trotzdem gab er seine Bewerbung nicht auf; geduldig ertrug er alle Spöttereien seiner Schönen und kam trotz aller Körbchen immer wieder. „Nun wohl!“ sagte sie eines Tages, „wenn du mich durchaus haben willst, so schaffe Geld herbei, dann bin ich dein; sonst lasse mich ein für alle Mal in Ruhe! Ein Hungerleben mag ich nicht führen.“ Betrübt und fast tiefsinnig ging der Freier fort und liess sich mehrere Tage nicht blicken. Da trat er eines Abends bleich und entstellt zu ihr in die Stube, schüttete aus einer Geldkatze viel Gold und Silber ihr in den Schooss und sagte: „Hier hast du Geld! Nun halte dein

Wort und werde mein Weib!“ „Das ist schön! das ist herrlich!“ rief sie jubelnd aus. Ihre Augen blitzten vor Freude, gierig wühlten die Hände in dem Haufen Gold und Silber, den sie hastig durchzählte und an dem sie sich gar nicht satt sehen konnte. Dann umarmte sie mit stürmischer Gluth den unbeweglich neben ihr Stehenden, zog ihn zu sich auf den Schooss und überhäufte ihn mit unzähligen Liebkosungen, wie noch nie zuvor. „Aber wo hast du denn die Masse Geld her?“ fragte sie plötzlich. Bei dieser Frage erbebte der junge Mann sichtlich und wollte nicht mit der Sprache heraus. „Fürchte nichts! Ich kenne ja deine Liebe zu mir. Mir, deiner Braut, kannst du alles vertrauen. Ich bin verschwiegen wie das Grab!“ So bestürmte sie ihn mit Fragen, Liebkosungen und Liebesversicherungen, dass er ihr endlich alles gestand. „Wisse es denn! Die Geldkatze gehörte einem Manne, den ich im Walde schlafend fand und dort erschlug. Die Leiche liegt noch im Dickicht. Schwer lastet die That auf meiner Seele; aber der Wunsch Geld zu haben, um dich besitzen zu können und die heftige Liebe zu dir, bewog mich dazu!“ „Pah! Lass dir deshalb keine grauen Haare wachsen!“ sagte sie. „Wenn es nur Niemand gesehen hat! Einmal sterben muss jeder! Heute mir, morgen dir!“ So suchte sie mit Trostgründen und Liebkosungen seine Gewissensbisse zu zerstreuen, und um ihn sicherer zu betäuben, bereitete sie ihm einen heissen berauschenden Punsch, der seine Lebensgeister erfrischte und die trüben Gedanken verscheuchte. Spät in der Nacht und in aufgeregter Stimmung machte er sich auf den Weg nach Hause. Doch als ob er von einer unsichtbaren Hand gepackt wurde, zog es ihn nach dem Walde, nach der Mordstelle hin. Der Mond warf sein volles Licht auf den Platz, die Leiche lag kalt und starr da mit weit geöffneten Augen und mit klagendem Tone rauschte der Wind durch das Laub der Bäume; die Thurmuhr des nahen Dorfes verkündete die Mitternachtsstunde. Plötzlich erhob sich der Todte, streckte drohend seinen Arm aus und rief mit Jammerlauten die Rache des Himmels für sein unschuldig vergossenes Blut auf seinen Mörder herab. Aber am Himmel war feierliches Schweigen und mit dem letzten Weherufe sank der Leichnam wieder in seine vorige Lage zurück. Ohnmächtig war der Mörder zusammen gesunken,

erst beim Morgengrauen erwachte er und lief wie von Unholden verfolgt seinem Hause zu, wo er sich einschloss und mit Entsetzen der Geisterstunde entgegen harrte. Kein Schlaf war in seine Augen gekommen. Kaum hallte der erste Schlag der zwölften Stunde zu ihm herüber, da öffnete ein Windstoss die Thür und wieder wurde er wie von eiserner Faust nach dem Dickicht gerissen. Noch lauter rief der sich aufrichtende Todte um Rache den Himmel an, aber wieder herrschte dasselbe Schweigen, keine Stimme liess sich hören aus der Sternenwelt. Bis zum Tode ermüdet verliess der den Rachegeistern verfallene Mörder mit der Morgenröthe den Wald und irrte den Tag über in den Feldern umher, jedes Zusammentreffen mit Menschen vermeidend. Kurz vor Mitternacht setzte er sich abgehetzt, hungernd und fröstelnd auf die Schwelle seiner Kirche nieder, als hoffte er dort Schutz und Rettung zu finden; doch um die Mitternachtsstunde stand der fast Verzweifelnde wieder an der verhängnissvollen Stelle seiner That; noch fester hielt ihn die unsichtbare, eisige Faust gepackt. Der Todte richtete sich auf und wehklagend durchhallte seine Stimme den Wald: „Schreit vergebens unschuldig vergossenes Blut zum Himmel? Rache, Rache auf meinen Mörder!“ Da zogen plötzlich dunkle Wolken über den Himmel; sie verdeckten den eben noch hellstrahlenden Mond, die Sterne flogen durcheinander und sandten Feuerfunken hinauf, hinab; das Rauschen der grünen Blätter verstummte und Grabesstille hielt die Natur umfangen. Doch aus den Wolken drang mächtiger als das Rollen des Donners eine Stimme zur Erde: „Gott ist Gott! Sein ist die Rache! Ein furchtbares Gericht wird gehalten werden. Vierzig Jahre sind dem Sünder zur Reue und Busse gegeben. Nach vierzig Jahren soll das Gericht über ihn ergehen! Jetzt ruhe in Frieden du Armer!“ Der Donner rollte über die Wipfel der Bäume hin, ein fahler Blitz zertheilte die Wolkenmasse, zischte hernieder — und der seinem Frieden wiedergegebene Todte war in ein Häufchen Asche verwandelt. Entsetzt wankte der Mörder nach Hause. Von schwerer Krankheit ergriffen, lag er lange Zeit besinnungslos in wilden Phantasieen und ängstlich bewachte ihn seine künftige Gefährtin, damit er im Fieber nicht das Geheimniss verrathe. Endlich genas er; die Neuvermählten siedelten

sich in Tracksäden an und lebten anscheinend in den besten Umständen. Die Gebäude waren neu und blank, die Felder standen üppig, das Vieh ist kernig, die Wirthschaft voll. Aber in der Besitzer Brust weilte kein Frieden. Die Frau ist schmutzig geizig; Niemand macht ihr etwas zu Dank, sie keift von früh bis spät; der Mann geht, tiefe Furchen auf der Stirn, ohne Lebensfreude seiner Arbeit nach; kein Armer findet Brod, kein Leidender eine Labung bei ihnen; das Gold ist der Götze, dem sie sich verschrieben haben, an dem sie sich allein erfreuen. Kein fröhliches Kindergeschrei ertönt in diesem Hause; die Sprösslinge dieser Ehe sind alle in ihrer ersten Blüthe dem Tode verfallen; kein Gast betritt die unwirthliche Schwelle, denn nur dem Geschäft und dem Profit erschliesst sich des Hauses Thür. So vergehen die Jahre. Sack an Sack voll Geld häuft sich in der Truhe, die Wirthschaft steht in schönster Blüthe und der Besitzer ist einer der reichsten Männer der Gegend, und doch an Freuden arm bei allem Segen der Erde. Zwar sind die Bilder der Vergangenheit auch in seinem Gedächtniss längst verwischt, er selbst gedenkt kaum mehr jener schwarzen That, es ist ja schon so lange her . . . . aber die Rache schläft nicht. —

Eines Tages traf es sich, dass der Pfarrer einer benachbarten Widdim in Amtsgeschäften vorfuhr und, wenn auch mit keinem Behagen, die ungastliche Schwelle betrat. Der vornehme Besuch wird mit kriechender Artigkeit empfangen; er wird in das beste Zimmer genöthigt, wohl nur um ihm gegenüber mit des Hauses Reichthum zu prunken, und er beschliesst die Gelegenheit zu benutzen, um ein eindringliches herzliches Wort an seine Wirthe zu richten, die er in der Kirche nie zu sehen bekommt; vielleicht dass das lebendige Wort die Kruste der Herzen sprengt. Doch wie er von dem Segen des gottesfürchtigen Wandels und der Tugend spricht, wie er mahnt, dass die Gottvergessenen schon hienieden das Gericht ereile, da unterbricht den Eifernden die Frau: „Das ist nicht wahr, Herr Pfarrer! Das wissen wir besser! Sind doch schon die vierzig Jahre um!“ — Welche vierzig Jahre? „Das ist unsere Sache, Herr Pfarrer! Ich meine, der Himmel ist hoch und der liebe Gott wohnt weit ab.“ Frau, Frau! treibt nicht Spott! Bedenkt, dass ihr für jedes eurer Worte einst Rechenschaft zu geben habt. —

„Das mag sein, Herr Pfarrer! Aber ein jeder lebt, wie er lebt, und am Ende ist doch jeder seines Glückes Schmidt und hat sich nicht um andere zu kümmern!“ Der Pfarrer schwieg; denn er sah ein, dass bei dieser Herzenshärtigkeit alle seine Mühe vergebens, hier kein Boden für gute Frucht wäre. Schnell suchte er seine Geschäfte zu beendigen, um bald wieder fortzukommen. Doch nun bot die Wirthin alles auf, ihn noch eine Weile zurückzuhalten. „Nein, so lasse ich Sie nicht fort, hochwürdiger Herr Pfarrer, ohne Ihnen etwas vorgesetzt zu haben. Einen guten Eierkuchen werden Sie nach Ihrer Fahrt nicht verschmähen. Ich will gleich in die Küche. Mann! reiche mir schnell eine Hand voll Eier!“ Kein Widersprechen und Widerstreben half; gern oder ungern musste er sich entschliessen, der dringenden Nöthigung Folge zu leisten. Die Gatten entfernten sich, er blieb in der Stube allein. Während er dort in Gedanken versunken sass, hörte er plötzlich gellendes Weibergekeif: „Vierzig Jahre lang ist mir nicht für eines Pfennigs Werth verkommen. Weshalb liessest, du Ungeschickter, das Ei an die Erde fallen? Das Messer wusste deine blutige Hand fester zu halten!“ Den Hörer erfasste Grauen. Mit Fluchen anwortete der Mann, zankend und schreiend die Frau, dann folgte Schlag auf Schlag und Vorwürfe und Geheul des Weibes. Knecht und Magd nahmen Theil an dem Zanke und, als wären die Eheleute vom Wahnsinn getrieben, das lange bewahrte Geheimniss wird verrathen. Der Pfarrer eilt zum Wagen. „Rasch fort!“ ruft er seinem Kutscher zu. „Diese Schwelle soll mein Fuss nie wieder betreten. Entsetzliches ist da einst vorgefallen!“ Die Pferde zogen an und bald ist man von dem unheimlichen Gehöft entfernt. Hochaufgeregt erreicht der Pfarrer den nächsten Ort; da bemerkt er, dass er in jenem Hause seine Bibel vergessen habe, sie musste auf dem Tische liegen geblieben sein, und er heisst den Kutscher umkehren, um sie zu holen. Nach einer Weile trat der Bote starren Blicks und todtenbleich vor seinen Herrn: „Ein Wunder! Ein Wunder, Herr Pfarrer! Gott hat gerichtet!“ — Was ist geschehen? — „Der ganze Hof ist fort; an seiner Stelle ist ein grosses Wasser; auf dem schwimmt ein Tisch, worauf ein offenes Buch liegt.“ Alle Zweifel schlugen des Knechts Betheuerungen nieder; der

Weg wurde noch einmal gemacht. Vom Gehöfte war keine Spur zu sehen; ein grosser Teich, auf dessen trüber Fluth das Tischchen mit dem Buche schwamm, nahm der Menschen Wohnung ein. Der Pfarrer kniete Hand in Hand mit dem Zeugen des Wunders in das feuchte Gras nieder und betete für die Seelen der vom göttlichen Gerichte Ereilten. Das Tischchen schwamm dem Ufer zu, kaum aber war das Buch in des Eigners Hand, so versank der Tisch augenblicklich in die Tiefe. So hatte Gottes Hand die Sünder getroffen.

14. Das versunkene Schiff auf dem Tracksäder Teiche.

Hinter Tracksäden ist ein tiefer und sumpfiger Teich; in seiner Nähe sind mit ockerhaltigem Wasser gefüllte Löcher, zwischen denen geaustet wird. Wehe dem, der in eins der Löcher hineingeräth! Keines Menschen Auge sieht ihn wieder; der bodenlose Abgrund verschlingt Alles. — Nach einem furchtbaren Unwetter, das ganze Wasserfluthen zur Erde schlug, sahen die Umwohner mit Erstaunen Maste, die ganz betakelt waren, aus dem Teiche ragen. Das Schiff hatte eine Wolkenfahrt gemacht. Das ist schon sehr lange her, mein Grossvater wusste davon zu erzählen," sagte der hochbetagte Altsitzer B. —

IV. Teufel und Zauberei.

15. Der Teufelsbanner.

Vor Zeiten übernahm in Gaidellen nach seiner reichen Eltern Ableben ein junger Mann deren Wirthschaft und freute sich ob seines Reichthums über die Massen. Ja, Geld und Gut ist eine schöne Sache, wenn nicht Gottes Segen fehlt; hat aber der Böse seine Hand im Spiele, dann sind alle Güter nur feurige Kohlen. Es war mit der Wirthschaft nicht richtig. Die festesten Thüren wurden nachts von unsichtbarer Hand geöffnet, das Vieh, aus den Ställen getrieben, lief schnaubend und brüllend umher, zum grossen Aerger des Besitzers, der bei aller Wachsamkeit den Thäter nie entdeckte; ja, seine eigene Person blieb nicht ungehudelt, und er wurde oft unvermuthet erschreckt. Katholische und protestantische Pfarrer wurden herbeigeholt, dem Unwesen zu steuern; kein Weihrauch und kein Segensspruch half; das Unwesen wurde von Tage zu Tage ärger. Nun musste der Geisterbanner Leiser aus Neu-

stadt, ein mehr als hundertjähriger Jude kommen; der durchsuchte alle Ställe und Schoppen, ohne etwas Verdächtiges zu finden. Als er aber die Stubenthür öffnete, huschte es wie ein Schatten an ihm vorbei und die Treppe zur Lucht hinauf. Der Alte hinterher. Oben auf einem der Kikelbalken schaukelte sich ein kleines Männchen und sah ihn mit trüben Augen an. „Hinweg, Kobold!“ rief Leiser; doch der rührte sich nicht. Keine der hebräischen Beschwörungen wirkte; nur ein Name war noch übrig, dessen Klang kaum die Luft durchzitterte, als der Böse ein wüthendes Geheul ausstiess und dem Beschwörer ein grünes Nesselblatt in das Auge schleuderte, so dass es sofort blutunterlaufen halb aus seiner Höhle heraushing. Leiser liess nicht nach und scheuchte den Spuk in den nahen Bruch, wo er ihn festbannte. Der Wirthschaft war geholfen, doch konnte kein Versprechen, keine Belohnung von da an den alten Juden, der erst in einem Alter von 109 Jahren starb, jemals mehr an den Gaideller Bruch bringen. Sehr viele andere sind schon nachts durch Irrwische, des Bösen Diener, hineingelockt worden und hörten dann jedesmal dicht neben sich ein grelles Hohnlachen. So ist es bis auf den heutigen Tag.

16. Teufelsgeld raubt Seelenfrieden.

Die Mare Skaris in K . . . war eine junge, gesunde, hübsche Frau, sie liebte ihren Mann und im Hause herrschte der beste Frieden trotz der wunderlichen Art ihres Schwiegervaters. Vor mehreren Jahren erkrankte der alte Mann auf den Tod, konnte aber trotz wochenlangen Todeskampfes nicht sterben und fluchte auf Himmel und Hölle. Eines Tages war seine Schwiegertochter allein bei ihm; der Kranke streichelte ihr freundlich die Hand und bat: „Liebes Kind, nimm doch eine Schaufel und gehe damit unter die Treppe; es steht da ein Kessel, den rühre mir mit der Schaufel recht tüchtig um, und lache nicht, wenn er auch leer ist. Thu mir den Gefallen!“ Die junge Frau fand den leeren Kessel und fing an zu rühren; alsbald fing es in demselben wie Geld an zu klappern. Ein Schrei drang aus der Stube, sie lief hinein; der Schwiegervater war todt. Von jetzt an liess es ihr keine Ruhe mehr weder bei Tage, noch bei Nacht; ihr Seelenfrieden war dahin, sie wurde tiefsinnig. Eines Sonntags, als die Glocken zur Kirche läuteten, ging

sie hinaus nnd kehrte nicht wieder. Die Arme hatte sich erhängt. Friede sei mit ihr!

17. Die Teufelsdienerin.

Vor etwa hundertunddreissig Jahren lebten in Sakuten an der Minge ein sehr wohlhabender Wirth, Namens Albrecht, der einen einzigen Sohn und eine noch recht hübsche, aber sehr beleibte Frau hatte; doch war dieselbe der Kirche und dem Kirchenbesuche durchaus abgeneigt und wusste auch ihren Mann viele Jahre hindurch vom Kirchgange abzuhalten. Ausserdem hatte sie das Eigne, dass sie keine Nacht schlief, sondern nachts immer herum wankte und nicht zu bewegen war, ein Bett zu besteigen. Am Tage reihte sie oft zur grossen Verwunderung ihrer Leute und der Nachbarn kleine Flickchen an einander, so viele, dass sie nach und nach einige grosse Kasten damit angefüllt hatte; auf Nachfrage gab sie stets zur Antwont: „Für meinen kleinen Albrecht muss ich schaffen, damit er reich bleibt. So dauerte ihr Leben viele Jahre hindurch und alles war gut. Nun aber überkam den Mann eine grosse Sehnsucht nach dem Kirchlichen, die so heftig wurde, dass er sie nicht mehr verwinden konnte, und seiner Frau Tag und Nacht anlag, mit ihm das Abendmahl zu nehmen. Nach langem Sträuben willigte diese ein. Eines Sonnabends fuhren sie zur Beichte, Sonntags schmückte sich die Frau nach besten Kräften für den Kirchenbesuch; der Wirth ging in den Stall, um anzuspannen, der Wagen fuhr vor, aber von der Frau war keine Spur zu sehen. Alles kam in Bewegung und Bestürzung, jeder Winkel wurde durchsucht, nirgends war sie zu finden. Nur die Sauge (Brachstube) war noch übrig. Diese stand nach dem Felde zu, — von Büschen umgeben. Man kam dahin; dumpfes Getöse, grelle Schreie drangen heraus. Man stutzte; einige liefen nach ländlichen Waffen; dann drang der ganze Haufen vor. Die Thür war verriegelt, Aexte machten Bahn. Doch welch ein Bild sah man nun! Ein schwarzbrauner, grimmig blickender Mann verfolgte mit eiserner Gelenkpeitsche die von allem Staat entblösste, bluttriefende, athemlose Frau und verschwand beim Nahen der Leute wie ein Schatten. Die Unglückliche wurde in tiefer Ohnmacht nach dem Hause gebracht, wo sie ein paar Wochen krankte und starb. „Sie hatte sich dem Bösen

verschrieben!“ flüsterten die Nachbarn beim Begräbniss. Ihre Arbeit, die zusammengehefteten Flickchen, wurden unberührt mitsammt den Kasten in den nicht weit davon fliessenden Strom geworfen, wo sie lange trieben und so grosse Löcher aufwirbelten, dass alle an den Untergang des Dorfes glaubten. Ein Hochwasser führte das Unheil fort.

Einige Zeit nachher ging ein Dorfbewohner durch den nahen Wald; es war nicht weit von der Mitternachtstunde und heller Mondschein. Da tönte Peitschenknall und Hollaruf auf der Landstrasse. Ein Zweigespann brauste heran; der Inhaber desselben, ein grosser brauner Mann, bot dem Wanderer einen Platz auf seinem Wagen an, den dieser nicht ohne einiges Zögern annahm. Die Peitsche sauste und beschrieb Furchen auf der dampfenden Pferde Fell, die im schnellsten Galopp vorwärts mussten. Am Ausgange des Waldes hielt der Wagen; die Thiere schnauften. Ein Hieb traf das dicke Deichselpferd, und die hohle Stimme des Fremden fragte: „Kennst du diese nicht?“ — Nein! — Im Leben hiess sie die dicke Albrechtin, jetzt ist sie in meinem Dienst. Und der da — dabei erhielt das andere Pferd einen Hieb — ist dein gewesener Nachbar, der hinkende Lobs, der mir durch seine Sünden verfallen ist.“ Den einfachen Landmann überlief es eiskalt. „Herr! wer ihr auch sein mögt, habt Erbarmen und lasst mich hinaus!“ rief er. Der Fremde lachte: „Geh, Menschenkind! und vergiss nie diese Stunde!“ Mit erneutem Hollaruf und Peitschenknall sauste das gespenstische Fuhrwerk waldeinwärts. „Es war nichts als eitel Schwefelqualm! Möge ich es nicht noch einmal erleben! davor behüte mich der Herr!“ so pflegte der Erzähler schaudernd zu enden. Alte Leute erinnern sich noch genau des Erzählers und seiner Worte.

18. Die Teufelsbuhle.

Dass der Teufel mit Weibsleuten gern Umgang pflegt, ist eine bekannte Sache. So lange noch die Wirthsfrau A. aus K. nur ein einziges Grundstück besass und noch Schulden hatte, war sie eine leidliche Frau, der niemand etwas nachsagen konnte; indessen sie fing an, Geld auf Zinsen zu geben, Ländereien zu kaufen, Staat zu machen. Wo kam das viele Geld her? Wir rechneten umsonst; die Länder

tragen hier sehr wenig und geerbt hatte sie auch nichts. Die hübsche, sonst so freundliche Frau wurde nun auch hochmüthig, sah die Nachbarn nicht für voll an und fing an, ihre Leute zu schinden. Das alles konnte doch nicht mit rechten Dingen zugehen. Bald wurde dies und das gemunkelt, der Frau nachgespürt und da kam es denn heraus: sie hatte den Teufel zum Buhlen. Der kam, wenn der Mann nicht zu Hause war, als grosser, hagerer schwarzbrauner, feingekleideter Herr, schlich um das Haus und klopfte an. Richtig! Die Wirthin öffnete immer selbst. Was sie drinnen trieben, weiss keiner; etwas Gutes wird es wohl nicht gewesen sein. Den schwarzen Herrn sah man jetzt öfter auf den Schoppen steigen; eine Magd erzählte, sie habe ihn auf der Lucht unter der Okel gesehen. Eines Sonntags wollte der Wirth zur Kirche und die Frau sollte mitkommen. Sie weigerte sich, doch er bestand auf seinem Stück und sie musste nachgeben. Kaum waren sie indess etwa eine Achtelmeile vom Hause entfernt, da rief die Frau: „Halt, halt! Ich habe die Schlüssel auf dem Tische liegen lassen. Warte! ich bin schnell wieder da!“ Mit diesen Worten sprang sie aus dem Wagen und ging heim. Der Mann musste etwas merken; er fuhr auf einen Hof, band dort die Pferde an und eilte auch nach Hause. Seine Frau war nicht zu finden; die Magd stand bleich und bebend in der Küche und auf die Nachfrage des Herrn wies sie ihn zum Keller. Dort fand er das ehrvergessene Weib in den Armen ihres grässlichen Buhlen, der, den Lauscher gewahrend, aufsprang, ihn packte und mit übermenschlicher Kraft in eine Kellerecke schleuderte, wo er mit geknickter Rippe halbtodt liegen blieb. Der Böse war verschwunden, aber der Keller roch noch tagelang nach Schwefel und Pech. — Natürlich wurde das Paar geschieden, die Frau gab den Ehebruch zu; nur war sie nicht zu bewegen, den Namen ihres Buhlen zu nennen. Sie hatte ihre Gründe.

19. Der Hexenmeister.

Mein Vater wohnte vor einigen funfzig Jahren in Staldszen in der Niederung — so erzählte der Wirth Gabriel in K . . . — und hatte zum Nachbar einen gewissen Heidemann, der schon seit langer Zeit als Hexenmeister verrufen war. Dieser Mann war neidisch auf unsern

Wohlstand; er wollte durchaus das Land haben und bereitete uns allen nur möglichen Schabernack. Wäre im Dorfe nicht der alte Blaszus gewesen, so würde unsere Wirthschaft vollständig zu Grunde gegangen sein. Eines Tages sah meine Mutter den Heidemann von einer unserer Kühe gehen; die gab von Stund an blutige Milch. Kein Doktern half; der Nachbar lachte, und Blaszus musste gerufen werden. Der schaffte Rath. „Heidemann ist ängstlich“, sagte er „geht mit einem tüchtigen Knittel zu ihm, dann wird er schon helfen.“ Meine Eltern thaten das, und Heidemann versprach, wenn man ihn in Ruhe lasse, solle am nächsten Tage die Kuh gesund sein. Das Uebel ging in der That bald weg. — Im Monat darauf sah meine Mutter den Heidemann an unserer Stallthür knien und sich bei ihrem Herannahen schnell entfernen; Blaszus wurde gerufen und untersuchte die Stelle an der Thür. Verschiedene Fleischstücke fanden sich verscharrt. Auf seinen Befehl mussten wir die Scheunenecke etwas heben; das Fleisch wurde darunter gelegt und dreimal mit der Scheunenecke bedrückt. Dreimal ist Heidemann unter lautem Schmerzensschreie zusammengesunken, und lange Zeit war er krank. Dennoch liess er nicht von seiner Tücke; endlich ereilte auch ihn das Geschick. Im nächsten Jahre — es war im Monat August — hatten wir die Scheune klar gemacht, und kamen mit dem ersten Fuder Roggen an. Wie ein Blitz sprang der Heidemann von der Tenne und lief über Feld. Wir hielten genaue Nachsuchung und fanden, der Schuft hatte das Fach beschmutzt. Blaszus wurde geholt. „Ich weiss schon, was er haben will“ sagte er; „doch wir wollen es ihm diesmal einträuken. Kinder, haltet drei Tage und drei Nächte sorgfältige Wache, damit niemand sich dem Gebäude nahen kann, um etwas daraus fortzutragen. Passt auch auf die Hunde auf.“ Mit diesen Worten entfernte sich der Mann und nahm den Schmutz mit sich. Tags drauf kam die Heidemann, ein Stück Butter zu leihen; es wurde ihr abgeschlagen; dann die Magd nach einem Stück Kreide; wieder wurde nichts gegeben. In der folgenden Nacht umschlichen Gestalten den Hof und suchten einzudringen; doch die Wachen waren auf ihrem Platze. In der vierten Nacht liess sich nichts mehr sehen. Heidemann hatte ein halbes Jahr lang eine Art Ruhr und starb daran.

20. Die Bierhexe.

Der achtzigjährige Pflegemann L. in K. thaute, nachdem er ein paar Schnäpschen genossen hatte, ein wenig auf und wurde redselig. Er begann: „So ein alter Mensch, wie ich, hat in der Welt viel gesehen und gehört: manches Wunderbare ist mir begegnet, das kann ich sagen, aber was mein seliger Vater erlebt hat, ist mir doch nicht vorgekommen. Der diente von seinem achtzehnten Jahre bei dem Herrn Oberamtmann — den Namen habe ich vergessen — in K.. in der Niederung und wurde in seinem zwanzigsten Jahre Brauknecht daselbst. Des Herrn Frau starb, und er nahm eine andere — zu seinem Schaden, wie ihr gleich hören werdet. Der Herr kam mit seinem Brauer in Streit, lohnte ihn aus und nahm einen andern in dessen Stelle. Das war gut, denn der Weggejagte war ein unangenehmer Mensch, der neue Brauer herzensgut; aber mit der Brauerei ging es ihm schlecht, jedes Bräusel schlug um. Der Herr fluchte, und der Brauer war in Verzweiflung; denn er musste, so weit sein Lohn reichte, den Schaden ersetzen; deshalb war er einmal bei Nacht und Nebel verschwunden, der Herr braute jetzt selbst, doch mit dem gleichen Unglück; die Maische war wie behext. Es wurde ein frischer Brauer verschrieben, und diesem gesagt, wie es dem frühern Brauer und wie es dem Herrn gegangen sei. Lachend sprach er: Mir soll es nicht so gehen! Ich bin ein Sonntagskind. — Das Brauen nahm seinen Anfang; der Mann war hinten und vorn und hatte die Augen überall, auch mein Vater passte scharf auf. Etwa um eilf Uhr nachts kam eine grosse glänzend schwarze Katze, die schon oft in der Brauerei gesehen worden war, und schmeichelte sich nach Katzenart an den Brauer; der liess sie nicht mehr aus den Augen. Nach mannigfachem Hinundherlaufen sprang das Thier auf den Rand des Kessels; wie ein Blitz war der Brauer hinter ihm her, packte es am Kopfe und tauchte es bis zu den Ohren in die kochende Maische. Ein furchtbares Geheul, ähnlich dem eines gepeinigten Menschen erscholl, und die Katze war verschwunden. Mein Vater stand ganz steif vor Entsetzen, doch der Brauer sagte lachend: „Die kommt mir nicht mehr wieder, die hat genug.“ Das Bier gerieth ausgezeichnet. Andern Tags ging der Brauer, dem Herrn den glück-

lichen Erfolg anmelden. Der freute sich sehr darüber, klagte aber, dass in der Nacht seine Frau schwer erkrankt sei. Der Brauer wurde stutzig und sagte: „Herr! wollen Sie nicht Ihrer Frau den Hals besehen, ob der nicht vollständig abgebrüht ist.“ Der Herr ging hin, und kam zurück mit der Nachricht, dem sei so. Was hat das aber zu bedeuten? fragte er. Der Brauer erzählte nun, was ihm begegnet war. „Ich bin ein Sonntagskind, kann Geister sehen und Hexereien vernichten. Ihre Frau ist eine Hexe“, sprach er. Noch an demselben Tage jagte der Herr das Weib aus dem Hause und liess sich später von ihr scheiden, es wurde zwar ein anderer Grund angegeben, aber alle wussten, was die Glocke geschlagen hatte. Dem weggegangenen Brauer wurde alles ersetzt, um was er gekommen war, und der neue in hohen Ehren gehalten.

21. Die Gänsehexe.

Die Müllerfrau D. aus D. erzählte einmal: Ich glaube weder an Hexen noch an Hexerei, und doch ist mir etwas so auffallendes begegnet, dass ich nicht recht weiss, was ich denken soll. Ich halte viele Gänse; meine Nachbarin, eine Litauerin, die auch am Mühlenteiche wohnt, gleichfalls. Sobald ich meine Thiere fütterte, flogen immer auch die der Nachbarin herbei, und ich musste doppeltes Futter haben. Meine Bitten, sie möchte ihre Gänse besser beaufsichtigen, halfen nichts; daher fing ich an zu pfänden. Die Nachbarin zahlte und sagte: „Das ist nur Auslage! Von heute ab werde ich deine Gänse haben.“ Nun konnte ich anfangen, was ich wollte — meine sonst so ruhigen Thiere waren wie behext. Sobald sie gefressen hatten, flogen sie fort und auf den nachbarlichen Hof. Ein gut Stück Pfandgeld hatte ich schon bezahlt, und dachte schon daran, die Gänse ganz abzuschaffen, als mich eines Tags eine Bettlerin anredete: „Madamchen, geben Sie mir etwas gutes aus der Wirthschaft und ich sage Ihnen, wie Sie Ihre Gänse festhalten und die der Nachbarn bekommen können.“ Das that ich denn und die Alte gab mir die Lehre: Wenn keiner im Nachbarhause sich befindet, so gehen Sie hin und reissen eine Handvoll Stroh aus dem Dache grade über der Hausthür. Beim Futtern stecken Sie es an und streuen es über Ihre Gänse aus!“ Ich befolgte den Rath und hatte bald mein

Geld wieder. Jetzt kam die Nachbarin und sagte: Ich sehe, dass Du auch weisst; wir wollen uns keinen Schabernack mehr anthun. Jeder füttre seine Gänse selbst! Damit war ich ganz einverstanden; was sie machte, um ihre Gänse festzuhalten, weiss ich nicht, aber ich hatte wenigstens später nie mehr über sie zu klagen.

22. Doppelgänger.

Gutsbesitzer G. aus Raudinen sagte: Es ist zu verwundern, dass es Menschen giebt, die noch bei Lebzeiten sich an zwei Stellen zu gleicher Zeit sehen lassen können, und noch mehr, dass diese Doppelgänger auf beiden Stellen zugleich arbeiten. Mein Halbbruder ist Grundbesitzer bei Neukirch in der Niederung; der hatte vor Jahren eine Dienstmagd, die mit den Leuten auf dem Felde arbeitete und zu gleicher Zeit haben sie der Bruder, seine Frau nnd andere im oder am Hause gesehen Wasser schöpfen, Schweine füttern, Kühe melken u. s. w. Das Mädchen hatte etwas Ungewöhnliches im Auge; sie lebte übrigens ganz für sich. Ihre Doppelgängerei wurde zuletzt aber so auffallend und unheimlich, dass mein Bruder die Person aus dem Dienste entliess. Das Mädchen mied seitdem diese Gegend; denn kein Mensch hat sie nachher wiedergesehen.

23. Der Schlangenbanner.

Im Garten des Oberfischmeisters B. zu F. war früher eine Unmasse Schlangen, die durch kein Mittel ausgerottet werden konnten. B. bot hundert Thaler demjenigen, der die Schlangen fortschaffen würde, doch lange vergebens. Endlich meldete sich ein Ueberläufer, ein Stockrusse ein, der seine Kunst beweisen wollte. Der Mann ging mit B. in den Garten und entlockte einer kleinen Pfeife bald weiche, bald gellende Töne, in Folge deren die Schlangen sich sammelten. Der Russe sagte: „Alle führe ich hinweg bis auf den König; der muss bleiben; über ihn habe ich keine Macht.“ Er ging pfeifend vorwärts und die Schlangen wanden sich ihm nach. Am Haffe angekommen, bestieg er ein Boot; die Schlangen folgten so lange wie bezaubert, bis sie in den Fluthen ihr Grab fanden. Der Banner begnügte sich mit 50 Thalern.

24. Der Geisterbeschwörer.

Die Wirthsfrau Schwellnus aus Ramullen erzählte: Als etwa neunjähriges Mädchen kannte ich einen Schmidt, einen grossen, hagern,

braunen, finsterblickenden Mann, Namens Mertinkus, der sich in der Küche des Wirths Auskis Jonuszus in Szegathen seine Werkstatt errichtet hatte. Jetzt ist er schon lange gestorben. Es soll ein sehr tüchtiger Schmidt gewesen sein, der selbst Silber und Stahl schmolz und hübsche Sachen daraus machte. Alle Kinder, ja auch die Erwachsenen fürchteten den Meister, obwohl er keinem ein Leides that; denn man wusste, dass er mehr als Brod essen konnte, und munkelte, er habe einen Vertrag mit dem Bösen gemacht. Gewiss war aber, dass Mertinkus auf Verlangen der Angehörigen drei Tage nach dem Begräbnisse die Todten, aber nur auf dem Kirchhofe zeigte. Meine Tante, die Wirthsfrau Sch. aus Ramullen, starb. Den dritten Tag nach dem Begräbnisse kam der Beschwörer zu uns, und erbot sich die Todte auf dem Kirchhofe hinzustellen, damit wir sie alle noch einmal sehen könnten. Mein Vater sagte: Mach' es am Tage! doch er: „Das geht nicht an! Nur nach Sonnenuntergang erhalte ich die Macht. Geht hin und bewacht das Grab, bis ich komme!“ Wir gingen auf den Kirchhof und betrachteten neugierig den Sandhügel, aus dem die Verstorbene steigen sollte. Die Sonne ging unter; der Schmidt kam und näherte sich dem Grabe, wir zogen uns ein Ende zurück. Wie aus dem Boden gewachsen stand die Tante in den Kleidern, mit denen wir sie begraben hatten, vor uns, die rechte Hand auf das noch weisse Holzkreuz am Kopfende des Grabes lehnend. Ja, ja, Mertinkus war ein Beschwörer, wie es nicht viele giebt; aber er hat keinem ein Leides angethan.

V. Seele, Tod und Gespenster.

25. Ein Traum der Ewigkeit.

Herr B. aus E. erzählte in einem geselligen Kreise: Als Kind hörte ich einmal von meiner Mutter, dass vor langen Jahren ein Verwandter meiner Urgrossmutter in Tilsit lebte, ein Hutmacher Schwarz. Dem träumte in einer Nacht, dass er im Himmel wäre und Gott ihm alle seine Herrlichkeiten zeigte. Ihm war, als ginge er durch zwölf Paradiesgärten, deren einer immer schöner war als der andere. Seine erste Frau und Kinder, Freunde und Bekannte, die aber alle nicht mehr auf Erden waren, empfingen ihn mit freundlichem Lächeln und folgten

seinen Schritten; auch unzählige Unbekannte wandelten dort auf und ab. Als er erwachte, fand er Frau und Kinder nicht mehr vor; auch war sein Haus ganz anders gebaut; er trat hinaus und fand auch die Stadt völlig verändert. Voller Verwunderung ging der Mann in einige Häuser, wo seine Freunde wohnten; aber er fand dort nur fremde Gesichter, er suchte den Pfarrer auf, aber auch der war ihm fremd. Auf dessen Frage, wie der Pfarrer heisse, den er sprechen wolle, wurde nun der Name eines längst Verstorbenen genannt. Die nachgeschlagenen Kirchenbücher erwiesen, dass vor fast zweihundert Jahren ein Pfarrer jenes Namens die Widdim bewohnt habe, auch dass eine Hutmacherfrau Schwarz, deren Mann in unbegreiflicher Weise verschwunden, fast um dieselbe Zeit gestorben sei. Der Pfarrer sprach zu dem Wiedererschienenen: „Begnadeter des Herrn! gemeinschaftlich wollen wir das heilige Abendmahl nehmen. Dies geschah; kaum aber hatte Schwarz die Hostie empfangen, als er zu einem Häufchen Asche zusammensank. Es wurde vermuthet, dass Schwarz, durch Geister getragen, wirklich im Himmel gewesen sein musste, denn was ihm als ein paar Stunden erschienen war, sind über 200 Erdenjahre gewesen.

26. Die Todesverkündigung.

In Kalleningken, einem Kirchdorfe der Tilsiter Niederung lebte zu meines Grossvaters Zeit — erzählt Herr A. Langkusch — ein schon in den vierziger Jahren sich befindender Hauszimmermann, Namens Hiller, mit seiner Familie fromm und rechtschaffen. Der Mann wohnte hart am Kirchhofe. Eines Abends hatte er sich auf dem Bau verspätet, und kam beinahe um Mitternacht auf dem Kirchhofe an. Es war die Nacht vor dem Tage Aller Seelen, welche die Geister mit feierlichem Kirchhalten begehen. Die Kirche war glänzend erleuchtet. Orgelklang und Lobgesang tönte dem Wanderer entgegen. Mögen seine eigenen Worte folgen, wie sie mein Grossvater zu berichten pflegte: „Ich wusste ganz gut, was da war und beschleunigte meinen Schritt, ein Vaterunser betend, um ja kein Störer der Andächtigen zu werden. „Guten Abend, Nachbar! Wo kommt ihr so spät her?“ tönte eine bekannte Stimme hinter mir. Entsetzt sprang ich seitwärts; es war mein vor acht Wochen verstorbener Nachbar, der mich angeredet hatte, in

seinen Kirchenkleidern, die, wie ich genau wusste, bei der Wittwe im Schreine hingen. Die Erscheinung streckte mir die Hand zu: „Schlag ein, Nachbar! wir haben uns ja immer gut vertragen!" — Aber du bist doch todt? — „Todt oder nicht todt — wie man's nehmen will." — Ich schauderte zurück; der Nachbar vertrat mir den Weg und lachte: „Sei doch kein Hasenherz! Du kommst auch einmal zu uns!" und seine kalte Hand berührte mich. Weshalb bist du nicht in der Kirche bei den andern? fragte ich. — „Meine Zeit ist noch nicht da; ich muss noch warten, bis meine Ablösung kömmt. Aber, Nachbar, weshalb rauchst du nicht? Hast du kein Feuer?" — Nein! — „Dann warte! Feuer werde ich machen." Damit schüttelte er den Arm, aus dem Aermel stoben eine Menge rother Funken, die auf dem Grase verzischten. Mit Hilfe des Nachbars kam die Pfeife wieder in Brand, und bei seinem gemüthlichen Gebahren schwand mein Grausen beinahe. Da schlug es Eins. Des Todten Züge wurden ernst: „Der Gottesdienst ist zu Ende. Gehe, gehe! Du gehörst noch nicht zu uns. Das Körperliche wird der Geister Spiel." — Noch eine Frage, Nachbar! Wer ist's, der dich ablösen muss? — Der Todte sah gen Himmel. „Du hast an unser Reich gepocht. Gehe nach Hause und bereite dich vor! Nach vier Wochen rufe ich dich ab! Gehe, gehe! die Geister kommen."

Bleich und verstört trat der Zimmermann bei den Seinen ein. Was fehlt Dir, Mann? fragte die Frau. Sie erhielt keine Antwort; des Gatten Züge arbeiteten heftig — vergebens! nur unverständliche Laute brachte die Zunge hervor. Die Frau glaubte, ihr Mann wäre völlig betrunken und führte ihn zum Bette; am andern Morgen fand sie ihn im heftigsten Fieberschauer. Erkundigungen ergaben, dass der jetzt so Kranke im bestem Wohlsein, und ohne ein hitziges Getränk berührt zu haben, den Bauplatz verlassen und den Heimweg angetreten hatte. Indessen steigerte sich sein Uebel von Tage zu Tage, kein Mittel half; der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf. Bereits dauerte die Krankheit beinahe vier Wochen, da richtete sich der Kranke eines Morgens vom Lager auf mit den Worten: „Liebe Frau!" Bestürzt trat die Ueberwachte zu ihm hin. „Erschrick dich nicht, liebe Frau! sprach er. Gott hat mir die Sprache gnadenvoll wiedergegeben, damit ich euch

das Wunder, Das an mir geschehen ist, verkünden und vor meinem Hingange dich und die Kinder segnen kann.“ Den Tag über blieb er munter; gegen Abend schlummerte er ein, bis die Mitternachtsstunde schlug. „Willkommen, Nachbar! Du bist pünktlich. Lebt wohl meine Lieben! Der Herr segne euch!“ murmelte der aus dem Schlummer Erwachende und breitete die Arme aus. Mit dem letzten Schlage der zwölften Stunde hatte er zu leben aufgehört.

27. Kirchhalten der Geister.

Tischlermeister L. aus Uszkaiten hat von seiner Mutter erzählen hören: Ungefähr vor 40 Jahren lebte ein Grundbesitzer Namens Spangehl unweit Lapienen im Kreise Niederung. Dessen Frau verspätete sich eines Abends bei einer Wanderung von Kaukemen nach ihrer Wohnung. Es war nahe an Mitternacht, als sie Lapienen erreichte, die Nacht vom 1sten zum 2ten November, welche beiden Tage bekanntlich die Feiertage Alle Heiligen und Alle Seelen sind. Lapienen liegt auf beiden Seiten der Gilge, und es ist eine Fähre daselbst. Die Spangehl wohnte jenseits des Stromes eine Viertelmeile vom Dorfe ab. Oft hat die Frau, welche durchaus eine Feindin von berauschenden Getränken war, unter den heiligsten Betheuerungen der Wahrheit erzählt: Bei meinem Gange war ich sehr bekümmert darüber, wen ich in der Nachtzeit noch wach finden würde, um mich über den Strom zu setzen. (Bekanntlich werden einzelne Personen in einem Flachboote übergesetzt.) Auf dem Damme angelangt, sehe ich eine Menge sonntäglich geschmückter Menschen — es war heller Mondschein — auf der Fähre, die eben im Begriff ist, abzustossen. Einer von ihnen winkte mir, und mit möglichster Geschwindigkeit eilte ich den Abhang hinunter und bestieg die Fähre, hocherfreut über den glücklichen Zufall. Unbekümmert fuhr ich inmitten dieser Leute mit fabelhafter Schnelle über das Wasser. Hinüber gekommen ging ich meinen Gang, die Leute aber Arm in Arm zu meiner Verwunderung in die Kirche. In ihr war eine sehr grosse Helle, und die Orgel brauste zu mir herüber. Obgleich ich mich sehr wunderte, dass bei Nachtzeit Andacht gehalten wurde, trieb mich theils Neugier, theils das Bedürfniss meines Herzens in die Kirche. Die war bereits überfüllt, und doch strömten noch immer Andächtige

hinzu. Nachdem ich das Vaterunser gesprochen, sah ich auf, um die Worte des Herrn Pfarrers besser zu vernehmen. Der Geistliche sprach hinreissend schön; er nickte mir freundlich zu, machte aber dabei eine mir unverständliche Geberde. Ich sah ihn noch aufmerksamer an, und sein Gesicht kam mir sehr bekannt vor. Doch wer war er? O, Himmel! wie wurde mir plötzlich zu Muthe? Der Herr Pfarrer — es war ja derselbe, der mich eingesegnet hatte, der schon vor zehn Jahren verstorben war. Wie oft hatte ich bei dem eisernen Kreuze, das sein Grab ziert, mich seiner erinnert! Und heute legt er von neuem das Wort Gottes aus! Bestürzt liess ich meine Blicke umherschweifen. Manche Freunde und Bekannte, die aber schon längst unter der Erde waren, sassen in den Bänken; meine eigene verstorbene Tochter ging Arm in Arm mit andern Mädchen an mir vorbei, deutete auf mich hin und sagte: „Das ist meine Mutter!“ Entsetzen befiel mich, meine Sinne fingen sich an zu verwirren. Ein Mann berührte meine Schulter; es war mein verstorbener Sohn, der sprach: „Was willst du Lebende hier bei den Todten? Ergreife die Flucht, so lange es noch Zeit ist! Eile, eile vom Kirchhofe hinweg, ehe die Geister über dich Macht bekommen. Bei unsern Geheimnissen darf kein Lebender zugegen sein.“ Er hauchte mich eisig an; meine Erstarrung wich. Klopfenden Herzens eilte ich hinaus und warf die Thür hinter mir zu; doch schon folgte man mir nach mit grossem Getöse. Athemlos suchte ich zu entrinnen. Mein Mantel wurde gepackt; voll Angst liess ich ihn fallen und lief hinweg. Als ich vom Kirchhofe war, wagte ich mich umzusehen. Wie weisse Nebel wallte es leuchtend auf und ab. Da schlug die Thurmglocke Eins — im Nu war alles verschwunden; nur der Mond warf noch sein falbes Licht auf die grünen stillen Gräber. Voller Freude, dass ich jetzt wenigstens vor Verfolgung sicher war, wenngleich erschöpft und zitternd, ging ich die Viertelmeile bis zu meinem Hause. Des Morgens erzählte ich beim Aufstehen meinem Manne das Erlebniss und wir gingen beide nach dem Kirchhofe, um zu sehen, wo mein Mantel geblieben sei. Auf jedem Grabe lag ein kleiner Fetzen davon und wir kamen auf die Vermuthung, ein Theil desselben müsste noch auf andere Kirchhöfe getragen sein.

In ähnlicher Weise hat man auch öfters die Kirche zu Werden nachts um 12 Uhr hell erleuchtet gesehen, und hat einen eigenthümlich feierlichen Gesang gehört. Der Herr Pfarrer wusste wohl, was es zu bedeuten hatte, untersagte aber jede Nachforschung.

Auch den Tracksäder Kirchhof haben Vorbeifahrende in gewissen Nächten bei hellem Mondschein von bunt durch einander schwebenden weissen Gestalten belebt gesehen, deren Stimmen wie laute durchdringende Kinderstimmen erklangen. Dass diese Erscheinungen nicht geheuer waren, bewies auch das Benehmen der Pferde; die fingen an zu prusten, scheuten und wollten nicht vorwärts; kriegten sie dann die Peitsche, so flogen sie im sausenden Galopp davon.

28. Der Geisterseher.

„Kinder!" sagte einmal die fast neunzigjährige Loosfrau Stilger, „mein erster Mann hörte einmal, dass der Hofhund, wenn einer im Hause gestorben ist, des Nachts sich zum Kirchhofe kehrt, mit den Füssen scharrt, ängstlich heult und Thränen in seinen Augen hat, und dass jeder, der diese Thränen abwischt und damit seine Augen bereibt, Geister sehen kann. Der Vorwitzige versuchte es und war zeitlebens der unglücklichste Mensch; es hat ihm zuletzt den Tod gebracht. Eines Wintertages sind wir in der Stube — die Thür stand des Rauches wegen etwas offen — als er mich an den Arm fasste und nach dem Hintergrunde zog. Was giebts? fragte ich. — „Sei still! Es ist Besuch hier. Bete! Bestürzt über das bleiche Gesicht meines Mannes, wenn ich auch nicht wusste, weswegen — kniete ich neben ihm hin. Fast eine Stunde verging; endlich stand er auf und sagte: „Else, es kommt keiner mehr; die Thür kann zugemacht werden!" Wer soll denn kommen? fragte ich. Es war doch keiner da, du Narr! — „Schweige still! Geister, grosse und kleine, kamen zum Ofen, als wollten sie sich wärmen, dann wieder hinaus, um Andern Platz zu machen." Geister? rief ich. Ich habe ja nichts gesehen! — „Sei zufrieden! Unglücklich ist der Mensch, der da sieht, was der liebe Gott den meisten verborgen hält" — Ich fragte nichts mehr.

Auch der Kölmer H. aus dem Heinrichswaldschen ist ein Geisterseher und macht daraus gar kein Geheimniss. Auf Begräbnissen rührt

er, so lange die Leiche im Hause ist, von keiner Speise etwas an und geht auch nicht dieselbe Strasse mit dem Gefolge, sondern stets seitwärts derselben. — Einst ging er mit ein Paar Bekannten. Plötzlich blieb er stehen und sah auf ein Häuschen hin, das unweit des Weges stand. Was ist denn da zu sehen? fragte Einer? „Ihrer drei gehen nach dem Häuschen; sie sind klein; da muss ein todtkrankes Kind sein; dem gilt der Besuch. Doch, wir wollen weiter gehen.“ Alle sahen einander an, und einer fragte ihn: Wie kannst du das wissen? „Nun, geht hin und überzeugt euch! erwiderte er. Ich folge euch aber nicht.“ Die Neugier bewog sie einzutreten; wirklich war ein Kind in der Stube, das mit dem Tode kämpfte.

Noch unheimlicher ist indessen das Geschick derjenigen, welche Geisterträger sind, wie der Schneidermeister W. in Allenburg. Oft stand er des Abends, wenn er mit seinen Bekannten bei der Kartenpartie zusammensass, mitten im Spiele auf, nahm seine Mütze und ging ohne Gruss hinaus. Dann musste er Geister tragen. Er wusste stets, wenn das Gewerk eine Leiche bekam, jeder meldete sich bei ihm an, und seine Frau, die sich auch oft über das plötzliche Entweichen ihres Mannes beklagte, erzählte dass er dann jedes Mal schweisstriefend und todtmüde nach Hause komme.

Zuweilen werden die Geister indessen auch der gewöhnlichen Menschen sichtbar. Es kommt vor, dass verstorbene Eltern sich noch einmal ihrem Kinde zeigen, das mit liebender Sehnsucht an sie denkt, oder es ist auch wohl eine verstorbene Ehefrau erschienen, um ihrem Gatten anzukündigen, es sei die Stunde gekommen, dass er ihr folgen müsse, oder ein Verstorbener meldet sich bei der Näherin, die ihm die Leichenkleider fertigen soll, wegen des letzten Anzugs u. A. Doch solche Erscheinungen sind harmlos. Hat sich indessen jemand an den Verstorbenen vergangen, hat er sie im Grabe gehöhnt, oder gar ihre Ruhe im Grabe gestört, so wissen sie oft recht empfindliche, auch körperliche Rache zu nehmen. Gewöhnlich ist diese so grausam, dass die Bestraften allen ihren Frohsinn und Lebensmuth für immer verlieren und als traurige Beispiele der Geisterrache herum wandeln, über die sie nicht einmal zu sprechen wagen.

Verschieden von den Geistererscheinungen sind die Spukgestalten, die sich hin und wieder zeigen. Bald ist es ein grosses schwarzes Pferd ohne Kopf, das vom Kirchofe aus auf den Fahrenden zukommt, eine weite Strecke neben dem Wagen herläuft und Pferde und Lenker in Schrecken versetzt, bald ist es ein grauer Hund, der von einem Kirchhofe kommt und schweigend ohne zu bellen, aber unaufhörlich nach den Füssen einer vereinzelten Wandrerin schnappt, die um die Geisterstunde an dem Kirchhofe vorbei muss; oder ein schwarzer Hund, der zähnefletschend ohne Gebell nach den Hälsen der Pferde aufspringt und sie ängstigt, oder es ist eine grosse weissgekleidete Frau, die von einem Kirchhofe sich zum andern fahren lässt und während sie auf dem Wagen sitzt, das Gewicht so erschwert, dass die Pferde nur Schritt vor Schritt vorwärts kommen u. s. w.

29. Der gespenstische Barbier.

Der junge Graf von . . . . (es ist eine uralte, schon in der Heidenzeit, wie man sagt, nach Litauen eingewanderte böhmische Familie) war, wie es bei Vornehmen Sitte ist, mit seinem Hofmeister und Dienerschaft auf Reisen geschickt, — erzählte der Förster K . ., dessen Grossvater lange Jahre in den Diensten der Familie gewesen war, und ihm das Abenteuer mitgetheilt hatte. Er lebte unterwegs seinem Stande gemäss mit Glanz und Pracht und suchte des Lebens Herrlichkeit aufs beste zu geniessen. Eines Tages zerbrach ein Rad an der Kutsche des Grafen unweit eines Marktfleckens in der Mitte Deutschlands; es war schon ziemlich spät geworden, und man beschloss, in dem einzigen Gasthofe des ärmlichen Orts zu übernachten. Doch waren wegen des am nächsten Tage stattfindenden Jahrmarkts alle Zimmer desselben besetzt, und der Wirth war in höchster Verlegenheit wo er den vornehmen Gast unterbringen sollte. Vergebens kratzte der Mann sich seinen Wollkopf; es fiel ihm kein Auskunfsmittel ein, und er sah sich genöthigt, dem jungen Reisenden mitzutheilen, er könne ihn nicht bei sich aufnehmen. „Sind denn nicht wenigstens ein paar Kammern zu haben?" fragte dieser „Ich will ja gut dafür bezahlen." Alles ist vollständig überfüllt, gnädiger Herr! erwiederte der Wirth. „Aber ich kann heute ja unter keinen Umständen weiter reisen. Ihr müsst mir

ein Unterkommen besorgen, gleichviel wo." Der Wirth drehte seine Lederkappe in der schwieligen Hand und sagte endlich: „Stuben sind eigentlich genug, dort drüben in jenem Hause, das mir auch gehört; doch dort kann ich euer Gnaden nicht anmuthen zu bleiben; es spukt darin, und daher ist es völlig unbewahrt. — „Es spukt?" fragte der Graf, ein sehr beherzter Mann. „Das ist ja wunderschön! Mit einem Spuke habe ich es noch nie versucht; das Abenteuer möchte ich gern bestehen. Von welcher Art ist denn das Gespenst?" — Das weiss ich nicht, gnädiger Herr! Es hat noch keiner etwas darüber offenbart, der die Nacht über in jenem Hause war; Alle fanden wir mit abgeschnittenem Kopfe in den Betten. — „Desto besser! Räumt mir dort gleich ein paar Zimmer ein! Mann, macht keine solche Jammermiene! Ihr seid ein Hans Hasenfuss, wie mein Hofmeister und meine Diener, meinen braven Mertens ausgenommen; der fürchtet sich nicht vor dem Teufel und seiner Grossmutter. Mertens, hältst du aus bei mir?" — Wo euer Gnaden bleiben, bleibe ich auch; ich begleite Sie, wie Ihr Schatten, brummte der Diener in tiefem Bass. Schnell wurden einige der nothwendigsten Möbeln herbeigeschafft und die geräumigen und gut aussehenden Zimmer bewohnbar gemacht. Der Graf theilte mit seinem Diener das Zimmer und beide fühlten sich ganz behaglich. Auf alle Fälle wurden die Pistolen sorgfältig geladen, und man beschloss wenigstens bis Mitternacht in Kleidern zuzubringen, um auf alle Fälle gerüstet zu sein. Gegen zehn Uhr überfiel den jungen Mann eine unüberwindliche Schläfrigkeit; er legte sich aufs Bett und hiess den Diener, ihn eine kurze Zeit schlafen zu lassen und während dessen wach zu bleiben und gut aufzupassen; beim ersten Geräusche solle er ihn wecken. Das Licht musste natürlich brennen bleiben. Am andern Morgen warf die Sonne bereits ihre hellen Strahlen ins Zimmer, als der Graf erwachte. Schnell sprang er aus dem Bette und trat, um sich anzukleiden vor den Spiegel. „Holla! Was ist denn das?" rief er. Sein langer Bart war fort, bis auf das letzte Härchen verschwunden. „Was sind das für Possen? Wer hat mich während meines Schlafs rasirt?" — Das kann ich euer Gnaden sagen! brummte der Diener sich schüttelnd. Ich bin ja auch rasirt. — „Auch du? Wirklich! Nun, wie ist das zu-

gegangen? Ich habe ja nicht das geringste gemerkt." — Euer Gnaden schliefen wie eine Ratte und waren nicht zu erwecken. Es schlug zwölf, da ging es tapp, tapp, tapp auf dem Flur; die Thür öffnete sich und ein Kerl in grünem Rocke, den Kopf unter dem einen, ein Rasirzeug unter dem andern Arme tritt ein, stellt Kopf und Zeug auf den Tisch, schlägt Seifenschaum, prüft seine Messer und geht zu Euer Gnaden, und in einem Nu war der schöne Bart fort. Jetzt wandte sich das Gespenst zu mir, und auch mein Bart wurde abgenommen. Kopf und Kasten wurden wieder unter den Arm genommen, und tapp, tapp, tapp schlarrte es wieder über den Flur. — Der Graf lachte: „Der schnurrige Kerl hat wenigstens ein gutes Herz; er fordert nicht einmal Bezahlung. Doch möchte ich ihn auch gern einmal mit meinen eigenen Augen sehen; ich bleibe noch eine Nacht hier." Es klopfte an die Thür. Der Wirth kam. Gott sei Dank, dass Euer Gnaden leben! Die Angst liess mich die ganze Nacht nicht schlafen. — „Mann, ich bleibe noch eine Nacht hier! Ich muss dem Dinge auf den Grund kommen. Ich bin heute glatt wie ein Weib um das Kinn, mein Diener auch. Es ist ein tüchtiger Bartkratzer, euer Gespenst." — Die zweite Nacht verging wie die erste; dieselbe Schläfrigkeit trat ein, dieselbe Erscheinung, ohne dass der Graf sie zu sehen bekam. Eigensinnig bleibt er in seiner Wohnung und schläft den ganzen Tag über, um nachts der Müdigkeit Herr zu sein. Es schlägt zehn Uhr, und wieder stellt sich die ermattende Müdigkeit ein, die diesmal indessen vom festen Willen überwunden wird. Um zwölf Uhr kommt es wieder tapp, tapp, tapp den Flur entlang. Die Thür geht auf, der Grünrock, Kopf und Rasirzeug unter den Armen, tritt ein, legt alles vorsichtig auf den Tisch, schlägt Schaum, rückt einen Stuhl in die Nähe der Lampe und winkt dem aufmerksamen Lauscher; der setzt sich und lässt sich ruhig barbiren. Als das Geschäft zu Ende ist, will der Geist seine Sachen nehmen und davon gehen. „O nein! So haben wir nicht gewettet!" spricht der Graf. „Wie du mir, so ich dir!" Damit drückt er die Gestalt auf den Stuhl, nimmt den Kopf, dessen Bart lang herunterhängt und rasirt ihn mit vielem Geschick. „Dank dir, muthiger Mann!" stöhnte es dumpf. „Du sollst mein Erlöser sein." — Und wie kann ich das?

Wer bist du? Was ist mit dir geschehen? — „Dies Haus war früher ein Gasthof, der Wirth ein Mörder. Meine Gebeine liegen im Brunnen des Hofes; begrabe sie in geweihter Erde und ich werde Ruhe haben.“ Weswegen geschahen aber die Morde in neuerer Zeit? fragte der Graf. „Furcht tödtete die Feiglinge, dem Kühnen geschieht nichts zu Leid. Was soll ich dir für meine Erlösung geben? fordere dreist!“ — Der Graf besann sich einen Augenblick, dann sprach er: Sage mir, wann meine letzte Stunde schlägt! — „Das weiss ich nicht!“ erwiderte der Geist, „aber fünf Minuten vor deinem Tode werde ich dir nochmals erscheinen!“ Sodann nahm er Kopf und Kasten wieder unter die Arme und verschwand mit dem Rufe: „Gedenke mein!“ — Am Tage darauf machte der Graf von dem, was er gehört hatte, der Behörde Anzeige; der Brunnen wurde untersucht, halbvermoderte Gebeine gefunden und der geweihten Erde übergeben. Der Graf bewohnte noch einige Tage das Gespensterhaus, nichts liess sich mehr sehen; der Todte hatte seinen Frieden gefunden.

Nach Jahr und Tag war der Graf zur Heimath zurückgekehrt und hatte, ich weiss nicht in welcher Stadt, seinen Wohnsitz genommen. Dort lebte ein hoher Beamter mit seiner Tochter, einer gefeierten Schönheit, und der Graf brachte ihr seine Huldigungen dar. Das Mädchen nahm sie ziemlich kühl auf; denn sie liebte einen Arzt und wollte von dem nicht lassen; die Eltern aber, von dem Range und Reichthum des neuen Bewerbers geblendet, zwangen die Tochter dem Grafen ihre Hand zu geben. Mit grosser Pracht wird das Hochzeitsfest gefeiert, der Bräutigam ist überglücklich, die Braut sieht bewegt und unruhig aus. Lustig erklingen die Gläser bei den ausgebrachten Toasten und Lebehochs, da erhebt sich die Braut, angeblich um ihre Toilette zu ändern, der Bräutigam bleibt in dem Kreise der lustigen Gesellschaft zurück. Da tritt ein Diener ein: Herr Graf, da draussen ist ein Fremder, der Sie dringend um Gehör bittet. — „Sag' ihm, er möchte morgen wiederkommen, heute habe ich nicht eine Minute Zeit.“ Der Diener geht, kehrt aber alsbald wieder: Herr Graf, der Fremde besteht auf seiner Forderung. Er will Sie nur einen Augenblick sprechen. Der junge Mann geht hinaus, doch kaum hat er den Fremden gesehen, so prallt er todtenbleich zurück;

es ist der Barbier. „Fünf Minuten vor deinem Tode bin ich da!" hallt es dumpf zu ihm herüber, und die Erscheinung ist verschwunden. Kaum traut der Graf seinen Sinnen; er fällt auf die Knie, um im Gebete sich mit Gott zu versöhnen; dann eilt er zu seiner jungen Frau, um von ihr Abschied zu nehmen. Er dringt in ihr Schlafcabinet und — überrascht sie in den Armen ihres frühern Liebhabers, des Arztes, dessen Degen den Eindringenden sofort durchbohrt. Aus dem Freudentage wurde ein Tag der Trauer; der Arzt verschwand spurlos, die junge Frau that für ihren Fehl zeitlebens in einem Kloster Busse.

30. Weswegen am Donnerstage in der Niederung nicht gesponnen wird.

Ganz alte Leute wissen sich noch zu erinnern, von ihren Eltern gehört zu haben, dass zu ihrer Zeit an jedem Werktage der Wocken ging; mit dem jetzt üblichen Nichtspinnen hat es seine eigene Bewandniss. Einst lebte in der Niederung eine reiche Bauersfrau, die hatte immer sechs Mädchen im Dienst und in der Spinnzeit war sie mit ihrem Gesinde gar fleissig am Wocken. Centnerweise wurde der Flachs versponnen, schockweise Leinwand gemacht, das war ein Leben. Eines Abends sitzt sie nun auch mit allen Mägden fleissig spinnend in der Stube, da fängt es an unter ihren Füssen zu prasseln. Ein langer langer Arm, daran eine drohend geballte schwarze Faust fährt aus der Diele empor und tief aus der Erde kommt eine Stimme: „Es ist heute Donnerstag! Wer an dem Tage noch ein Rad umdreht, ist des Todes! Wahret eures Leibes!" Der drohende Arm verschwindet, die Diele ist wie sie gewesen. Entsetzt halten alle mit Spinnen an; überall wurde davon gesprochen. Seit der Zeit wird am Donnerstage nicht mehr gedreht; denn — wer weiss — es könnte einem doch einmal etwas passiren. So erzählte ein runzliges Mütterchen.

31. Wer war sein Ahn?

(Eine Szibbener Geschichte.)

Adlig Heidekrug war vormals eine herrschaftliche Domäne und hatte im Dorfe Szibben einen Krug, in dem in jener Zeit, lange, lange vor uns, als die ganze Gegend noch wenig bevölkert war, ein Pächter lebte, dessen jüngster Sohn trotz seines offenen Kopfes und vielen

Mutterwitzes ein vollständiger Taugenichts war. Arbeitsscheu lungerte der junge Mensch den ganzen Tag herum und verübte überall tolle Streiche. Alles Strafen half nicht; der Hang war unüberwindlich. Eines Tages sagte der Vater zu ihm: „Hans, wenn du so bleibst, was soll aus dir werden? Ein Vagabund!“ — Das Vagabundenleben ist das freieste Leben von der Welt, ich suche mir einen Meister und lerne stehlen! erwiderte der Junge frech. Der Vater griff ergrimmt zum Stocke, — doch husch, war das Söhnchen hinaus und lief fort. Jetzt hatten die Leute in Szibben wenigstens Ruhe. Mit lustigem Gesange und Jodeln schritt Hans durch den frühlingsgrünen Wald, lauschte dem Gesange der Vögel, erfreute sich an den eiligen Sprüngen der Rehe, die sein Tritt verscheuchte, und war sorglos und lustig, als besässe er alle Schätze Indiens. Ein Mann kam des Weges dahergegangen, dem gefiel der hübsche, stramme Bursche. „Wo willst du hin mein Junge?“ begann er. — Einen Meister suchen. — „Und was willst du lernen?“ — Stehlen! — „Das hast du gut getroffen, mein Kerlchen! Dazu bin ich der Rechte; komm nur mit mir!“ sagte der Fremde, und lustig plaudernd gingen sie zusammen und erzählten einander unter lautem Lachen ihre losen und leichtfertigen Streiche. Hans war ganz in seinem Elemente; hier hatte er einen Genossen, wie er ihn sich längst gewünscht hatte und Vater und Mutter waren völlig vergessen. „Holla! wer ist da vor uns!“ rief plötzlich sein Meister. Friedlich trieb ein Bäuerlein zwei fette Ochsen zum Markte. „Hans! die müssen wir bekommen. Streng' einmal deinen Witz an!“ — Die Sache ist leicht genug! war die Antwort. Langsam schlenderten sie hinter dem Ochsentreiber her; in Prökuls, wo er futterte, trafen sie mit ihm zusammen. „Wohin, Alterchen?“ fragte Hans. — Nach Memel! Und ihr? — „Wir haben hier am Orte Geschäfte.“ Dann ging er zu seinem Gefährten. „Meister, gebt mir Geld! ich muss ein Paar Stiefel haben.“ Die Stiefel wurden gekauft und die Strolche machten sich auf den Weg, noch ehe der Bauer aufgebrochen war. Im nahen Walde liess Hans dicht am Wege den einen Stiefel zur Erde fallen, und in der Entfernung von einigen Minuten den andern. Beide versteckten sich dann in die Büsche. Das Bäuerlein kam an die erste Stelle und brummte, wie es den Stiefel sah: „Hm!

Was nützt mir ein Stiefel? Ja, wenn der andere auch noch da wäre!" und setzte seinen Weg ruhig fort. Bald hatte er die Stelle erreicht, wo der zweite Stiefel lag. „Potz tausend! da ist ja noch einer! Schade! dass ich den andern nicht vorhin mitgenommen habe!" Er besann sich ein Weilchen, band dann die Ochsen an einen Baum und trabte zurück. Doch als er nachher an die Stelle kam, wo er seine Ochsen angebunden hatte, ja, da waren die Ochsen bereits über alle Berge, und er hatte nicht einmal das Nachsehen. — Tausend ähnliche Streiche verübten Hans und sein Meister, bis sie sich nach Jahren trennten, und der Lehrling, selbst ein Meister geworden, nach Hause zurückkehrte. „Der Sausewind, der Taugenichts ist wieder da!" sprachen die Nachbarn, „das wird schön werden." Doch ihre Erwartung wurde getäuscht. Hans schien ehrbar geworden zu sein; er hielt sich fleissig zur Kirche und trug ein frommes und gesetztes Wesen zur Schau. Der Oberamtmann vernahm die Mähr und beschied den Strolch zu sich. „Hans Du bist ehrbar geworden, wie ich höre. In dem Handwerk, das Du erlernen wolltest, scheinst Du also nicht sonderliche Fortschritte gemacht zu haben?" Hans lachte: Versuchen Sie es, gnädiger Herr, wenn Sie Lust haben! — „So höre! Auf dem Felde pflügt täglich einer meiner Knechte mit zwei schwarzen Ochsen; kannst Du diese, während sie am Pfluge sind stehlen, so sind sie dein; misslingt's Dir, und Du wirst ertappt, so kommst du ins Loch und kriegst Prügel nach Noten! Ich gebe dir vierzehn Tage Zeit." Hans schmunzelte: Das ist eine Kleinigkeit! die Ochsen sind mein! — und ging davon. — Nach einigen Tagen rief von der Strasse her ein Livreediener, der ein Vogelbauer, mit einem Tuche bedeckt, in der Hand hielt, dem Knechte zu: „He, Freund, wohnt hier der Herr Oberamtmann?" und bot ihm eine Prise an. In dem Knechte erwachte die Neugier; er wollte wissen, was der Fremde an seinen Herrn zu bestellen habe, und was in dem Bauer wäre. „Ein seltener Vogel, Freund! ein sehr seltener, den ich dem Herrn abgeben soll!" — So zeige mir doch einmal diese Seltenheit! — „Das geht nicht. Das Ding fliegt mir am Ende fort, und ich bekomme meine hundert aufgezählt." — Nur ein klein bischen mache die Klappe auf; ich will ja nur einen Blick darauf thun, ich sterbe sonst vor

Neugier. — Der Fremde zögerte, und liess sich erst durch vieles Bitten bewegen, die Klappe ein wenig zu öffnen. Noch mehr, noch mehr! rief der Neugierige; es ist ja garnichts zu sehen. — Husch! war der Vogel trotz der beschnittenen Flügel aus dem Bauer hinaus und nach dem Walde zugeflogen. Der Knecht stand mit offenem Munde da, der andere schlug laut jammernd die Hände zusammen. O weh, was wird nun aus mir werden! Hilf, Bruder! durch deine Schuld ist er verloren. O, über das Unglück!" Sie rannten beide nach dem Walde hinter dem Vogel her. Im Dickicht entledigte sich Hans seiner Livree, holte die Ochsen, und trieb sie dem erstaunt am Fenster stehenden Amtmann vorbei. „Das sind Kleinigkeiten, gnädiger Herr! Schönen Dank für die Ochsen!" — Na, warte, du Spitzbube! Das nächste Mal fasse ich dich besser! — Hans schlug ihm ein Schnippchen und trieb vergnügt seine Beute nach Hause.

Bald wurde er wieder zum Amtmann gerufen, der ihn mit diesen Worten anredete: „Du Hallunke, ist es dir möglich, dort aus jenem Stalle, den ich Tag und Nacht von der Hälfte meiner Leute bewachen lassen werde, meinen Hengst, auf dem stets ein Mann sitzen wird, fortzuführen, so soll er Dir gehören. Kriegt man Dich aber, — nun, Du weisst, was Dich erwartet. Auch die Ochsen musst Du mir zurückgeben." Hans sah anfangs etwas verdutzt aus, dann sagte er: Gut, gnädiger Herr! ich werde mir mein Reitpferd holen. Die strengste Wache wurde den Stallleuten angesagt. Hans kaufte sich Spiritus, versüsste ihn tüchtig und that einen Schlaftrunk hinein. In einer Nacht vernahm die Wachmannschaft ein dumpfes Gestöhne hinter dem Stalle. Ein altes runzeliges Weib, dem Anschein nach eine Zigeunerin, wand sich im Schnee in Krämpfen; neben ihr lag ein Lächel (Tönnchen). Mitleidig brachten sie das Weib mit ihrem Lächel in den warmen Stall; bald wurde die Kranke munter. „Alte, woher kommt ihr? wohin wollt ihr so spät?" wurde gefragt. — Ich bin die Zigeunermutter, und bringe den Schnaps für das Volk. — „Dann musst du uns wahrsagen." Dazu liess sie sich denn bereit finden; die Hände wurden hingereicht, und alle bekamen Wunderdinge zu hören, als sollten sie noch einmal Gelegenheit haben, ihr Glück zu machen, der eine auf diese, der andre

auf jene Art. Drauf wollte die Alte fort; da hiess es: „Mutter, wir schiessen zusammen! verkauft uns ein paar Tropfen von dem Branntwein.“ Die Alte war nicht unerbittlich. Meinetwegen! Ihr seid gute Kerle. Schmunzelnd forderte nun der Kutscher ein Märchen, und die Alte erzählte von den Siebenmeilenstiefeln, und dem Däumling und vom Rübezahl, bis aller Augen zufielen . . . . und lachend hob Hans nun den Reiter aus dem Sattel und setzte ihn auf die Ständerwand. Des andern Morgens kam der Herr in den Stall und fand die Bescheerung. Ein wuchtiger Stockschlag traf den Reiter, der erwachte und sein hölzernes Ross beschämt verliess.

„Zweimal sind Dir deine Pfiffe gelungen; aber der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht“ sagte einige Wochen später der Oberamtmann zu Hans. „Wenn Dir die neue Aufgabe gelingt, die ich Dir stellen werde, so gebe ich Dir mein neulich gekauftes Vorwerk in Tracksäden; missglückt sie Dir, so wird deine Strafe eine harte sein, und Ochsen und Pferd musst Du mir auch wieder herausgeben.“ — Also Gutsbesitzer soll ich werden! rief Hans jubelnd. Es lebe der Witz! Sagen Sie mir gnädigster Herr, was ich zu thun habe. — „Du weisst, dass ich nicht gut mit meinem Bruder, dem Pfarrer, stehe; hilf mir, dem einen Tort anthun. Du sollst ihn in einen Sack hineinstecken und in meinem Schweinestalle niederlegen; natürlich alles ohne Spektakel!“ — Das ist eine harte Nuss, aber es muss gehen. Auf Wiedersehen, gnädiger Herr! — Hans rechnete fest auf die allbekannte übertriebene Frömmigkeit des Pfarrers. Er kaufte sich einen schwarzen Talar, ein paar Schock grosse Krebse, eine Masse Wachslichtchen, einen neuen grossen Sack und schlich in die Kirche, in der er sich versteckte. Etwa um eilf Uhr nachts machte er sich an's Werk, steckte jedem Krebse zwei brennende Lichtchen zwischen die Scheeren und liess sie nun los; er selbst trat mit der Postille in der Hand an den Altar und las mit lauter Stimme. Der Pfarrer, der die Gewohnheit hatte, bis gegen Mitternacht aufzubleiben, sah die Helle in der Kirche, hörte auch die Töne zu sich herüberdringen. Nach einem kräftigen Gebete trat er in die Kirche ein und was er sah, ja, das war nichts der Erde Angehöriges. Hielten die lieben Engelein ihren Kirchgang? War ihm, dem Staub-

gebornen, vergönnt, das Himmlische zu sehen. Voll Ehrfurcht beugte er seine Kniee und berührte andächtig mit der Stirn den Boden. Da hörte er eine Stimme, die ihm wie die Posaunen des jüngsten Gerichts zu dröhnen schien, dreimal seinen Namen rufen. „Herr, was befiehlst du deinem Knechte?“ antwortete er. — Tritt herzu! Dir sind die diamantenen Pforten des neuen Jerusalem geöffnet, schreite hinein in die Wohnung der Seligen! — Die Augen starr, das Antlitz voll seliger Freude („er sah wie ein Verrückter aus“) pflegte Hans spottend zu erzählen) schwankte der Pfarrer verzückt dem Altar zu, da — wurde es Finsterniss um ihn; der grosse Sack hatte seine Schuldigkeit gethan. Dröhnend drang ihm die Stimme in die Ohren: Keinen Laut! Oder du bist des Todes. — Bestürzt und erschrocken schwieg er. Am andern Morgen befand er sich in seines Bruders Schweinestall, auf sein klägliches Gewinsel kamen die Leute hinzu, die ihn unter lautem Gelächter befreiten. Auf welche Weise er dahin gekommen war, hat er nie erfahren; er glaubte, Gott habe ihn, wie Hiob, auserkoren, dass der Teufel seine Frömmigkeit auf die Probe stellen dürfe und sprach stets mit Selbstgefühl von diesem Erlebniss. —

Hans hatte nun das Gütchen gewonnen. Nach vielen tollen Streichen verstarb er auf demselben hochbejahrt, und, wie man sagt, sind seine Nachkommen noch da in einer sehr bemittelten Familie. Wenigstens werden deren Mitglieder ohne Ausnahme zornig bei der Frage: Wer war sein Ahn?

Fünf samländische Besitzurkunden.

Mitgeteilt von

Lotar Weber.

Die grosse Anzahl wohlerhaltener samländischer Urkunden ist eine Tatsache, welche wir lediglich auf Rechnung des Umstandes zu setzen haben, dass das Samland von den verheerenden Einflüssen des dreizehnjährigen Krieges grösstenteils verschont blieb und die einzige Landschaft in Preussen war, welche bei seinem Schlusse im Ganzen unverbrannt dastand. Beiläufig hat diese Tatsache in Verbindung mit der späteren Verlegung des Hochmeister-Sitzes nach Königsberg bei den meisten Historikern den Erfolg gehabt, dem Samlande, welches zur besseren Ordenszeit nur ein halb kultivirtes Grenzland war, und seinen Verhältnissen eine ganz unverhältnissmässige Wichtigkeit beizulegen.

In den Händen der Besitzer von Karpau an der Deime haben sich die ältesten Handfesten seit fünfhundert Jahren ununterbrochen im Original erhalten und diese pietätvolle Tatsache spornt zur Veröffentlichung derselben an, welche mir durch die Güte des jetzigen Besitzers Herrn Rauschning ermöglicht ist.

I.

Wir Brudir Gotfridt von Lynden obirster Marschalk des Ordens der Bruder des Spitales Sancte Marien des dutschen Huses von Jhrusalim tun kunt Allen den di desin brief anseen horen adir lesin Das wir Nickel Tolk unsin getruwin abegewechselt haben zwelf huben di gelegen sint bi unsin hofe Gailegarben und zwischin Spingow und Prewyssow dorvor wir ym gegeben haben von vorhengnisse des Erbarn und Geistlichen mannes bruder Wynrichs von Knyprode homeistir des ordens und ouch mit rate und volburt unsir eldisten bruder Drisig huben Di gelegen sint uf dem velde Garbeniken zwischin den dorfern Goltbach und Goltberg genant und stosit an di alte Deyme bynnen den grenitzen als si ym do von unsirn brudern sint be-

wiset dem vorgenanten Nickel und sinen rechten erben und nachkomelingen zu kolmischem rechte fri erblichen und ewiglichen zu besitzen. Wir vorlien ouch dem vorgenanten Nickel und sinen rechten erben und nachkomelingen die gerichte gros und cleyne obir sine lute so si bynnen den guten gebrechin were abir das si sich mit unsin luten vorworren adir mit en icht zu tun hetten von gerichtes wegin so sullin si vor dem voyte sten zu gerichte wir wellen ouch das der egenante Nickel und sine erben und nachkomende vor dem voite zu rechte sten sullen ab ymandt von gerichtes mit en zu sachen habe wir vorlien ouch dem vorgenanten Nickel und sinen rechten erben und nachkomelingen fri vischerie in dem fliese das die neue geheisen ist mit angeln und mit secken mit cleynem gezuge zu ires tisches notdurft und nicht zu vorkoufen durch desir lenunge und goben wille sal uns der egenante Nickel und sine rechten erben und nachkomelinge dinen mit pferden und wopen nach des landes gewonheit zu allen herverten lantweren nuwe hueser zu buwen adir zu brechin adir zu bessern wenne wi dicke und wohin si das von uns adir von unsirn brudern geheisen werden Wir wellen ouch das we gebuwir di uf dem gute sitzen zu des landes notdurft tun sullen und dinen glich unsirn gebuwern di zu colmischem rechte sitzen Diser dinge zu ewigem gezugnis und stetigkeit habe wir unsir Ingesigel an desin brief lasen hengen der zu kunigisberg gegeben ist in den jaren unsers herren tusendt dribundirt in dem sechs und sebinzigsten jare am achten tage unsir vrouwen wurczwye des gezugen unser lieben getruwen bruder Brudir Johan von Lorch vogt zu Samelandt Brudir Wernher von Ubisheym huskomthur zu Kunigisberg Brudir Konradt von Kunsecke pfleger zu Tapiow Brudir Petir cleyne unsir waltmeistir zu Tapiow Brudir hannus franke unsir kompan.

(Reste des Siegels vorhanden.)

Uebertragung.

Wir Bruder Gottfried von Linden, oberster Marschall des Ordens der Brüder des Spitals Sankte Marien, des deutschen Hauses von Jerusalem, tun kund Allen, die diesen Brief ansehen, hören oder lesen, dass wir Nickel Tolk unserm Getreuen abgewechselt (vertauscht) haben zwölf Hufen, gelegen bei unserem Hofe Gailegarben und zwischen Spingow und Prewissow. Dafür wir ihm gegeben haben von Verhängniss des ehrbaren und geistlichen Mannes Bruder Winrichs von Knipprode, Hochmeister des Ordens und auch mit Rat und Vollwort unserer ältesten Brüder dreissig Hufen, die gelegen sind auf dem Felde Garbeniken zwischen den Dörfern Goldbach und Goldberg genannt und stöszt an die alte Deime binnen den Gränzen wie sie ihm von unsern Brüdern angewiesen sind, dem vorgenannten Nickel und seinen rechten Erben und Nachkömmlingen zu kölmischem Rechte frei erblich und ewiglich zu besitzen.

Wir verleihen auch dem vorgenannten Nickel und seinen rechten Erben und Nachkömmlingen die grossen und kleinen Gerichte über seine Leute, sofern sie binnen der Güter etwas vergehen. Sofern sie aber sich mit unsern Leuten verwirren oder

mit ihnen etwas von Gerichtswegen zu tun haben, sollen sie vor dem Vogt zu Gericht stehen. Wir wollen auch, dass der vorgenannte Nickel und seine Erben und Nachkommenden vor dem Vogt zu Recht stehn sollen, sofern jemand gerichtlich mit ihnen zu tun hat.

Wir verleihen auch dem vorgenannten Nickel und seinen Erben und Nachkömmlingen freie Fischerei in dem Fliess, das Nene [1]) geheissen ist, mit Angeln, Säcken und kleinem Zeug zu Tisches Notdurft und nicht zu verkaufen.

Wegen dieser Belehnung und Gabe soll uns der ehgenannte Nickel und seine rechten Erben und Nachkömmlinge dienen mit Pferden und Waffen nach des Landes Gewohnheit zu allen Heerfahrten, Landwehren, neue Häuser zu bauen, alte zu brechen oder zu bessern, wenn, wieviel und wohin sie von uns oder unsern Brüdern geheissen werden. Wir wollen auch dass, welche Bauern auf dem Gute sitzen, zu des Landes Notdurft tun sollen und dienen gleich unsern Bauern, die zu kölmischem Rechte sitzen.

Zu ewigem Zeugniss und Stetigkeit dieser Dinge haben wir unser Siegel an diesen Brief hängen lassen, der gegeben ist zu Königsberg im Jahre unseres Herrn 1376 am achten Tage unserer Frauen Wurzweihe (den 28. November 1376). Dies bezeugen unsere lieben treuen Brüder: Bruder Johann von Lorch, Vogt zu Samland, Bruder Werner von Ubisheim, Hauskomtur zu Königsberg, Bruder Conrad von Königseck, Pfleger zu Tapiau, Bruder Peter Klein unser Waldmeister zu Tapiau und Bruder Hannus Franke unser Kompan.

Auf der Rückseite dieses Pergamentes befindet sich die Ueberschrift einer Hand des 15. Jahrhunderts:

Garbenicken und Karpau 30 huben kollmisch zu dinst ao. 1376.

Ferner von einer Handschrift des 17. Jahrhunderts:

Ist im Tapiauschen Hausbuch Lib. K. folio 2 ingrossirt. Damit collationiret den 13. Febr. Anno 1664.

V. Bobeth
Amtsschreiber.

II.

Von geheyße unde mit undirweyßunge meyns gnedigen heren unde geystlichen mannes herrn Conradis von walrode großkumpthur deutsches ordens So sy wissentlich allen den dy dissen briff zen adir horin lesyn Das ich kuncke von lauckisken etwenne des marschalkes tolk gewesen Gebe unde vorlye meyn dorff Garbeniken [2])

---

[1]) Die Nene, aus der Gegend von Goldbach kommend, fällt bei Taplacken in den Pregel. Nicolas der Tolk muss also auch östlich der Deime eine Besitzung gehabt haben, oder, was wahrscheinlicher, östlich der Deime war hier noch Urwald und Wildniss.

[2]) Hier ist der Name des Beliehenen aus Versehen fortgefallen. Derselbe wird in einer spätern Abschrift dieser Urkunde ergänzt.

das zu besitzen zu Colmischem rechte erblich unde ewiclichen zu gebruchen Alzo ich ouch Colmisch recht habe yn meynem houbtbrife dar obir habe das selbe dorff sal zwu unde zwenzig huben haben binnen seynen grenitzen dy ym ich selbist alles han egentlich beweyset So sullen dy inwonere disses vorbenumpthen dorffes mir unde meynez rechtin erben unde nochkomillingen pflichtig zu seyn zu zynsen off alle senthe mertenstag des heyligen bischoffes alle jor jerlichen von iclicher huben pflichtig zu zinsen XIV scot gewoneclicher muntze noch gewonheit des landes unde zwe hüner von itzlicher huben off den vorbenumpthen tag unvorzogen Ouch so sůllen sy mir scharwerken zu meyner notdorfft wen ich is bedarff unvorhindert Czu ewigem gedechtnisse dissir dinge habe ich meyn ingesegil an dissin briff lassen hengen der zu Cremiten gegeben ist in den jaren unsers herrn christi dryzenhundert Im newen unde achtzigstin jare in deme tage Sti thome des zwelfboten disser dinge seyn gezůge beyde frunde und fremde Alzo her Sandir von Mulen eyn ritter her Nicolaus pyke pharrer zu Cremithen Andreas unde jocob meyne brudere unde andir vile truwirdige leuthe.

Uebertragung.

Von Geheiss und mit Unterweisung meines gnädigen Herrn und geistlichen Mannes Herrn Konrad von Wallenrod, Grosskomtur deutschen Ordens.

Wissentlich sei allen, die diesen Brief sehen, hören oder lesen, dass ich Kuncke von Laukischken, ehemaliger Tolk des Marschalls, gebe und verleihe mein Dorf Garbenicken, es zu besitzen zu kölmischem Rechte, erblich und ewiglich zu gebrauchen, so wie ich auch kölmisch Recht habe in meinem Hauptbriefe darüber. Dasselbe Dorf soll 22 Hufen in seinen Grenzen haben, die ich ihm selbst genau angewiesen habe.

Die Einwohner dieses vorbenannten Dorfes sollen pflichtig sein, mir und meinen rechten Erben und Nachkömmlingen alle Martin jährlich von jeder Hufe 14 Scot gewöhnlicher Münze nach Gewohnheit des Landes und zwei Hühner ohne Verzug[3]) zu zinsen. Auch sollen sie mir scharwerken unverhindert zu meiner Notdurft, wenn ich es bedarf.

Zu ewigem Gedächtniss dieser Dinge habe ich mein Siegel an diesen Brief hängen lassen, der gegeben ist zu Cremitten im Jahre unseres Herrn Christi 1389 am Tage Thomae des Zwölfboten.

Zeugen dieser Dinge sind Freunde und Fremde, nämlich: Herr Sander von Mulen, ein Ritter, Herr Nicolaus Pike, Pfarrer zu Cremitten, Andreas und Jacob, meine Brüder und viele andere treuwürdige Leute.

Die Umschrift der Urkunde, die Spuren des Siegels zeigt, lautet:

Garbnicken 22 huben. 1389.
Cremitten am tag Tomae.

---

[3]) d. h. ohne die sonst üblichen Freijahre.

III.

Wissentlich sy allen dy desin brif anseen lesin adir horen das ich kuncke von laukisken etwenne des marschalks tolk gewesin von geheise und undirwisunge meyns gnedigin herin und durchluchten fürsten hern Conrats von walrode homeistir důtsches ordens und ouch mit rate andir myner vrůnde so vorlige ich und gebe Růtgere sinen rechtin erbin und nachkomlingen acht huben an walde an wesin bruchern rum und unrum zu kerpiow der jegen̄t gelegin bynnen den grenitzen als ich ym dy alles eygintlich bewiset han zu kolmischem rechte glichir wys als meyn rechte houbt brif obir das selbe gut ouch colmisch recht hat erblich und ewiglich zu besittzen Von desin acht huben so gebe ich dem egenanthen růtger und sinen erben eyne hube vry von allem zinse von allirlei scharwerke und geburlichir arbeit Sundir von den andern seben huben sall mir und mynen nachkomlingen der vorgenanthe Růtger jo von der hube zinsen drizeen schot gewonlichir muntze und zwey hůnre alle jar uf den tag unsir frauwen lichtmesse unvorworren Vortmer sundirlich durch fruntschaft und gunst willen so gebe ich dem vorgeschrebin Růtger friheit des zinses von dem gebin desis brifes vort obir zwelf jar dar nach am drizenden jare sall her dan zinsen als vorgerůrt ist ouch so het mir der selbe růtger gelobit als ich mit ym bin obir eynkommen Also das her von eyner itzlichin huben alle jar eynen halben morgen sulle rumen uf das das gut dest bessern vorganc habe Desir dinge zu ewigem gedechtnisse han ich myn Ingesegil an desin brif lasen hengen der zu Cremithen gegeben ist in den jaren unsers herin drizenhundert ym eyn und nůnzigsten jare in dem tage purificacionis mariae Gezuge desir dinge sin her Sander von bludow eyns ritters und Andreas und Jacob von laukisken myne brůdere und auch andir vil ersam luyte wirdig getugnissis.

Uebertragung.

Wissentlich sei allen, die diesen Brief ansehn, lesen oder hören, dass ich Kuncke von Laukischken, ehemaliger Tolk des Marschalls, von Geheiss und Unterweisung meines gnädigen Herrn und durchlauchten Fürsten, Herrn Konrad von Wallenrode, Hochmeister deutschen Ordens und auch mit Rat anderer meiner Freunde verleihe und gebe dem Rütger, seinen rechten Erben und Nachkömmlingen 8 Hufen an Wald, Wiesen, Brüchern, Raum und Unraum zu Kerpiow der Gegend gelegen in den Grenzen, die ich ihm genau angewiesen habe, zu kölmischem Rechte gleicherweise wie mein rechter Hauptbrief über dasselbe Gut auch kölmisch Recht hat, erblich und ewiglich zu besitzen.

Von diesen acht Hufen gebe ich dem ehgenannten Rütger und seinen Erben eine Hufe frei von allem Zinse, von allerlei Scharwerk und bäuerlicher Arbeit. Aber von den andern sieben Hufen soll der vorgenannte Rütger mir und meinen Nachkömmlingen (Besitznachfolgern) zinsen je von der Hufe 13 Scot gewöhnlicher Münze und zwei Hühner alle Jahr unweigerlich zu unserer Frauen Lichtmesse.

Aus besonderer Freundschaft und Gunst gebe ich ferner dem vorgeschriebenen

Rütger Freiheit von dem Zinse auf zwölf Jahre von Ausstellung dieses Briefes ab. Danach am dreizehnten Jahre soll er dann zinsen wie vor berührt ist.

Auch hat mir derselbe Rütger gelobt, wie ich mit ihm überein gekommen bin, dass er von jeder Hufe alle Jahr einen halben Morgen räumen solle, auf dass das Gut desto besseren Vorgang (Vorwärtskommen, Gedeihen) habe.

Zu ewigem Gedächtnisse dieser Dinge habe ich mein Siegel an diesen Brief hängen lassen, der gegeben ist zu Cremitten im Jahre unseres Herrn 1391 am Tage purificationis Mariae.

Zeugen dieser Dinge sind: Herr Sander von Bludau ein Ritter und Andreas und Jakob von Laukischken meine Brüder und auch andere viele ehrsame zeugnisswürdige Leute.

Spuren des Siegels sind vorhanden und die Umschrift:

Ober 8 huben zu Karpau 1391.

Die letzten beiden Urkunden sind aus dem 15. Jahrhundert und gebe ich sie deshalb nur in übertragener Form.

IV.

Wissentlich sei Allen, die diesen Brief sehen, hören oder lesen, dass ich Margareta, Maurizien Eheweib mit Wissen und Willen meiner Kinder Namens Siegmund, Hans und Kaspar und mit anderer meiner Freunde Gunst und Vollwort verliehen und gegeben habe Simon von Garbenik, seinen rechten Erben und Nachkömmlingen zwei Hufen im Garbenikschen Felde gelegen, gebe und verleihe ihm die zu Zinse in Kraft dieses Briefes mit Acker, Wiesen, Weiden, Wäldern, Sträuchen, Büschen und Brüchern, binnen den Gränzen wie sie von mir und meinen Kindern angewiesen und begränzt sind, frei von allem Scharwerk und Beschwerung erblich und ewiglich zu kölmischem Rechte zu besitzen und dazu vier Jahre zinsfrei.

Wenn die vier Jahre umkommen, soll der genannte Simon, seine rechte Erben nnd Nachfolger mir, meinen Kindern und Nachfolgern noch vier Jahre jährlich eine halbe Mark gewöhnlicher preussischer Münze zinsen zu Lichtmess.

Nach den vier Jahren soll er fortan alle Jahre jährlich mir, meinen rechten Erben und Nachfolgern 15 Scot gewöhnlicher preussischer Münze auf unserer lieben Frauen Tag Lichtmesse pflichtig sein zu zinsen.

Des zu mehrerer Sicherheit und grösserer Befestigung habe ich Siegmund, Maurizien Sohn, mein Siegel von meiner Mutter Margareten und all meiner andern Geschwister wegen an diesen Brief hängen lassen, der gegeben ist zu Cremitten in der Jahrzahl Christi M°CCCC° und danach im fünf und sehszigsten Jahre am Tage Vincencien, des heiligen Märtyrers.

Zeugen sind diese Nachgeschriebenen: Hans Thyme Landkämmerer zu Cremitten, Jocub Quandt und andere trauwürdige Leute viel.

Umschrift: Zwei huben in Garbenik. Wachssiegel erhalten.

V.

Wissentlich sei Allen, die diesen Brief sehen oder hören lesen, dass ich Margareta, Maurizien Eheweib mit Wissen und Willen meiner Kinder mit Namen Siegmund, Hans und Kaspar und mit anderer meiner Freunde Gunst und Vollwort, habe verliehen und gegeben dem Paul von der Goldbach, seinen rechten Erben und Nachkömmlingen 10 Morgen Wiesenwachs zwischen der Deheme (Deime) und dem Demegraben an der Goldbacher Gränze, so wie ihm die angewiesen und begränzt sind von mir und meinen Kindern.

Ich verleihe und gebe sie ihm frei von allerlei Scharwerk zu kölmischem Rechte erblich und ewig zu besitzen. Dafür soll der genannte Paul, seine rechten Erben und Nachkömmlinge, mir Margareten und meinen vorbenannten Kindern zinsen 9 Scot gewöhnlicher preussischer Münze alle Jahre jährlich auf Sankt Martins Tag des heiligen Bischofes.

Des zu mehrerer Sicherheit und grösserer Befestigung habe ich Siegmund Maurizien Sohn mein Ingesiegel von meiner Mutter Margareten und all meiner andern Geschwister wegen an diesen Brief hängen lassen, der gegeben ist zu Cremitten in der Jahrzahl Christi tausend vierhundert und danach im fünf und sechszigsten Jahre am Tage Vincencien des heiligen Märtyrers.

Zeugen sind diese Nachgeschriebenen: Hans Thyme Landkämmerer zu Cremitten, Jocub Quant und andere ehrbare Leute viel.

Wachssiegel mit Holzkapsel erhalten.

Alle fünf Handfesten sind auf Pergament geschrieben.

Die ersten drei Urkunden geben ein kleines Bild von der Kolonisations-Tätigkeit des vierzehnten Jahrhunderts. Der Alt-Preusse Nikolas, Dolmetscher des Marschals, besitzt zwölf Hufen im Kammeramt Schaken neben der Domäne Gailgarben zwischen den Dörfern Perwissau und Spingau in einer schon mehr kultivirten Gegend. Der Marschal Gottfried von Linden, der wahrscheinlich schon mit Schaffung des grossen Ordensgestüts zu Gailgarben[4]) umging, bewegt ihn, diese zwölf Hufen dem Orden abzutreten.

In einer zu Königsberg unterm 28. November 1376 ausgestellten Handfeste verleiht ihm der Marschall dafür 30 anscheinend noch wüste

[4]) Weber, „Preussen vor 500 Jahren" S. 526 u. 527. — Grosses Aemterbuch unter Königsberg.

Hufen im Kammeramt Cremitten im Felde Garbenik[8]) an der Deime schon nahe an der grossen Wildniss gelegen mit wesentlichen Prärogativen, denn er erhält:

1. kölmisches Recht, das den National-Preussen nur sehr selten verliehen wurde.

2. 30 Hufen zu nur einem Reiterdienst.

3. Die volle Gerichtsbarkeit.

Dass die 30 Hufen noch wüst waren, geht sowohl aus der Bezeichnung „Feld" Garbenicken, als aus der hypotetischen Erwägung von Bauern, als aus der späteren Rodeverpflichtung hervor. Wenige Urkunden verbreiten sich so klar über die Gerichtsbarkeit wie diese. Die Gerichtsbarkeit soll zwar voll sein, wird aber doch schon eingeschränkt. Nicht nur dass der Besitzer selbst unter der Gerichtsbarkeit des Vogtes steht, sondern auch seine Leute sollen dahin gehören, wenn sie mit Andern in Prozess geraten. Nur wenn seine Leute innerhalb der Gutsgränzen unter einander sich in die Haare geraten, tritt die Gerichtsbarkeit des Brodherrn in Kraft.

Die Parcellirung ging in jener Zeit, in der ein mächtiger Einwanderer-Strom sich nach Preussen ergoss, schnell von statten, denn schon nach etwa vierzehn Jahren — unterm 21. Dezember 1389 und 2. Februar 1391 — sehen wir den gewesenen Tolk Kuncke von Laukischken, wahrscheinlich den Sohn des Nikolas, sich des so erworbenen Besitzes entäussern. Der Hauptstuhl mit 22 Hufen wird zu einem Dorf mit kölmischem Rechte gegen den ziemlich hohen Zins von 14 Scot und zwei Hühnern und eine beschränkte Scharwerkspflicht bestimmt und an einen Lokator ausgetan. Der Rest mit 8 Hufen wird zum ersten Mal „die Gegend Kerpiow" genannt (das heutige Karpau), war also noch unbebaut und wahrscheinlich auch wüst, da der Erwerber nicht nur 12 Jahre Zinsfreiheit erhält, sondern auch jährlich 4 kulmische Morgen roden soll. Der Erwerber Rütger rangirt unter die kleinen Freien, da er eine Hufe ganz frei erhält und begründet ein kleines Gut, einen

[8]) Ebd. S. 529. Goldbach ist hier nicht erwähnt, sondern nur S. 531 unter Land Wehlau, weil es als Gränzdorf zu beiden Bezirken gehörte. Das Cataster von 1404 erwähnt schon eines Pfarrers zu Goldbach.

Einzelhof. Nur lassen diese Verleihungen es unbestimmt, wie es mit dem Reiterdienst, der auf dem Ganzen lastete, und mit dem Schulzenamt zu Garbenick gehalten werden soll. Wahrscheinlich beabsichtigte Kuncke, beides von seiner benachbarten Besitzung Laukischken aus zu leisten. Dieser Kuncke scheint später Kämmerer zu Cremitten geworden zu sein, da das Cataster von 1404 erwähnt, dass Kuncke eine Hufe zu Wangenicken Kammeramts Cremitten — die Hufen waren etwas Seltenes im Samland, wo es meistens preussische Haken gab — besitzt, auch am Schluss dieses Kammeramts registrirt, dass der Kämmerer, der vier Haken als Dotation des Kammeramts frei hatte, 30 Hufen Privatbesitz zu Garbenicken besitzt.

Aus den letzten Handfesten ersehen wir, dass der gedachte Besitz 1465 gegen das Ende des verheerenden Krieges etwa auf den dritten Teil seines Wertes gefallen war, denn die 15 Scot von 1465 repräsentiren nur noch den dritten Teil des Wertes der 14 Scot von 1389.

Eine litauische Kabinetsordre vom Jahre 1724.

Mitgetheilt von

Hugo Weber.

Herr Dr. Bezzenberger hat in den Göttinger Nachrichten*) vom 30. Mai 1877 eine neu gefundene litauische Urkunde datirt Tilse den 6. December 1578 veröffentlicht, die das vollkommene Gegenstück zu der von G. H. F. Nesselmann 1852 in den N. Preuss. Prov.-Bl. A. F. I. S. 241—246 veröffentlichten von gleichem Datum und Orte ist.

Ich bin nun in der Lage, zu diesen beiden Urkunden, von Dr. Bezzenberger mit U und U' bezeichnet, eine dritte aus viel späterer Zeit hinzufügen zu können, eine königliche Kabinetsordre von Friedrich Wilhelm I., datirt Berlin den 9. August 1724, welche sich im Besitze des Herrn Prof. Leskien befindet, von dem ich sie mit einigen litauischen Büchern erhalten habe. Sie ist auf einem Bogen in Folio gedruckt, mit deutschen Typen, aber nicht in Schwabacher Schrift, nur einige Buchstaben erscheinen gelegentlich und ohne Gleichmässigkeit in lateinischer Form. Diese sind durch fettere Schrift bezeichnet. Anstatt des wirklichen Siegels, wie in U und U', ist hier L. S. gesetzt. Die Urkunde ist bedeutend jünger; an die Stelle des Markgrafen von Brandenburg, Herzogs von Preussen, ist hier der König in Preussen getreten, jener König, dessen hohe Verdienste um Ostpreussen G. Schmoller in einem mit lebendiger Begeisterung für die einfachen und strengen Tugenden dieses Regenten geschriebenen Aufsatze in Sybels histor. Ztschr. XV. (1873), III. S. 40—71 geschildert hat; an die Stelle der

*) Wieder abgedruckt in Altpr. Monatsschr. XIV (1877) S. 459—475.

Sorgen für den Glauben und das Seelenheil der Littauer ist die Sorge um das Gedeihen der Waldungen und die Sicherheit der Gehöfte, an die Stelle einer stark dialektisch gefärbten Sprache in U und U[1] ist eine nicht weniger und nicht mehr alterthümliche, hochlitauische und regelmässiger geschriebene Sprache getreten.

Ich lasse nun den Text folgen und diesem die Uebersetzung.

Karalißka Gromata,
Jog
Twôros
(abba Rikkei)
Pruſû żemėje ir Lietuwôje
ant kiemû ne tur nulaużytos bey ſudėgintos
buti. ‖

(Randleisten oben, in der Mitte desselben die in einander verschlungenen Buchstaben F W R, über denen eine Königskrone schwebt.)

KŮmet ikczôley tas | ißkadingas paprati- | mas wirßun gawo, jog padûnei ant laukô | dryſè, tas, taip aplink ſawô kiemus ir darżus padarytas | Twôras (Rikkius) żiemôs czėſe nulaużyti bey nudeginti, | iß kô jie ne tiktai ißkadą gawo, bey prieżaſtį dawė, jog żwė- ‖ rei ypaczey wilkai ikki jû buttûmp bey twartûmp be uż- | draudimô bey pagal ſawa wallę atteiti bey ne mażę ißkadą daryti gallejo, bet ir girres dėl pritaiſinimô tiek naujû | Tworû (Rikkiû) labbay ißkirtomos tampa, ne ſakantapie | noproſną darbą kurſai nuſsidawė pri pritaiſinimô tiek | naujû rikkiû, o jog czėſas gerriaus per kittus darbus kurrie | pri laukô gywénimô atſirandasſi butu, gallejes perleiſtas | buti. |

Karalißka Majestota Pruſû żemėje Muſû Malo- | ningiauſeſis Wießpatis bettaig tokią ne patôgummą to- | laus abbelnay ne nor perleiſti; Tadd wisſiems Padû- | nims ſu ſzė Gromatà tôktai ßirdingay użdraudama tam- | pa, ſu ſzû pagrumzdimu, jog tas kurſai potam ſawô Twô- | rą (Rikkį) ne gerame ßtorie laikys | abba żiemôs czėſe be pawėlijimô tos wietôs Urėdininkô nulaużys bey ſudegis, ‖ ing Pillį ten dirbtu tikkray bus weſtas. Ydant nûn kiek- | wiens uż ißkadą ſawę ſaugôti, ſu ne żinnià prieg tam uż- | tarti ne gallėtu, tadda Primintaji Karalißka Majeſtôta | tôktai nûg kozelnycziû paſkaityti Maloningiauſey paliepe. | Berlyne dewintoj dienoj

Rugpjutês Mênefês, Tukſtan- | czame ſekmame ßimtame dwideßimtame bey ketwirtame | Méte.

Pritßkus Willus.

(L. S.)

F. W. v. Grumbkow. E. B. Creutz. C. v. Katsch.
F. v. Görne. J. H. v. Fuchs.

Kabinetsordre, dass die Zäune (oder Stangen-, Bretter-Zäune) in Preussen und Litauen auf den Dörfern nicht niedergerissen und verbrannt werden sollen.

Dieweil bisher die schädliche Gewohnheit überhand genommen hat, dass die Unterthanen auf dem Lande sich unterstanden haben die so rings um ihre Gehöfte und Gärten gemachten Zäune (Stangen-, Bretter-Zäune) zur Winterzeit niederzureissen und zu verbrennen, in Folge dessen sie nicht bloss Schaden gehabt und die Veranlassung gegeben haben, dass die Raubthiere, besonders die Wölfe bis zu ihren Wohnungen und Zäunen hin ohne Hinderniss und nach ihrem Willen heranzukommen und nicht unbedeutenden Schaden anzurichten vermochten, sondern auch die Wälder wegen der Herrichtung so vieler neuer Zäune (Stangen-, Bretter-Zäune) stark ausgeholzt werden, abgesehen (= nicht zu reden) von der vergeblichen Arbeit, die bei der Herrichtung so vieler neuer Zäune entstanden ist, und davon, dass die Zeit besser mit andern Arbeiten, die sich bei der Feldwirthschaft einstellen, hätte können hingebracht werden —

will Seine Königliche Majestät in Preussen, unser allergnädigster Herr, aber einen solchen Unfug länger durchaus nicht hingehen lassen; so wird also allen Unterthanen mit diesem Schreiben solches ernstlich verboten mit der Androhung, dass der, welcher ferner seinen Zaun (Stangen-, Bretter-Zaun) nicht in guter Stärke hält, oder zur Winterszeit ohne Erlaubniss der Ortsbehörde niederreisst und verbrennt, ohne Bedenken ins Amt gebracht wird dort zu arbeiten. Damit nun Jeder vor Schaden sich bewahren, mit Unkenntniss überdem (sich) nicht vertheidigen kann, so befiehlt gedachte Königliche Majestät Allergnädigst solches von den Kanzeln zu verlesen.

Berlin am 9. des Augustmonds im Jahre 1724.

Friedrich Wilhelm.

Z. 4 *Rikkei]* „*rikė* Zaunstange oder Zaunbrett" Kurschat Gramm. S. 186. *rikis* fehlt auch bei Ness.

Z. 8 *KŮmet]* = „dieweil", nur aus dem Deutschen. Ein Litauer wird sich das nicht construiren können; die unförmliche Periode des Kanzleistils ist im Folgenden genau wiedergegeben.

Z. 8 *ikczôley]* fehlt bei Ness.; sonst ikſziôliei, vgl. ſzìſzion und ſzìczion.

Z. 8 *virſzun gawo]* Kursch. u. d. W. „überhand nehmen" *virſzų gàuti.*

Z. 9 *padůnei]* bisher aus Ness. nur *padůnas* bekannt; *padonieij* in Z. 142 und *padaniu* in Z. 149 von U' hebt Bezzenberger schon hervor (a. O. S. 262 Altpr. M. XIV, 473). *padónas* von √*dâ-* skr. dhâ- vgl. Schleicher Gramm. S. 119. welcher hinzufügt: „pa-dű-nas ist nicht hochlitauisch". *padõnas* K. u. d. W. „Unterthan".

Z. 9 *dryſė]* Bisher ist nur *drįſtu drį̃ſau drį́ſti* bekannt und ich halte dryſė auch nicht für richtig, weil durchgängig alle die Verba dieser Ableitung mit -tu im Praes. ihr Praeter. auf -au, nicht -iau bilden. Entweder ist jene Form ein Versehen des Schreibers oder was mir auch möglich scheint, es ist *drįſę* gemeint.

Z. 11 *źwėrei]* Ku. Gramm. kennt nur źwérys, aber wohl Dat. Sg. źwériui vgl. § 672. Viele auf -is sind sowohl Fem. als Masc. und haben in letzterem Falle im Dat. Sg., Nom. Acc. Voc. Dual. Formen der -ja Decl. (vgl. Schl. Gramm. S. 188), aber nicht ein Nom. Plur. bisher nachgewiesen.

Z. 12 *uzdraudimô]* „Verbot, Warnung, nach Sz. Haft" Ness.; hier Hinderniss, das etwas abwehrt zu thun.

Z. 13 *ne mażę iſskadą]* kann nur *ne mãżą* bedeuten sollen; ist geschrieben, wie jetzt oft genug solche Endungen in nachlässiger Weise ausgesprochen werden vgl. Z. 28 paliepe = palẽpia.

Z. 14 *pritaiſinimô]* „Ausbesserung" heisst es nicht, das zeigt der Zusammenhang, sondern „Herstellung". Dem Worte liegt **taiſinti* zu Grunde, welches neben *taiſýti* auftritt, wie *táikyti* neben *táikinti*, *mokyti* neben *mokįti* u. aa.

Z. 14 *iſskirtomos]* neu ist **kirtau* **kircziau* **kirtyti*, frequent zu *kertù kirtaũ kir̃ſti.*

Z. 20 *ſu ſzė Gromatā]* = fū *ſzė* grõmeta. *ßirdingay]* = „ernstlich“.

Z. 23 *abbū]* über diese Form spricht Bezzenb. S. 91 seiner Beiträge.

Z. 23 *ßtorie]* d. h. ſztoryje von ſztõris -io „Dicke“ s. Kur. Wtb. u. d. W.. fehlt bei Ness.

Z. 24 *nûn]* neu, ist abgekürzt aus „nunai“, welches Ness. aus Bd. und Qu. anführt; wie *czion* und *czionai, ten* und *tenai, ſzen* und *ſzenai.*

Z. 27 *Rugpjutês Mênefês]* Ness. hat nur *Rugpjutis, czio,* auch Kur. kennt nur *Rūkpiutis, czio* = „August“; im Kalendorius ukiszkasis von L. Lwiński 1863 finde ich auch den Gen. *Rugpiuczia.* Lepner der preusche Litth. S. 110 nennt den Monat *Piutis,* Praetorius delic. Pruss. von Pierson S. 50 sagt: „Der August heisst *Wisjauwis* gleichsam lauter Getreydig, weil alsdann alles Gedreyde mit Macht reifet, wird auch genennet *Zillomenou*“. Für letzteres Wort ist zu schreiben *Sziliumènů.* Denn Ness. führt aus Bd. an „*Szillus -aus* m. der Augustmonat“ und diess wird eigentlich *Szilius* gelautet haben, von *ſzilti* „warm sein“. Nun ist unläugbar *Rūkpiutis -czio* die correcte Form des Compositums, correct, insofern der einheitliche neue Begriff des Compos. auch die Erinnerung an die grammatische Beschaffenheit der Theile dadurch tilgt, dass eine bestimmte Endung in diesem Falle eintritt, und das ist durchaus die Endung *-is* Gen. *-io.* Es begegnen aber Ausnahmen von dieser Regel in ziemlicher Menge, namentlich in gewissen Dialekten des russischen Litauen. Wie *akis -ẽs* umgeformt wird in *did-ākis, io; auſis -ẽs* in *ilg-aũſis, -io; nóſis ẽ-s* in *ilgnõſis, io,* so geschah es auch mit *piũtis, -ẽs* in *Rūkpiutis.* Ausnahmen aber hiervon beruhen auf dem erneuerten Gefühle für die Theile des Compos.; Bezzenb. sagt ganz treffend in seinen Beiträgen S. 106: „sie konnten und können überall entstehen, wo der Sprechende bei der Bildung eines Compos. sich der Formen erinnert, welche die von ihm vereinigten Wörter in ihrer Selbstständigkeit einnehmen“, und dann treten solche Composs. in die Reihe der zahlreichen Aneinanderschiebungen, wie sie die lit. Sprache fortwährend, namentlich unter deutschem Einflusse, noch bildet. Vielleicht hat der deutsche „Erntemonat“ den Uebersetzer zu jener Form veranlasst.

[Beiträge zur Kunde d. ig. Sprache II, 107—115.]

Kritiken und Referate.

Urkundliche Geschichte der Tettau'schen Familie in den Zweigen Tettau und Kinsky von Dr. Wilh. Joh. Alb. Frhr. v. Tettau, Königl. Ober-Regierungsrath. Berlin 1878 in Commission bei J. A. Stargard. 12.—

Der Herr Verfasser hat sich bei seiner Arbeit keine leichte Aufgabe gestellt, da sein Hauptstreben dahin gegangen ist, den bisherigen mangelhaften und unzuverlässigen selbst unrichtigen Angaben gegenüber, aus Urkunden die feste Grundlage für die Geschichte der Familie zu schaffen. Es ist ihm dies durch das reiche Material, was die Staatsarchive zu Dresden, Weimar, Königsberg u. s. w. so wie die Familienarchive zu Tolks in Ostpreussen und Chlumec in Böhmen, und andere handschriftliche Hülfsmittel darboten, gelungen, so dass hier den Familienangehörigen ein reicher Schatz dargeboten ist, aus welchem sie ihre Kenntniss von der Macht, dem Einfluss und der Thatkraft ihrer Vorfahren schöpfen können.

Die von vielen unserer besser fundirten Adelsfamilien seit einigen Jahren hergestellten Familienchroniken haben aber auch für weitere Kreise ein sehr erhebliches Interesse, indem deren Archive und Urkunden für die Specialgeschichte einzelner Landschaften und Orte oft ein bisher unbenutztes Material bieten; es ist dies auch leicht erklärlich, wenn man berücksichtigt, dass früher in weit höherem Masse als jetzt Massregeln und Aktionen von einzelnen durch ihre persönliche Stellung besonders einflussreichen Personen ausgeführt wurden, welche die That als an ihre Person geknüpft mit den Motiven verzeichneten, während sie im Uebrigen unvermerkt blieb.

Um den Ursprung der Familie Tettau hat sich der Kranz der Sage gewunden; ihr zufolge soll sie ihre Entstehung ableiten von der Tetowka

oder Tetka, der Tochter des in das 7. Jahrhundert versetzten Böhmenherzogs Krock, der Schwester Libussas und Gründerin Prags. Der Herr Verfasser sieht jedoch selbst diese Erzählung als eine der geschichtlichen Beglaubigung entbehrende Volkssage an; es ist nach seinen Ausführungen sogar zweifelhaft, ob die Familie eine ursprünglich cechische, oder ob sie nicht vielmehr eine deutsche, erst nach Böhmen übergesiedelte sei, wenigstens weisen die ältesten vorhandenen Urkunden, in denen der Familienname Tettau vorkommt (von 1220 und 1237) auf deutsche Gegenden. Ihr Alter wird in dem Privilegium des Königs Johann von Böhmen von 1316, durch das sie in den Herrenstand erhoben wurde, in das neunte oder zehnte Jahrhundert versetzt.

In Deutschland erscheint sie zuerst in der Lausitz, im Osterlande, wo sie unter andern eine Zeit lang Wildenfels besass, im Vogtlande, wo ihr theils pfandweise theils eigenthümlich Oelsnitz mit Voigtsberg, Adorf, Markneuenkirchen, Schöneck, Mühltrof, Auerbach, Salza u. s. w. gehört haben, während gleichzeitig eine andere Linie mehr als ein Jahrhundert die bedeutende Herrschaft Schwarzenberg besass in Franken. Dem vogtländischen Zweige gehört u. A. der Apel v. T. an, dem sehr wesentlich das Haus Sachsen die Erwerbung des Vogtlandes, der Erzbischof von Magdeburg die Wiedergewinnung des abgefallenen Halle verdankten. — Da die vorgenannten Gegenden meistens unter der Lehnsoberherrlichkeit des Königs von Böhmen standen, so ist es erklärlich, dass die Familie auch im letzterem Lande früh, etwa im Anfange des 13. Jahrhunderts, sich ansässig gemacht hat, wo sie durch Verschwägerung in Verbindung mit den mächtigsten Dynastengeschlechtern trat. Ein Zweig dieser Linie fügte, nachdem er in Besitz der Burg Wchynitz gelangt war, dem Namen Tettau noch den: Wchynsky oder, wie er jetzt lautet, Kinsky, hinzu. Ihm gehört der durch seine Verbindung mit Wallenstein bekannte, in dessen Sturz mit verwickelte Graf Wilhelm Kinsky, Herr zu Töplitz u. s. w. Die der katholischen Kirche treugebliebenen Mitglieder dieses Zweiges wurden in den Grafen-, theilweise auch in den Fürstenstand erhoben; er hat Oesterreich eine grosse Zahl ausgezeichneter zu hohen Ehrenstellen gelangter Krieger und Staatsmänner gegeben. — Aus der anderen böhmischen Linie, die sich zur

Unterscheidung von der vorgedachten: Tettauer v. Tettau nannte, war unter andern jener Wilhelm v. T., der Feldhauptmann des Königs Matthias Corvinus von Ungarn, der Führer der berühmten schwarzen Schaar, der Besieger des Herzogs Hans von Sagan entsprossen. Er gründete die mährische Linie, die reich begütert war, aber, gleich der böhmischen, als der evangelischen Religion angehörig, nach dem Siege der katholischen Kirche vom Schauplatz verschwand, denn es waren während der Religionskämpfe in Mähren und Böhmen und der gewaltsamen Zurückführung zum Katholizismus die meisten Tettaus — sie waren Utraquisten — ihrem Glauben treu geblieben; sie verloren lieber Hab und Gut und verliessen ihr Vaterland — einer derselben fand in Erfurt ein Asyl und seine Ruhestätte —; ein Loos, welches sie mit vielen andern Adelsfamilien theilten, z. B. der Familie Schellenberg, den directen Nachkommen der mährischen Grafen Schellenberg.

Von näherstehendem Interesse sind für uns die Tettaus, welche durch den deutschen Ritterorden in der Mitte des 15. Jahrhunderts nach Preussen kamen, hier in mehreren Zweigen sich weit ausbreiteten und eine der ersten Familien des Grundadels bildeten, den Herzögen, Kurfürsten und Königen unseres Vaterlandes eine grosse Reihe ausgezeichneter und hochverdienter Männer geliefert haben, die allezeit aufopfernd und treu zur Krone und dem Lande standen, als ein Vorbild in adligen Tugenden für ihre Nachkommen. Dieser Zweig gab im Laufe eines Jahrhunderts dem Lande sechs Minister und vier Generale; zwei Mitgliedern desselben wurde der schwarze Adlerorden gleich bei dessen Stiftung, zwei andern nicht lange nachher verliehen.

Vor einigen Jahren ist aus den Besitzungen des Zweiges, dem der Herr Verfasser als Senior angehört, das „neue Haus Tolks“ genannt, ein Majorat mit der Herrschaft Tolks gestiftet worden, um durch befestigten Grundbesitz der Familie eine kräftigere Basis zu geben. Die Anerkennung des Freiherrnstandes war schon in den sechziger Jahren auf Grund der 1316 stattgefundenen Erhebung ihrer Vorfahren, so wie der historischen Stellung, welche die Familie von jeher inne gehabt hat, erfolgt.

Ein Ueberblick der Geschichte der Familie, der gewissermassen

eine summarische Angabe des Inhalts des Buches bildet, findet sich in demselben S. 30—32. Die am ausführlichsten behandelten Familienmitglieder sind:

1. Der kursächsische und magdeburgische Rath Apel von Tettau (S. 89—105), wo besonders die S. 96 aufgeführten, bis jetzt von keinem Historiker erwähnten, Verhandlungen sächsischer Abgeordneten mit Kaiser Friedrich III. zu Würzburg im Jahre 1474, wegen des gegen Karl den Kühnen zu führenden Reichskrieges auch ein allgemeineres Interesse darbieten.
2. Anselm v. T. (S. 204—213), Hauptmann der deutschen Söldner im Dienste des deutschen Ordens in seinen Kriegen gegen Polen und treuer Anhänger des ersteren.
3. Der Landrathsdirector Hans v. T. (S. 235—238), der sich wesentliche Verdienste um das Zustandekommen der Vermählung des Herzogs Albrecht Friedrich von Preussen und der Prinzessin Maria Eleonora von Jülich, und so mittelbar um den Anfall der Jülichschen Erbschaft an das Haus Hohenzollern erworben.
4. Der Landhofmeister Hans Eberhard v. T. (S. 247—256), der von dem Grossen Kurfürsten hochgeschätzte oberste Verwaltungsbeamte des Herzogthums Preussen in schwer bedrängter Zeit.
5. Der Kanzler Ernst Dietrich v. T. (S. 288—292), der freigebige Gönner der Universität Königsberg.
6. Der hochgebildete Christoph Abel v. T. (S. 310—313), den die Gesellschaft der Arcadier zu Rom durch Verleihung der Mitgliedschaft ehrte, der innige Freund Elisa's v. d. Recke.
7. Der Kanzler Johann Dietrich v. T. (S. 342—349), der sich um das Zustandekommen des preussischen Landrechts von 1686 ein grosses Verdienst erwarb; der Erste, der bei der Universität Königsberg ein Stipendium für Studirende stiftete.
8. Der General Daniel v. T. (S. 356—361), „der Held von Malplaquet", der erste preussische General, der seine Ruhestätte in der Garnisonkirche zu Berlin erhielt, auch dadurch bekannt, dass er seinen Tod vorhergesagt.
9. Der Generalfeldzeugmeister Julius Ernst v. T. (S. 364—373), der

in den Kriegen am Niederrhein, in Dänemark, Irland und den Niederlanden sich reiche Lorbeeren erwarb.

10. Wilhelm v. T. (S. 408—418), der Feldhauptmann des Königs Matthias Corvinus von Ungarn, der Führer der berühmten schwarzen Legion und Besieger des Herzogs Hans von Sagan.
11. Graf Wilhelm Kinsky (S. 445—447), Herr von Töplitz, der Vertraute und Schicksalsgefährte Wallensteins.
12. Wenzel Freih. v. Wchynitz (S. 449—451), welchem König Matthias sehr wesentlich die böhmische Krone verdankte und dessen wunderbares Entkommen aus dem Verliess im Glatzer Schlosse eine interessante Episode bildet. Das Epistolare desselben ist, was der Verfasser nicht erwähnt hat, erhalten und in Hanka, W. Correspondenz zwischen Kaiser Rudolph, dem ungarischen Könige Matthias — dann dem Herrn Wenzel v. Wchynitz u. s. w. (Prag 1845) abgedruckt.
13. Graf Franz Ulrich Kinsky (S. 453, 454), der Oesterreich auf dem Nymweger Friedenscongress vertreten, später dessen auswärtige Angelegenheiten geleitet hat.
14. Der böhmische Oberstkanzler Wenzel Norbert Octavian Graf K. (S. 454—457).
15. Graf Franz Ferdinand K., gleichfalls Oberstkanzler von Böhmen (S. 459, 460).
16. Gr. Joseph K., österreichischer Feldmarschall und Hofkriegsrathspräsident (S. 461, 462), der treue Gehülfe Kaiser Josephs bei dessen Heeresreformen.
17. Der Feldzeugmeister Franz Joseph Gr. K. (S. 462, 463), der sich als Oberdirector der Militair-Academie zu Wien-Neustadt grosse Verdienste um das österr. Heerwesen erwarb.
18. Stephan Wilhelm K., böhm. Oberstlandhofmeister (S. 442—73), der wegen seiner Verdienste um das Haus Habsburg bei Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction in den Fürstenstand erhoben ward.
19. Philipp Joseph Gr. K. (S. 474—476), österr. Finanzminister, der sich namentlich die Hebung der Industrie Böhmens sehr hat angelegen sein lassen.

20. Der Generalfeldmarschall Fürst Franz Ulrich K. (S. 477, 478), der sich nicht nur auf dem Kriegsfelde auszeichnete, sondern auch um die Wiederaufnahme der böhmischen Sprache grosse Verdienste erwarb.
21. Fürst Ferdinand I. K., der hochsinnige Förderer der Tonkunst und freigebige Gönner Haydns und Beethovens (S. 480, 481).
22. Der Wirkl. Geheimrath Fürst Rudolph K. (S. 481, 482), „der edle Mäcenas der böhmischen Literatur".

Geographische Bilder aus allen Erdtheilen. Ein Lesebuch mit mehr als 200 abgerundeten Darstellungen aus der Erd- und Völkerkunde. Für Schule und Haus herausgegeben von Carl A. Krüger. Mit vielen Abbildungen. Preis 3 Mark. Danzig Verlag und Druck von. A. W. Kafemann. 1878.

Von dem thätigen Verfasser, dessen Geschichtsbilder für Volksschulen wir im vorigen Jahrgange dieser Blätter (S. 483—484) einer Besprechung unterzogen haben, liegen nun zwei umfangreichere Arbeiten vor. Beide Werke bekunden in ihrer geschickten Anordnung den erfahrenen und practischen Pädagogen, der aus der Fülle des Materials das zu gruppiren weiss, was für Schule und Haus geeignet ist.

Der geographische Unterricht hat früher mehr im Einüben von Namen und Zahlen bestanden und musste auf das Gemüth der Lernenden ermüdend wirken. Die neuere Pädagogik fordert, dass auch der Unterricht in der Erdkunde durch abgerundete Gemälde belebt und ergänzt werde.

Das vorliegende Buch entspricht in hohem Masse diesen Forderungen. Die Bilder, nach den fünf Erdtheilen gruppirt, bringen wechselnd Landschaften, Schilderungen des Volkslebens, Mittheilungen über klimatische Eigenthümlichkeiten, Landesproducte u. s. w. So wird der Lehrstoff zugleich das Mittel der geistigen Anregung und Unterhaltung.

Die bekannte tüchtige Verlagshandlung hat den anziehenden und zweckgemässen Text in schöner Form gegeben. Gute Abbildungen veranschaulichen das Gebotene. In Schule und Haus wird sich das Werk verdientermassen Freunde erwerben, und dazu wesentlich beitragen können, die Kenntniss von der Erde und ihren Bewohnern zu verbreiten.

Bilder aus der Weltgeschichte und Sage für mittlere und höhere Schulen. Ein Lesebuch mit abgerundeten Darstellungen aus der Geschichte und Sage aller Zeitalter, bearbeitet und herausgegeben von Carl A. Krüger. Mit 110 Abbildungen. Preis 2 Mark 50 Pf. Danzig. Verlag und Druck von A. W. Kafemann 1878.

In gleicher Weise wie durch die vorstehend besprochene Arbeit hat der Verfasser in den „Bildern aus der Weltgeschichte und Sage" dem historischen Unterricht in den Mittelschulen ein vorzügliches Handbuch geliefert.

Die Geschichte bietet ja vor allen anderen Unterrichtsgegenständen ein hervorragendes Mittel die sittliche Bildung zu fördern, den Character der Jugend zu stählen. Vaterlandsliebe und nationales Bewusstsein zu wecken.

In die Geschichtsbilder sind Darstellungen aus der Weltgeschichte und Sage fast aller Culturvölker und Zeitalter aufgenommen. Die Culturgeschichte ist entsprechend berücksichtigt. In geschickter Weise sind die einzelnen Bilder zu einem Ganzen vereinigt. Die Darstellungsweise ist fliessend und anziehend.

Die Verlagshandlung hat auch hier durch Beigabe einer grösseren Zahl von guten Holzschnitten dem Buche einen schönen Schmuck verliehen. Der trockene Memorirstoff ist im Text möglichst vermieden. Durch die angehängte Geschichtstabelle wird dem Bedürfniss Rechnung getragen. Der Lehrer muss das Buch mit Freuden begrüssen, welches auch für häusliche Kreise und für Volksbibliotheken sehr geeignet erscheint.

Esca.

Alterthumsgesellschaft Prussia 1878.

Sitzung den 26. April. Vortrag des Dr. med. A. Hennig:

Die Hügelgräber bei Ribben, Kreis Sensburg.

Galinden war eine der bedeutendsten Landschaften Preussens in der heidnischen Zeit. Ausser durch seine Grösse zeichnete sich dasselbe vor allen übrigen dann noch durch seinen Reichthum an Seen und Wäldern aus, welche bis auf die heutige Zeit hin diesem Strich ein so eigenthümlich reizvolles und landschaftlich schönes Gepräge verleihen. Die Natur wies also in dieser Eigenart das Volk schon von selbst in seiner Nahrung, wie Voigt sagt, auf Jagd und Fischfang hin und darum

war es natürlich, dass das weniger angebaute Land sich leicht mit Menschen überfüllte, zumal da Kriege und Fehden in dem wald- und seenreichen Gelände die Menschenzahl wohl schwerlich je bedeutend verminderte. Auch noch heute liegt der Haupterwerb dieses Theiles unserer Provinz in der Fischerei und Waldnutzung, wenngleich auch Ackerbau in einzelnen Theilen mit sehr gutem Erfolge betrieben wird und vielleicht auch ehemals betrieben worden ist. So weit muss die Behauptung Voigt's zugegeben werden und es handelt sich nur darum, ob auch seine Ansicht in Bezug auf die Ueberfüllung mit Menschen in dieser Landschaft durch unsere Untersuchungen gestützt werden kann. Werfen wir einen Blick auf unsere archäologische Karte, so finden wir in diesem ganzen Gebiete nur 23 prähistorische Stationen verzeichnet, eine allerdings verschwindend kleine Zahl im Gegensatze zum Samlande, auf das über 500 kommen, und das in seinen Grössenverhältnissen weit hinter Galinden zurückbleibt. Hier scheint also Voigt's Meinung unrichtig zu sein und bedarf wohl einiger Modifikationen. Zunächst ist allerdings die Zahl der archäologischen Fundstätten für diesen Theil unserer Provinz noch lange nicht erschöpft und zweitens hat man Samland seit einer Reihe von Jahren einer sehr sorgfältigen Untersuchung unterzogen, doch trotzdem behaupte ich, dass in Galinden zweifellos sehr viel weniger Grabhügel vorkommen, dass die Einwohnerzahl hier zu der im Samlande in Ansehnung der Grundflächen der beiden Gebiete immer verhältnissmässig eine sehr verschiedene gewesen ist, und dass Galinden stets eine geringere Bevölkerung gehabt hat als Samland. Wo aber sollten die Einwohner auch gewohnt haben, wenn der bei weitem grösste Theil Galindens von grösseren und kleineren Seen und Gewässern zerrissen und der übrige Theil mit dichten Waldungen und Wildnissen stark bedeckt gewesen ist? Wir werden in Anbetracht der Bodengestaltung keinen Trugschluss thun, wenn wir behaupten, dass die Wohnstätten der alten Preussen in dieser Landschaft hauptsächlich an den Ufern von Seen oder auf ihnen selbst also in Pfahlbauanlagen gewesen sind. Obgleich nun in den letzten Jahren mehrere Seen besonders im Sensburger Kreise ganz abgelassen worden, der Spiegel einer noch grösseren Zahl tiefer gelegt, so sind dennoch nur in sehr wenigen Fällen Pfahlbauten zum Vorschein gekommen, wir kennen bis jetzt von diesen Wohnplätzen die Anlagen im Czarny-See, Arys-See und Tulewo-See und halten wir dieser winzigen Zahl die grosse Menge von abgelassenen Seen entgegen. Doch man könnte einwenden, dass es irrig ist, aus den Pfahlbauten auf die ehemalige Bevölkerungsziffer zu schliessen und zweifellos ist dies richtig, weil es ja gar nicht nöthig ist, dass alle Stämme in gleicher Weise gewohnt haben, sondern man könnte höchstens aus der Gräberzahl einen ungefähren Rückschluss auf dieselbe machen und hierauf lässt sich meiner Meinung nach nichts einwenden. Meine frühere Behauptung, dass die Niederlassungen der alten galindischen Preussen besonders an den Ufern gewesen sein werden, würde uns also darauf hinführen, die Begräbnissstätten der einstigen Bewohner dieser Gegenden auch hier zu suchen, und in der That finden sich und haben sich die meisten Grab-

hügel auch in der Nähe von Gewässern gefunden, ganz abgesehen davon, dass man auch bei Pfahlbauten immer ganz in der Nähe von ihnen die Gräber der alten Pfahlbauer entdeckt hat. Wie vereinzelt sind aber bis jetzt die Ueberreste jener früheren Bevölkerung zu Tage gefördert? Und obgleich grosse Walddistrikte namentlich in den letzten Decennien der Beackerung zum Opfer gefallen, andere Theile schon längere Zeit hindurch unter dem Pfluge stehen, so stösst man doch nur selten auf die Begräbnissstätten der früheren Bewohner. Sicher ist jedenfalls, dass die Anzahl der Hügelgräber in Galinden verschwindend klein ist im Verhältnisse zu der im Samlande; auf der andern Seite darf es jedoch nicht unerwähnt bleiben, dass es nicht unmöglich ist, dass wir in der Zukunft noch eine grössere Zahl von Flachgräbern auffinden, woran ich meinerseits aus verschiedenen Gründen jedoch zweifle. — Es bleibt demnach nur die Annahme übrig, dass die alten Galinder meistens an den Rändern der Seen und Gewässer gewohnt, sich hauptsächlich vom Fischfange und der Jagd genährt haben, und dass Galinden in der heidnischen Periode nur mittelmässig bevölkert gewesen ist. Um so interessanter muss es uns sein von den wenigen Ueberresten, die uns die alten Bewohner dieser Landschaft nur übrig gelassen haben können, wenigstens Einiges kennen zu lernen und es wird daher jeder archäologische Fund von hier mit doppelter Vorsicht und grösserer Aufmerksamkeit zu behandeln sein, weil sich oftmals Analoges nicht auffinden lassen wird. Auf die gütige Einladung eines Mitgliedes unserer Gesellschaft des Kammerherrn Major v. Tyszka auf Ribben begab ich mich im vergangenen Frühjahre bei einer Vergnügungsreise in Masuren dorthin, um die Voruntersuchungen einzuleiten und mich über das Terrain näher zu informiren. Hiebei wurden dann auf dem Gebiete des Herrn v. Tyszka 6 Hügelgräber (Kapurnen) von verschiedener Grösse konstatirt und unmittelbar in der Nachbarschaft in Rosoggen noch zwei. Es ist wie jeder Archäologe, der Masuren bereist hat, mir zugeben wird, nicht leicht, hier diese Begräbnisshügel herauszufinden, denn einmal macht das coupirte Terrain schon an und für sich Schwierigkeiten und andererseits haben die Besitzer oftmals bei dem Urbarmachen ihrer Aecker so grosse Steinhaufen auf ihren Feldern aufschütten lassen, dass dieselben leicht auch einem Geübteren für ein Hünengrab erscheinen könnten. Ich komme wiederum darauf zurück, was ich schon früher bei einer Besprechung von Hügelgräbern im Allgemeinen sagte und was Heydeck gerade für die masurischen Gräber besonders wie aber auch sonst beobachtet hat, dass das Profil derselben dem senkrechten Durchschnitte durch einen abgestumpften Kegel gleicht, und versinnlichen wir uns dieses bei dem Durchmustern der Hügel, so werden wir uns selten täuschen, selbst wenn, wie es in einzelnen Fällen bisweilen geschehen, die Kuppe des Hügels noch mit aufgelesenen Steinen bedeckt ist, ein Ereigniss, welches sich in diesen Gegenden wohl öfters finden wird. Ich bin nun selbst in der glücklichen Lage gewesen im August vergangenen Jahres 2 und zwar die beiden grössten Hügel aufzudecken und werde Ihnen eine thatsächliche Beschreibung von diesen Kapurnen geben, die so genau durch die ob-

waltenden Umstände aufgenommen werden konnten, dass auch nicht das Geringste in ihrer Bauart zweifelhaft oder unbeobachtet geblieben ist und die, wenigstens so weit es sich aus der unsere Provinz betreffenden Literatur ersehen lässt, auch einzig in ihrer Anlage dastehen und dadurch allgemeines Interesse beanspruchen dürfen.

Wir wollen die beiden Hügel der Kürze wegen mit A und B bezeichnen, der Hünenhügel A ist von mir in Ton modellirt, und in dem Atelier des Herrn Bildhauer Eckart in Gyps gegossen. Das Modell befindet sich in der Sammlung der Alterthumsgesellschaft Prussia. Der erste von mir aufgedeckte Tumulus in Ribben (A) liegt unmittelbar am Wege nach Rosoggen und zwar von Ribben gerechnet rechts vom Wege und ganz nahe des Grenzgrabens von Rosoggen. Der Durchmesser desselben betrug 9,4 m, die Höhe 1,53 m. Die ganze Kapurne war mit Erde bedeckt und bot das vorhin beschriebene Profil dar; einzelne grössere und kleinere Steine waren, wie leicht erkennbar, vom Felde aufgelesen und auf und an den Hügel geworfen. Hin und wieder ragte ein Stein durch die schützende Erddecke hervor. Die Untersuchung mit dem Bohrer ergab, dass sich am Fusse des Hügels grössere Steine in einer Tiefe von 8—18 cm etwa befanden und dass darauf eine zusammenhängende schützende Steindecke fehlte, wenigstens konnte man oftmals die ganze Länge des Bohrers verwenden, ohne auf einen Stein zu stossen. Nur an der Südseite schlossen sich an den äussern Kranz einige Steine in der Grösse von 40 cm Durchmesser. Nachdem der Erdmantel abgegraben, bestätigte sich meine Vermuthung, dass wir es nicht mit einem grösseren Steinkegel wie im Samlande so häufig, sondern nur mit einem doppelten bisweilen dreifachen Steinkranze zu thun hatten, der vollständig geschlossen, den ganzen Hügel an seiner Basis umgab. Diese Steine lagen nicht nebeneinander, sondern aufeinander und zwar überragten die höher gelegenen die tieferen nach dem Centrum des Hügels hin um die halbe Steindecke etwa, woraus sich entnehmen lässt, um es gleich hier zu sagen, dass zuerst der Erdhügel geschüttet und dann der Steinkranz an der Basis gelegt wurde und über diesen ein zweiter und bisweilen noch ein dritter concentrischer Kreis, wodurch sich dann jene Anordnung sehr leicht erklären lässt. In der Mitte des Hügels kamen dann auch noch einige grosse Feldsteine zum Vorschein, die aber keine Regelmässigkeit in ihrer Lage erkennen liessen. Auf der Südseite des Hügels ein wenig nach Osten hin kam man in der Höhe des obersten Steinkranzes auf eine nicht zu verkennende reguläre Anordnung von Steinen mit dem Durchmesser von 30—40 cm und zwar bildeten dieselben ein Rechteck, dessen Durchmesser von Norden nach Süden 1,16 m und von Osten nach Westen 0,95 m betrug. Unmittelbar nach Forträumung dieser Steindecke stiess man auf 2 grosse, platte, auf die hohe Kante gestellte Feldsteine, deren Längsaxe von Norden nach Süden gerichtet war und die eine Länge von 0,84 und 0,79 m hatten, ihr innerer Abstand betrug 0,85 m. In der Höhe ihres obersten Randes lagen 3 Kalksteine, die ursprünglich einem Steine angehört haben mussten, da die einzelnen Theile genau aneinander passten, und die dicht der unterliegenden

Erde auflagen. Nachdem nun auch diese Steine fortgenommen und man die Erde ausgegraben, die reichlich mit Kohlenstückchen durchsetzt war, stiess man in der Höhe des umliegenden Ackers auf ein Pflaster von faustgrossen Steinen. Dasselbe blieb natürlich vorläufig unberührt. Unterdessen war man auch im übrigen Hügel in die Tiefe gelangt und wenn es auch keine Steine waren, die die Arbeit erschwerten, so konnte man namentlich im südöstlichen Theile des Hügels den sehr festen Lehm nur mit der Hacke bewältigen, der je tiefer man kam, um so fester wurde. So ziemlich genau in der Mitte der Kapurne wurde ein Bogenabschnitt von 4 sehr grossen Kopfsteinen aufgedeckt, der mit seiner Konvexität nach Süden sah und dessen Sehne 1,20 m betrug. Diese Anordnung der Steine lag 0,60 m unter der Oberfläche. Die Steine lagen in derselben Höhe auf fest gebranntem Lehm auf. In einer Tiefe von 1,3 m etwa von der Kuppe des Tumulus gerechnet stiess man dann südlich von jenem steinernen Bogenabschnitt auf Branderde, die mit grösseren und kleineren Kohlenstückchen und calcinirten Knochenpartikelchen vermischt war. Es wurde nun mit der grössten Sorgfalt weiter vorgegangen und bald zeigten sich denn auch hier und dort Urnenränder. Dieser ganze Raum von jenem oben beschriebenen steinernen Bogenabschnitt südwärts bis an den früher aufgedeckten Eingang war mit Gefässen angefüllt, die in einer Masse von Kohlen, calcinirten Knochen und Branderde standen. Nach Herausnahme dieser ganzen Schicht, die eine Mächtigkeit von 0,27 m an einzelnen Stellen, an andern gegen 0,20 m hatte, fand sich auch hier ein Pflaster von faustgrossen Steinen, das sich im Niveau des vorhin erwähnten hielt und sich unmittelbar an dieses anschloss. Nördlich von jenem Bogenabschnitt wurde keine Kohle, keine Knochen gefunden, aber ebenfalls kamen ungefähr in derselben Höhe Urnenränder zum Vorschein und auch hier entnahm ich einem Gebiete, das dem südlichen an Ausdehnung ungefähr entsprach, eine fast ganz gleiche Anzahl von Urnen, die nur Grand enthielten. Auch diese Gefässe standen auf einem Steinpflaster, welches in der Anordnung wie in der Höhe dem auf der Südseite des Hügels gelegenen entsprach. Jetzt liess sich auch die ganze Ausdehnung dieses Steinpflasters übersehen und zwar stellte es ein Rechteck dar, dessen Längsrichtung von Norden nach Süden ging in einer Gesammtlänge von 6,95 m; hiervon kommen 0,80 m auf die Pflasterung des Einganges, 3,20 m auf die südlich von jenem Bogenabschnitt gelegene Strecke, und 2,95 m auf den nördlichsten Theil; somit zog sich die Pflasterung durch den ganzen Hügel hindurch. Die Breite derselben betrug fast durchweg 1,25 m und variirte nur um wenige Centimeter an den einzelnen Stellen. Wie ich schon oben erwähnte, lag diese Anlage im Niveau des umgebenden Ackers. Lassen wir vorläufig die Urnen und ihren Inhalt, um sie später im Zusammenhange mit denen im zweiten Grabhügel aufgefundenen einer eingehenderen Vergleichung zu unterziehen und wenden uns gleich dem zweiten Tumulus B zu.

Dieser liegt etwa 300 Schritte von jenem entfernt, ebenfalls rechts vom Wege nach Rosoggen und ein wenig näher an Ribben. Das Terrain, auf dem diese Kapurne

lag, ist so wie dort eben. Der Durchmesser beträgt 10,21 m, die Höhe desselben 1,45 m. Der Hügel war vollständig mit Erde bedeckt und nur hin und wieder ragte auch hier ein Stein hervor. Den untern Rand des Hügels schloss ein doppelter Steinkranz in gleicher Anordnung wie bei A ein; auf der Südseite war derselbe etwas stärker. Unmittelbar unter der Kuppe befanden sich 8 grosse Feldsteine, die bogenförmig angeordnet waren, mit ihrer Konvexität nach Osten gerichtet; sonst zeigte sich nirgends eine geschlossene Steindecke. An der Südseite ragte ein Stein hervor, der sich beim weiteren Graben als ein grosser Block erwies, dessen Basis bis an eine unten näher zu besprechende Pflasterung reichte. Im weiteren Verlauf des Grabens stiess man dann auf einige andere grössere Steine, deren Lage wir später betrachten wollen. In der Ebene des umliegenden Ackers kam man wie beim zuerst beschriebenen Hügel auf eine Pflasterung von faustgrossen Steinen, die sich von Norden nach Süden ziehend, ein Rechteck bildete, dessen Länge 6,8 m und dessen Breite 1,45 m betrug. Auf diesem Pflaster standen die Urnen dicht gedrängt in einer Masse von Kohlen, calcinirten Knochen und Branderde. Die Höhe der Brandschicht betrug an einzelnen Stellen 0,37 m, im Durchschnitte 0,25 m. Dieser Brandheerd war auf seiner Süd- und Westseite frei, es fanden sich hier zwar 2 kleinere Kalkplatten, doch nicht in der Höhe der Pflasterung, sondern viel oberflächlicher; auf den anderen beiden Seiten war er abgeschlossen. Die Nordseite wurde von 2 platten Kalksteinen gebildet, von denen der kleinere den grösseren gewissermassen stützte. Auf der Ostseite schlossen 4 Steine, 2 grosse Kalksteine und 2 mächtige Feldsteine die Brandstelle ab. Die beiden mittleren Steine berührten sich, zwischen dem ersten und zweiten blieb ebenso wie zwischen dem dritten und vierten ein Raum übrig. Alle 4 Steine wie auch der grosse Stein an der Nordseite und der Block an der Südseite waren an ihrer Innenfläche, d. h. der dem Heerde zugewandten Seite stark angerusst, so dass das Herüberstreichen des Fingers auf den Kalksteinen eine deutliche weisse Furche zurückliess. Jener schon oben erwähnte Block befand sich an der Südwestecke der Pflasterung und ragte von dem Pflaster bis zur Oberfläche des Hügels. Die Urnen enthielten fast ausnahmslos Kohlen und calcinirte Knochen, jedenfallls mit Kohlen durchsetzte Erde. Es mag hier noch erwähnt werden, dass sich auf der Westseite die reichlich mit Grand versetzte Erde leicht abgraben liess, während sonst in dem ganzen Hügel der Lehm so fest gebrannt war, dass man nur mit der Hacke vordringen konnte.

Nach Auseinandersetzung der Gräberanlagen wird es nicht schwer fallen, den Gang des Baues zu rekonstruiren. Diese Gräber wurde im freien Felde angelegt, und zwar machte man zuerst in dem Niveau des Ackers eine Pflasterung von faustgrossen Steinen in den vorhin angegebenen Dimensionen; bei Grab B schützte man den Heerd oder richtiger den Scheiterhaufen vielleicht vor zu starkem Winde durch Feldsteine wie sie sich gerade dort in der Nähe fanden; bei Grab A hatte man nur nach Norden hin die Pflasterung durch ein paar grosse Steinplatten abgeschlossen,

den eigentlichen Heerd, der nur die Hälfte etwa der ganzen Pflasterung in Anspruch nahm, hatte man ebenfalls im Norden aber durch eine Erdmauer abgesondert, auf den andern drei Seiten war der Scheiterhaufen nicht abgeschlossen. Alsdann hatte man in dem einen wie andern Fall jedenfalls aus der nächsten Umgebung, denn der heilige und uralte Wald Prussac bot wohl genügendes Material dar, Holz herbeigeschafft und den Scheiterhaufen errichtet. Auf ihm wurden die Leichen niedergelegt und verbrannt; dass nicht sie allein, sondern auch einige Schmuckgegenstände diesen Todten mit gegeben worden sind, erhellt zur Genüge aus den geringen Broncerudimenten, die sich in den Urnen und bisweilen auch frei zwischen denselben in der Kohlenschicht gefunden haben; ob ihnen aber nicht viel mehr an Geräthen und Schmucksachen mitgegeben, muss dahingestellt bleiben, weil es nicht unmöglich ist, dass manche dieser Dinge vollständig von dem gewaltigen Feuer vernichtet worden sind. Ob die Gefässe erst an Ort und Stelle gebrannt oder schon fertig zur Leichenfeierlichkeit mitgebracht worden sind, wage ich mit absoluter Bestimmtheit noch nicht zu entscheiden, doch spricht meines Ermessens vor allen Dingen die Unmöglichkeit resp. Schwierigkeit die Urnen am Feuer des Scheiterhaufens zu brennen, wie auch die Abnutzung der Gefässe, die ganz besonders bei ornamentirten Töpfen zu Tage tritt, gegen eine Verfertigung derselben am Platze selbst. Sobald nun die Körper verbrannt, wurde die Asche, Knochen und Kohlen in die Gefässe gesammelt, und später, d. h. nachdem alle Leichname den Flammen übergeben waren, auf der Pflasterung beigesetzt und über dieser ganzen Anlage ein Grabhügel aufgeschüttet, der zum Schlusse mit einem zwei- resp. dreifachen Steinkranze umgeben wurde.

Für den Hügel A gilt dasselbe, nur, dass man hier in dem nördlichen Theil nur Gefässe ohne Knochen und Kohlen auf die Pflasterung setzte und dann das Ganze mit Erde bewarf. Ich glaube, dass es nicht möglich sein wird, gegen diese Rekonstruktion etwas einzuwenden, wenigstens in den Hauptzügen, d. h. in der Anlage des Pflasters, des Scheitershaufens, der Verbrennung der einzelnen Körper, dem einfachen Aufschütten des Hügels und endlich der Steinumkränzung als Schlussackt. — Jede andere Erklärung dieser Tumuli ist zum Theil sehr gesucht, zum Theil unmöglich und das Einfachste für diese Volksstämme auch das Natürlichste.

Gehen wir jetzt zu den Grabfunden selbst über. In jedem einzelnen Hügel fanden sich ungefähr 35 Gefässe, mit vollständiger Sicherheit war die Anzahl nicht festzustellen, da dieselben öfters stark zerdrückt waren und die Scherben mehrerer zusammenlagen. Im Tumulus A kamen etwa ebensoviele auf den nördlichen wie südlichen Theil, also etwa 18 auf jede Seite. Die Gefässe sind durchweg ohne Drehscheibe gearbeitet, von gutem Thon ohne Feldspathbrocken, welche sich sonst besonders in den grossen Urnen finden und diesen dadurch eine so geringe Haltbarkeit geben, und kräftig gebrannt; die Grösse d. h. die Höhe betreffend, überschreitet nicht die mittleren Dimensionen — die grösste Urne hat eine Höhe von 28 cm — und geht herunter bis fast 3 cm. Mit Ausnahme dieses zuletzt erwähnten kleinen

Näpfchens sind sämmtliche Gefässe ohne Stehfläche. Die Formen sind folgende: In beiden Gräbern kommen Schalen vor, im Ganzen sind 16 gefunden, 6 in A und 10 in B, deren Durchmesser 16—20 cm sind und zwischen 6 und 8 cm in der Höhe differiren; eine einzige aus dem nördlichen Theile des Hügels A ist mit Daumennageleindrücken verziert und zwar in 3 untereinander und in geringen Abständen sich befindenden Kreisen. Die Ränder aller Schalen sind glatt und setzen sich höchstens nach aussen hin ein wenig ab. Ausser der einen verzierten Schale fanden sich noch drei in jenem Beigefässraum und zwar auf dem Steinpflaster; die andern beiden wurden im südlichen Theile aufgedeckt, eine auf dem Rande eines Gefässes ruhend, die andere frei in der Kohlenschicht. Die erstere von diesen beiden ist verbrannt, ebenso wie der Topf auf dem dieselbe ruhte. Von den 10 Schalen aus dem Tumulus B standen 3 frei in der Brandschicht und waren mit Kohlen, schwarzer Erde und Grand gefüllt, Knochen befanden sich sehr wenig in ihnen. Von den andern ruhten 3 auf den Rändern von Aschengefässen auf und zwar eine mit der Koncavität nach oben, welche nur Grand und Kohle enthielt, eine zweite mit der Konvexität nach oben, die dritte war leider ganz zerbrochen, und ihre Scherben lagen zum Theil in der Urne selbst, so dass es nicht möglich war, ihre Lage festzustellen. Dann wurde eine grosse Urne gefunden, auf deren Rand eine Schale lag, die zum Theil mit Kohle und Branderde gefüllt war und in der eine zweite kleinere Schale sich befand, ebenfalls mit der Koncavität nach oben und mit ähnlichem Inhalte. Endlich grub ich eine Schale aus, die Kohle und einige Knochen enthielt, und in sich eine kleinere Schale barg, in der ein kleines mit einem Henkel versehenes Beigefäss, das nur Erde und Grand enthielt, stand. —

In jedem Hügel wurde nur ein napfförmiges Gefäss gefunden, das aus dem Tumulus A stand im Beigefässraum und misst 10 cm im Durchmesserund 6 cm in der Höhe; der Napf aus B ist jenes oben erwähnte kleine mit einer geringen Stehfläche versehene Gefässchen, in dem sich zwei Knochenpartikelchen befanden; dasselbe stand frei in der Brandschicht. Alle andern Gefässe aus beiden Grabhügeln haben einen unter sich ähnlichen Charakter und zwar werden wir die einzelnen Formen sehr leicht verstehen, wenn wir auf ihre Bildung zurückgehen. Dieselben bestehen eigentlich aus 2 Theilen, einem Boden- und einem Halstheil. Der erstere bildet die Oberfläche einer Halbkugel, der andere den Mantel eines Cylinders, der sich bisweilen nach dem Rande zu verschmälert, in andern Fällen sich zuerst verengt und dann nach der Oeffnung zu sich wieder erweitert; diese verschiedenen Modifikationen geben uns alle in den Gräbern gefundene Formen. Einzelne Gefässe haben Henkel, andere nicht; dieselben sind entweder an der grössten Ausladung oder über derselben, entweder nur einer oder zwei und dann diametral gegenüber. Die Henkelformen sind meist einfach und wie gewöhnlich in der Horizontalen durchbrochen, in wenigen Fällen sind dieselben vertikal durchbrochen; bei dem einen Aschengefäss mit einer Durchbohrung versehen, bei dem andern mit 2 und jeder dieser Töpfe ist mit 2 Henkeln

bekleidet. Ausserdem hat sich in jedem Hügel ein flacher Deckel mit einem Loch in der Mitte gefunden; dieselben lagen über der Oeffnung von Aschengefässen mit ihrer concaven Seite nach oben. Die grössere Anzahl aller Gefässe ist ohne Ornamentik; aus den Tumulus A sind im Ganzen 8, 3 aus dem Beigefässraum und 5 aus dem südlichen Theile des Hügels entweder durch Striche oder wenig tief gehende Eindrücke, die zu Linien angeordnet, geziert; jene Eindrücke müssen mit einem an der Spitze viereckigen Instrumente gemacht sein; an einer Schale und einem andern topfartigen Beigefäss sind die Verzierungen vermittelst eines Nagels gemacht, bei jener Schale mit dem Daumen, beim zweiten Gefäss höchstwahrscheinlich mit dem Zeigefinger; unter dieser letzten kreisartig herumgehenden und an der grössten Ausladung sitzenden Fingernagelornamentik sind noch tiefere wenige Millimeter von einander abstehende und auch vollständig herumgehende Eindrücke. An einem Aschengefäss ist an der Stelle, an der der obere Theil auf den untern geklebt, also an der grössten Ausladung ein Thonleisten mit welliger Oberfläche aufgesetzt. An zwei Aschengefässen ist der halbkugelförmige Boden rauh, so wie man es häufig an den Kochgeschirren in den Pfahlbauten gefunden hat. Im Tumulus B zeigen nur 3 Gefässe Ornamentik, doch da dieselben den oben erwähnten Verzierungen ganz analog sind, so übergehe ich dieselben.

Wir haben uns jetzt noch nach dem Inhalte der Urnen umzusehen. In dieser Beziehung kann ich mich sehr kurz fassen, weil im Hügel A ausser einer Thonkoralle nur geringe Broncerudimente von Ringen in den Aschengefässen gefunden worden sind. Zwischen den Beigefässen lag eine Knochennadel von 8 cm Länge, die an ihrem breiten Ende durchlocht ist. Im Tumulus B war die Ausbeute noch geringer, denn hier fanden sich nur in 2 Aschengefässen geringe Broncerudimente vor.

Fragen wir uns nun, nachdem wir den Bau der Grabhügel und deren Inhalt in archäologischer Beziehung näher kennen gelernt haben, wozu und wann ist die Anlage nöthig geworden? Die erste Frage „wozu“ dürfte in einer Beziehung sehr leicht zu beantworten sein, wenn wir nämlich den Hügel B betrachten. Wir gehen wohl kaum falsch, wenn wir die Behauptung aussprechen, dass er ein einfacher Todtenhügel, eine Ruhestätte für die Asche der Entschlafenen ist. Doch woher diese grosse Zahl von Leichen, die wir einmal aus den mit calcinirten Knochen angefüllten Gefässen, dann aus den auf dem Herde umherliegenden Knochen und endlich aus der kolossalen Masse von Kohlen und Branderde anzunehmen berechtigt sind. Ich will durchaus nicht behaupten, dass in je einem Gefäss die Ueberreste eines Verstorbenen enthalten sind, denn wenn auch fast in jedem Topf Knochenstücke vorhanden waren, so sind wir meines Ermessens durchaus nicht berechtigt und haben auch nirgends einen sichern Anhalt jener früher aufgestellten Behauptung, dass die Gebeine eines Verstorbenen in einem Gefässe beigesetzt sind, in irgend einer Beziehung zu stützen. Dass man ja gar nicht ein so sehr grosses Gewicht auf das Sammeln der Knochen verwandte, geht wohl zur Genüge daraus hervor, dass die

ganze Brandschicht mit Knochenstücken durchsetzt war, und wie sollte es auch möglich sein, jedes einem bestimmten Körper zugehörige Partikelchen aus einem Scheiterhaufen herauszulesen. Jac. a Mellen behauptet in descriptione urnae Sarmaticae, dass die grösste Urne in einem Hügel nicht für eine einzige Person beigesetzt sei, sondern zum Gebrauche für eine ganze Familie. Er kam zu dieser Vermuthung, als er in einer sehr grossen Urne sehr viele und verschiedenen Individuen angehörige Knochen gefunden hatte. In seiner Meinung scheint ihn auch noch der Gebrauch der Griechen und Römer, Asche und Knochen verschiedener Menschen zu vermischen, bestätigt zu haben. Ich mache mir folgende Vorstellung von dem vorliegenden Begräbnisse: Nach dem Befunde muss die Beisetzung aller Gefässe in den Tumulus B zweifellos g l e i c h z e i t i g stattgefunden haben. Stellen wir uns eine zeitlich verschiedene Beisetzung vor, so könnte nie und nimmer der Charakter des ganzen Begräbnissplatzes so einheitlich sein, es könnte wohl kaum der Herd ein so gleichförmiges Gepräge zeigen, ein Theil der zuerst beigesetzten Urnen würde bei einem spätern Eröffnen des Hügels füglich zerstört sein. Kohlen, Knochen und Urnenscherben würden sich auch in den oberflächlicheren Schichten des Tumulus gefunden haben und alle diese in dem angenommenen Falle nothwendigen Voraussetzungen fallen hier fort; kurzum es spricht Nichts für eine zeitlich verschiedene Beisetzung und Alles dagegen. Es müssen also zu ein und derselben Zeit eine grössere Anzahl von Leichen vorhanden gewesen sein. Letztere können nun entweder in Folge einer Schlacht oder einer Seuche auf einmal entstehen, oder man kann auch einen Leichnam nach dem andern aufbewahren, und wenn man eine genügende Anzahl gesammelt, sie zusammen verbrennen und in Urnen beisetzen oder endlich die Todten bald nach ihrem Ableben verbrennen und die Aschengefässe so lange über der Erde aufbewahren, bis eine für einen Tumulus ausreichende Zahl zusammen ist. Diese letztere Möglichkeit hat schon der alte Rensch (Erl. Preussen Tom. IV. p. 121 Anm.) in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen, eine Möglichkeit, die allerdings im vorliegenden Falle ausgeschlossen werden muss. Mir scheinen aber die Gräber selbst gegen eine solche Annahme zu sprechen, denn nicht zu selten habe ich schon in einem Hügel eine einzige Urne gefunden und es liess sich durchaus nicht erweisen, dass der Verstorbene etwa eine besonders durch den Stand bevorzugte Persönlichkeit gewesen und andererseits hat Heydeck in der Kaup fast nur solche Gräber aufgefunden, die auch nach den beigegebenen Schmuckgegenständen einer Person angehörten. Für die andere Möglichkeit, dass die alten Preussen die Leichen aufbewahrt und wenn eine genügende Anzahl vorhanden, sie verbrannt und in Urnen beigesetzt, finden wir, ganz abgesehen davon, dass unsere Vorfahren für diesen Fall grossartig eingerichtete Eiskeller besessen haben müssen, um die Leichen namentlich zur Sommerszeit vor der Verwesung zu schützen, nirgends einen Anhalt. Es ist ja allerdings bei vielen Völkern Sitte, die Todten, so lange es irgend geht, über der Erde zu behalten und auch vielleicht in diesem Sinne werden wir die direkte Angabe Wulfstans von 1—2 Monaten, ja

halben Jahren aufzunehmen haben und müssen uns meines Ermessens auch dann noch immer vorstellen, dass die alten Preussen gute Eiskeller besessen haben, wie auch Forster und Andere annehmen. Dass sie aber die Todten so lange aufsammelten, bis sie deren viele hatten und dann erst eine Begräbnissfeierlichkeit anstellten, ist sehr unwahrscheinlich und geht auch nicht aus Wulfstans Reisebericht hervor. Nachdem wir nun also ein Aufsammeln der Leichname resp. der Urnen von der Hand gewiesen, bleiben nur Krieg und Seuche übrig, um die vorliegenden Verhältnisse zu erklären. Einer Seuche können wohl diese Todten nicht erlegen sein, weil in diesem Falle gewiss jeder Gestorbene so schnell als möglich verbrannt worden wäre und so enorme Verluste, dass in einem mässig bevölkerten Gebiete in wenigen Tagen eine so grosse Anzahl von Individuen einer Krankheit zum Opfer fallen konnten, wohl auch nicht durch die ansteckendste Krankheit hervorgerufen werden. Im Kampfe gegen den nachbarlichen Feind könnten allerdings eine grössere Anzahl geblieben sein, doch pflegte man den Gefallenen ihre Waffen mitzugeben; anstatt der Waffen finden wir nun nichts weiter in dem grossen Tumulus, als zwei Broncerudimente von Ringen und nicht eine Spur von Eisen. Andererseits habe ich mich nicht mit Bestimmtheit überzeugen können, dass unter den Knochen-Partikelchen solche sind, welche ich als Kindern angehörige, also zur Schlacht untauglichen Individuen, ansprechen dürfte. Doch auch dieses wäre ziemlich irrelevant, da wir uns nicht einen regulären Kampf vorstellen dürfen, in dem jene geblieben, sondern einen Ueberfall, bei dem auch mit Leichtigkeit Kinder getödtet werden konnten. — Sollten nun etwa diese galindischen Krieger, welche im Schatten des alten Waldes Prussac bestattet sind, einer Zeit angehören, in der man ausser der Keule und den Knütteln noch keine andere Waffe kannte? Doch dagegen sprechen eigentlich wieder die Broncerudimente. Oder sollte endlich dieser Volksstamm so ärmlich gewesen sein, dass es den Hinterbliebenen räthlich schien, die von den Verstorbenen hinterlassenen Waffen für sich zurückzubehalten? Von allen diesen angeführten Möglichkeiten ist wohl die letzte die glaubwürdigste und so haben wir denn wohl in dem Hügel B die Ueberreste von den alten, bei einem Ueberfalle gebliebenen Galindern vor uns. Stellen wir jetzt ein gleiches Raisonnement über den Grabhügel A an. Hier liegen die Verhältnisse in einzelnen Punkten anders wie vorhin. Dass auch hier die Beisetzung aller Gefässe sowohl der auf der Nord- wie Südseite der Pflasterung gleichzeitig stattgefunden haben muss, darf wohl nicht erst wiederum erwiesen werden, ohne dass Wiederholungen vorkämen. Bei dieser Kapurne muss uns in erster Linie und eigentlich ganz allein das Verhältniss der Urnen im nördlichen zu denen im südlichen Theile des Grabes vorzüglich interessiren, wenigstens wollen wir versuchen, eine nähere Beziehung zwischen beiden aufzufinden. Ich nehme auch in diesem Falle an, dass die mit Kohle, calcinirten Knochen und Branderde angefüllten Gefässe die Ueberreste von gefallenen Kriegern bergen; aber welche Bedeutung kam jenen im nördlichen Theile gelegenen Gefässen zu, die nichts als Grand

und zwar solchen, wie er zur Aufschüttung des Hügels verwandt war, enthielten? Um mich bei der folgenden Auseinandersetzung kürzer fassen zu können, werde ich die mit Knochen, Kohle und Asche angefüllten Urnen „Aschengefässe", jene andern „Beigefässe" nennen. Reusch hat folgende Hypothesen über diese Beigefässe aufgestellt; dieselben können erstens zur Aufbewahrung des Weines gedient haben, welchen man zum Waschen der gebrannten Knochen anwandte; oder man kann sie für allerlei Hausgeräth ansehen, dessen sich der Verstorbene im Leben bedient hat, und welches man ihm deshalb mitgab, damit er dasselbe auch in der andern Welt benutzen möge; oder endlich kann man Lebensmittel hineingelegt und den Todten beigesetzt haben, damit sich die Seelen der Verstorbenen auf der langen Wanderung mit Speise und Trank erquicken könnten. In den spätern Nachrichten über heidnische Begräbnisse in unserer Provinz fehlen alle Angaben über diese Beigefässe. Erst Berendt fand auf dem Gräberfelde von Tengen kleine Urnen, welche sich durch edle Form wie durch die sonstige Behandlung des Materials auszeichneten. Dieselben waren stets ohne Deckel und bis zum Rande mit der umgebenden tief schwarzen Erde gefüllt, ohne dass in derselben noch eine Spur des einstmaligen Inhalts zu erkennen wäre. Knochenreste enthielten sie nie und wären, wie B. sagt, auch in den meisten Fällen an sich zu klein, zum Theil selbst für die Reste eines Kindes, denn ihre Grösse geht hinab bis zu 0,06 m bei 0,043 m grössten Durchmesser. Aber nicht nur allein und neben den Knochenresten, sondern in einzelnen Fällen wurden diese kleinen Gefässe, die B. hier Ceremonienurnen nennt, in sehr grossen, dickwandigen Urnen von roher Arbeit auf den Knochen und inmitten der grossen Urne stehend oder liegend gefunden. Während B. in dem Aufsatze über Tengen (vgl. Schrift. der phys.-ökon. Gesellschaft, 14. Jahrg. 1873. p. 81 ff.) eine eigentliche Erklärung einer Ceremonienurne unterlässt, giebt er in der Figurenerklärung zu Taf. VI, Fig. 1—7 und 9—17 folgende Definition „sogenannter Ceremonienurnen": „Kleine Urnen, welche sich oberhalb der gebrannten Knochenreste in der grossen oder eigentlichen Graburne fanden und nichts anderes als Branderde enthielten." Klebs, welcher später die Aussgrabungen in Tengen fortgesetzt, hat jenen Ausdruck „Ceremonienurne" acceptirt, doch finden sich leider Widersprüche im Texte und in den Abbildungen und die schon etwas vage Definition von Berendt schwebt augenblicklich literarisch ganz und gar in der Luft. Ich sehe nun gar keinen Grund, da wir doch in der That noch nicht genau wissen, wozu diese Gefässe gedient, wovon noch weiter unten mehr, dieselben mit jenem allerdings wohlklingenden, doch vielleicht falsche Vorstellungen hervorrufenden Namen zu belegen; ich glaube, dass der deutsche Name Beigefäss sehr viel besser und angebrachter ist. Ich verstehe unter einem Beigefäss jedes einzige Gefäss, sei es grösser oder kleiner, von zierlicher oder einfacher Form, von grobem oder feinem Thon, mit oder ohne Verzierung gearbeitet, in dem sich nicht Knochen, Kohlen und Asche befinden, sondern welches entweder ganz leer ist, wie man es bisweilen in Steinkisten findet, oder nur mit Grand oder Brand-

erde angefüllt. Um es gleich hier zu sagen, können unter Umständen in ein solches Beigefäss, falls die Gefässe des Grabes nicht mit einer besondern Steinpackung abgeschlossen worden sind, beim Aufschütten des Hügels Kohlenpartikelchen und wenige Knochenstückchen hineingelangen, doch wird dann wohl mit Leichtigkeit das eigentliche Aschengefäss sich herausfinden lassen und die Natur der Beigefässe nicht zweifelhaft bleiben. Doch es wäre ja auch möglich, dass es unter Umständen nicht gelingt, mit absoluter Sicherheit ein Beigefäss von einem Aschengefäss zu unterscheiden, wie ich es offen zugestehe für den zweiten Grabhügel, in dem allerdings die Verhältnisse zur Entscheidung dieser Frage auch höchst ungünstig liegen — so verlieren wir nichts dabei, und es liegt nur daran, dass wir noch nicht die feineren Unterschiede zwischen beiden Arten von Gefässen kennen gelernt haben; im vorliegenden Falle kommt uns nun aber der Grabhügel A zu Statten, indem wir eine Menge von Beigefässen im nördlichen Theile desselben vorgefunden haben. Warum ich nun den Namen Ceremonienurne verwerfe, dürfte wohl jetzt klar sein. Einmal ist der Ausdruck nicht glücklich gewählt und zweitens kann ich aus dem Aufsatze von B. überhaupt nicht ersehen, was er unter einer Ceremonienurne versteht. Wenn er nur solche Gefässe, welche sich in einem grossen Aschengefäss oberhalb der gebrannten Knochenreste finden und nichts anderes als Branderde enthalten, versteht, so dürfte der Gebrauch des Ausdruckes ein äusserst beschränkter sein und bleiben. Legt B. ein besonderes Gewicht auf die Grösse, Form und das Material dieser Gefässe, so muss ich ihm widersprechen und zwar in dem Sinne, dass diese stets klein, von edler Form und durch die Behandlung des Materials sich auszeichnen. In Lorentz, Kreis Fischhausen, deckten wir i. J. 1873 Urnen auf, die in ihrer Grösse den Berendtschen sogenannten Ceremonienurnen entsprachen und in denen sich zweifellos die Ueberreste von Kinderknochen befanden; die Formen wie Material und Ornamentik der dort aufgefundenen Beigefässe zeigten gerade das Gegentheil von dem, was B. behauptet. Nach allen diesen Einzelheiten wird es wohl gerechtfertigt erscheinen, den Namen Beigefäss einzuführen und zwar in dem Sinne, wie ich ihn oben erläutert habe. Was nun endlich die Bedeutung dieser Beigefässe betrifft, so dürfte wohl die alte Meinung des häufiger citirten Reusch noch heute Beachtung verdienen. Seiner Ueberzeugung nach könnte man dieselben entweder als Hausgeräthe ansehen, deren sich der Verstorbene im Leben bedient hat und die man ihm in dem Glauben beigesetzt, dass er auch fernerhin von ihnen Gebrauch machen könnte, oder als Töpfe, in denen man den Todten Lebensmittel mitgegeben. Die letztere Möglichkeit scheint mir nach meinen Erfahrungen und den Eindrücken, die ich an Ort und Stelle bekommen habe, am wahrscheinlichsten, zweifellos ist wohl, dass diese Beigefässe Hausgeräthe gewesen sind und nicht etwa Töpfe, die man nur bei den Leichenfeierlichkeiten gebrauchte, sei es, dass man sie mit dem Namen Ceremonienurne oder Thränengefäss oder andern wohlklingenden Worten bezeichnen wollte. Zum Schlusse führe ich über den Gebrauch der Beigefässe noch einige Anschauungen an, um zu zeigen, wie sehr

man sich früher in Spekulationen erging. „Einige überreden sich", wie Reusch sagt, vgl. Erl. Preuss. Tom. IV. p. 111, „es werde dadurch sowohl die Zahl, als das Alter derjenigen angedeutet, die in der grösseren Urne liegen." Volcmann meint in Silesia subterranea P. II. c. 15 p. 303, dass, „so oft Jemand aus einer Familie mit Tode abgegangen, nicht nur die Asche und Knochen in dem grösseren Topf aufgehoben, sondern auch allezeit eine neue Urne ihr an die Seite gesetzt worden, zum untrüglichen Zeichen, wie viel allbereits aus der Familie in der grösseren Urne liegen." Jac. a Mellen scheint dieser Einfall allerdings sehr gut erdacht zu sein, doch wird er in seinem Aufsatze urna sarmatica weder bestätigt noch verworfen. Stieffius glaubt, dass durch diese Beigefässe die Anzahl derjenigen angezeigt werde, welche über den Verstorbenen getrauert haben, ihre verschiedene Grösse aber ihr verschiedenes Alter bedeutet. Endlich hat Jemand behauptet, dass die Urnen voll Sand die Anzahl der Säuglinge bezeichnete, die aus einer Familie gestorben und die man nicht verbrannte, sondern denen man zu Ehren nur ein solches Beigefäss in den väterlichen Grabhügel gesetzt hat. Ich habe absichtlich diese Hypothesen nicht in den Kreis meiner Betrachtungen gezogen, weil sie sich zum grossen Theile schon von vorneherein als unhaltbar erweisen und dann noch weil ihnen allen eine grössere Anzahl von Untersuchungsresultaten der letzten Jahre direkt widersprechen. Ueber die Stellung der einzelnen Beigefässe zu den Aschengefässen ist bis jetzt Folgendes festgestellt: In einigen Fällen hat man das Beigefäss ganz dicht an dem Aschengefäss gefunden, so wie wir es in St. Lorenz in einzelnen Gräbern beobachtet haben; in einem Tumulus ebendaselbst standen 3 Aschengefässe um ein Beigefäss herum; in noch andern Fällen wie bei Kl. Blumenau fand ich das letztere unter demselben Steinkranze wie das Aschengefäss aber weit von diesem entfernt; öfters stehen dieselben auch in einander wie in Lorenz, Tengen und Löbertshoff oder wie im vorliegenden Falle, dass sich in einem Tumulus auf der Südseite nur Aschengefässe, auf der Nordseite nur Beigefässe finden, oder die Beigefässe finden sich endlich auch zu Füssen oder an den Seiten von Skeletten wie in Löbertshoff. Mit dieser Reihe werden wohl auch alle Stellungsmöglichkeiten erschöpft sein. Nun noch eines über die Zahl der Beigefässe, die man in den einzelnen Fällen mitgegeben. Sicher constatirt ist es von mir und Andern, dass oftmals die Ueberreste des Verbrannten in eine Urne geschüttet und diese auf irgend eine Art beigesetzt, ohne dass man dem Verstorbenen ein besonderes Beigefäss mitgegeben hatte, wie z. B. in Godnicken (Kr. Fischhausen), auf dem Kupferberge am Sackheimer Thor, bei Blumenau, in Lorentz meist, in der Kaup bei Wiskiauten öfters, letztere Orte im Kreise Fischhausen gelegen. Bisweilen hat man eins oder auch mehrere beigesetzt. So wie die Verhältnisse im Grabhügel A lagen, haben sie sich wohl noch nie gefunden und es wird mir daher gestattet sein, meine Vermuthung hierüber zu äussern. Dass alle Urnen des Grabhügels A zu ein und derselben Zeit beigesetzt worden sind, ist oben des Weiteren erwiesen, dass sich im südlichen Theile des Tumulus nur Aschengefässe, im nördlichen nur Beigefässe gefunden, ist auch schon erwähnt, ebenfalls,

dass auch die Anzahl der letzteren, soweit es sich beobachten liess, mit der der Aschengefässe an Zahl übereinstimmte, so liegt denn meines Erachtens ein Schluss sehr nahe, dass höchst wahrscheinlich in diesem Falle jedem Verstorbenen ein Beigefäss mitgegeben, wobei es jedoch auch nicht ausgeschlossen bleibt, dass diesem oder jenem mehrere Beigefässe und manchem keines beigesetzt worden ist. Dass wir in den Beigefässen wirkliches Hausgeräth vor uns haben, lehrt ein Blick auf die verschiedenen Formen: da sind kleinere und grössere Töpfe, mit und ohne Henkel, Näpfchen und Schalen in verschiedenen Dimensionen; jene dürften wol für Getränke, diese mehr für die Speise benutzt worden sein, obgleich auch letztere als Trinkgeschirre gedient haben könnten. Für diese Gefässe kann ich wol den Beweis liefern, dass dieselben fertig zur Feierlichkeit mitgebracht sein müssen, aber nicht nur fertig, sondern sie müssen schon längere Zeit im häuslichen Gebrauche gewesen sein, wie es sich mit absoluter Gewissheit aus ihrer Abnutzung erschliessen lässt und zwar ist dieses besonders deutlich zu erkennen bei denjenigen, welche ornamentirt sind; an diesen verzierten Gefässen sind oftmals die Punkte und Striche schon ganz abgerieben und nur hin und wieder kann man die Zeichnung erkennen. Diese Abnutzung dürfte nun schwerlich durch etwas anderes entstanden sein, als den täglichen Gebrauch und nicht etwa durch die lange Grabesruhe. Die Form der Beigefässe ist durchaus nicht immer, wie B. sie bezeichnet, eine edlere zu nennen im Verhältniss zu den Aschengefässen. B. urtheilt allerdings nur nach dem geringen Material in Tengen und in diesem Falle mag er Recht haben, doch hätte er sich umgesehen, so würde er von dem Irrthum seiner Ansicht im Allgemeinen wol bald überzeugt worden sein. Man hat vor allem auf die Zeit Rücksicht zu nehmen, der die einzelnen Begräbnisse angehören. Je älter die Gräber, um so zierlicher und feiner in der Ornamentik sind die Aschengefässe, je jünger die Gräber, um so roher die letzteren und um so eleganter die Beigefässe; wie charakteristisch ist dieser Zug für das häusliche Aufblühen! — So stehen wir denn plötzlich vor der Frage, welcher Zeit gehören wol diese beiden Gräber an. Im Allgemeinen nun gehen die Hügelgräber den Flachgräbern zeitlich voran und ferner darf man wol schon die Periode der Hügelgräber wiederum in Anbetracht der Urnenformen in zwei Abschnitte sondern. Wir finden in manchen Gräbern nur Gefässe ohne Stehfläche, in andern solche mit Stehfläche und drittens Hügelgräber, in denen beide Formen gleichzeitig vorkommen. Wenngleich die Untersuchungen hierüber noch nicht als vollständig abgeschlossen zu betrachten sind, so nehme ich in Uebereinstimmung mit anderen Archäologen, gestützt auf den Bau und den Inhalt der Gräber, die Kugelform des Bodens als der ältesten Periode angehörig an, ihr folgte eine Zeit, in der die Urnen allmälig eine Stehfläche erhielten, bis sich dann später die grossen Aschengefässe mit sehr breiten Stehflächen, wie sie sich eigentlich ausschliesslich in den grossen Flachgräbern finden, herausbildeten. — Den Schluss des Vortrages soll eine kurze Uebersicht der interessantesten Hügelgräber von Ostpreussen bilden. Wenngleich schon eine grosse Anzahl, ja vielleicht bereits der grösste Theil der Kapurnen aufgedeckt ist, sowohl schon in den

vorigen Jahrhunderten, wie auch besonders in den letzten Jahren, so müssen wir leider von einer nicht unbeträchtlichen Zahl behaupten, dass sie in Bezug auf ihre Bauart für die Wissenschaft verloren gegangen sind. Ja bis vor wenigen Jahren ist es Sitte gewesen, vielleicht sogar noch heute, dass man sich entweder direkt von oben oder von der Südseite in einen Tumulus hineinarbeitete und dann herausnahm, was man fand, unbekümmert darum, ob man die eigentliche Bauart des Grabes erkannte, ob man auch wirklich alle beigesetzten Urnen aufdeckte. Wie anders wäre es sonst möglich gewesen, dass wir in St. Lorenz und Umgegend in mehreren obgleich berührten Hügelgräbern dennoch sehr interessante Alterthümer und sogar noch unberührte Steinkisten hätten finden können? Aber auch seitdem wir im Jahre 1873 durch unsere Untersuchungen im Samlande gezeigt haben, wie nothwendig eine systematische Aufdeckung eines Tumulus ist, um die Bauart desselben zu erkennen und alle archäologischen Schätze aus ihnen zu heben, so muss ich mit Bedauern bemerken, dass auch immer wieder und wieder Hügel mit derselben Nachlässigkeit und Rücksichtslosigkeit wie früher geöffnet werden. Aus den ältesten Nachrichten bekommen wir nur Kenntniss über Steinkisten, die sich in den Kapurnen gefunden und die ich ganz übergehe, da sie in nichts von den schon oftmals in den Sitzungen beschriebenen abweichen; über die Bauart der ganzen Hügel heisst es gewöhnlich, derselbe war von grossen Steinen aufgeschüttet.

Von einigen masurischen Grabhügeln auf dem Gute Steinbach berichtet Dewitz im 14. Jahrgang 1873 der phys.-ökon. Gesellsch. pag. 140 leider zu wenig eingehend. Die grossen Hügel (2) waren runde Steinkegel von 4—5 Fuss Höhe und 15—20 Fuss Durchmesser an der Basis; der ganze Haufen besteht durchweg aus Steinen, dieselben hören in der Ebene der Erdoberfläche auf. In der Mitte des einen grossen Hügels, der noch vollständig unberührt war nach seiner Meinung, fand D. in einer Tiefe von 4—5 Fuss eine Urne auf platten Steinen stehend und von runden Steinen umgeben. Innen wie ausserhalb derselben auf den platten Steinen lagen zahlreiche theils gebrannte Knochenstücke. Die kleinen Gräber, 4 an der Zahl, waren 1—2 Fuss hoch und hatten etwa 6 Fuss Durchmesser. Die Urnen sollen auch in der Mitte zwischen Steinen gestanden haben. Im Schlusse seiner Beschreibung sagt D.: Besonders die Einrichtung der grossen Gräber ist sehr eigenthümlich und noch nie habe ich in Littauen und Masuren derartige Begräbnissstätten gefunden. Die Hügel sind sonst nie so hoch, man findet nicht diese ungeheueren Steinmassen und die Urnen sind sonst immer in die Erde gesenkt, stehen aber nie mit der Erdoberfläche in einer Ebene. Endlich haben auch die Urnen eine sehr abweichende Form; in anderen Gegenden sind sie topfartig, hier schüsselförmig. — Hätte Dewitz eine grössere Zahl von masurischen Hügelgräbern gekannt, so wäre er wohl nicht zu jener Behauptung gekommen, denn was er als grosse Seltenheit ansieht, ist das Gewöhnliche. Die Bauart der Hügel in Ribben und Steinbach ist verschieden gewesen, doch standen auch hier die Urnen auf der ursprünglichen Erdoberfläche und nicht in die Erde gesenkt und dann sind die Formen mancher Gefässe ähnlich. In

demselben Jahrgange macht Dewitz kurze Notizen über Hügelgräber in Lindenberg bei Czerwinsk und in Birkenhof bei Hlg. Kreutz. Die 3 hier zuletzt geöffneten Hügel ergaben, wie D. sagt, abermals guten und mit den bisherigen Aufdeckungen im Samlande übereinstimmenden Aufschluss über den Bau und den Inhalt dieser so interessanten Gräber. Im vergangenen Jahre hat Tischler einige Gräber in Birkenhof sehr genau aufgenommen, deren Bauart besonders wie archäologischer Inhalt von hohem Interesse sind; das Nähere über dieselben wird in dem demnächst erscheinenden Hefte der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft veröffentlicht werden. Die von unserer Gesellschaft im Jahre 1873 angestellten Ausgrabungen in der Nähe von St. Lorenz, die ich hier zum Theil genauer wiedergebe, haben uns erst näheren Aufschluss über die verschiedenen Urnenformen und deren Ornamentik gegeben. Die einzelnen Aschengefässe haben sehr viel Aehnlichkeit mit denen aus Ribben, die meisten waren ohne Stehfläche, aus gut gebranntem Thon mit Verzierungen versehen, die den besprochenen ganz identisch sind; Beigefässe kamen auch hier vor, doch verhältnissmässig seltener wie in Ribben. Schaalenartige Gefässe mit Daumennagelverzierung wurden mehrere ausgegraben. Die meisten Töpfe waren mit einem kappenförmigen, durchbohrten Deckel, dessen concave Seite nach oben gerichtet war, verschlossen. In den einzelnen Gefässen wurden nur Broncerudimente gefunden. Ueber die Bauart der einzelnen Hügel konnte in den wenigsten Fällen Positives festgestellt werden, da bis auf einen Tumulus alle andern schon früher berührt waren. Dieser letzere lag bei Tikrehnen und ergab folgende Anlage. Die Mitte des Hügels wurde von einem Steinkegel eingenommen, der 3,3 m im Durchmesser hatte, an diesen schloss sich im Westen eine Steinmauer, die zwischen sich und dem mittleren Steinbau etwa 20 cm übrig liess. In diesem Baue befand sich eine mit einem Henkel und einem flachen Deckel versehene Urne, die zweifellos die Knochen eines Kindes in sich barg. Um diesen neutralen Bau gingen dann noch 2 concentrische, kreisförmige Steinmauern herum, die 0,80—90 cm untereinander abstanden. Auf der Südsüdostseite wurden die beiden Kreise in ihrer Kontinuität unterbrochen, indem sich vom äusseren Steinkranze nach dem Centrum des Hügels hin eine Steinpackung in Form eines Trapezes vorschob, dessen Ausdehnung von Norden nach Süden 3,5 m betrug. In dieser Anlage wurden viele Urnenscherben aufgelesen, aus denen wir dann später 9 Gefässe reconstruirten. Unter den Scherben dieser äussern Grabkammer fand sich ein Schwertgriff von Horn mit schöner Verzierung, ferner als wichtigster Fund ein kleiner Scherben, welcher die rohe, aber unverkennbare Darstellung einer Menschengestalt eingeritzt zeigt. Daneben wurden Bernstein-, Bronce- und Eisenfragmente aufgelesen. Bleiben wir noch im Samlande und sehen uns das Gräberfeld bei Wiskiauten an. Die Grabhügel liegen hier mehr oder minder aneinander, einige so nahe, dass sie sich berühren. Sie sind durchschnittlich nur 60 cm hoch und haben in ihrer Grundfläche einen Durchmesser von 6 m und sind zum grossen Theil wenigstens in der Mitte des Hügel durch einen Stein bezeichnet. Mit wenigen Ausnahmen findet man in der Mitte unter dem Hügel, auf dem gewachsenen Boden

eine Brandstätte, welche selten über 1 m im Durchmesser hat. Auf dieser Stelle finden sich nur Kohlen, gebrannte Knochenreste und gewöhnlich am Rande zusammengehäuft Bronceschmuck, Perlen, Trense, Scheere und Messer. Andere Gräber zeigten Schwerter und Lanzen nebst andern Eisengeräthen mit Bronceresten in der Mitte der Brandstätte, dagegen Urnen mit gebrannten Knochenresten und sonstigem Inhalt fanden sich immer nur etwas seitwärts von der Brandstätte. Darüber ist dann der Hügel geschüttet. In einigen Fällen fanden sich in der Mitte auch kleinere Steinpackungen von einigen Kopfsteinen. Schliesslich ist der Markstein darauf gelegt, welcher oft bis über die Hälfte, häufig auch nur mit seiner Spitze über den Hügel hervorragt. Von den 13 aufgedeckten Gräbern liegen nur 7 Grabfunde vor. In manchen Gräbern waren wohl Metallspuren vorhanden, aber nicht so, dass bestimmte Formen daraus zu ersehen waren. In Bezug auf die näheren Details der Grabfunde, verweise ich auf den Bericht über Ausgrabungen bei Wiskiauten und Wikiau im Samlande von Heydeck. — In Doben, Kr. Angerburg, hat Heydeck eine Steinröhre oder ein Ganggrab aufgedeckt, das erste in der Provinz, welches absolut unberührt war. Der Gang hatte 16 Fuss Länge, 3 Fuss Höhe und $2^1/_2$ Fuss Breite. Ueber den je 7 Steinen, die die Wände zu beiden Seiten bildeten, lagen plattenförmige Steine als Decken. Die Ausbeute bestand nur in einigen Urnenscherben. Die ganze Kammer war mit weissem Sande angefüllt und enthielt nur Urnenscherben, aber keine ganze Urne. Eine Art Pflasterung, von einer Lehmschicht gebildet, begrenzt die Kammer von der Bodenseite, der Eingang in dieselbe lag auf der Südseite. Endlich möchte ich noch des Ganggrabes zu Kekitten Kr. Rössel Erwähnung thun, das sich in einem 3,5 m hohen Grabhügel befand. Dasselbe war aus gespaltenen Steinplatten zusammengesetzt und zugedeckt: nur 4 Steine in Pfeilerform, welche sich je an einer Ecke des rechteckigen Ganggrabes befanden, schienen unbearbeitet, sie standen an dem Süd- und Nordende des Ganges. Derselbe hatte 5,5 m Länge, 0,30 m Breite und 0,72 m Tiefe. Der Boden des Ganges war aus kleinen flachen Steinen hergestellt und darüber Lehm gegossen. Das Kekitter Ganggrab hat 35 Gefässe enthalten, die meisten nebeneinander, einige übereinander und einige ineinander; in Bezug auf die Formen und Ornamentik der Gefässe sind Aehnlichkeiten mit Ribben nicht zu verkennen.

Nachdem nun die verschiedenen wissenschaftlich aufgedeckten Hügelgräber in unserer Provinz in Kurzem beschrieben sind, zeigt sich, dass kein einziges von jenen auch nur die entfernteste Aehnlichkeit in seiner Bauart mit den in Ribben aufgenommenen hat und daher ist obige ausführliche Beschreibung der beiden Tumuli bei Ribben ein neuer Beitrag zur prähistorischen Forschung unserer Provinz. — Herrn Major v. Tyszka ist besonders zu danken, dass er die Gesellschaft zur Aufdeckung der Hügel aufgefordert und die Arbeit mit grosser Freundlichkeit unterstützt hat.

[Ostpr. Ztg. 1878. Beil. zu 142 u. 144.]

Mittheilungen und Anhang.

Inschriften, wie sie an Gebäuden in Elbing noch im April 1878 erhalten waren.

Mitgetheilt von **A. Boldt**-Elbing.

Wohl mit Recht wird die romantische Umgegend unserer Stadt am Abhange des ansehnlichen Trunzer Höhenzuges mit ihren geraden, breiten, luftigen Strassen gerühmt; dagegen müssen wir gestehen, sie ist arm an historischen Denkmälern, ja selbst an einfachen Erinnerungszeichen und Inschriften aus vergangenen Zeiten.

Nach den ältesten Chroniken wurde Elbing bekanntlich durch Kaufleute aus Lübeck und Bremen nach dem Jahre 1237 in der Nähe einer bereits erbauten Ritterburg gegründet. Die Häuser wurden mit den Giebeln nach der Strasse errichtet, und jeder Bürger liebte es, geräumige Vorlauben anzulegen. Durch Feuersbrunst und Baufälligkeit mag es im Laufe der Jahrhunderte wiederholt nothwendig geworden sein, Neubauten aufzuführen, aber auch dann behielt man die alte Bauart bei, weil es der Raum schwer anders gestattete.

Erst im 17. und 18. Jahrhundert, als sich lebhafter englischer Handel nach Elbing zog und die Stadt ein nicht unbedeutender Stapelplatz für ausländische Waaren wurde, liessen sich mehrere englische Handelsfirmen besonders in der Schmiedestrasse nieder, welche die gekauften Grundstücke im modernen Styl ausbauten, bei welcher Gelegenheit die ersten alten Giebel aus der Stadt verschwanden (S. Fuchs, Chr. 1821. Bd. II.). Dass der Umbau in der Stadt nicht zu schnell vor sich gegangen ist, beweist uns zunächst deutlich ein Bericht von Wraxal, der Nordeuropa im Jahre 1773 bereiste, und welcher schreibt: „Die Bauart der Häuser ist so grotesk und seltsam, als ich sie in Europa noch nicht gesehen habe. Sie gehen spitz zu, und die oberen Stockwerke sind gar nicht zu bewohnen, sondern werden zu Kornböden gebraucht.“ Aber auch heute noch sind die Giebel Heiligegeiststrasse Nr. 26 (erbaut 1634); Alter Markt Nr. 14 (genannt Königshaus, weil hier, ausser verschiedenen Polenkönigen, Karl XII., Gustav Adolph und Friedrich d. Gr. logirten); Hinterstrasse Nr. 1, 2, 5, 10, 24, 35; Fleischerstrasse Nr. 4; kurze Hinterstrasse Nr. 9; Schmiedestrasse Nr. 10; Fischerstrasse Nr. 7 und 40; Spieringstrasse Nr. 2, 3, 30, 31; Brückstrasse Nr. 17

in ihrer ursprünglichen Originalität möglichst erhalten. Leider hat auch bei diesen Denkmälern der Vergangenheit der Pinsel des Malers alle Inschriften und Enbleme bis auf wenige Jahreszahlen, die in die kostbaren Steingerüste der Hausthüren eingegraben sind, aus der Welt gewischt. Nur an wenigen Prachtgiebeln sind noch Inschriften, wie wir sie in einigen Städten Mitteldeutschlands zahlreich vorfinden, erhalten. Diese sowohl, wie einige aus jüngerer Zeit stammende, sollen hier aufgeführt werden.

Den Beweis, dass ein guter Giebel sehr wohl das Haus ziert, liefert uns zunächst das Grundstück Heiligegeiststrasse Nr. 18. Dieser Giebel ist in seiner ursprünglichen architektonischen Schönheit im vergangenen Jahre wiederhergestellt, und an ihm liest man unter der Fensterreihe des dritten Stockwerks in goldenen Buchstaben:

„DER HERR HAT ES GEGEBEN"

und eine Etage tiefer die Jahreszahl 1598.

Brückstrasse Nr. 4 zeigt uns zwar einen herrlichen Giebel mit modernem Anstrich, aber hoch oben hat man die Inschrift:

„GOTT MIT UNS"

zu erhalten gesucht. Darüber thront dann in Menschengrösse Justitia mit der verhängnissvollen Wage in der einen und dem erhobenen Schwerte in der andern Hand.

Fischerstrasse Nr. 39 sehen wir rechts und links vom Eingange starke Sandsteinplatten in Stelle der Barriere, die entschieden ursprünglich eine andere Bestimmung gehabt haben. Unter ausgemeisselten Kampfscenen heidnischer Helden sieht man ganz deutlich

links: 2 MACO 9, rechts: II MACO VI.

An der Wasserseite des ersten Hauses südlich vom Fischerthor befindet sich etwa 1 Meter über dem jetzigen Strassenplanum ein Stein eingemauert, auf welchem mit unvergänglichen Buchstaben geschrieben steht:

1651 Im Forjahr
Bis an diesen Stein
Strich das Wasser. G. S.

Das Haus Spieringstrasse Nr. 25 zeigt noch heute Spuren des Reichthums einer ehemaligen Patrizierfamilie, nach welcher die Strasse den Namen führt. Hier stehen über hohem Portal wohl erhalten die Worte:

„Gottes Gütte ist wunderlich,	ANNO 1651.	„Nichts sindt die Götter dieser welt,
„Darauf ich baue selliglich		„Wol dem der sich zu Christo helt.

Eine Inschrift neueren Datums befindet sich Heiligegeiststrasse Nr. 4, in welchem Gebäude gegenwärtig das städtische Waisenhaus untergebracht ist. Ueber dem Eingange lesen wir auf viereckiger Tafel mit rothem Grunde:

Industriehausschule.

1810.

Bei weiterem Gange durch die Stadt erblickt der Beobachter in enger Strasse zwischen Casino und Bürger-Ressource über bescheidenem Eingange die lakonischen Worte in grossen, goldenen Buchstaben:

„Constantiae et Concordiae.“

Dort ist der Sitz der Loge.

In den Rahmen des eichenen Thürgerüstes des Gartenhauses Georgendamm 15 finden wir eingeschnitten:

„METACURARUM.“

Bei näherer Erkundigung erfahren wir, dass dieses einfache, zweistöckige Häuschen vor mehr als 50 Jahren das Sans-souci des berühmten Historikers Fuchs gewesen ist.

Universitäts-Chronik 1878.

23. Juni. Der Vorgang der Befruchtung am Ei der Neunaugen. Beobachtet von **C. Kupffer** u. **B. Benecke**. Herrn Theod. Schwann z. Feier sr. 40jähr. Lehrthätigkeit am 23. Juni 1878 als Festschrift gewidm. v. d. medic. Facult. der Albertus-Univ. . . (24 S. gr. 4. m. 1 Taf.)

„Acad. Alb. Regim. 1878. III.“ Index lect. . . . per hiemem anno MDCCCLXXVIII a. d. XIV. Oct. p. p. o. instituend. (16 S. 4.) (Prorect.: Car. Umpfenbach, Dr. P. P. O.) [Praemissum est **L. Friedlaenderi** epimetrum de locis corruptis in Martialis epigrammatis. S. 3. 4.]

Verzeichniss der . . . im Winter-Halbj. v. 14. Oct. 1878 an zu haltend. Vorlesungen u. der öffentl. academ. Anstalten. (4 Bl. 4.)

24. Juli. Med. Doctordiss. v. **Ernst Luchhau** (aus Swinemünde): Ueber die Magen- u. Darmverdauung bei einigen Fischen. (31 S. 8.)

31. Juli. Lectionem quam venia et consensu ord. philos. . . . **Richardus Garbe** phil. Dr. Ueb. die Entstehung und das ursprüngl. Wesen der Lehre Zarathustras ad docendi facult. rite impetr. . . . habebit indicit Max. Bauer, phil. et rer. nat. Dr. P. P. O. ord. phil. h. t. Decanus.

Schul-Schriften 1876/78.

(s. Altpr. Monatsschr. XIII. 1876. S. 500—504.)

Bartenstein. Programm . . . d. **Kgl. Gymn.** (Ostern 1877) . . . Dr. Jul. Schultz, Dir. Bartenst. Gedr. bei J. Eichling. [1877. Progr. No. 1.] (36 u. 24 S. 4.) [Beiträge zur russisch. Literaturgesch. v. Dr. **Gust. Englich,** Gymn.-Oberl. (enth.: Puschkin, sein Leben u. seine Werke). (36 S.) Rede d. Geh. Reg.- u. Prov.-Schulr. Dr. Schrader z. Einführg. d. Dir. (3 S.) — Schuln.: 12 L. 300 S. 6, 3 u. 3 Ab.] — . . . (Ost. 1878) . . . Ebd. [1878. Progr. No. 1.] (17 S. 4.) [ohne Abhdlg. 13 L. 296 S. 4 u. 4 Ab.]

Braunsberg. Jahresber. üb. d. **Gymn.** . . . f. d. Schulj. 1875—76 v. d. Dir. Dr. Otto Meinertz. Braunsb. Gedr. b. C. A. Heyne. [1876. Progr. No. 2.] (40 S. 4.) [Poln.-Preussen z. Zeit d. erst. schwedisch-poln. Krieges. II. Theil. Ereignisse d. zweit. Kriegsjahres. Von Oberl. **Kawczyński.** (24 S.) — Schuln.: 16 L. 314 S. 1 u. 9 Ab.] — . . . f. das Schulj. 1876—77 . . . Ebd. . . (17 S. 4.) [ohne Abh. — Schuln.: 14 L. 295 S. 11 Ab.]

Conitz. Progr. d. **Kgl. Gymn.** . . . Schuljahr 1875—76 . . . Dir. Dr. Herm. Deiters. Conitz. Bchdr. v. Fr. W. Gebauer. [1876. Pr. No. 3.] (48 S. 4.) [Noch einmal d. Schlacht an der Trebia. Von Oberl. Dr. **Müller.** (29 S.) — Schuln.: 20 L. 441 S. 14 Ab.] . . . Schulj. 1876—77 . . . Ebd. . . . (42 S. 4.) [Ueber Pol-Curven in Bezug auf ähnliche einem Dreieck umschriebenen Kegelschnitte v. Gymn.-L. **Paszotta.** (S. 3—21.) Schuln.: 21 L. 435 S. 10 Ab.]

Culm. Kgl. kathol. Gymn. Progr. . . . Dir. Dr. Adalb. Łożynski. XXXVIII. Culm. Druck von J. Buszczyński in Thorn . . . [1876. Pr. No. 4.] (18 u. 29 S. 4.) [De Iliadis libro vicesimo quarto. Pars prior. Scripsit Dr. **Ant. Tomaszewski.** — Schuln.: 19 L. 373 S. 10 u. 25 Ab.] . . . XXXIX. Ebd. Gedruckt in der Bchdr. v. Carl Brandt. 1877. (24 S. 4. Schuln.: 20 L. 351 S. 12 u. 21 Ab.) — Beilage z. Progr. . . August 1877: Ueb. d. Berücksichtigung d. Individualität der Schüler an d. höher. Schulen sowohl beim Unterricht als nach der Seite ihrer sittl. Erziehung hin. Von **Ig. J. Landsberg,** Gymn.-Religions- u. Oberl. (31 S. 4.)

Culm. Progr. der **höher. Bürgerschule** . . . Ostern 1877 . . . Rector Robert Dabel. Culm . . . Druck von Carl Brandt. [1877. Pr. No. 35.] (21 S. 4.) [Nachricht üb. d. auf d. Lehrer-Biblioth. der höheren Bürgerschule zu Culm vorhandenen Handschriften u. alt. Drucke. Vom Rector **Rob. Dabel.** (S. 3—7.) — Schuln.: 9 L. 145 S.] — . . . zu Ostern 1878 . . . Ebd. 1878 . . . (13 S. 4.) [ohne Abh. — Schuln.: 10 L. 149 S.]

Danzig. No. 1. **Kgl. Gymn.** . . . Michaeli 1877 . . . E. Trosien, Dir. Danz. Wedelsche Hofbuchdr. [1877. Progr. No. 5.] (41 S. 4.) [1. C. G. Cobet's neuestes Werk: „Observationes criticae et palaeographicae ad Dionysii Halicarnassensis Antiquitates Romanas" besprochen von Dr. **Carl Jacoby.** (S. 1—15.) 2. Die zur Eröffng. d. Gymn. v. dem Geheimr. Dr. Schrader u. dem Dir. gehalt. Reden. (S. 17—22.) 3. Jahresber.: 14 L. 164 S.] — No. 2 . . . Ostern 1878. Progr. f. d. Schulj. 1877/78. Ebd. . . . (40 S. 4.) [Die Reduplication i. Lateinischen von Oberl. Dr. **Carl Jacoby.** (S. 3—31.) Schuln.: 12 L. 195 S.]

— — Progr. . . . (Ostern) 1876 . . . **städt. Gymn.** . . . Dr. Ed. Cauer, Dir. . . . Ebd. Groening. [1876. Pr. No. 5.] (14 u. 24 S. 4.) [Beilage: Dr. **Eugen Plew,** die Griechen in ihr. Verhältn. z. d. Gottheiten fremder Völker. (Neubearbeitung ein. Abschn. aus e. gekrönt. Preisarb.) — Schuln.: 21 L. 495 S. 4 u. 18 Ab.] — . . . (Ostern) 1877 . . . Dr. Otto Carnuth, Dir. Ebd. [1877. Pr. No. 6.] 28 u. 14 S. 4.) [Ueber einige Schriftsteller mit Namen Hekataeos, von Prof. Dr. **Gottl. Roeper.** — Schuln.: 22 L. 486 S. 6 u. 12 Ab.] — . . . (Ostern) 1878 . . . Ebd. (32 u. 14 S. 4.) [Forts. u. Schl. der vor. Abhdlg. — Schuln.: 23 L. 456 S. 5 u. 12 Ab.]

— — No. 17 (55). **Realsch. I. Ord. zu St. Johann** . . . Ostern 1876 . . . Dr. Ed. Panten, Dir. Ebd. Wedelsche Hofbuchdr. [1876. Pr. No. 27.] (14 u. 28 S. 4.) [Jahresber.: 21 L. 432 S. 3 Ab. — Dr. **Herm. Claass,** zur Orientierung im neutestamentl. Kanon.] — No. 18 (56). . . . Ostern 1877 . . . Ebd. [1877.

Pr. No. 28.] (15 S. 4.) [ohne Abh. — Jahresber.: 20 L. 474 S. 10 Ab.] — No. 19 (57). . . . Ostern 1878 . . . Ebd. (15 S. 4.) [ohne Abh. — Schuln.: 20 L. 466 S. 6 Ab.]

Danzig. Progr. d. **Realsch. I. Ordn. zu St. Petri und Pauli.** Ostern 1876 . . . Dr. B. Ohlert, Dir. . . Ebd. Kafemann. [1876. Pr. No. 28.] (36 S. 4.) [Die Absetzg. des Königs August II. von Polen. Mit Benutzung handschriftl. Quellen des Danziger Ratsarchives. 1. Abschn. Von Dr. **Richard Martens.** — Schuln.: ?] — . . . (Ostern) 1877 . . . Ebd. [1877. Pr. No. 29.] (16 S. 4.) [ohne Abhdlg. — Schuln.: 18 L. 495 S. 8 Ab.] — . . . (Ostern) 1878 . . . Ebd. (15 und 14 S. 4.) [(Beil.) Bedeutg. des Stickstoffs für die Pflanzenwelt, von Dr. J. **Kiesow.** — Schuln.: 18 L. 529 S. 5 Ab.]

Deutsch-Crone. Jahresber. über d. **Kgl. kath. Gymn.** . . . in d. Schuljahr 1875—76. . . . Dir. . . . Prof. A. Lowinski. N. F. No. XXI. Deutsch-Crone. F. Garms. [1876. Pr. No. 6.] (30 S. 4.) [Schedae criticae in Horatii epist. II. lib. II. Vom Dir. Prof. **A. Lowiński.** (14 S.) Schuln.: 13 L. 231 S. 12 Ab.] — . . . in d. Schulj. 1876—77 . . . N. F. No. XXII. Ebd. [1877. Progr. No. 7.] (39 S. 4.) [Dir. Prof. **A. Lowiński,** de emendando primo episodio quod est in Aeschyli Septem adversus Thebas. S. 3—24. — Schuln.: 13 L. 224 S. 10 Ab.]

Elbing . . . **Gymn.** . . . (Ostern 1876) . . . Dr. Adolph Benecke, Prof. u. Dir. Elbing, Neumann-Hartmann. [1876. Pr. No. 7.] (XII. 31 S. 4.) [Schuln.: 12 L. 321 S. 15 Ab. — Dr. **Edwin Volckmann,** die Originalurkund. d. Elbing. Stadtarchivs. (Schl.)] — . . . (Ost. 1877) . . . [1877. Pr. No. 8.] (XII, 38 S. 4.) [Schuln: 12 L. 300 S. 12 Ab. — Wilhelm Gnapheus, der erste Rector des Elbinger Gymn. 2. Thl. Von Prof. Dr. **Alb. Reusch.**] — . . . (Ostern 1878) . . . Druck von J. Draegers Behdr. in Berlin . . . (XII, 37 S. 4.) [Schuln.: 12 L. 299 S. 1 u. 11 Ab. — Quatenus Hesiodi elocutio ab exemplo Homeri pendeat. Von Dr. **Eduard Kausch.**]

— — **Städt. Realsch. I. Ord.** No. 16 (34). Ostern 1876 . . . (Dir. Dr. Brunnemann.) Elb. Neumann-Hartmann. [1876. Pr. No. 29.] (XLV u. 28 S. 4.) [Oberl. Dr. **Gützlaff:** Geschwundenes Sprachbewusstsein im Deutschen. — Schuln.: 20 L. 474 S. 13 Ab. No. 175—187.] — . . . No. 17 (35) Ostern 1877 . . . Ebd. [1877. Pr. No. 30.] (60 S. 4.) [Ordl. L. **Korpjuhn,** A. H. Francke's Bedeutg. f. d. Pädagogik. (S. 3—35.) — Schuln.: 18 L. 448 S.] — . . . No. 18 (36). Ost. 1878. Ebd. (47 S. 4.) [Uebersicht üb. d. Entdeckungsreisen zur Erforschg. des des Nilquellengebietes. Abhdlg. des ord. L. **Fabian.** (S. 3–21.) Schuln.: 17 L. 431 S. 2 u. 6 Ab. no. 188—195.]

Graudenz. Jahrg. XI. Progr. d. **Kgl. Gymn.** . . . f. d. Schulj. v. Ost. 1876 b. Ost. 1877. . . . Dir. Dr. Aug. Hagemann. Graudenz. Gustav Röthe. [1877. Progr. no. 9.] (16 S. 4.) [Dir. Dr. **Aug. Hagemann,** sechs u. dreissig ungeharnischte Thesen. (4 S.) Schuln.: 16 L. 304 S. 3 Ab.]

Gumbinnen. Progr. d. **K. Friedrichsgymn.** . . . (Mich.) 1876 . . . Dr. Jul. Arnoldt, Prof. u. Dir. Gumbinn. Gedr. b. W. Krauseneck. [1876. Pr. No. 9.] (46 S. 4.) [Ueb. die mit mehr als einer Praeposition zusammengesetzt. Verba im griech. Texte des neu. Testam. Von G.-L. Dr. **Adolf Rieder.** (30 S.) Schuln.: 13 L. 334 S. 6 Ab.] — . . . (Mich.) 1877 . . . (1877. Pr. No. 10] (28 S. 4.) [Ueber d. Bestimmung d. inneren Wärmeleitungsfähigkeit fester Körper. Von G. L. **Georg Rumler.** (16 S.) — Schuln.: 13 L. 343 S. 1 u. 9 Ab.]

— — **Progr. d. höher. Bürgersch.** . . . (Ost. 1876) . . . Rect. Dr. H. Schwarz. Ebd. [1876. Pr. No. 35.] (24 S. 4.) [Abhdlg. üb. Thomas Moore's „Irish Melodies“ von dem Collegen **Kühnel.** (14 S.) Schuln.: 9 L. 270 S. 1 u. 10 Ab.] — . . . (Ost. 1877) . . . Ebd. [1877. Pr. No. 36.] (22 S. 4.) [Proben e. Uebersetzg. zweier sophocleischen Tragödien in modern. Versformen. Von dem Rect. Dr. **Schwarz.** Schuln.: 9 L. 187 S. 14 Ab.] — . . . (Ost. 1878) . . . Ebd. (18 S. 4.) [ohne Abh. — Schuln.: 9 L. 186 S. 7 Ab.]

Hohenstein. Progr. d. **Kgl. Gymn.** . . . (Mich.) 1876. . . . E. Trosien, Dir. . . . Kgsbg. Longrien & Leupold. [1876. Pr. No. 10.] (63 S. 4.) [Wie steht die neuere Kritik zum vierten Evangelium? G.-L. **E. Kahle.** (45 S.) Schuln.: 13 L. 271 S. 5 u. 6 Ab. no. 159—169.] — . . . f. d. Schulj. von Mich. 1876 bis Mich. 1877. Von Dr. Dr. W. Kühne, Dir. Ebd. [1877. Pr. No. 11.] (13 S. 4.) [Schuln.:

13 L. 279 S. 2 u. 10 Ab. no. 170—181. — Hiezu e. Beil.: Catalog d. Schülerbibliothek, zusammgst. v. Oberl. Dr. **W. Siebert.**]

Jenkau. Bericht üb. das **von Conradi'sche Provinzial-Schul- u. Erziehungs-Institut** zu Jenkau bei Danzig von Ostern 1875 bis Ost. 1876 . . . Dr. Ernst Bonstedt, Instituts-Dir. Danzig. Edw. Groening. [1876. Pr. No. 581.] (20 S. 4.) [Schuln.: 8 L. 121 S. 1 Ab.] — . . . Ost. 1876 bis Ost. 1877 . . . Ebd. [1877. Pr. No. 37.] (33 S. 4.) [Schuln.: 8 L. 108 S. 8 Ab. — Histor. Notizen üb. das Institut. (S. 12—13). Chronik u. Hausordng. (S. 13—20.) Anh. z. Chronik. Liturgische Weihnachtsandacht. (S. 20—23.)] — . . . f. d. Schulj. v. Ost. 1877 bis Ost. 1878. . . . Ebd. (57 S. 4.) [Schuln.: 8 L. 102 S. 3 Ab. — Beil.: Die Flora von Jenkau. Vom Oberl. Dr. **Eggert.** (15 S. 4.)]

Insterburg. Progr. d. **Kgl. Gymn. m. Realklass.** . . . (Dir. Dr. Ed. Krah) . . . Insterbg. Druck v. Karl Wilhelmi. [1876. Pr. No. 11.] (33 u. 18 S. 4.) [Schuln.: 28 L. 668 S. 4 u. 4 Ab. i. Gymn. (no. 102—109), 4 u. 3 Ab. i. d. R. (no. 228—234). Wissenschaftl. Beil.: Gesch. d. Lateinschule zu Insterburg. 1. Thl. von Oberl. Dr. **Carl Wiederhold** (Opus posthumum).] — . . . 1877. [Pr. No. 12.] (23 u. 18 S. 4.) [Schuln.: 26 L. 628 S. 6 u. 3 Extranei (no. 4—12) 5 u. 7 Ab. i. G. (no. 110—121) 2 u. 9 Ab. i. d. R. (no. 235—245). — Wissenschaftl. Beil. (Opus posth.) Gesch. d. Lateinschule . . . 2. Thl. v. dems.]

— — Bericht üb. d. **städt. Mittel- (Bürger-) Schule** . . . f. d. Schulj. v. Ost. 1876 bis Ost. 1877 . . . Rektor Emil Witt . . . Ebd. 1877. (16 S. 4.) [Rektor **E. Witt,** Was thut unserer Mittelschule noth? (S. 3—7.) Schuln.: 9 L. 346 S.]

Königsberg. Progr. d. **Kgl. Friedr. Colleg.** . . . (Ost. 1877) Prof. Dr. G. H. Wagner, Dir. Kgsbg. Ostpr. Ztgs.- u. Verl.-Dr. [1877. Pr. No. 13.] (42 S. 4.) [Bestimmung der bei der linearen Umformung der Θ-Functionen auftretenden Transformationsconstanten von d. ord. G.-L. **Karl Besch.** (29 S.) — Schuln.: 22 L. 529 S. 5 u. 5 Ab.] — . . (Ost. 1878) . . . Ebd. (42 S. 4.) [Ueb. Schüler-Bibliotheken. Ein Nachwort zu dem Katalog für die Schüler-Bibliotheken höherer Lehranstalten von Dr. **Georg Ellendt.** (22 S.) Schuln.: 20 L. 540 u. 140 S. 15, 6 u. 7 Ab.]

— — Jahresber. üb. d. **Kgl. Wilhelms-Gymn.** . . . von Mich. 1875 bis Mich. 1876 . . . (Dir. Prof. Urban.) Ebd. Dalkowski. [1876. Pr. No. 15.] (32 S. 4.) [Ueber d. Einfluss der Analogie u. Differenzirung auf die Gestaltg. d. Sprachformen. Von Dr. **Hugo Merguet.** (16 S.) Schuln.: 14 L. 213 S.] — . . . v. Mich. 1876 bis Mich. 1877 . . . Ebd. [1877. Pr. No. 16.] (54 S. 4.) [Ueb. F. M. Klingers dramatische Dichtungen. Vom Oberl. Dr. **Oskar Erdmann.** (44 S.) Schuln.: 15 L. 260 S. 2 u. 1 Ab. (no. 1—3).]

— — Bericht üb. d. **Altstädt. Gymn.** . . . v. Ost. 1876 bis Ost. 1877 . . . Dir. Prof. Dr. R. Möller. Ebd. [1877. Pr. No. 14.] (24 S. 4.) [ohne Abh. Schuln.: 17 L. 482 S. 6 u. 6 Ab.] — . . . v. Ost. 1877 bis Ost. 1878 . . . Ebd. 1878. (46 S. 4.) [Geschichte des Altstädt. Gymnasiums. Stück VI. Die rhetorischen Schulactus. Vom Dir. Prof. Dr. **R. Möller.** (28 S.) Schuln.: 17 L. 475 S. 13 u. 12 Ab.]

— — Bericht üb. d. **Kneiphöfsche Stadt-Gymn.** . . . während d. Schulj. 1875/76 . . . Direct. F. L. H. v. Drygalski . . . Ebd. [1876. Pr. No. 14.] (17 u. 20 S. 4.) [Schuln.: 18 L. 429 S. 6 u. 13 Ab. (no. 533—51). — Wissenschaftl. Beilage: Masurische Studien. Ein Beitrag z. Geographie Preussens. (Forts.) Von Dr. **Fr. Krosta,** Oberl.] — . . . währd. d. Schulj. 1876/77 . . . [1877. Pr. no. 15.] (20 S. 4.) [ohne Abh. — Schuln.: 17 L. 430 S. 4 u. 12 Ab. (no. 552—67).] — . . . währd. d. Schulj. 1877/78 . . . (48 S. 4.) [Abh. d. G. L. **Mollmann:** Quatenus Sallustius se ad exemplum Graecorum conformaverit. (28 S.) — Schuln.: 17 L. 443 S. 9 u. 10 Ab. (no. 568—86.)]

— — Progr. d. **Realsch. auf d. Burg** . . . (Mich. 1876) . . . Heinrich Schiefferdecker, Dir. . . . Ebd. [1876. Pr. No. 30.] (36 S. 4.) [Ueb. die Ausdehnung ungleichmäßig erwärmter Körper. Von dem Realschullehr. Dr. **Emil Mischpeter.** (19 S.) — Schuln.: 19 L. 599 S. 11 u. 8 Ab.] — . . . (Mich. 1877) . . . [1877. Progr. No. 31.] (27 S. 4.) [Anatomie d. Holzes einheim. Waldbäume v. **Paul Sanio,** wissenschaftl. Hülfslehr. (10 S. m. 2 Taf.) — Schuln.: 20 L. 615 S. 8 u. 8 Ab.]

Königsberg. Progr. der **städt. Realsch.** . . . (Ost. 1877) . . . Dir. Dr. Schmidt . . . Ebd. [1877. Pr. No. 32.] (15 S. 4.) [Ord. Lehr. **Arth. Michelis,** Zur Anatomie schleimhaltiger Samenschalen. (S. 3—7 mit 2 Tafeln.) — Jahresbericht: 14 L. 363 S. 3 u. 9 Ab.] — . . . (Mich. 1878.) . . . (30 S. 4.) [Das Wesen der ruhend. Electricität, dargestellt m. Anwendung der baconischen Induction. v. ord. Lehr. **Hugo Fritsch.** (18 S.) — J.-B.: 14 L. 340 S. 3 u. 6 Ab.]

— — Jahresber. der **Löbenichtschen Mittelschule** . . . (Ostern 1877) . . . Rector J. Erdmann. Ebd. 1877. (18 S. 4.) [Der Lehrplan der Löbenichtschen und Steindammer Mittelschule. — Schuln.: 10 L. 413 S.] — . . . (Ostern 1878) . . . Ebd. 1878. (15 S. 4.) [Schuln.: 10 L. 383 S.]

— — Siebenter Jahresber. üb. d. **Städtische Steindammer Mittelschule** . . . [Rect. C. Krüger.) . . . Ebd. 1876. (19 S. 4.) [**C. Krüger,** ein Wort über die Reorganisation unsr. Schule. (S. 3—7.) — Ber.: 9 L. 322 S.] — . . . 8. Jahresbericht . . . Ebd. 1877. (17 S. 4.) [Ber.: 10 L. 338 S.]

— — Bericht üb. d. **Städtische höhere Töchterschule** . . . (Ostern 1877) . . . Dir. Dr. Leop. Sauter. Ebd. 1877. (15 S. 4.) [13 L. 245 S.]

Lyck. Jahresber. üb. d. **Kgl. Gymn.** . . . f. d. Schulj. v. Mich. 1875 bis ebendahin 1876 abgefasst. v. Dir. Prof. Dr. H. Hampke . . . Lyck 1876. Druck v. Rud. Siebert. [1876. Pr. No. 16.] (19 u. 35 S. 4.) [Schuln.: 13 L. 331 S. 8 u. 4 Ab. — Beil.: Studien zu Thucydides von Dr. **H. Hampke.**] . . . für d. Schulj. v. Mich. 1876 bis ebendahin 1877 . . . [Pr. No. 17.] (29 S. 4.) [Schuln.: 13 L. 328 S. 1 u. 6 Ab. — Dazu gehört: Die neuhochdeutsche Declination der Adjectiva, Zahlwört. u. Pronomina von **W. O. Gortzitza.** (36 S. 4.]

Marienburg. **Kgl. Gymn.** . . . (Ost.) 1876 . . . Dr. Friedr. Strehlke, Gymn.-Director. Danzig. Edw. Groening . . . [1876. Pr. No. 17.] (16 u. 34 S. 4.) [Schuln.: 17 L. 312 S. 7 u. 4 Ab. (no. 114—124.) — Beil.: Gymn.-L. Dr. **Schulze,** üb. d. Oscillation zweier einander nach dem Newton'schen Gesetze abstossenden Punkte, welche sich a. d. Peripherie e. Kreises berühren] . . . (Ost.) 1877 . . . [1877. Pr. No. 18.] (16 u. 16 S. 4.) [Schulnachricht.: 17 L. 298 S. 2 u. 4 Ab. (no. 125—130.) Ueb. d. Stärke d. römisch. Legion u. d. Ursache ihr. allmähl. Wachsens, vom Gymn.-Lehr. **Theod. Steinwender.**] — . . . (Ostern) 1878 . . . (19 S. 4.) [Schuln.: 17 L. 293 S. 2 u. 6 Ab. no. 131—38. — Beil.: Sachl. Commentar zu Plutarch's pythischen Schriften: 1. de Ei delphico, 2. de Pythiae oraculis — vom Oberl. Dr. **H. Heinze.** (22 S. 4.)]

Marienwerder. **Kgl. Gymn.** . . . (Mich.) 1876 . . . Dr. M. Toeppen, Gymnasial-Dir. Kgsbg. 1876. E. J. Dalkowski. [1876. Pr. No. 18.] (58 S. 4.) [Mathematische Abhdlg. Vom Oberl. **L. Hübner.** (50 S. mit 1 Taf.) — Schuln.: 14 L. 346 S. 8 Ab.] — . . . (Mich.) 1877 . . . Ebd. . . . [1877. Pr. No. 19.] (32 S. 4.) [Studien zu den Scriptores Historiae Augustae. I. Aelius Spartianus. Von Dr. **Emil Brocks.** (19 S.) — Schuln.: 14 L. 336 S. 5 u. 6 Ab.]

— — Jahresbericht über die **Friedrichsschule** . . . Mich.) A. v. d. Oelsnitz, Rector. Marienwerder 1876. Druck d. Kgl. Westpr. Kantersch. Hofbuchdr. [1876. Pr. No. 38.] (8 S. 4.) [Schuln.: 8 u. 3 L. 168 u. 153 S. Beil.: **Fr. Diehl,** Venedig u. Rom in den letzt. Decennien des 16. Jahrh., Streit mit Paolo V., Sendung d. Burggrafen Christoph Dohna (1608) nach Venedig. (30 S. 4.)]

Memel. XVI. Jahresber. üb. d. **städt. Gymn.** . . . (Mich.) 1876 . . . Prof. Dr. Emil Grosse, Dir. Memel. Gedr. bei F. W. Siebert. [1876. Pr. No. 19.] (18 S. 4.) [Schuln.: 12 L. 328 S. 8 Ab.] — XVII. Jahresbericht . . . (Mich.) 1877 . . . Ebd. [1877. Pr. No. 20.] (47 S. 4.) [Die Anfänge d. Rhetorik b. d. Römern. Von Dr. **Rud. Kröhnert.** (31 S.) — Schuln.: 13 L. 360 S. 7 u. 4 Ab.]

Neidenburg. Jahresber. üb. d. **städt. Bürger-, höhere Töchter- u. Elementarschule** . . . (Ost.) 1876 . . . W. Feuerherdt, Rector. Neidenburg in Ostpr. Druck von A. O. Weiss. [1876. Pr. no. 582.] (20 S. 4.) [13 L. 123 S. in d. Bürgersch., 98 i. d. höh. T., 112 (Knab. u. Mädch.) i. d. Vorsch. u. 196 (Knab. u. Mädch.) i. d. Elementarsch.] — . . . (Ost.) 1877 . . . Ebd. [1877. Pr. No. 39.] (12 S. 4.) [12 L. 125, 89, 138 u. 198 S.]

Neumark in W.-Pr. Jahresber. über d. **Progymn.** im Schulj. 1875—76 . . . (Mich.) 1876 . . . Rect. Martin Michels. Neumark. Druck v. J. Köpke. [1876. Pr. No. 20.] (48 S. 4.) Die Entdeckungen des Thukydides üb. d. älteste Gesch.

Schattenrisse aus dem kirchlichen Leben der Provinz Preussen

am Anfange des philosophischen Jahrhunderts.

Von

Adolf Rogge.

Aus den zahlreichen innern Kämpfen des siebzehnten Jahrhunderts war auch in unserer Provinz die lutherische Kirche siegreich hervorgegangen. In mannhaftem Kampf hatte die Geistlichkeit der Provinz unter Führung des „Ministeriums der drei Städte Königsberg" das Papstthum niedergeworfen. Der geistreichste und gefährlichste Kämpfer für dasselbe war leider der lutherische Hofprediger Dr. Johann Philipp Pfeiffer gewesen.[1]) Das „Quid mihi cum Luthero", welches er bei seiner Disputation pro gradu doctoris in die Provinz hineinrief, hatte er mit einem Leben voll Angst, Verfolgung und Sorge büssen müssen. Die hundert und sechzig Wachslichte, welche man in Heilsberg auf bischöfliche Kosten an der Leiche des Convertiten brennen liess (13. December 1695), beleuchteten zugleich den Untergang seines Unternehmens.

Mit klingendem Spiel zog die kirchliche Orthodoxie ins neue Jahrhundert. Ihr erstes Wort war ein wuchtiger Hieb gegen das Papstthum. Im Januar 1700 kündete der jüngere Bernhard von Sanden eine Disputation Mich. Meinhard Werners „de jubilaeo Romano"[2]) an, welche im Mai desselben Jahres fortgesetzt wurde. Hier begnügte man sich nicht mehr die Wahrheit der lutherischen Kirche zu bezeugen, sondern strich einfach die „päpstische" Kirche aus.

Dieselbe, hiess es, sei gar keine Kirche, sondern eitel römisches

[1]) Siehe über ihn Arnoldt Kirchengeschichte des Königr. Pr. S. 617 ff.

[2]) gedr. MDCC. Reg. typis Friedr. Reusneri.

Heidenthum. Agrippa schreite in ihr mit vollem Gepränge einher[3]), nicht Petrus. Dieser habe weder Gold noch Silber gehabt, des Pontifex Licht stamme allein aus diesen Metallen. Petrus und Johannes seien zu Fuss in den Tempel gegangen, auf kostbarem Thronsessel trage man den Papst in denselben hinein. Mit dem Hammer des Wortes habe einst der Apostel an die Herzen geklopft und die Thür des Glaubens geöffnet, der Papst liesse die Pforten des Laterans mit goldenem Hammer aufspringen. Aus den morschen Resten des Römerreichs zusammengeklaubt, auf die Trümmer desselben gegründet, seien die Grundfesten des Caesareopapats. In seinen Amtshandlungen, seinen Titeln, seinem Gepränge ahme er die todten Formen des Reiches nach. Das sei auch Offenb. Joh. 13, 11, 12 u. 14 vorausgesagt. Das zweigehörnte Thier sei mit Händen zu greifen.

Das Jubiläum sei nichts als eine neue Auflage der ludi saeculares. Der gelehrte Antonius Mancinellus habe das schon gewittert, als er das Carmen seculare des Horaz commentirte. Man könne nur Gottes Barmherzigkeit und Langmuth bewundern, der diesen eigenwilligen Gottesdienst[4]), diese freche Kneipwirthschaft und den Heiligenkalender[5]) noch immer dulde.

Freilich seien die Zeichen der Zeit und die Vorboten des Gerichts keineswegs ausgeblieben. Bonifacius VIII. sei zu Reate beim ersten Jubiläum[6]) mit grosser Noth einem furchtbaren Erdbeben entgangen, auch habe ein Comet als Hiobsbote am Himmel gestanden. Beim zweiten Jubiläum habe die Pest in Italien von 1000 Menschen nur zehn verschont. Wie kam es, dass zur Zeit des ersten Jubeljahrs der Grundstein zum Türkenreich gelegt ward und die Pforte den Christen schwere Niederlagen bereitete? Solche Wunderzeichen und Strafgerichte hätten alle Jubiläen begleitet oder seien denselben auf dem Fusse gefolgt.

Wir unterbrechen nicht gern die Geschichte durch unsere Reflexionen, aber einen Augenblick müssen wir das Bild geniessen, welches sich aus

---

[3]) *μετὰ πολλῆς φαντασίας* Act. 25, 23.
[4]) *ἐθελοθρησκεία* Col. 2, 23. Luther übersetzt: Selbsterwählte Geistlichkeit.
[5]) impudens cauponatio et fastus.
[6]) 1300. Dieselbe Zeit, in die Dante sein grossartiges Gedicht verlegt.

dem Rahmen der alten Disputation hier abhebt. Diese preussischen Lutheraner mögen wackere Männer gewesen sein unter den Kindern ihrer Zeit, Luther hatte aber vorläufig vergeblich für sie gearbeitet und Chemnitz sein „Examen concilii Tridentini“ umsonst für sie geschrieben. Sie kannten den Katholizismus gar nicht, den sie befehdeten und hatten nie tief in seine gewaltigen Rüstkammern hineingesehn. Sie bekämpften die Form und versuchten mit dem rhetorischen Sturmbock die Mauern des unliebsamen Nachbarn einzurennen, der ja nicht unterliess Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Auf sehr ernstem Gebiete spielt hier die alte komische Geschichte von den beiden Leuten, die sich an den Zöpfen reissen, weil jedem die Nase des andern ein Gräuel ist. Vor Allem aber hatten unsere Lutheraner vergessen, dass sie selbst auch schon lange nicht mehr so aussahen, wie die heiligen Apostel Petrus und Johannes, die ja auch nicht mit Allongeperüque, Doctormänteln und Bäffen einhergingen.

So waren bald wuchtige Fechterstreiche, bald die eleganten Hiebe und Stiche der Schule geführt, die den Kampf hie und da zum Stillstand, aber nie zum Austrag bringen konnten. Ehe derselbe mit Erfolg wieder aufgenommen werden konnte, musste ein neuer Lebensstrom in das dürre Erdreich der preussischen Kirche geleitet werden. Es ward demselben nicht leicht sich durchzubrechen. Alles Gute erregt zuerst Widerspruch und neue Wahrheiten taugen nur, wenn sie alte Irrthümer in heissem Kampf besiegen können. Der löbenichtsche Kantor Johann Behnke kleidet das Wuth- und Angstgeschrei seiner Zeit erst in die geschmacklosen Verse eines Gratulationsgedichts, als der berühmte Joh. Jacob Quandt 1721 die löbenichtsche Pfarrstelle mit der Oberhofpredigerstelle vertauscht, es klingt aber immer noch laut genug.

„Vergnügtes Schloss-Zion, dank Gott vor diesen Mann,
Der, Luthers echter Sohn, das Gotteswort recht theilet
Und seiner lautern Lehr in Hertzen zugethan,
Des Josephs Schaden auch ganz unerschrocken heilet.
Sieh da, dein Pinehas, der vor den Riss sich stellt,
Der Simri Buhlerei,[7]) den Schwarm der Pietisten

[7]) 4. Mose 25.

Mit dem zweischneidgen Schwert des Wortes Gottes fällt,
Ob sie schon hie und da, wie Pharisaeer sich brüsten"

Und weiter wird der Schlossgemeinde zugerufen:

„Du wirst nicht römsche Träum, nicht päpstschen Menschentand,
Nicht der Vernunft Gespenst in dir vortragen hören,
Nicht was sein eigner Geist ihm eingiebt, wie bekannt,
Dass heut der Schwärmer Rott' ausstreuen solche Lehren."

Das Gedicht*) zeichnet ziemlich klar die kirchlichen Richtungen, welche sich damals in unserer Provinz bekämpften.

Der nichtswürdige Simri mit seinem „pietistischen Schwarm" und seiner „Schwärmerrott", über welche der gute Kantor sich so ereifert, ist eine der edelsten Gestalten, welche die preussische Kirche und die Provinz Preussen überhaupt aufzuweisen hat. So wurde Heinrich Lysius von seinem zukünftigen Untergebenen noch in dem Jahr besungen, in welchem er an Quandts Stelle das Pfarramt am Löbenicht übernahm und in die erste theologische Professur an der Universität einrückte. Die Sünde des Lysius war der Pietismus, von welchem der nachmalige kneiphöfische Diaconus Schöneich 1720 sagt: [9])

„Virtus, quae nobis pietatis nomine nota,
A pravis omni tempore pressa fuit."

Ohne den Pietismus wäre Preussen heute vielleicht eine geistig versumpfte und sittlich verwahrloste Provinz. Der Pietismus hat uns die Schule gebaut und Männer wie Kant, Hippel, Hamann und Borowski erst möglich gemacht. Hätte Lysius nur trotz der furchtbarsten Anfeindungen der damaligen Orthodoxie das Friedrichs-Collegium zu einem Mustergymnasium erhoben, [10]) so wäre er darum allein schon der Verehrung künftiger Geschlechter werth. Doch die Verdienste dieses Mannes sind viel umfassender. Eine grosse Menge treuer, gründlich gebildeter und für ihren

---

*) Wir sind nicht im Stande immer die unendlich langen Titel solcher Gedichte, in denen sich klar der Zeitgeist spiegelt, wörtlich anzuführen. Die meisten derselben befinden sich in einer Reihe von Sammelbänden in Fol. auf der Königl. Bibliothek in Königsberg, die wir kurz nach der Rückenaufschrift und den mit Bleistift in denselben verzeichneten Nummern der einzelnen Pièçen citiren. Das angeführte Gedicht steht Carmina gratulatoria varia II. № 58.

[9]) Carm. grat. var. I. № 102. Gratulat-ged. zum akad. Rektorat des Lysius.

[10]) Annal. des Friedr. Coll. v. Dr. Merlecker. Koenigsb. Dalkowski 1847. S. 6 ff.

Beruf begeisterter Seelsorger verdankte die Kirche seiner akademischen Wirksamkeit.

Da ihm 1717 die Inspection über die Schulen des litthauschen Districts übertragen wurde, übte er einen unberechenbar segensreichen Einfluss auf die Volksbildung durch das Seminarium Lithuanicum studiosorum theologiae, welches ihm seine Entstehung verdankt. Als Consistorialrath hatte er die bedeutendste Stimme bei der Besetzung der Stellen und gewann dadurch die, Vielen allerdings sehr unerwünschte, Macht seine Grundsätze sofort in die Praxis einzuführen.

Dass trotz seiner grossen Treue, Gewissenhaftigkeit, Nüchternheit und Besonnenheit in der von ihm angeregten Bewegung allerlei Menschliches mit unterlief, bedarf kaum der Erwähnung. Er selbst fiel vor Kummer in eine tödtliche Krankheit, als einige seiner Zuhörer sich in geistlichem Hochmuth zum Separatismus verleiten liessen. Im schlechten Fasse schlägt der beste Wein um. Es mag auch ein Körnlein Wahrheit in einer handschriftlichen Bemerkung liegen, welche der, 1800 in Trempen im Alter von beinahe 84 Jahren verstorbene, Pfarrer Ostermeier zu einem in Trempen befindlichen Exemplar der Arnoldtschen Presbyterologie gemacht hat. Dieselbe lautet: „D Lysius ward deswegen Inspector der litthauschen Kirchen und Schulen, damit er bessere Ordnung dabey einführte, als die man meinte, dass sie daselbst fehle. Es sollte Niemand zu einem Schulamt, noch weniger zu einem Predigtamt ohne sein Wissen befördert werden, so aber nicht beobachtet wurde. Indessen hingen sich doch so manche Studiosi an ihn, denen es ums Brot zu thun war und gelang ihnen. Es war dieses übrigens der erste Schritt der da geschahe, denen, welche man damals Pietisten nannte, alle Gewalt in Kirchen- und Schulen-Sachen in die Hände zu bringen.“

Wer in das Kirchen- und Schulwesen jener Zeit tiefer hineingesehen, weiss, dass dasselbe besonders in Litthauen wirklich grösserer Ordnung benöthigt war und Friedrich Wilhelm I., welcher in Folge einer Predigt, die ihn tief ergriffen, Lysius mit der Herstellung derselben betraute, pflegte seine Leute zu kennen. [11])

[11]) Das Leben des Heinrich Lysius ist erzählt Acta Bor. III. S. 52—67. Auf diese Quelle stützt sich hauptsächl. ein Aufs. im Ev. Gemeindebl. 1868. No. 7—10.

Am deutlichsten hat der Erfolg die Lauterkeit des ungewöhnlich an Geist und Herz begabten Mannes bezeugt, der kühn dem Zeitgeist die Spitze bot und trotz seiner zuweilen schroffen Aussenseite, ja vielleicht nicht ohne Hilfe derselben einen Sieg errang, der schliesslich auch seine Feinde mit ihm zufrieden machte.

Heinrich Lysius ist von den Poetastern seiner Zeit oft verunglimpft, selten gefeiert worden. Um so mehr Werth hat eine kurze Lebensskizze, die einer seiner begeistersten Schüler, der schon genannte Schöneich von ihm entwirft: [12])

„Insons namque malis quot Tu sis pressus iniquis,
Et quibus opprobriis ob pietatis opus.
Haec, inquam, loquitur multis Borussia nostra
Quilibet hic novit tristia fata Tua.
Ast pressus multum, tamen haud oppressus ab hoste:
Sed Te servavit pro bonitate Deus.
Atque furor quanto truculenti saevior hostis:
Ampla magis tanto janua aperta fuit.
Te quoniam comitata fuit clementia Jovae,
Turba inimicorum conciliata Tibi.“

Dem wilden Hass seiner Feinde stand das: „Debeo multa Tibi“ entgegen, welches mit Schöneich damals die edelsten Diener der Kirche bekannten.

Wir kommen später auf Lysius, welcher am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts der preussischen Kirche von neuem den Christenstempel aufgedrückt, zurück. Hier wollten wir nur die Linien andeuten, in welchen sich das kirchliche Leben unserer Provinz damals bewegte, um den nachfolgenden Schattenrissen einen schlichten Rahmen zu geben.

I.

S. Theol. D. et Professor P.

Die theologische Facultät einer Universität ist der Regel nach massgebend für die kirchliche Entwickelung der Provinz, der sie angehört. Selbst kirchliche Bewegungen, die scheinbar aus dem Volke kommen, sind nichts als Früchte eines hervorragenden Geistes oder einer gelehrten

---

[12]) Carm. grat. I. No. 102.

Schule, die von energischen Naturen in die Arbeit, oft auch in die Mache genommen werden. Ohne Christus kein Apostel. Seitdem unsere Provinz einem Königreich den Namen gegeben, nahm die Akademie zu Königsberg zunächst äusserlich einen neuen Aufschwung. Am 25ten Januar 1701 wurde dieselbe bei Gelegenheit der Krönung feierlich als eine königliche Universität eingeweiht [13]) und vom October desselben Jahres führte der Kronprinz Friedrich Wilhelm neben dem berühmten Corporalsstab auch das akademische Scepter, bis er dasselbe 1713 mit dem Königlichen vertauschte. Während im Heere der Zopf immer mehr zu Ehren kam, wurden viele akademische Zöpfe erbarmungslos abgeschnitten. Die akademische Gesetzgebung jener Zeit war eifrig bemüht mancherlei, durch die Zeit geheiligte, Unzucht bei Professoren und Studenten abzuschaffen. Unter den vier Facultäten nahm die theologische noch unbestritten den ersten Rang ein. Derselben gehörten seit 1699 vier, seit 1719 sechs ordentliche Professoren an, welche, ebenso wie die ausserordentlichen, deren Zahl bisweilen auf vier stieg, [14]) Pfarrämter in der Stadt verwalteten.

Den Theologen war das grosse Auditorium zu ihren Vorlesungen angewiesen, in denen vormittags hauptsächlich das alte, nachmittags das neue Testament zur Geltung kam. [15]) Die theologischen Disciplinen, um welche sich die Vorlesungen bewegten, waren hauptsächlich die Theologia biblica, thetico-symbolica, polemica und die historia ecclesiastica, in welcher die Patristik eine besonders bevorzugte Rolle spielte. „Volvere versatus pervasta volumina patrum“ [16]) war das höchste Lob eines theologischen Docenten. Die Professorenweisheit wurde hauptsächlich aus Leipzig, dem damaligen Hauptsitz der lutherischen Orthodoxie bezogen. „Lipsia, quae veteres nobis praesentat Athenas“ [17]) besingt Christian Deutsch 1710 beg[illegible]rt das „Pleisze Athen“, aus dem sich die Königsberger Professoren j[illegible]r Zeit die theologische Richtung holten. Die Hauptautorität war Scherzer. Sein systema theologicum wurde

---

[13]) Arnoldt. Historie der Königsb. Univ. II. S. 111.
[14]) Ebendas. S. 124. [15]) Ebendas. S. 120.
[16]) Gedicht eines Unbekannten an Mich. Schreiber 1710.
[17]) Carm. grat. I. No. 202.

vielen Vorlesungen zu Grunde gelegt, die dann kurzweg „Collegia Scherzeriana“ hiessen. Liedert las stehend ein solches.

Das Auditorium maximum und die übrigen Hörsäle sahen damals schwerlich freundlicher aus, als zu der Zeit, in welcher die alte Albertina mit dem prächtigen Universitätsgebäude auf Königsgarten vertauscht wurde (20. Juli 1862). Desto mehr umspielte die Phantasie die dumpfen Hallen und schmückte diese Brutstätten der Gelehrsamkeit, in denen das „Parnassusvolk“, [18]) das „Pregel-Musenvolk“ [19]) u. s. w. sich sammelte mit poetischen Coulissen, deren grelle Farben wenigstens nichts zu wünschen übrig lassen.

„Berühmtes Königsberg! Wie prangt dein Libanon,
Auf dem der Lehrer Zahl gleich hohen Cedern stehen!
Baut Witz und Kunst sich Häuser nicht davon
Die mit der Ewigkeit in einem Cirkel gehen?
Auch täglich pflegt der Augenschein das allerkleinste Kind zu lehren
Wo solche berühmte Gamaliels sein, da wären nur Pauli als Jünger zu hören.“ [20])

Es muss ein guter Boden für Cedern und Gamaliels in Königsberg gewesen sein, denn dieselben entwickelten sich recht naturgemäss in regelmässigem Wachsthum, der Eine, wie der Andere. Den Rahmen zur Lebensgeschichte aller dieser Doctoren und Professoren möge uns M. Bernhard Hahn in lateinischer, Dr. Emmerich in deutscher Sprache aufbauen. Die beiden nachfolgenden Lobgedichte dieser Männer aus dem Jahre 1710 feiern die Doctoranden Schreiber und Masecovius, würden aber bei Einsetzung anderer Namen und leiser Aenderung der Zahlenangaben auch für jeden andern Zeitgenossen gleichen Standes sich als brauchbar erweisen. Oelmann singt: [21])

„Per scalas, Arabes dicunt, ascendit in altum,
Qui volet huc illuc felix incedere tecto.
Isti, quod dicunt, tu praestas, Magne Patrone,
Conscendens sensim supremum culmen honoris.
Nam primo in numerum susceptus Philosophorum,
Inter eos celebris quatuor per lustra fuisti.
Annumerabaris posthac pastoribus hujus

---

[18]) Carm. grat. I. 127. [19]) ibid. II. 124. 1704. [20]) ibid. I. 124. [21]) ibid. 182.

Regni supremis ac Consiliarius audis.
Ne vero quicquam desit nunc omnibus hisce,
Summum tandem hodierna luce capessis honorem
Pulpita Doctorum scandendo Theologorum.
Omine sicque bono tecti sublimia scandis."

Es klingt fast, als ob Emmerich diese Worte für Masecovius zugestutzt habe und, wie man damals, für unser heutiges Ohr recht doppelsinnig, zuweilen zu sagen pflegte, „in schlechte deutsche Reime gebracht". Er erzählt dem neuen Doctor: [22])

„Schon zehn Mal ist das Rad der Sonnen umgegangen,
Als dich die höchste Würd' des Stagirit beglückt.
Nach dem must du dich lang auf gleicher Bahne führen,
Im Disputiren nun beweisen deinen Schein,
Biss endlich Löbenicht dich mit der Infel zieren
Und zum geweihten Ambt dir musz einstimmig seyn;
Nun aber will dein Gott dich immer mehr erheben,
Nun bricht dein Ehrenschein mit vollem Glantz herein,
Es kont dein Tugendlohn nicht mehr im dunkeln schweben,
Drum hebt er dich empor, zum hohen Lehrerchor."

Lässt man in beiden Gedichten die Namen weg, so glaubt man gereimte Universitätsstatuten vor sich zu haben, denn beide Doctoren haben sich ganz vorschriftsmässig entwickelt.

Die früheren Phasen ihres Wachsthums werden wir später Gelegenheit haben zu schildern, hier haben wir es nur mit dem Doctor und Docenten zu thun. Mag sich D. Sahm plötzlich vor uns als solcher entpuppen, damit wir den bedeutsamen Akt geniessen, ehe wir denselben zergliedern. [23])

„Heus doctoralem, Sahmi, conscende cathedram!
    Non decet, ut maneas inferiore loco.
En cathedram libri decorant, quos eminet inter
    Quem Docti merito Biblia sacra vocant.
Clausa ea sunt, quia curasti claudenda cerebro.
    Scilicet ingenio qui tenet illa, tenet:
Cinguntur rubrae tua tempora tegmine Mitrae
    Puniceum redimit Mitrae rotundae caput.

---

[22]) Carm. grat. I. 185.
[23]) M. Heinric. Oelmann 27. Febr. 1710. Carm. grat. I. 208.

Cur rubet? Ut totus deô incendaris ab igne,
Pectora de Christi rubra cruore geras.
Ambiat haec crines laudabilis Infula, donec
Dentur in aethereô coelica serta polo.
Sic caput ornatum est. Digitum nunc annulus ornet
Ille sibi finis, principiumque sibi est.
Sic in se Pietas sua per vestigia currat,
Quam desponsavit nobilis Arrha Tibi.
Oscula Muneribus jungentur, ut oscula Pacis
Ex vero in cunctos pectore et ore fluant,
Sit, voveo, felix honor hic, quo condecoraris,
Proficiat patrio Prussiacone solo!

Eine theologische Doctorpromotion erregte um jene Zeit die Stadt bis in die tiefsten Tiefen. Versuchen wir es die grossartigste, die Königsberg je gesehen, an der Hand der Universitätsstatuten und der uns vorliegenden zeitgenössischen Stimmen zu schildern. Der Glanz der Feier wurde besonders durch den dunkeln Hintergrund erhöht, von dem sich dieselbe abhob. Wir zeichnen denselben mit den Worten des nachmaligen Kneiphöfischen Diakonus Zacharias Regius.[24])

Membrorum tabes, pestisque nefanda sagitta,
Vix lassata manu, vix satiata nece,
Sedibus haud unis artes ejecit, et almos
Hospitium constans qui meruere, viros
Quae regio in terris nostris non plena pericli?[25])
Mortibus innumeris atra tumebat humus,
Et senibus juvenes, et natis lethifer annus
Jungebat Patres, festa sonora negans.
Semisopitorum strages huc gemuit, illuc
Neve sepultorum corpora tetra visa!

---

[24]) Reg. an Ctian. Masecovius 27. Februar 1710. Carm. grat. I. 187.

[25]) Auf diese Frage können wir antworten: Wehlau, welches gänzlich von der Pest verschont blieb durch Gottes Gnade und aus einem andern Grunde, den J. M. Zschiese den Wehlauern in einer Gratulationsschrift mittheilt:

„Fahr fort und sprich dass deine Rettung sich
Den'n Grossen dieses Lands, die flüchtend dich betreten,
Demüthig schreib anheim, weil Sie dir hielffen behten,
Da Noht war rund umbher und sah aus jämmerlich."

Carm. grat. II. 122.

Regia jamque fuga multos urbs jussit abire,
Et Patria exilium mitius esse docet.
Non foribus cardo solitus stridebat ahenis
Insolitus currus, sed crepitante rota.
Multa gemens civis, rorantur flumine vultus,
Et lacrymae laetas inter habentur opes.
Haec: dum dira lues stravit tot millia mille;
Rege sed a sacro dira remota lues.
Annus mutatur nos et mutamur in illo.
Translata in species corpora cuncta novas!

So furchtbar hatte die Pest im Jahre 1709 gewüthet. Auch zwei Hauptstützen des Lutherthums, die theologischen Professoren Friedrich Deutsch und Gottfr. Wegner waren derselben erlegen.[26]) Man suchte um so mehr nach Ersatz für dieselben, als Heinrich Lysius eben die vierte ordentliche Professur erhalten und im Pietismus, nach der Ansicht der Orthodoxie, eine Seuche ausgebrochen war, die nicht der Mediciner, sondern der Theolog heilen sollte.[27]) In drei Geistlichen des Stadtministeriums, den Magistern Michael Schreiber (Kneiphof), Christian Masecovius (Löbenicht), Christian Sahme (Altstadt) und den Docenten Joh. Ernst Seegers (Prof. graecae linguae) und Heinrich Liedert, lauter „der heil. Schrift und den symbolischen Glaubensbüchern nachgehenden theologis", glaubte man die richtigen Männer gefunden zu haben und der Professor der Logik, Paul Rabe jubelte ihnen entgegen:[28])

Res nova, res magna est certe promotio talis,
Nec tanto numero surrexit summa Facultas
Pregelidum facile.

Der Professor poeseos, Hieronymus Georgi, wusste „das Geheimniss-

---

[26]) Binos doctores rapuit Libitina, sed esto!
Quinque iterum surgunt.
D. Benj. Ewald Med. Prof. Carm. grat. I. 172.

[27]) Der Jurist Bolz sagt:
Nostis enim sancti vulnera moesta gregis
Corpoream ut medici: sic tollite spiritualem pestem!
und der Mathematiker Blaesing:
Dissipat haec diram penitus Promotio pestem
Corporibus sanis dogmata sana fovens. Carm. grat. I. 171.

[28]) Carm. grat. I. 171.

reiche und Hochgelahrte Fünff" nicht genug herauszustreichen.[29]) Nachdem er eingehend die Ansichten des Pythagoras, Plato und Xenokrates über die wunderbare Zahl „Fünf" entwickelt, lässt er dieselbe im Lichte des Wortes glänzen und bringt die fünf Doctoranden mit den fünf Wunden und fünf Feinden[30]) des Heilandes, den fünf Schleudersteinen Davids, fünf Büchern Mosis, fünf Hallen am Teich Bethesda, fünf Gerstenbroten, mit denen das Volk gespeist ward, und den fünf klugen Jungfrauen im Evangelio in Verbindung, dann fährt er fort:

„Es treten jetzund auf fünf Hochbegabte Männer,
Der Warheit tapfere und standhaffte Bekenner.
Die Gotts-Gelahrheit giebt mit einem Freuden-Muth
Jedwedem, nach Verdienst, den schönen Doctor-Hut.
Vor klagte Helicon, ihm wären Zween entrissen,
Die nacheinander er so schmertzlich müste missen,
Nun wird er wiederumb erfreuet und ergetzt,
Weil Zweene reichlich sind durch Fünffe heut ersetzt."

Doch unsere „fünf hochbegabte Männer" haben den Doctorhut noch nicht auf und es sind noch mancherlei schwere Arbeiten, bare Geldopfer und feierliche Zurüstungen nöthig, bis die Morgensonne des lang ersehnten 27. Februar „im Jahre Christi 1710" sich in der Pracht des pomphaften Doctorzuges spiegelt. Eine so seltene Feier lässt sich nur verstehen, wenn man, wie es die Statuten der Facultät ausdrücklich vorschreiben, immer gehörig Anfang, Mittel und Ende im Auge behält.[31]) Der Anfang war für unsere fünf Doctoranden nicht schwer. Leicht konnten sie den Nachweis ihrer ehelichen Geburt führen. Das, für die

---

[29]) Carm. grat. I. 174.

[30]) „Sünd', Tod, Teufel, Höll' und Welt." Etmüller fügt noch hinzu Carm. grat. I. 195: Die fünf Gerechten, die zu Sodom nicht waren; die fünf Ellen, welche der Altar und der Flügel des Cherubs mass; die fünf Feierkleider, die Joseph dem Benjamin gab, und die fünf Brüder, mit denen er vor Pharao trat; die fünf Ochsen (Exod. 22, 1), fünf Seckel (Num. 3, 47), fünf Widder (Num. 7), fünff güldne Ersen und fünff Mäuß (1. Sam. 6, 4), die fünf Könige, die Josua aufhing (Jos. 10), die fünf Joch Ochsen.

[31]) *τὰ ἡγούμενα, μέσα, ἑπόμενα.* Wo wir nicht andere Quellen anführen, benutzen wir hier das Caput XVII der Statuta Theol. Fac. vom Jahre 1623, welche in der von uns geschilderten Zeit noch vollständig zu Rechte bestanden. Arnoldt, Hist. der Univ. I, S. 246—262.

Doctorwürde festgesetzte, Alter von 25 Jahren hatte Seegers, der Jüngste unter ihnen, bereits um zehn Jahre überschritten und die Vorstufen auf der akademischen und kirchlichen Ehrenleiter hatten alle rechtzeitig erklommen, wie man aus Arnoldts Geschichte der Universität bei ihren Namen ersehen kann. Die Hauptsache war somit die Erlegung eines ungarischen Guldens, welchen sie bei ihrer Bitte um die Doctorwürde vor der, im Hause des Dekans versammelten, Facultät, die in diesem Falle reine Form war, zu erlegen hatten. War doch jeder, der eine Professur erhielt, gezwungen, die theologische Doctorwürde zu erwerben. Schwieriger als dieses s. g. Tentamen gestaltete sich schon das Examen, welches der Dekan der Facultät leitete. Dasselbe erstreckte sich über alle theologischen Disciplinen mit besonderer Berücksichtigung der heiligen Sprachen und füllte den ganzen Vormittag und etwa zwei Stunden des Nachmittags aus. Alle waren vom Dekan unter herzlicher Ermahnung zum Fleiss und angemessenen Betragen in ihrem künftigen Berufe zu der, durch ein besonderes Programm angekündigten, lectio cursoria zugelassen, nachdem jeder 15 ungar. Gulden gezahlt. In dieser wurde eine schwierige Stelle der Schrift ausgelegt und durfte dieselbe nicht länger als drei Wochen dauern. Dann wurde die vom Dekan genehmigte Disputatio pro Gradu zum Druck befördert und an einem bestimmten Tage, von 7—11 Uhr Vormittags, im Auditorio maximo gehalten. Logisch und theologisch abgefasst, sollte dieselbe kurz, kräftig und lehrhaft[32]) in Angriff und Vertheidigung gehalten sein, doch hat man sich an diese Regeln, wie wir später sehen werden, nur selten gekehrt. Desto gewissenhafter mussten die festgesetzten 15 ungarischen Gulden für die Disputation erlegt werden, mit denen man übrigens der Freigebigkeit keine Schranken setzen wollte. Den Sonntag nach der Disputation erfolgte die Doctorpredigt in der Dom- oder Schlosskirche, welche die Predigtgaben des Doctoranden ins rechte Licht stellen sollte. Nun ging es an die Vorbereitungen zur Promotion. Der Professor eloquentiae hatte in Person die Einladungen zu derselben zu besorgen.[33])

---

[32]) breviter, nervose, didacte.

[33]) Da Schreiber selbst Prof. eloq. war, so ist wohl für diese Feier ein besonderer akadem. Redner ernannt.

Unter Vortritt der Pedelle in Amtstracht, geleitet von einem Facultätsmitgliede und dem Doctoranden, gefolgt von einigen Magistern, begab er sich zu den Mitgliedern des Regierungs-Collegiums und Hofgerichts, dem Rektor der Universität, den Mitgliedern der Facultät, Professoren der Universität, Bürgermeistern, Magistratsmitgliedern und sonstigen hervorragenden Personen, um dieselben in würdiger Weise zu der feierlichen Handlung einzuladen. Vor Trunkenheit und Possenreissereien wird hiebei ausdrücklich gewarnt. Dem Publikum wurde der Tag der Promotion durch gedruckte Anschläge und Einladungen, sowie durch Abkündigung in allen Kirchen bekannt gemacht.

Endlich dämmerte der Morgen des 27. Februars und erfüllte die Stadt mit rührigem Leben. Es scheint ein heller Tag gewesen zu sein, wenigstens bemerkt eins der zahlreichen Gratulationsgedichte:

„Der Vater Phoebus kraust der Haare gelbe Locken
Und sitzt in Purpur-Pracht auf seinem Trohn erhöht."

Punkt 7 Uhr Morgens schlägt die Glocke in der Aula an und mit dröhnendem Klange nehmen die Domglocken das Geläut auf. Eine furchtbare Aufregung bemächtigt sich zuerst der Cathedralschüler. M. Scribo, ihr Schulinspector, ist der erste Doctorand. Die Schule tritt im Gedicht [34]) als „Lämmermutter" und „Pregelschäferin Knipokrene" [35]), im Hinweis auf seinen Namen mit einer Federkrone geschmückt, vor den Gefeierten und es ist, als ob alle jugendlichen Stimmen, über die sie zu verfügen hat, sich in dem Ruf der Lämmermutter vereinigten:

„— — Ey hör, man zieht die grosse Glocken,
Die Kessel-Trummel pumpt, es dröhnet die Trompet."

Unter diesen Lust- und Feierklängen haben sich alle Betheiligten im Auditorio maximo versammelt, die Candidaten vorschriftsmässig in feinem Unterkleid, Wams und Mantel. Der akademische Redner dankt den Gästen für ihre Anwesenheit und bittet sie nun auch die Candidaten geneigtest in die Kirche begleiten und der Promotion andächtig beiwohnen zu wollen. Jetzt ordnet sich der Zug. Zuerst Flötenbläser, dann Knaben mit brennenden Wachsfackeln, hinter ihnen eine Reihe

[34]) Carm. grat. I. 181.
[35]) Das Wort wird erklärt aus κνιπὸς, tenuiter vivens und κρήνη, fons.

von Magistern, welche theils in zierlichen Vasen und Becken eine Menge von Geschenken, theils das geschriebene Statutenbuch *(αὐτόγραφον)* mit aufgelegtem Facultätssiegel tragen. In würdigem Tempo schreiten sie nach den Klängen des ernsten Festmarsches einher. [36]) Die Doctoranden folgen im Geleit des akademischen Senats und ihrer Freunde, die Reihenfolge derselben wird bald nach dem Alter, bald nach den bisherigen wissenschaftlichen Leistungen bestimmt.

Dieses Mal gebührt ohne Zweifel der Vortritt dem Consistorialrath, Dompfarrer und Prof. eloquentiae M. Michael Schreiber. Derselbe ist schon 48 Jahre alt, ein Polyhistor ersten Ranges, bei dem das „nomen et omen" zur Wahrheit geworden. Er hat bereits 200 deutsche Lob-, Trauer- und Trostreden drucken lassen, seiner zahlreichen lateinischen Abhandlungen auf allen Gebieten des Wissens nicht zu gedenken. In seinen geschichtlichen Forschungen ist er über die Sindfluth hinausgegangen und hat „de lemmatibus historiae antediluvianae non scriptis" geschrieben. [37]) Sein Freund Böse titulirt ihn: [38]) „Philosophus acutissimus, orator facundissimus, historicus optimus, ecclesiae Cathedralis pastor vigilantissimus ejusdemque scholae inspector meritissimus", und ein unbekannter Dichter rühmt von ihm: [39])

„Nichts ist so heilig in der Bibel,
nichts so scharfsinnig bei den Weltweisen,
nichts so angenehmes bei den Poeten,
nichts so merkwürdig in den Registern der Geschichtsschreiber,
wovon ER nicht eine vollkommene Wissenschaft Ihm zuwege gebracht."

Nicht vergeblich war er auf Reisen gewesen,

„denn was in fremdem Land so herrlich ausgeätzt,
das wird in Königsberg zum Zierrath nun gesetzt" [40]).

Dabei war seine Rechtgläubigkeit noch zweifelloser als die Reinheit seiner Eloquenz. Sagt der schon erwähnte unbekannte Dichter von dieser: „In seiner Eloquence behält ER mit dem genio der jetzigen galanten Welt, die Reinigkeit der alten Lateiner und die Gravität der ansehnlichen Römer", so der Advocat Joh. Masecovius von jener:

[36]) „Sit Musica tanta festivitate digna."
[37]) Siehe über ihn Arnoldt, Geschichte der Univ. II, 184, 188, 214, 410, 467.
[38]) Carm. grat. I. 182. [39]) ibid. 183. [40]) ibid. 184.

„Hydras haeresium debellas atque tueris
Fortiter Islebii dogmata pura Patris“

und Heinrich Oelmann giebt ihm mit Hinblick auf H. Lysius und Abraham Wolf den Rath:

„Debella et depelle lupum, ne turbet ovile.“ [41])

Was Wunder, wenn der tragheimsche Diaconus Sam. Masecovius endlich sein Lob mit den Worten schliesst:

„Sat cito, si sat bene, si montes Michaelem non murem pariunt.“ [42])

Hinter Schreiber geht der Consistorialrath und Löbenichtsche Pfarrer M. Christian Masecovius. Sein Name enthält alle fünf Vocale und:

„Diese Literseelen deuten,
Dass bei ihm von allen Seiten
Alles vollenkommen sei“

bemerkt der tragheimsche Pfarrer Ohlius. [43]) Mehr kann man nicht verlangen und Emmerich drückt wohl nur denselben Gedanken folgendermassen aus: [44])

„An Niederträchtigkeit will deine Seel sich laben
Und zeigst mit Nahm und That, Du seist ein frommer Christ.“

Hören wir noch als dritten Zeugen den nachmals so berühmten Joh. Christ. Gottsched ab, der 1722 als Studiosus der Theologie einen Glückwunsch zur Rectorwürde an Masecovius richtete. Wir glauben diesen Sohn unserer Provinz wenigstens gelegentlich erwähnen zu müssen, der immer sehr gelehrt, aber wie viele seiner gelehrten Zeitgenossen, wohl niemals jung gewesen. Wie altklug klingen im Munde des einundzwanzigjährigen Studenten die Worte: „Aus der von Ew. Magnificenz heute erlangten Würde kann ein jeder von selbst ohnschwer schliessen, dass Selbige in dero blühendem Alter allezeit mit Büchern angefüllete Hände, mit Schweisstropfen dicht besetzte Wangen und mit denen gelehrtesten Sachen beschäfftigte Gedanken müssen gehabt haben.“ Er schmeichelt dann: Masecovius habe die Feder des Caspar Cruciger geerbt, der hurtiger schreiben, als Andere reden konnte.

Allerdings war Masecovius ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. „Sonsten war er von einer guten natürlichen Constitution, besass immer

---

[41]) Carm. grat. I. 184. [42]) ibid. 179. [43]) ibid. 186. [44]) ibid. 185.

ein fröhliches, aufgeweckte und dabey sanfftes Gemüth; imgleichen eine sonderbahre promptitude und Fertigkeit, seine Geschäfte ohne saure Mühe zu verrichten und seine Gedanken andern memoriter vorzutragen." [45])

Würdig reiht sich den Vorigen M. Joh. Ernst Seegers an, bisher Prof. graecae linguae. Der Preuss. Holländische Erzpriester M. Heinr. Tilesius bricht bei seinem Anblick begeistert in die Worte aus:

Ille, „Horologium," [46]) celsa statuatur ab arce
Integra quo spectet turba, dicata Deo:
Cujus et ad pulsum disponat pensa, labores,
Excubias, pugnas, praelia, castra, scholas.

und Johann Jacob Quandt ruft ihm zu: [47])

Ἐίσφερε ΛΟΥΘΗΡΟΝ μετὰ σοῦ εἰς πατρίδα γαῖαν
Σπεῖρε τε συμβολικῶν πάντως καλὰ σπέρματα Βίβλων.

Auf seine bisherigen Leistungen aber weist G. F. Grube hin: [48])

„Was Griechenland vor Schätz in seinen Sprachen heget,
Was vor ein Weißheits-Kern in allen Worten steckt,
Das hastu biß hieher tieffsinnig ausgeleget.
Und deinen Schüleren die Gold-Grub auffgedeckt,
Was Plato, Stagyris und Seneca gelehret,
Und aller Weisen Schaar in ihren Schrifften hat,
Das hat manch fleißig Ohr aus deinem Mund gehöret,
Und ward durch deine Kunst von vielen Lehren satt.

Seegers muss aber auch ein anregender und liebenswürdiger Docent gewesen sein, denn Sr. Excellence „getreuste Auditores" bekennen: [49])

„Wir sogen manchen Witz aus deiner milden Brust,
Die du für unsern Trieb nie hieltest zugeschlossen,
Wir schöpfften jedes mahl Zufriedenheit nach Lust."

Seegers wurde 1716 Pfarrer auf dem Haberberg und starb bereits 3. Sept. 1719, nachdem er einige Wochen Pfarrer der Altstadt gewesen. [50])

---

[45]) Acta Boruss. III. S. 764. Dort befindet sich auch S. 763—768 ein Abriss seines Lebens und Verzeichniss seiner zahlreichen Schriften. Er starb 7. Aug. 1732.

[46]) Uebersetzung des Namens Seegers. Carm. grat. I. 193. Christian Deutsch sagt ibid. 194:

„A pulchro Automato praecellens est tibi nomen
Te cum contemplor, nomen et omen habet."

Joh. Christ. Lüneburg wünscht ebendaselbst;

„Et sis in vita Mobile perpetuum."

[47]) Carm. grat. I. 194. [48]) ibid. [49]) ibid. 196.

[50]) Arnoldt, Histor. der Univ. II. S. 215.

Wie glücklich Heinrich Liedert, der nächste Doctorande gestellt war, sagt uns unter andern ein „Sonnet" des Candidaten Jacob Berend aus Insterburg:[51])

„Heut wird ein neuer Streit von jenen drey Göttinnen
Noch härter, als er einst umb Eris-Apffel war,
Umb Dich, du Phoebus-Sohn, weil jede gantz und gar
Durch ihrer Gaben Pracht dich suchet zu gewinnen.
Die Pallas hat begabt mit Weissheit Deine Sinnen,
Daher der Doctor-Krantz belaubt Dein kluges Haar:
Die Venus zugeführt aus ihrer Nymphen Schaar
Ein schönes Tugendbild:[52]) Der Juno ihr Beginnen
Hat Geld und Gutt geschenckt. Wer ist nun Paris hier?
Wer sagt, wes Theil du seyst? Mir daucht, ich höre fällen
Den Ausspruch Jovem selbst von seiner Cantzeley,
Dass jeder du, und dir ein jede eigen sey.
Gutt, Ehre, Kunst und Gunst sich nun zu dir gesellen.
So prangt die Doctor-Würd in schönstem Schmuck und Zier."

Trotz Pallas, Venus und Juno hat Liedert es übrigens nie zu einer ordentlichen Professur gebracht und wurde 1734 als Prof. extraord. pro emerito erklärt.[53])

Viel berühmter war der altstädtsche Diakonus Christian Sahme der letzte im feierlichen Zuge, der 1701 die Professio Matheseos am Danziger Gymnasium und das Rektorat bei der Johannisschule bekleidet[54])

„Nostri Candidati
Tota vita Theologia fuit,
Philosophus olim erat
  Sed Christianus;
Nam licet multum, sobrie tamen
  Semper philosophabatur;
Stagiritam nunquam adeo coluit,
Ut Christianum se esse oblivisceretur.

---

[51]) Carm. grat. I. 199.

[52]) Er hatte sich 13. Mai 1709 mit Christina Barb. geb. Feyerabend, der Wittwe des Prof. jur. Petr. Schwenner, vermählt.

[53]) Arnoldt, Histor. d. Univ. II. S. 216.

[54]) Sein Leben ist Acta Boruss. III. S. 757—762 beschrieben. Er starb 26. Juli 1732, eilf Tage vor Masecovius.

Mathesis
ad vitae et morum rectitudinem,
Astrorum contemplatio
ad Astra eum duxit,
dum Coelum intuebatur[55])
ut SURSUM CORDA alios doceret."

Er war bei seiner Promotion bereits fünfzig Jahre alt, doch

„— soll die Aloë mit tausend Blüthen prangen,[56])
So müssen funffzig Jahr fast seyn vorbeygegangen."

Während wir die Stimmen der Zeitgenossen über die Helden des Tages belauschten, ist der prächtige Festzug vor dem Portal der Domkirche angelangt, die Musik schweigt, mächtig figurirt dagegen der Domkantor auf der gewaltigen Orgel.

Ein Theil der Kirche ist in ein Theater verwandelt. Auf einer Bühne erhebt sich amphitheatralisch ein Doppel-Catheder. Auf dem untern nehmen die Doctoranden Platz. Nachdem die Gäste sich nach Rang und Würden geordnet, besteigt der Promotor und Brabeuta Bernhard von Sanden das obere Catheder, um den Akt in lateinischer gewichtiger und angemessener Rede[57]) einzuleiten. Nun wenden sich die Doctoranden gegen ihn und er begehrt vom Decan der Facultaet oder Vicekanzler die Erlaubniss zur Promotion. Dieselbe wird ertheilt. Die Candidaten treten auf die Bühne, der Notar nimmt ihnen den, in sieben Punkten formulirten, Doctoreid ab, welchen sie mit zwei erhobenen Fingern leisten, wobei ihnen das akademische Scepter aufgelegt wird. Jetzt winkt der Brabeuta sie auf das höhere Catheder, ruft sie öffentlich als Doctoren der Theologie aus und ertheilt ihnen die Macht die Cathedra zu behaupten. Vor ihren Augen öffnet er dann die geschlossene Bibel und setzt ihnen den violetten Doctorhut auf[58]) dann steckt er ihnen den güldenen Ring an[59]) und umarmt und küsst sie zum Zeichen brüderlicher Gemeinschaft. Wiederum eine lateinische Rede, dann tritt ein Knabe vor den neuen Doctor und legt demselben die s. g. Kinder-

[55]) So der Prof. jur. Reinhold Sahme Carm. grat. I. 205. [56]) ibid. 206.
[57]) gravi et decenti oratione tanto conventu digna.
[58]) Mitra sive Biretum auch Tiara doctoralis, doctorale diadema.
[59]) in signum libertatis ac nobilitatis, quae ipsis hoc actu disertis verbis conferatur.

frage vor, die in das Gebiet der Theologie fallen und der Feier angemessen sein musste.[60]) Der Doctor hatte dieselbe kurz und schlagend zu beantworten und dann noch Gott und den Gästen seinen Dank darzubringen.

Inzwischen vertheilen die Magister unter dankenden Worten für die, den Doctoren erzeigte Ehre, die, von der Facultät vorher bestimmten, Festgeschenke an die Gäste. Wiederum dröhnt die Orgel, der Decan führt die Doctoren im Geleit der Facultät an den Altar, wo der Domdiakon die üblichen Gebete über ihnen spricht, während die Mitglieder der Facultät ihnen segnend die Hände auflegen. In derselben Ordnung, wie beim Beginn der Feier verlässt der Festzug das Gotteshaus, um sofort zur Doctormahlzeit zu schreiten.

Statt uns an den Genüssen des Doctorschmauses zu betheiligen, der sich gleichfalls in gesetzlich vorgeschriebenen Formen bewegte und nur bis neun Uhr Abends dauern sollte, lernen wir lieber die ordentlichen Professoren etwas näher kennen, welchen die Bildung der theologischen Jugend anvertraut war. Kurz gedenken wir dabei, wie es wohl auch beim Doctorschmause geschehn sein wird, der beiden Todten, deren Stelle die neuerwählten ausserordentlichen Professoren ersetzen sollten, der Professoren Friedrich Deutsch und Gottfried Wegner. Beide, Leuchten des Lutherthums, erhielten von der Königsberger Stadtgeistlichkeit (Ministerium Tripolitanum) den ehrenden Nachruf:[61])

„Cuncta videbantur moesta, caligine plena
Cum propere extinctum sidus utrumque foret.
Deutschius, illa Tuae quondam lux clara cathedrae
Et pia Wegneri doctaque canities."

„Herr Doctor Deutsch, ein Mann von nicht geringen Gaben"[62]) war ein geborener Königsberger (geb. 2. April 1657) und hatte nach den üblichen Reisen durch Holland, Frankreich und England seit 1676 das akademische Lehramt inne gehabt. D. Gottfr. Wegner geb. 1644 zu

[60]) Wir haben uns vergeblich bemüht etwas Näheres über diese, jedenfalls vorher eingeübten, Kinderfragen zu ermitteln.

[61]) Carm. grat. I. 178.

[62]) ibid. II. 42. Seine äussern Lebensverhältnisse und wissenschaftl. Leistungen sind kurz dargestellt Arnoldt, Histor. d. Univ. II. 160, 180, 209.

Oels in Schlesien, hatte zu Königsberg studirt und die Magisterwürde erworben und war dann, nachdem er Pfarrämter in Neustadt-Eberswalde und Frankfurt verwaltet und 1694 zu Halle doctorirt, 1695 als Professor und zweiter Hofprediger hieher gekommen.[63]) Seine mehr als anderthalbhundert gelehrten Schriften sind lange vergessen, aber das Volk kennt noch von ihm das schöne Lied: „Wenn und wie ich werde sterben" [64]) und da ihm auch dieses Zeugniss eines wahrhaft frommen Gemüthes keinen Platz in der Kochschen Geschichte des Kirchenliedes verschafft, so erneuern wir hier um so lieber das Denkmal, welches ihm einst die Studenten Jacob Passarge und Zacharias Regius bei seiner Wahl zum Prorektor der Universität (Oct. 1706) gesetzt haben:

„Zudem, wenn man gleich wollt' den hohen Ruhm beschreiben
Und deine reine Lehr der Nachwelt einverleiben,
Die täglich uns beleucht als eine Morgenröth,
So fasste nicht die helfft von deinen grossen Dingen
Dies gringe Blatt, das dir in Demuth wird gereicht.
Es kann Apollo selbst dir nicht Belohnung bringen,
Denn keine ist so gross, die deinen Würden gleicht.
Man könte dich mit Ruhm zur Burg der Sonnen führen,
Und deine Trefflichkeit den Sternen machen kundt,
Weil aber auch dein Lob sich lässt mit Demuth zieren,
Ist's gnug, was itzt berührt der annoch schwache Mund."

Am deutlichsten glauben wir den orthodoxen Königsberger Professor jener Zeit zu zeichnen, wenn wir hier kurz die Lebensbilder der beiden bedeutendsten Theologen, nach den, ihren Leichenpredigten angehängten, Lebensläufen entwerfen, deren ersterer von M. Dav. Vogel, der andere von M. Flottwell verfasst ist.

„Er theurer Sanden kann mit Recht den Titel tragen,
Der Lutherhirten erster Hirt."

So singen 5. Oct. 1710 die Musensöhne,[65]) als Bernhard von Sanden der Jüngere das Rektorat der Universität übernimmt und bezeichnen dadurch klar genug die Stellung dieses Mannes in der Facultät und seine theologische Richtung.[66])

---

[63]) Arnoldt, Histor. d. Univ. II. 180, 184, 210.

[64]) A. Quandtsches Gesangbuch No. 639. [65]) Carm. grat. I. 127.

[66]) Behnke an Quandt Carm. grat. II. 58:

Bernhard von Sanden war der Sohn des gleichnamigen, 19. April 1703 verstorbenen, Bischofs. Geboren 4. Mai 1666, hatte er die altstädtsche Stadtschule unter den Rektoren Concius und Freundt besucht. In der, vom Prorektor Martini gedichteten, 1682 aufgeführten, Schulkomödie „Judith," spielte er den Hohenpriester Jojakim und diese Rolle ist vielleicht entscheidend gewesen für sein nachmaliges, gar pomphaftes theologisches Auftreten. Wenn Goethe dem ledernen Wagner die Worte in den Mund legt: „Ich hab' es öfters rühmen hören, ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren," so bezeichnet er damit einen überwundenen Standpunkt, mit dem es einem Gottsched, der uns übrigens immer bei Wagner eingefallen ist, noch heiliger Ernst war. „Nur diejenigen werden einmal beliebte und geschickte Prediger, gute Lehrer und angenehme Hofleute werden, die ihre Rollen in den Schulcomödien mit besonderer Anmuth und Lebhaftigkeit spielen können." [67]) Die Jesuiten dachten gerade ebenso und pflegten das Institut der Schulcomödien mit besonderer Vorliebe. Man lernte so herrlich repräsentiren, eine Kunst, die ja auch in unsern Tagen noch manchem Strohkopf auf die Beine hilft, in jener Zeit aber oft genug tiefere Naturen und edlere Gemüther geradezu verderbte. Die Schulkomödie klang in den feierlichen Akten des Universitätslebens, in den ziel- und zwecklosen Disputationen jener Zeit, in den homiletischen Stilübungen und Zänkereien der Theologen, im Pennalismus der Studenten, in den wissenschaftlichen Raufereien aller Gelehrten, in den Effecthaschereien der damaligen Beredsamkeit gewaltig durch. Will man auf der Schule Comödie spielen, so wähle man die Dramen der Griechen, aber nicht tendenziöse Stücke, die der jedesmalige Zeitgeist diktirt, vor Allem mache man die Heiligthümer des Glaubens nicht zur Comödie. [68]) Christi Leben eignet sich

„Woll dir, du kleine Heerd, du preuszsches Lutherthumb,
Sieh da, von Sandens Stell ist nunmehr woll besetzt.

[67]) Siehe die höchst interessante Abhandlung Dr. Möllers: Gesch. des altstädt. Gymnasiums. Stück V. Die Schulcomödien etc. Progr. des altstädt. Gymn. 1874.

[68]) Man halte uns nicht die Oberammergauer Passionsspiele entgegen, die von Schauspielern vielfach bewundert sind. Wir wissen es nicht, dass jemand durch dieselben wirklich gebessert ist und halten es für ebenso gefährlich, wenn Familien sich in die Christus- als in die Judas-Rolle hineinspielen. Evangelische Christen sollten

weder zu einem Roman, noch zu einem modernen Drama. Die göttliche Comödie ist die klare Geschichte der Welt und des Gottesreiches.

Um als rechter Acteur im Leben aufzutreten, musste man zu jener Zeit interessant sein. Daher wurde die geistige Arbeit kein Graben, sondern ein Suchen und Sammeln in allen Weiten. Der Gelehrte und sonderlich der Theolog musste ein Polyhistor sein und suchte selbst in seiner Fachwissenschaft nicht viel, sondern vielerlei, damit er vielerlei reden und schreiben könne. Doch mag an unserer Statt die Lebensgeschichte Sandens reden.

Was dem M. Kreuschner schon im dreizehnten Jahre gelungen war, gelang ihm erst im siebzehnten. Es war die Zeit der frühreifen und altklugen Kinder. 12. April 1683 wurde er in das Album der Studirenden eingetragen. Nun hörte er zu Königsberg in Oratoriis den Prof. der Beredsamkeit M. Jacob Reich, in Philosophicis M. Paul Rabe. In den Sprachen, besonders dem Hebraeischen, Syrischen und Chaldäischen war M. Laurentius Wegner, in Rabbinicis et Theologicis D. Fried. Deutsch sein Lehrer, auch hörte er die theologischen Vorlesungen seines Vaters. 14. Oct. 1686 als Philosophiae Candidatus dimittirt, führte ihn die damalige Heerstrasse der Theologen nach Leipzig, wo er 27. Jan. 1687 Magister wurde.

Er hörte hier hauptsächlich Joh. Benedict Carpzow, den bittern, hinterlistigen und ränkesüchtigen Feind Speners, [69]) der aber sonst „den Ruhm des Solonis in Griechenland führte, dass, wer sich mit ihm bekandt machte, der würde Alles in Grichenland gesehen und erfahren haben.“ [70]) A. Pfeiffer und Friedr. Albert Christiani, die gleichfalls auf orthodoxer Seite standen, wurden auch nicht übergangen. Von Leipzig aus wurde eine Reise nach Halle, Altenburg, Dresden und „denen übrigen Städten in Sachsen und Meissen“ gemacht, auch ein kürzerer Aufenthalt in Jena genommen, das damals mehr Gemeinheit und Rohheit als Gelehrsamkeit aufzuweisen hatte, dann begab er sich nach Altdorf. „Er

---

in der Beurtheilung solcher Kunststücke sehr vorsichtig sein, zumal wenn dieselben recht natürlich aussehen.

[69]) Tholuck, Akadem. Leben des 17. Jahrh. II. Abth. S. 94.

[70]) Flottwell in Walthers Leichenpred.

profitirte daselbst aus denen lectionibus und täglichen vertrauten Umbgang sowohl des berühmten Johann Christian Wagenseils I. U. D. juris publ. ac orientalium Professoris als auch deren andern Herren Professorum D. Sauberti und D. Reinhardi, wie auch Herrn Matthaei Koenigs, graecae linguae Professoris in Theologicis, Rabbinicis, Historicis et Literatura Graeco-Barbara ein sehr Vieles. So unterliess er auch nicht sich mit dem in re Cabbalistica weitberühmten Mann Christiano Knorr a Rosenroth Fürst Sulzbachschen Rath und Cantzeley-Direktoren zum öfftern zu besprechen."

Wir vermuthen indess, dass ihn die zu Altdorf damals herrschende theologische Richtung wenig angezogen habe, denn Saubert und Reinhard bekannten sich entschieden zu den, in Preussen sehr verpönten, Grundsätzen der Helmstädtschen Calixtschen Vermittellungstheologie.

Altdorf wurde auch bereits im Oktober 1688 verlassen, über Regensburg, Passau und Linz ging der Weg nach Wien, wo die kaiserliche Bibliothek ihren vollen Reiz auf den jungen Theologen übte. Von Wien aus wurde zunächst Ungarn bereist, dann durch Steyermark, Kärnthen und Crain der Weg nach Venedig genommen. „Allhier wurde er mit dem berühmten Herrn Carolo Patino, S. Marcus-Rittern, Doctore et Medico zu Padua bekandt, der ihm viele und grosse Höflichkeit erzeigte, auch mit sich nach Padua nahm," wo er zwei Monate blieb, viel Ehrenbezeigungen empfing und bei seiner Abreise „von dem Principe Academiae Recuperatorum Andrea Memmo 1689 den 18. Jannarii in ihre Societaet als ein Membrum aufgenommen." In Venedig wandte v. S. seine Aufmerksamkeit hauptsächlich „dem bäbstischen aberglaubischen Weesen" und den Gebräuchen der griechischen Kirche zu. Von der rühmenswerthesten Seite lernte er dabei die ungemeine Güte und Leutseligkeit des damaligen griechischen Patriarchen Megalander Typaldus kennen.

Nach Rom ging er nicht, auf Abrathen seines Vaters. Er zog durch Tyrol und Baiern nach Augsburg, dann durch Schwaben wieder nach Nürnberg, von hier nach Frankfurt am Main und weiter durch Hessen, Westphalen und Cleve nach Utrecht und „von dannen nach Leyden."

Bei der Krönung Wilhelms III. und der Königin Maria (11. April 1689) finden wir ihn in London. Er durchreist England, besieht die weltbe-

rühmte bodlejanische Bibliothek „zusammt denen übrigen in den 18 Collegiis auf der Universität zu Oxfurt, auch die andern Cantabrigae."

Im Mai geht er wieder nach Holland, besucht Amsterdam, Rotterdam und die übrigen berühmten Städte, dann nimmt er seinen Rückweg durch Westfriesland, sieht Leuwarden, Franecker, Gröningen und kommt über Bremen, Hamburg, Berlin und Danzig 11. Juli 1689 wieder in der Heimath an. Der Lutheraner war fertig, aber auch der *πολύμητις Ὀδυσσεύς*.

„Nunmehro war seine Hauptsorge, wie er das ihm von Gott verliehene und so weit excolirte Pfund zu den Ehren des grossen Gottes und seines Nächsten Nutzen anwenden möchte. Zu dem Ende er denn auch sofort nach gehaltener Disputation pro receptione in facultatem philosophicam unterschiedene Collegia philosophica und philologica gehalten und in publicis disputationibus seine auditores zum öfftern exerciret."

1692 erwarb v. S. die Licenz privatim theologische Vorlesungen zu halten, bei welcher Gelegenheit er unter dem Präsidium des D. Deutsch „De sapientia ab aeterno a Deo possessa e Prov. VIII, 22" disputirte. Neunundzwanzig Jahre alt erhielt er durch Rescr. v. 30. Juli 1695 eine ausserordentliche Professur mit dem Befehl den Doctorgrad anzunehmen. „Nachdem er die honores Doctorales a veneranda Facultate debite gebethen, die gewöhnliche tentamina und examina ausgestanden, auch die lectiones cursorias gehalten, wurde er auff den hohen Befehl Sr. Churfl. Durchl. Königsberg 2. Dec. 1695 nach abgelegter Disputation pro gradu, damit er die ihm demandirte Profession noch vor der solennen Doctor-Promotion, als welche einiger Ursachen halber ausgesetzet wurde, antreten könte, in S. Theol. Licentiatum proclamiret und trat also das folgende Jahr 1696 den 21. Febr. habita disputatione pro loco über Joh. XX, 15, 16, 17 sothane Profession an, darauf dasselbe Jahr, den 18. Julii, an eben dem Tage, an welchem sein seel. Herr Vater vor zwanzig Jahren dieselbe Würde überkommen, die solenne Doctor-Promotion in hiesiger Königl. Schlosskirche nebst seiner beiden Herrn Brüder in Facultate Juridica et Medica folgte."

Von nun an erstieg v. S. sowohl an der Universität als im Kirchendienst eine Ehrenstufe nach der andern.

1698 erhielt er die vierte ordentliche Professur, rückte 1703 nach seines Vaters Tode zur dritten auf und trat, zugleich mit der Assessur im samländischen Consistorio, Dom. XII. p. Trin. das Pfarramt im Löbnicht an, das er, nachdem er durch Patent vom 26. März Consistorialrath geworden, Dom. Jubil. mit dem, im Kneiphof vertauschte. Aber schon 1709 Dom. XV. p. Trin. trat er die, ihm verliehene, Oberhofpredigerstelle an, mit welcher er zugleich die General-Inspection über alle Kirchen im ganzen Königreich, und die erste theologische Professur erhielt. Im Jahre darauf, 1710 5. Oct. wurde er zum Prorektor der Akademie erwählt und mit welchen Augen man seine Wirksamkeit an derselben betrachtete, mögen ein paar Verse aus einem gereimten Glückwunsch bezeugen, welche „Sr. Magnificence verpflichteste Musen-Söhne dem, auf dem Parnasso Scepter führenden, Apollo“ darbrachten:

Wie des Apollens Hand hat öffters kämpffen müssen,
Wie am Parnassus-Fluss Pythonem er besiegt,
Dass ihn ein Paan drauff als Sieger müssen grüssen;
Als welches Sieges-Lied die Siegende vergnügt.
So kan Parnassus auch die Weissheits-Siege zehlen,
So offt als Praeses Er auf die Catheder tritt.
Die Warheit kan denn nicht ihr Jo Paean hehlen,
Und jeder Musen-Sohn von redlichem Gemüth.
Die süssen Paeanes sind seiner Schriften Menge,
Sie hat die Ewigkeit mit Lorbeer überlaubt,
Der Schatten seines Ruhms fast nur der Sylben Enge:

O Crohne von Parnassus Haupt!
Apollo herrschete auf des Parnassus Spitzen,
Als der der Musen Fürst und Ober-Führer war,
Und heute sehen wir Ihn als Apollo sitzen
Umbgeben umb und umb von der gelahrten Schaar,
Die Musen grüssen ihn als Fürst der Pierinnen,
Sein weises Scepter küsst das gantze Pindus-Volck,
Es huldiget Ihm jetzt die Reih der Castalinen
Und derer Jauchtzenden ist eine dicke Wolck.
Sie träntzten seinen Thron; man höret Wünsche schallen:
Apollo herrsch vergnügt, beglück' der Musen Thun,
Und Fama Freuden-Schall lässt dieses wieder hallen
Da sitzt der Musen-Führer nun.

So blöckten die Schäflein, welche „der Lutherhirten erster Hirt" erzogen und man hört nicht, dass sie moralische Maulschellen von den Lippen ihres Apollo geerntet.

Uebrigens war von Sanden ein fleissiger Professor und die Studenten hatten auch mancherlei gute Gründe ihn zu hören. Seine Collegia waren sehr besucht. [71]) Er starb den 22. Jan. 1721. Im Munde seines Leichenredners und Nachfolgers M. Dav. Vogel verwandelt sich der Parnassusherrscher Apollo in einen Augustinus, den die hohe Schule, einen Bernhardus, den die Königl. Residenz-Kirche verloren und einen Cyrill, den alle Kirchenengel im ganzen Lande beklagen. Der rechte Elias ist dem Preussenlande entrückt und „sein Herr Sohn soll seinem gen Himmel fahrenden Herrn Vater nachsehen und mit bekümmerter Seelen nachruffen: Mein Vater, mein Vater, Wagen Israel und seine Reuter!" Sapienti sat!

Neben dem hochgepriesenen Bischofssohne stand als Amtsgenosse der Sohn eines schlichten Landgeistlichen, eine sympathische Erscheinung, wenn auch nicht vollständig unberührt vom Sauerteige seiner Zeit. Christian Walther war 31. Juli 1655 zu Norkitten geboren und 1680 daselbst, an Stelle seines verstorbenen Vaters, Pfarrer geworden, nachdem er 11. Dec. 1677 zu Jena magistrirt und dabei „de primi motoris sede ex mente Philosophi" disputirt hatte. 1681 wurde er Pfarrer auf dem Sackheim, 1701 Assessor des samländischen Consistoriums und Mitglied der Berliner Societät der Wissenschaften. Im Mai 1702 erhielt er zu Frankfurt in absentia die theol. Doctorwürde und 1703 eine ausserordentliche, gleich darauf aber die vierte Professur an der theol. Facultät zu Königsberg, so wie 1704 die Inspection über die jüdische Synagoge. Wie aus der, ihm 5. Febr. 1717 vom Kneiphöfschen Diaconus Flottwell gehaltenen Leichenpredigt hervorgeht, war Walther ein Muster von Fleiss und Gelehrsamkeit, obwohl die letzten zwanzig Jahre seines Lebens fast eine beständige Krankheit waren. „Er hielte nach dem Beyspiel der fleissigen Ameisen von Jugend auff die Zeit sehr köstlich, schätzte die vergeblich hinstreichende Zeit vor seinen grössten Verlust

---

[71]) Seine theolog. Schriften s. Arnoldt, Histor. d. Univ. II. S. 166.

und suchte in steter und vernünfftiger Uebung und Bewegung seiner Sinnen seine Ruhe, wie die Flüsse ihren Lauff."

In Betreff seiner Gelehrsamkeit äussert Flottwell: „Gleichwie auff alle nützliche Künste und Wissenschafften, so wandte er sonderlich viel Zeit und Fleiss auf Orientalische Sprachen und die Philologiam, so dass es derselben wohl eher an Merkwürdigkeiten als ihme an Begierde und Fleiss sollte gefehlet haben, selbige zu erlernen. So viel gelehrte Juden und Rabbinen aus fernen Oertern hieherkamen, so viel suchten auch seinen gelehrten Umbgang und rühmten sein vortreffliches Erkänntnüss in Rabbinicis und Talmudicis und urtheilen auch noch von seinem Tode, was von dem ehemaligen Rabbi Akiba geklaget wurde: Decus legis evanuisse, dass die Zierde des Gesetzes verblichen, weil er von dem geringsten Apice, Buchstab und Tittel der H. Schrifft im Grund-Text wusste gelehrte Ursachen und Unterricht zu geben. Die Fertigkeit dieser heiligen Sprachen, so er inne gehabt, will ich nicht anführen, da er lange Weile mit seinem Gott im Gebeht hebraeisch zu reden, auch öffentlich damit seine Disputationes zu nicht ungemeiner Bewunderung derer gelehrten Auditorum anzufangen und zu schlüssen pflegte."

Seiner theologischen Richtung nach war W. gleichfalls streng lutherisch und trug seine Lehre nach Gottes Wort und den Symbolen vor. „An schwärmerischen, neuen, gefährlichen Redensarten bezeigte er einen greulichen Abscheu und Ekel. Er ging mit geistlichen Hirten-Sachen gerne umb und liess seine fleissige und angenehme Discurse gegen seine Zuhörer seyn nicht nur von der Stiftshütte, von der Structur und Herrlichkeit der beiden Tempel Alten Testaments, sondern verfertigte auch bei müssigen Stunden ganze Tractaten von der rothen Kuhe, von dem Versöhnungsbock u. s. w."

Seine Bildung und Richtung hatte Walther theilweise in Jena, besonders aber wie auch seine andern Amtsgenossen in Leipzig empfangen, wo er mit dem nachmaligen Kneiphöfschen Diakonus Goltz und Haberberger Pfarrer Neufeld „an dem Tisch Joh. Bened. Carpzows gelegen."

W. war ein sehr fleissiger und gewissenhafter Docent und ging mit den Studenten, „die er nur seine liebste Kinder zu nennen pflegte" in der liebenswürdigsten und herzlichsten Weise um. Dafür pflegten

ihn diese, „in der Begierde ihn zu hören", aus dem Wagen zu heben und ins Auditorium zu tragen. Der gefeierte Mann starb 17. Jan. 1717 als der Rektormantel gerade zum zweiten Male seine Schultern schmückte. Kurz vor seinem Ende wünschte er einmal in Gegenwart seiner Zuhörer: Gott möchte ihm noch fünfzehn Jahre zu seinem Leben zulegen, „damit seine gelehrten Schrifften zur nützlichen Erbauung öffentlich vor Augen möchten gelegt werden." [72])

„Er hat in 37 Jahren seines Amptes das rechte Bley-Maaß aller menschlichen Verrichtungen, nemlich Klugheit aus der Erfahrung wohl gefasset, und sich dadurch aus vielfältiger Verwirrung gewusst losszuwickeln." [73])

Da hätten wir etwa die Gestalt eines Gamaliel in der preussischen Kirche, eines Schriftgelehrten, der in Folge seiner gründlichen Gelehrsamkeit wohl im Stande war seine Schüler an die Schrift heranzuführen und ihnen die Geheimnisse des Buchstabens zu erschliessen. Er gab, was er hatte, die Schaale, Geist und Kern des Wortes dagegen enthüllte Heinrich Lysius und musste dadurch leider zu seinen eben geschilderten Amtsgenossen in den schroffsten Gegensatz treten.

Das äussere Leben dieses auserwählten Gottesgelehrten bietet wenig Bemerkenswerthes dar, [74]) anziehend ist dagegen schon seine äussere Gestalt. Die starke, römische Nase über den festgeschlossenen Lippen und dem kräftigen Kinn, deuten die Energie des Willens an, die hohe Stirn zeigt den Denker und die grossen klaren Augen lassen auf den Grund einer tiefen, aber ruhigen Seele schauen. Aus der gewaltigen Allongeperüque springen wie aus einem Rahmen die keineswegs magern, aber doch scharf ausgearbeiteten Züge des interessanten Gesichts hervor.

Lysius war 24. Oct. 1670 in Flensburg geboren, des dortigen Pastors an St. Marien Sohn und durch seine frommen Eltern bereits

[72]) Sonst siehe über ihn Arnoldt, Histor. d. Univ. II. S. 213. Er war übrigens der achte Rektor der Universität, der im Amte starb, weshalb Flottwell aus seinem Leichentext Ps. 38, 12 das Thema zog: „Die durch den zeitlichen Tod vernichtete ansehnliche Ehren-Würde."

[73]) Ueber seinen Streit mit dem kathol. Pfarrer 1691 siehe Erleut. Pr. V, 228.

[74]) Dasselbe ist erzählt Acta Boruss. III. 52—67.

vor seiner Geburt dem Dienst am Wort gewidmet. Vier Jahre jünger als Sanden, 15 Jahre jünger als Walther, war sein Bildungsgang dem seiner Amtsgenossen nicht unähnlich. Auch er hatte die orthodoxen Lutheraner in Jena und Leipzig, wie die katholisirenden Syncretisten in Königsberg gehört. Er war aber eine jener tiefern Naturen, welche an der Form nicht kleben bleiben, sondern alle Wissenschaft in Lebenssaft verwandeln müssen. Seine theologische Richtung verdankte er nicht talmudistischen und cabbalistischen Studien, sondern der Bibel, bei der er über den „Apices, Titteln und Buchstaben" den Sinn nicht vergessen, welchen er sich durch innere Erfahrung anzueignen strebte. Aus dem Gelehrtenschlummer jener Zeit hatte ihn „Arndts wahres Christenthum" aufgerüttelt. Eine Predigt, welche er 1693 über Joh. 3, 5 halten sollte, wies ihn auf den Wind hin, der da bläset, wo er will und mit der Witterung des Genies hörte er das Sausen desselben. Zu Speners, Franckes und Breithaupts Füssen in Halle fand er den neuen Menschen (1694) und brachte mit dem neuen Herzen, das in seiner Brust schlug, nach Königsberg einen neuen Geist. [75])

Die Vielwisserei, welcher die Theologen jener Zeit oblagen, hatte dieselben schliesslich zu Rhetoren gemacht, deren mächtigste Waffe die gelehrte Phrase war, welche die wissenschaftlichen Abhandlungen jener Zeit ebenso durchzieht, wie die zahllosen lateinischen und deutschen Reimereien, in welchen man sich gegenseitig bei jeder Gelegenheit beätherte oder verketzerte. Die Schulphrase war die gewaltigste Mauer des akademischen Cliquenwesens, welches jede freie Regung des Geistes niederhielt.

Lysius machte der Wahrheit eine Gasse, indem er der Phrase den Krieg erklärte und dem schlichtem Wort wieder zu Ehren half. Wenn seine Sprache auch dünn klingt, gegen die sonore Stimme Luthers, so hören und verstehen, ja reden wir dieselbe noch heute, während der Redewust eines Sanden für unsere Zeit geradezu ungeniessbar ist.

Eine an Trockenheit streifende, geistige Nüchternheit, der nur „seine unvergleichliche leibliche Diät" entsprach, kennzeichnet seine

---

[75]) 1701 wo er Dir. des Friedrichs-Collegiums und Prof. theol. extraord. wurde.

akademischen Reden, wie seine Gelegenheitsgedichte und Predigten. Wie ein scharfer Luftstrom fährt dieselbe durch die schwüle und verdumpfte, ja verpestete Schulgelehrsamkeit seiner Zeit.

Als 5. Aug. 1704 der Tribunalsrath Dr. Mich. Preuck, ein Gesinnungsgenosse des Lysius beerdigt wurde, rief der College des letztern Prof. D. Paul Pomian Pesarovius, Pfarrer am Kneiphof, welchen wir hier sonst nicht weiter erwähnen, da er 1707 wegen der vielen Händel, in die er gerathen war das „Beneficium migrandi ergreifen" musste,[76]) demselben nach:

Prussia, quae celebri donas cunabula Brenno
 Et Regni titulis, inclyta terra, cluis;
Suspicias Preucki cineres, et funere in isto,
 Innumeros credas occubuisse Deos:
Haud siquidem tenet urna virum; Sed Numina multa
 Hic proprios urnis deposuisse rogos.
Clauditur hoc Pietas tumulo, Phoebusque, Themisque,
 Et busto Virtus ingemit ipsa suo.
Deplorent homines alii; Nos funera Divûm:
 Nam servare alios, Nobilis urna nequit.
Hinc spe si reserat Superis Sors laeta Penates
 Aede sub hac cineres, Spes bona, Sorsque colant.

Lysius beginnt das Leichengedicht auf den Freund mit folgenden Worten:

„Von Todten soll man nichts, denn nur was löblich schreiben
Die Fehler möchten hier stets zugedecket bleiben,
Doch kann nicht christlich sein ein solches Lobgedicht,
Das nur mit Lügen ist zum Schmeicheln eingericht.
Es ziemt dem Tichter nicht, dass er ein Lügner sey,
Die Wahrheit hält den Ruhm auch in der Tichterey."

Das Lob seines Freundes fasst er dann kurz in die Worte zusammen:

„Der Umbgang, welchen ich von seiner Lieb genossen,
Hat mir viel Guts gezeigt, nicht aber draus geschlossen
Von Jemand werden könt, dass Bös' in sein Gemüht
Die Oberherrschafft hätt. Lieb, Freundlichkeit und Güht,
Gelahrtheit, sanfften Muht mit Dehmuht ausgeziehrt,
Sambt wahrer Gottesfurcht hab' ich an ihm gespührt."

[76]) Arnoldt, Kirchengesch. S. 658.

Wer die Unterschriften nicht gelesen, glaubt hier schwerlich zwei Professoren derselben Universität und Facultät vor sich zu haben. Eher denkt man an den Gegensatz von Heidenthum und Christenthum und sieht das Erstere zu seinem Staunen durch Pesarovius, den orthodoxen Schüler Calovs vertreten.[77])

Am deutlichsten erkennt man die Bedeutung des Heinrich Lysius aus dem Hass, welchen man dem grossen Pietisten entgegen brachte, von dem wir bereits einige Proben gegeben. Die Angriffe, welche derselbe erfuhr, waren im Grunde nichts als Ausflüsse der Furcht und Schwäche.

Am meisten schien der Prof. poeseos Hieron. Georgi vor ihm zu zittern, der wohl nicht ohne Grund vermuthete, dass der Pietismus seinem faden Wortgeklingel ein schnelles Ende bereiten würde. In zum Theil recht unreinen Reimen, die zugleich ein scharfes Schlaglicht auf seine poetische Begabung werfen, liess er sich, bei Gelegenheit der oben erwähnten fünffachen Doctorpromotion also vernehmen:

„Ihr Rottengeister merkt, ihr losen Wäsch und Schwätzer
Ihr Felsenharte Köpff, und Gottsvergessene Ketzer,
Euch soll durch diese Fünff, wie durchs Gebiss ein Gaul,
Schon bändig sein gemacht das ungezähmte Maul.
Ihr könt nicht wiederstehn den festen Schlüss und Gründen,
Die eures Hertzens Sinn gantz unauflöslich binden.
Verwerfft ihr die Vernunft, so muss die Heilge Schrifft
Vertilgen eure Lehr als Pestilentz und Gifft.
Läszt ihr es kommen an auff viele Sprach und Zungen,
So ist ein schneidend Schwerd durch euer Hertz gedrungen.
Solt auch die Neurigkeit bezaubern euren Sinn,
So wirfft die Wissenschafft der Kirchgeschicht ihn hin.
Bescheidne Klugheit muss euch noch zuletzt beschämen
Und dadurch so viel mehr an Ruhm und Glantz zunehmen,
Als euer Unverstand und frecher kühner Muth
Bey Hoch und Niedrigen der Wahrheit Abbruch thut.“

[77]) Das Kirchenlatein jener Zeit bewegte sich überhaupt in merkwürdigen Bildern. Noch 1727 bedient sich Joh. Corsepius in einem Glückwunsch zur Introduction des altstädt. Pfarrers Dr. Wolf der Wendung:

„Dum Tibi sublimis celsus moderator Olympi
Tradidit officium.“

Carm. grat. II. 87. Cardinal Bembo hätte das nicht besser sagen können.

Nicht jeder Dichter ist Prophet, Herr Georgi war's auch nicht. Bald wehte ein anderer Wind durch die Facultät. Im Jubeljahr der Reformation stand Lysius (2. Nov.) als Brabeuta auf dem Catheder und ertheilte seinem nachmaligen Schwiegersohn Joh. Behm, sowie Christoph Langhansen, dem Sohne des, durch seine frommen „biblischen Hausandachten“ noch heute in vielen Kreisen des Volkes bekannten, altstädtischen Pfarrers Christian Langhansen die Doctorweihe. Ein, bei dieser Gelegenheit von einem Sohne Sandens (Bernhard Friedrich) an Behm gerichtetes, Gedicht lässt bereits den Umschwung der Stimmung merken. Wenn auch in der Form keineswegs vollendet, schaut aus demselben doch ein neuer Geist heraus: [78])

„Was ist das Bibelbuch? Ein Zeiger, der die Bahn
Uns Menschen einzig nur zu Zions Pforten weiset,
Die Säule, die uns führt ins Himmels-Canaan,
Ein Manna, welches uns die Seele reichlich speiset,
Ein Sonnenball, der uns das Auge der Vernunft,
Wenn wir zu keck drein sehn, durch manch Geheimniss blendet,
Ein Zeuge, der uns lehrt der Seelen Wiederkunfft,
Die Fahrt, durch welche man an Salems Hafen ländet,
Ein Blumenstrauss, der nach des Höchsten Gnade riecht,
Ein Schreck-Comet, der uns mit Gottes Eyfer dräuet,
Ein Schwerdt, mit welchem man getrost mit Satan ficht,
Die Braut, mit der ein Christ die grössten Schätze freyet,
Ein Julep, der mit Recht der Seele Labsahl heist,
Ein Ring, wodurch sich paart der Glaub und Lieb' auf Erden,
Ein Meer, das keinen Grund von Gottes Allmacht weist.“ u. s. w.

Ebenso wandte sich Langhansen, der neben dem theologischen noch einen mathematischen Lehrstuhl inne hatte, der neuen Richtung zu. Es ist freche Lobhudelei, wenn Joh. Friedr. Gottsched demselben 1720 ins Gesicht sagt: [79])

„Copernikus erschrickt vor deinen Thaten schon,
Des Cartes selber wanckt auf seiner Weiszheit Thron,
Denn beyde konten zwar viel neue Welten zeigen,
Du bist allein geschickt dieselben zu ersteigen.“

[78]) Carm. grat. I. 160. [79]) ibid. 146.

Vollständig berechtigt dagegen ist der Ausspruch des Studiosus Mich. Friedr. Müller:[60])

„Dein scharfes Auge sieht mit muntrer Wachsamkeit,
Den, der von Tugend blosz, in Laster sich einkleidt.
Der bleibet dir verhaszt, der sich mit Boszheit zieret,
Und seines Lebens-Lauff in wüster Ordnung führet,
Den aber hastu nicht durch harte Wort betrübt,
Der aller Tücke Feind, der Tugend sich ergiebt.“

Auch die Quandtsche Orthodoxie sieht bereits ganz anders aus, als die Sandensche.

Einen grossen Sieg errang der Pietismus, als 1725 der Lieblingsjünger des Lysius, der bescheidene Abraham Wolff,[61]) der so stark in „Theologia thetica“ war und so „accurat und behutsam“, dass er in Thesi nicht mit einem Worte verstossen mochte, den akademischen Lehrstuhl bestieg.

Als nun gar 1730 Johann Heinr. Lysius, der Sohn Heinrichs, der nachmals auch die Würden des Vaters erbte, die theologische Doctorwürde erwarb, war dem Pietismus das Feld gesichert und der Rektor und die Collegen der Löbenichtschen Schule sangen dem Sohne ein anderes Lied, als einst der Löbenichtsche Kantor dem Vater gesungen. Jetzt hiess es:[62])

„Vita docet cunctos, quos urget nausea verbi;
Motus discedit, qui Tibi visus erat.
Sic Deus in Te uno multorum dona ministrat,
Te novit coetus, Teque juventa Virum.“

und der Prorektor der Schule Franz Casp. Stuvaeus hält noch eine besondere Ehrenrettung des Vaters für nöthig:[63])

„Laudandus genitor, genitrix, et stemma decorum,
Talia, qui mulcent, pignora cara tori.
Laudanda et Cathedra est Ecclesia et moenia nostra,
Quae Te Doctorem gaudent habere suum.“

Wenn der alte Pfarrer Ostermeier, dessen Zeugniss wir am Eingange unserer Darstellung anführten auch nicht in dieses Lob einstimmte,

---

[60]) Carm. grat. I. 98. 1734.
[61]) Sein Leben Acta Boruss. II. 626—632.
[62]) Carm. grat. I. 166. [63]) ibid. 167.

so scheint er sich doch im Sohne mit der Richtung des Vaters einigermassen ausgesöhnt zu haben. Er bemerkt in seiner Arnoldtschen Presbyterologie bei Joh. Heinr. Lysius: „der jüngere D. Lysius war ein sehr feiner und dabei redlicher Mann. War den Halleschen Lehrsätzen nicht so geneigt wie sein Vater. Auf der Kanzel war er gründlich, aber der Ton im Reden nicht der beste. Er verdiente ein längeres Leben." Der ältere Lysius starb den 17. Oct. 1731, der jüngere den 28. März 1745.

Hiemit nehmen wir vom Königsberger theol. Doctor und Professor jener Tage Abschied, aber nicht ohne eine Lichtseite hervorzuheben, die demselben, ganz abgesehen von seiner Richtung, zu hohem Ruhme gereicht, wenn er auch sonst an den Schattenseiten seiner Zeit gebührenden Antheil zu nehmen nicht verfehlte. Nirgend stossen wir in unsern Quellen auf eine Spur jenes nichtswürdigen, professorlichen Familienklatsches, der auf andern deutschen Universitäten um jene Zeit fast das häusliche und Privat-Leben aller Docenten besudelte. Das Verhältniss der akademischen Lehrer zu ihren Schülern war öfter durch Schmeichelei geschraubt, als durch Verläumdung oder böse Nachrede getrübt und, wo wir solche gelegentlich finden, gilt dieselbe mehr der Sache, als der Person.

II.

S. S. Theol. Studiosus.

„S. S. Theol. studiosus", auch wohl „S. S. Theologiae" oder „Sacrarum Litterarum cultor", nannte sich der junge Gottesgelehrte am Anfange des vor. Jahrh. Gab er etwas auf einen langen Titel, oder war er ein wenig eitel, so deutete er durch ein an betreffender Stelle eingeschobenes „et phil.", gerade wie heute, wenigstens den guten Willen an, sich auch sonst noch allerlei schöne Wissenschaft und allgemeine Gelehrsamkeit anzueignen. Im Ganzen selten tritt er unter seinem deutschen Titel auf: „der heiligen Schrifft" oder „der Gottesgelahrtheit und Weltweissheit Beflissener."

Zuweilen war er noch blutjung, wenn er die Universität bezog. Der nachmalige Diakonus am Dom, Johann Heinrich Kreuschner, war im dreizehnten Jahre seines Alters, als er 1706 auf die hohe Schule

ging. Sechzehn bis siebenzehnjährige Studenten traf man häufiger als heute, aber auch viel ältere. Hatte der Jüngling eine Provinzialschule, oder eine der Königsberger gelehrten Schulen fleissig besucht, so brachte er eine, nicht unbedeutende, wenn auch meistens rein formale Bildung mit und konnte seinen lateinischen und griechischen Vers drechseln, denn es gab gerade in jener Zeit hier verschiedene, sehr gelehrte und tüchtige Schul-Rektoren. Manche derselben gaben ihren Zöglingen schöne und gewichtige Mahnungen und Wünsche mit, deren Inhalt einige Worte aus dem „Academicum hoc age!" andeuten mögen, welches der Rektor Bischius zu Sehesten einem angehenden Studenten ans Herz legte:[84])

„Tu juvenis! ne quid deflectas tramite recto,
Fac monitis vivas consiliisque meis.
Prima Redemptoris tibi sit reverentia CHRISTI.
Quo bene propitio caetera cuncta fluent.
Proxima divinis lex est coluisse Parentes
Gnaviter et studiis invigilasse suis.
Quae tria cum laeto tu praestes emolumento,
Otia, te moneo, desidiosa fuge."

Bei dem s. g. „innern Berufe", den der damalige Studiosus zur Theologie hatte, wollen wir uns hier nicht länger aufhalten, obwohl derselbe in der Regel von Laien als unumgängliche Bedingung zu diesem Studium gefordert wird. Abgesehen davon, dass derselbe erst im Amt zu Tage kommt, pflegt er am wenigsten bei denen vorhanden zu sein, die auf Universitäten viel von demselben zu erzählen wissen. Den Studiosus theologiae machten damals, wie heute in der Regel die Verhältnisse, in denen er aufwuchs. In Folge dessen ist vor Allem seine Herkunft nicht zu übersehen.

Pfarrer Joh. Casp. Suchland zu Heiligenwalde hielt selbst den Geburtstag eines Theologen nicht für gleichgültig. „Sein Gebuhrtstag", sagt er in einem Gratulationsbrief zur Doctorpromotion Joh. Behms [85]), „Anno 1686 der 7. April war eben der Palm-Sonntag des Mittags gegen 12 Uhr, wie ichs mich denn wol erinnere. Es zeugte sofort der Gebuhrtstag, als welcher vom Baum den Nahmen führet, es wäre ein gut

[84]) Carm. grat. I. 335. [85]) den 2. Nov. 1717.

Sprössling der grossen Behmen ausgeschlagen, der in der Mitte seiner Jahre würde die Vollkommenheit und Wachsthum seines Stammes erlangen, wie es denn jetzt am Tage, da Er wie ein Palm-Baum grünet und wächset wie eine Ceder auf Libanon Psalm XCII, 13."

Viel wichtiger war es jedoch, dass Behm einem alten Theologengeschlecht entstammte. „Er, Herr Doctorande," sagt Suchland in demselben Briefe, „ist aus dem berühmten Geschlechte der Herrn Behmen, welche schon über ein ganzes seculum in unserm Preussen floriret, angemercket schon dessen Herr Aelter-Vater Dr. Joh. Behm Anno 1610 Pr. Ober-Hoff-Prediger geworden. Sein Herr Grossvater, Dr. Mich. Behm ist insonderheit durch seine Legation auf das Colloquium, das in Thorn Anno 1648 gehalten worden, von vielen gelehrten Männern gerühmt worden. Sein wohlseeliger Herr Vater D. Mich. Behm, Hochverdient gewesener Ertz-Priester zu Preuss. Holland und eines E. E. Oberländischen Consistorii Assor [sic] Primarius etc., welchen ich meinen Schirm und Schatten, Ernährer und Versorger, ja andern Vater nenne." Kürzer drückt dieses Lob der Preuss. Holländische Diaconus Joh. Christoph Doblin aus:[86])

„Cernebas prae te vestigia clara parentum
Patris, Avi, Proavi, quae sequebare pie.

Pastoren- und Theologen-Söhne brachten einen gewissen Ahnenstolz auf die Universitaet, zumal wenn ihre Vorfahren bereits einiges Ansehn in der Provinzialkirche, oder gar in weiteren Kreisen besassen. Des vorerwähnten Suchland Vorfahren väterlicher Seits waren, wenn derselbe recht gezählt hat, bis zum eilften Gliede Priester, worüber M. Mich. Sack ihn 2. April 1723 beglückwünscht:[87])

„Schaue deine Väter an, die zum eilften Glied bestanden,
So wird aller Neider Zahn über deinem Thun zu Schanden."

Aber auch schon theologische Verwandtschaft von mütterlicher Seite gereichte zur hohen Ehre. Als M. Reinhold Stürmer Dom. II. p. trin. 1704 zum dritten Diaconus am Dom ordinirt wurde, sang der kaiserl. gekrönte Poet M. Gottfr. Erasmi ihn an:[88])

---

[86]) Carm. grat. I. 158. [87]) Ibd. I. 328. [88]) Ibd. II. 76.

„Drumb zeigt durch Klugesthun! wie ihm das Glück will fügen,
Geehrtester Herr Ohm, dasz an ihm werd' geschaut:
Er sey ein grüner Ast vom Stamm des klugen Klugen"

und erklärt diese Worte in einer Note: „Des Herrn M. Stürmer Uhraelter Herr Vater mütterlicher Seiten ist gewesen Herr Georg Kluge, ein Mann von grosser Gelahrsamkeit und Eyfer vor die Lehre Christi; Indem er Anno 1612 als Senior Ministerii in gantz Preussen [89]) nicht nur dem vom Papst Gregorio XIII. corrigirten Calenderwesen, sondern auch allen andern Irrthümern und falscher Lehre des Papstthums mit Predigen und Schrifften sich hefftig widersetzet, dabey ihn aber Gott alle Zeit wunderbar geschützet. Sein ruhmwürdiges und exemplarisches Leben hat er auf 100 Jahr weniger 6 Monat gebracht und sind von ihm in solchem hohen Alter 152 Kinder und Kindeskinder belebet worden."

Bei dieser Fruchtbarkeit in den Pfarrhäusern musste sich der preussische Clerus immer neu gebären, zumal es die Väter für eine Ehre ansahen, ihre Söhne der Kirche zuzuführen, die sie genährt und erzogen.

Schon früh gab man dem Geist der Söhne die Richtung auf die Kirche hin. Dr. Dav. Vogel erzählt z. B. in dem Lebenslauf Bernhards v. Sanden des Jüngern, „dass die privatinformation", welche derselbe durch den M. Joh. Hein, nachmaligen Rektor der Provinzialschule zu Tilsit empfangen, „dermassen gesegnet gewesen, dass er schon in dem neundten Jahr seines Alters bey der Doctor-Promotion seines Herrn Vaters (des nachmal. Bischofs) ihm die gewöhnliche Quaestion in einer ansehnlichen und volckreichen Versammlung zu jedermanns Vergnügen proponirte."

Als der sechsundneunzigjährige Pfarrer Falck am 19. Sept. 1720 in seiner rossgärtschen Kirche bestattet wurde, hebt es Bernh. v. Sanden besonders rühmend hervor, dass unter den vier Söhnen desselben drei ehrwürdige Kirchenlehrer seien.

So bildete sich gewissermassen ein Stamm Levi, der die Traditionen der Väter auf die Söhne vererbte und die Liebe zum reinen Lutherthum von Geschlecht zu Geschlecht verpflanzte. Solch ein geistliches Geschlecht waren die Flottwells, welche später dem Staate einen Minister und verschiedene andere verdiente Beamte gegeben. Dieselben

---

[89]) Er war von 1595—1651 erst Diaconus, dann Pfarrer in Schippenbeil.

hatten damals bereits in der dritten Generation Pfarrämter inne. Daher sagt Pesarovius vom M. Christian Flottwell:

„Is Patris et praedulcis Avi mactatus honore,
Quorum sincerus quisque magister erat.“

Die Webers, welche ihre Zweige bis in unsere Zeit getrieben und zuletzt in zwei Generationen das Pfarramt in Döbern inne hatten,[90]) waren damals schon eine specifisch geistliche Familie. Ebenso die Porsch, Heiligendörfer, Neufeld u. a. m.

Doch nicht allein der geistliche, sondern auch der höhere Bürgerstand, die Patricierfamilien Königsbergs, lieferten der Kirche hochachtbare Diener. In manchen dieser Familien hatte sich durch Jahrhunderte ein kräftiger religiöser Trieb gezeigt. So stammten die Quandts „aus dem Geschlecht des, umb das gemeine Wesen und die Kirche treu verdienten Mannes Herrn Jacob Quandten, Rathsverwandten im Kneiphoff, so sich zu denen unglücklichen Zeiten Osiandri der bedrängten Prediger, sonderlich des berühmten D. Moerlini mit aller Treu angenommen, sie beschützet und versorget.“ [91])

Christian Gottlieb Kongehl, seit 1735 Diaconus, später Pfarrer am Tragheim, war der Enkel des kneiphöfischen Bürgermeisters Feyerabend, in dessen Familie auch der Prof. D. Heinrich Liedert hineinheirathete und der Sohn des, als Kirchenliederdichter bekannten, kneiphöfischen Bürgermeisters Mich. Kongehl.

Der löben. Diaconus Weber und der neurossgärtsche Pfarrer Theod. Friedr. Werdermann (1709—41) waren Schwiegersöhne des kneiphöfischen Bürgermeisters Joh. Sand, während der löben. Diaconus und Kirchenliederdichter Consistorialrath Arnold Heinrich Sahme Sohn des altstädtschen Gerichtsverwandten Heinrich Sahme war.

„Sahmius eximiae gentis decus atque columna!“

ruft einmal Dr. Dav. Blaesing im Hinblick auf die Herkunft desselben bewundernd aus.

Der Einfluss, welchen vornehme Bürger, namentlich Mitglieder des Raths auf die Besetzung vieler städtischen Pfarrstellen hatten, mag in

[90]) Gottl. Theod. W. gest. 1810 und Daniel Theod. W. gest. 1866.
[91]) Leichenpredigt auf den älteren Quandt.

solchen Fällen bei der Wahl des theologischen Berufs auch mit in Anrechnung gekommen sein. Die Leute, welche diesen Kreisen angehörten, waren oft ein Segen für die Kirche und verpflanzten den feinen, mitunter nur zu sehr ans Schöngeistige streifenden, Ton, welcher in den vornehmen Bürgerhäusern jener Zeit herrschte, in die Pfarrhäuser und theologischen Kreise.

Doch fehlte es auch keineswegs unter den Theologie Studirenden jener Zeit an Söhnen des Volkes. Oft lässt sich bei diesen der Beruf des Sohnes auf den Einfluss der Mutter zurückführen. Eine fromme Mutter, wie z. B. die des Bischofs v. Sanden, hatte einen bedeutendern Kanzelredner gehört und von Stund an gingen ihre Gebete dahin, den Sohn einst auch auf der Kanzel leuchten zu sehen. Nun wurden die grössesten Opfer gebracht, um denselben zur Universität heranzuziehen. Im günstigsten Falle gestaltete sich dann seine Lebensgeschichte wie die des nachmaligen Erzpriesters O. Oehlert in Legitten, die der Geheimrath Dr. Joh. Berent in einem Gratulationsgedicht vom 8. Aug. 1707 folgendermassen erzählt: [92])

„Der Eltern Mittel reichten schwer, das, was er ist, aus ihm zu machen.
Er drückt und bückt' sich hie und da, wie dem Studentenstand gebühret,
Wenn sich durch unverdroßnen Fleisz, bei wengem Schlaf und vielem Wachen
Das Aug vom Lesen findt' erstarrt, die Hand vom Schreiben müd und hart.
So gings Ihm, wollt' er sein gelahrt.
Der Academische Senat an ihm ein fein Gemüth verspüret,
Drauf ward Er in das Alumnat und Königs Unterhalt gesetzet.
Wie fleiszig Er den Kopff dran streckt und tugendhafft sich auffgeführet,
Das weisz ein jeder, der Ihn kennt und darum lieb und werth geschätzet.
Bald liesz er sich in einen Kampf bei mancher Disputation
Und trug den Sieg und Ehr' davon.
Bald trat er auf den Predigt-Stuhl und redete von solchem Ort
Des höchsten Gottes reines Wort und was die erste Kirch beliebet,
Durchsucht der Gottsgelahrten Schrifft, bis Er kam an die Ehrenpfort,
Die nur der Tugend offen steht und dem, der sich wohl hat geübet
Ohn' Irrthum in der Lehr zu sein und ohne Falsch sein Leben führt,
Wie treuen Lehrern es gebührt."

Doch nicht jeder arme Student ist Erzpriester geworden. „Der arme

[92]) Carm. grat. var. II. 54.

Student" ist ein Thema, das auch in jener Zeit der mannigfachsten Variationen fähig war.

„Temperat nimirum egestatem studiosi, studiosum egestate Deus" heisst es in einem Glückwunsch jener Zeit.[93]) Joachim Heinrich Härtel hatte auch fleissig gearbeitet, wurde aber nur Kantor in Tilsit.[94]) Als er am 18. Nov. 1733 dahin abging, gab ihm sein Freund und Stubengesell J. A. Adler, der gleichzeitig nach Russland zog, ein „Blatt zu immerwährendem Andencken der gepflogenen Freundschafft" mit, auf welchem er uns unter andern in das trauliche Stübchen zweier Studenten einführt und gemüthlich die heitere Armuth der Musensöhne zeichnet, die es bewohnten:[95])

„Wie schön verstrich die Zeit, als uns ein gleicher Wille
Stets ungetrennt zu seyn, zusammenziehen hiesz!
Wir theilten Freud' und Leid, so dass auch in der Stille
Schertz und Vertraulichkeit uns nicht alleine liesz.
Des Tages gingen wir die Stunden abzuwarten
Und mit Erzehlen ward der Abend hingebracht
Und dies gefiel uns mehr als Würffel-Spiel und Carten
Oft musicirten wir, bisz in die späte Nacht.
So haben wir gelebt, so ist die Zeit verlauffen,
Die Stunden wurden kurtz und wir sie kaum gewahr.
Könt ich dieselbigen mit Geld zurücke kauffen,
Ich reichte all' mein Gut, sie zu bezahlen dar."

Durch mühsamen Broterwerb waren die Studien des armen Studenten beständigen, oft recht langen, Unterbrechungen ausgesetzt. Glücklich war er, wenn er, wie M. Flottwell, Hofmeisterstellen in vornehmen Häusern erhielt, die ihm wenigstens hin und wieder einen längern oder kürzern Aufenthalt in Königsberg verstatteten. „Konnte gleich seine verwittibte Mutter," berichtet Diak. Kreuschner in Flottwells Leichenpredigt vom 3. Mai 1727, „mit benöthigten Mitteln ihm nicht zu Hilfe

---

[93]) Achat. Küchenthal an Keber 18. Sept. 1704. Carm. grat. I. 254.

[94]) Siehe über ihn Pöhlmann, Beitr. zur Gesch. des Königl. Gymn. zu Tilsit. 3. Stück. Progr. 1874. S. 17.

[95]) Carm. grat. II. 105. Sinn für Freundschaft ist ein Grundzug im Charakter des Königsberger Studenten. Ueberall stösst man auf den „Jonathan", wie der specifische Name für den Busenfreund unter den Theologen lautet.

kommen, so beforderte sie dennoch seine Wolfarht desto kräfftiger mit ihrem unablässigen andächtigen Gebet.[96]) Der erbarmende Gott, auff den er aus Mutterleibe geworffen war,[97]) liess ihm Gnade finden in den Häusern vieler Hochadlichen und vornehmen Geschlechtern, indem er von der Frau Obristin v. Löbelin, vom Herrn Oberforstmeister v. Manteuffel, Herrn Tribunalsrath v. Lauvitzen, Herrn Johann v. Creytzen, Königl. Pr. Kammerherrn und Erbherrn der Pehstischen und Silginnenschen Güter, Herrn Jacob Hofmann, Bürgermeister im Löbnicht und Herrn Tribunals- und Hoffgerichts-Rath Christian Wilh. Lau in unterschiedenen Jahren ihren Kindern zum Hoffmeister vorgesetzet und wegen seiner sonderbahren geschicklichkeit durchgehend von allen lieb und werth gehalten wurde, wodurch er sich auch eine recht besondere Gnade zuwege brachte bey Seyner Hochwohlgebornen Excellentz, dem damahligen Königl. Preuss. würcklichen geheimen Etaats-Rath und Ober-Burggrafen Herrn Friedrich Wilhelm v. Canitz.

Diese Conditiones, wie sie grösterntheils in denen Häusern derer gelahrtesten und berühmtesten Männern unter denen Grossen des Landes Ihm aufgetragen wurden, öffneten ihm recht die Thür zur Schule aller Wissenschaften, so dass er sich rühmen konnte aus denen discursen solcher gelahrten hocherfahrnen Männer in einer Stunde mehr, denn durch vieles Lesen und Studiren profitirt zu haben, der Kreutz- und Lauwitzschen Bibliotheque zu geschweigen, deren er sich zu seinem Nutzen zu bedienen alle Freyheit genossen. So gut und erwünscht aber der grosse Gott Ihm dabey ergehn liess, so sehnte sich dennoch sein Hertz am meisten nach der Academie und freuete sich, wenn es die göttliche Fürsehung dergestalt fügete, dass er in Königsberg seine anvertrauete Jugend führen und dabey Gelegenheit haben konte, die Collegia derer Herren Magistrorum und Professorum mit begierigem Fleiss abzuwarten."

Je angenehmer eine Hofmeisterstelle war, desto gefährlicher wurde

---

[96]) Flottwell selbst nennt diese Mutter einmal „seine Monica". Sie hiess Maria und war die Tochter des Haberbergschen Pfarrers Heiligendörfer.

[97]) Sein Vater, Pfarrer in Laptau, starb in derselben Stunde, in welcher ihm dieser Sohn sein ehrenvolles testimonium dimissionis zur Universität überreichte. 9. März 1697.

dieselbe oft für die Zukunft des theologischen Akademikers, der nun sein Lebenlang Hofmeister und Student blieb, oder wenigstens eine unglaubliche Anzahl von Semestern zu seiner Vollendung brauchte.

Der tüchtige Conrektor der kneiphöfschen Kathedral-Schule, Johann Christian Rücker (gest. 1720), eines Schneiders im Kneiphof Sohn, war, wie der, seiner Leichenpredigt angefügte, Lebenslauf ergiebt, sechs Jahre Hofmeister des nachmaligen Kanzlers Georg Friedr. v. Kreytzen, der bei seinem Schwager Herrn Ernst v. Schlieben auf Gr. Klingbeck erzogen wurde, „welche 6 Jahre aber Ihme, wegen der vielen Gnaden-Bezeugungen, die Ihm allda wiederfahren, wie eintzele Tage vorgekommen.“

So schnell verging die Zeit nicht, wenn der junge Student als Collaborator oder Schulcollege an eine öffentliche Schule, und oft genug in dieser Stellung für seinen eigentlichen Beruf verloren ging. Er rückte dann wohl im Lauf der Jahre bis zum ersten Schulcollegen hinauf und theilte das Loos des, an der kneiphöfschen Cathedralschule angestellten Herrn Joachim Sonnenberg, welcher 1705 „als 48jähriger wohl meritirter“, aber schlecht besoldeter Schulmann in einer derartigen Stellung starb. In einer solchen war von Gnadenbezeugungen nicht viel zu spüren. Der nachmalige Erzpriester in Tilsit, M. Joh. Christoph Teuber singt als scholae prov. Tilsensis rector 6. Nov. 1706 bei seiner Vermählung: [98])

„Sofern die blöde Dürfftigkeit,
Ein Hohn und Schandfleck dieser Zeit,
Mir weiter noch zur Seyt soll stehen“ u. s. w.

und der gelehrte altstädtsche Rektor Hoynovius ruft seinem Collegen Spiess von der Chatedralschule in einem Hochzeitsgedicht zu: [99])

„Man findet Leut', die nichts den Schulen sind gewogen
Und wenn in Schulen sie nicht wären aufferzogen,
Ein Klotz und dummer Schöps ihr Bruder könnte seyn.
Sie gönnen Schulen nicht den kleinsten Glückes-Schein,
Ihr Nerons-Wunsch ist: Lass die Flügel nur verschneiden,
Den Brod-Korb auch erhöh'n, dass sich schmal möge weiden
Das Schulen-Volck. So ladt man seinem Kind den Fluch,
Sich selbst befordert man ins schöne Guckgucksbuch.“

---

[98]) Carm. nupt. IV. No. 187. [99]) ebendas. 125.

Oft ist aber für den hungernden Studenten das spärliche Brot nicht einmal in der Nähe zu haben. Eine Reise wird zum Erwerb desselben nöthig. O, das böse Reisegeld! Wie oft ist dasselbe gar nicht vorhanden, wie leicht geht es verloren! Nun heisst's — Fechten!

Selten hat Jemand wohl diese Kunst so schön verstanden und so rührend ausgeübt, wie unser Landsmann Thomas Blaeser. Vor uns liegt ein halber Bogen in Folio mit einer Titelvignette, bei deren Anblick uns unwillkürlich eine Gänsehaut überläuft. Ein grober Holzschnitt zeigt in markigen Strichen ein untergehendes Schiff. Nur der Stern desselben schwebt noch über dem Wasser und zeigt das Symbol des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung. Ueber den Kämmen der hochgehenden Wogen tauchen eine Menge, von Angst verzerrte, Menschengesichter empor. Durch die Wetter, welche die Luft durchtoben, schlingt sich ein Band mit der Inschrift: Auxilium meum est dominus und das Bild trägt die Unterschrift: Domini est salus. Ueber demselben prangt aber in gewaltigen Buchstaben folgender Titel: „Wemüthige | Jammer-Klage | Welche | der, durch das auff ihn zustürmende Creutz | sehr verunruhigte | Mitt-Bruder | denen | Hohen Gönnern | Und Befördern der Studirenden | In tieffster Demuth | hat vorstellen | Und Sie dadurch | zum Christlichen Mitleyden | über sein Ihm ohnlängst zugestandenes schweres Creutz | bewegen wollen | Thomas Blaeser | S. S. Theol stud. | Gebürtig aus dieser Stadt Königsberg | Königsberg, Gedruckt | In der von S. K. M. priviligirten Georgischen Buchdruckerey.

Wir können uns nicht versagen das ganze Gedicht hier probeweise folgen zu lassen.

JESUM!

Vaterland nimm es zu Hertzen, trautste Mutter höre doch
Was vor Jammer, Angst und Schmertzen, ja was schweres Creutzes-Joch
Mich betroffen hat, dein Kind, in den herben Trübsals Tagen,
Die mit nichts bezeichnet sind, als mit lauter Creutz und Plagen.

Unter allen Creutzes-Stürmen war der letzte gar zu hart,
Da nach Oldenburg vom Bruder ich aus Lieb geruffen ward,
Der mich dort zu einem Dienst durch sein Mittlen wollte bringen,
Da die große Armuth mich nicht so schwer mehr sollte dringen.

Ich gehorchte seinem Ruffen, setzt mich auf ein lübsches Schiff,
Das auch glücklich in die Wellen, doch mit halbem Winde lieff,
Aber kaum war unser Schiff in die wüste See gekommen,
Da ward bald ein starcker Sturm und contraire Wind vernommen.

Unser Schifflein ward mit Wellen, wie der Jünger ihrs bedeckt,
Jeder lag auf seinen Knieen von des Todes-Noth erschreckt.
Nichts als grosses Zeter-Schrey, Winseln, Klagen, Weinen Heulen
War da unser Zeit-Vertreib bei den starcken Donner-Keulen.

Unsre Angst ward noch vermehret, da das Schiff die Leck bekam
Und des Waszers grosse Macht in demselben Herberg nahm,
Jeder sah hie seine Noth und den Tod für Augen schweben
Und gedachte keine Stund noch in dieser Quahl zu leben.

Doch Gott sah den grossen Jammer, der uns traff, gnädig an
Und zeigt, dasz in allen Nöthen Er Errettung finden kann,
Da er zwene Fischer schickt, die aus dieses Todes Ketten
(Weil sie unsre Flagg' geseln) uns auff diesz mahl musten retten.

Also schenckte zwar das Leben, Gott in dieser Rettungsstund,
Aber unser Haab und Gütter giengen mit dem Schiff zu Grund,
Und nun musz in vieler Noth ich mein armes Leben führen
Ach! dasz doch mein Jammer-Stand vielen möcht das Hertze rühren.

Nach-Satz.

Drumb, ihr Gönner, lasst mein Klagen euch doch heut zu Hertzen gehn
Und, der euch mit Thränen bitt, nicht ohn Labsahl vor euch stehn,
Helfft den wieder gnädig auff, den des Höchsten Hand geschlagen
Helfft mit einer milden Hand meine Jammer-Bürden tragen.

Mich hat diese Stadt gebohren, ich bin dieses Landes Kind,
Bin auch hier gelehret worden, wie davon viel Zeugen sind.
Darumb zeuget eure Treu', habt ihr Frembde auffgenommen,
So wird eurem Landes-Kind solche Gunst viel mehr zukommen.

Ich hab alles mein verlohren, wie des Priesters Zeugniss zeigt,
Solt' der unerhöret bleiben, der nach euch die Hände reicht,
Der zu euren Füssen fält und mit heiszen Jammer-Thränen
Euch die mehr als schwere Noth, Grosze Gönner, will erwehnen.

Nackte kleiden, Hungr'ge speisen, ist der Christen Eigenthumb,
Darumb nehmet diesz zu Hertzen, strebet doch nach solchem Ruhm.
Gott, der auch den kalten Trunck nicht will unvergolten laszen,
Wird das, was Ihr an mir thut, in sein ew'ges Denckbuch fassen.

Ich bin in der Waisen Orden, Gönner sind an Vater statt,
Wie des Höchsten hoher Wille, es also verordnet hat.
Last dann eure Vaterhand mich in meinem Elend spüren,
So wird Gott euch dermaleinsz in die ewge Hütten führen.

So viel Tropffen in dem Wasser, so viel Stern am Himmel stehn,
So viel Freude lasz der Höchste Sie an seiner Gnade sehn,
Wenn Sie endlich Lebens-satt, woll er Dero Gütte lohnen
Dort in seinem schönen Reich mit den ewgen Himmels-Krohnen.

Etwas prosaischer, wenn auch gleichfalls in gebundener Rede, bettelt der, aus Sensburg stammende, Georg Riedel. Er lässt anderthalb Folioseiten mit Zahlen bedrucken, deren Bedeutung wir nicht recht ergründen können und nennt dieses Elaborat eine „Harmonische Rechnung". Er widmet dieselbe 24. Sonnt. n. Trin. 1706 dem Bürgermeister und Rath der Altstadt mit einem Bittgedicht von 6 Strophen, deren erste lautet:

„Ihr theuren Väter, Ihr, es klopfft für eurer Tühr
ein grosser Schuldner an, den Ihr Euch habt verbunden,
und mit der Zahlung sich bisher nicht eingefunden.
Die Schuld ist offenbahr, das Facit allzuwahr,
doch kann er nimmermehr von solchen Capitalen
auch nur das tausendste des Interesse zahlen."

Die Armuth ist aber nicht die einzige Klippe, an welcher der Theolog jener Zeit strandet. Der Cand. jur. Boltz sah in einer Gratulationsschrift zur Magisterwürde an den Stud. theol. Wilcken (den 18. Sept. 1704) die vier Elemente als „die grössesten Verhindernisse der Studien" an.[100])

„Was schadt doch wohl dem Studiren? Nichts als die vier Element,
Selbe können die verführen, derer Kopf nach Weisheit brennt.
Manchen treiben Hoffarts-Winde, weil er denckt, dass sich nicht finde
Jemand, der ihm gleich zu halten an Witz und Geschickligkeit,
Mancher meint, er werd' erkalten, naht sich also vor der Zeit
Schon zum Feuer schnöder Liebe und verbohtner Venus-Triebe.
Bachus Bruder sieht man prahlen, wenn mit Gerst- und Trauben-Safft
Er die Nas' kann feurig mahlen und die Bücher von sich schafft,
Damit er sie nicht geschwinde wo mit seiner Nas' entzünde.
Mancher zeigt wie Koht und Erden nur in dem Gehirne ist,
Denkt, er möchte Doctor werden, wenn er wo ein Buchchen liest

[100]) Carm. grat. I. 260.

Und findt darin sein Vergnügen, nur stets an der Erd zu liegen.
Drumb wer nicht flicht solche Flammen, Winde, Erd und Bachi Flusz,
Der mag sich nur selbst verdammen, dazu dasz er ewig musz
Als Andromed' Feszeln tragen und sein schlechtes Glück beklagen."

In der Rohheit und Liederlichkeit des Studentenlebens, in welche die leges studiosorum de 1706 und 1717 [101]) einen grauenvollen Blick gewähren, gingen damals auch viele Theologen unter. In jener, oft als fromm gepriesenen, Zeit war kein Mädchen in der Kirche vor den gemeinsten, wörtlichen und thätlichen Angriffen und Bubenstücken wüster Studenten sicher. [102]) Die akademische Disciplin war so verfallen, dass in Königsberg lebende Eltern es nicht wagten, ihre Söhne auf die einheimische Akademie zu geben, sondern dieselben lieber mit grossen Unkosten im Auslande studiren liessen, [103]) wo es übrigens in den meisten Fällen auch nicht besser stand.

Die Studenten drängten sich bei Bürgerhochzeiten in die Häuser, trieben daselbst gemeine Possen, führten schamlose Tänze auf und stifteten nicht selten blutige Prügeleien an. Nachts zogen sie brüllend, mit gewaltigen, 1706 verbotenen, Raufdegen bewaffnet, durch die Strassen und störten durch Angriffe auf Wachen, Fenstereinwerfen und ähnliche Heldenthaten die Ruhe der Stadt. Dennoch bemerken wir nicht ohne Genugthuung, dass unter den, uns vorliegenden, Zeugnissen kein einziges an realistischer Derbheit den 1744 erschienenen „Renommisten" Zachariäs erreicht, der übrigens auch schon, man erschrecke nicht, das Studententhum in feineren Formen zeigt, wenn man denselben etwa auf der Folie des 17. Jahrhunderts leuchten lassen will. Wer vor dem „Renommisten" die Schilderung des Studentenlebens im sechsten satyrischen Gesichte Philanders v. Sittewald („Höllenkinder") gelesen, dem erscheint „Raufbold" fast als ein Tugendheld.

---

[101]) Arnoldt Hist. der K. Univers. I. S. 417—29.

[102]) Inprimis autem, cum hactenus eo proterviae multi Civium nostrorum processerint, ut in templo Cathedrali ingenuum atque innocuum sexum femineum non solum procacissimis et famam pudoremque laedentibus verbis impetierint, verum etiam ingressum aedis divini, quae omnium tutissima esse debeat, obsidione quasi utrinque facta presserint, et impudicis exagitationibus, aliisque injuriis realibus securitate omni privarint ct. l. c. S. 418.

[103]) Rescr. v. 3. Febr. 1713. l. c. S. 434.

Wir lassen die urwüchsige Gestalt des uralten studentischen Klopffechters nur einmal im Hintergrunde über die Bühne des damaligen Studentenlebens schreiten. Daniel Erasmi möge denselben einführen, der in einem Hochzeitsgedicht auf den bartensteinschen Diakonus Schwertfeger mit Beziehung auf den Namen des Gefeierten sagt:[104])

„Du hast von Jugend auf nicht Lust gehabt zum Schlagen,
Dass du die Stein' gefegt, hat niemals wer geschaut,
Wie freche Jüngling' sonst des Nachts zu thun woll pflegen.
Du brauchest mehr ein Buch, als deinen Ehrendegen"

Die besten Gelegenheiten zu Raufereien boten die studentischen Vergnügungen jener Tage, die ein Hochzeitsgedicht vom 29. Oct. 1726, wie uns dünkt, ziemlich erschöpfend, schildert:[105])

„Toback und Pfeiffen her! Carthus und auch Canaster,
Komm edles Tabacks-Kraut! du rechtes Lebenspflaster!
Komm, fülle Pfeiff und Kopff mit deinem sanften Rauch,
Kommt Brüder! heute gehts nach unserem Gebrauch.
Auff, laszt uns lustig seyn, die volle Gläser leeren,
Die leeren eingeschenckt! ein jeder trinck' es aus!
Wer will uns diese Lust und stille Freude wehren?
Ein — — gehet ehr, verstehts! als ich nach Haus.
So rufft Zytophylus, der in dem wilden Orden
Der nassen Brüderschaft schon Senior geworden.
Er freuet sich im Geist, dass schon der Winter nah,
Ein wackrer Krug voll Bier und heiseres Runda,
Und denn die halbe Nacht an dem Camin zu sitzen,
Das ist sein Zeitvertreib, das ist sein Element,
Den kalten Leib mit Bier und Feuer zu erhitzen,
Sein höchstes Gut, warumb? Weil er kein besseres kennt.
Ludoso will das Ding noch etwas feiner geben
Und sucht mit aller Macht sein Bretspiel zu erheben,
Da heiszt's denn, liebe Zeit! wie manche schöne Nacht
Hab ich mit Hertzens-Lust beim Würffeln zugebracht.

---

[104]) 17. Sept. 1720 Carm. nupt. II. 90.

[105]) Carm. nupt. IV. 261. die Leges Academiae R. de 1717 gebieten sub XIX. Arnoldt, Hist. der K. Univ. I. S. 425. In cauponis et oenopoliis compotandi causa ubi aureum perditur tempus lectionibus impendendum, unde ebrietas rixae, vulnera et plura alia mala oriuntur, nemo versetur, nemo quoque tabernas visitet, in quibus Fumisugio pariter tempus male locatur.

Messieurs! ist jemand wo der Steine Lerm zuwieder?
Die Karten liegen da! laszt sehn, ob eine fehlt.
Setzt euch nur sans façon an dieses Tischgen nieder,
Allons! die Marquen sind schon richtig abgezehlt.
Der dritte fraget stets mit hefftigem Verlangen,
Ob die Comoedien schon würcklich angegangen?
Ein andrer wartet nur auf eine Schlittenfahrt,
So kürzt ein jeglich Ding die Zeit nach seiner Art.“

Auch in der heutigen Studentenwelt dürften wohl die Typen noch nicht ausgestorben sein, welche in diesen Versen so drastisch geschildert werden.[106]) Wir wollen denselben noch eine, vom löbenichtschen Diaconus Weber, 18. Sept. 1704 entworfene, Zeichnung des, auch schon damals nicht spärlich vertretenen, theologischen Bummlers hinzufügen. Nachdem Weber den jungen Magister Theod. Werdermann, an dessen Eltern das Gelegenheitsgedicht gerichtet ist, gebührend gelobt hat, fährt er fort:

„Wans so geht! so gehts eben recht, und beszer als wann faule Knecht
Sich erst zu Mittag lassen wecken. Die Augen sind dann noch verdreht,
Die Bücher stehn an gutter Stätt, und weil man bald den TISCH will decken,
So lohnts nicht, dasz man niedersitzt und sich den Kopff beim Buch erhitzt.

Nach Mittag ist das Köpffchen schwer, bald kombt ein naszer Bruder her,
Der ein Verkerchen wünscht zu machen und etwann das Licent zu sehn,
Auch was bald hie, bald dort geschehn und so treibt mancher seine Sachen.
Des Abends bleibt, bey dieser Summ die Seria: In crastinum.

So lang man singt dies Raben-Lied, so trifft sich's, dasz die Zeit verblüht.
Man hört die Lehrer in viel Wochen nicht lesen! darumb bleibt man leer
Und schämet sich der Wiederkehr, begnügt im Stutzen und im Pochen
Wann nur der Eltern Seckel klingt und solch ein Undocht tanzt und springt.“

---

[106]) Weit hinaus über den heutigen studentischen Standpunkt geht hoffentlich folgende Schilderung aus jener Zeit, Carm. grat. I. 247:

„Die Studien sind Pedanterey
Die aber sehn auf Fint und Ränck,
Mit Gläser über Tisch und Bänck
Frisch springen und ein Bauer-Ronda
Abschreyen bei dem Stieffel-Sauffen
Und nach verrichtem Juch-Holla
Gantz rasend sich die Haar' ausrauffen,
Heut sollen seyn die beste Leut'
So hoch zu loben weit und breit.“

Im Hinblick auf alle diese Verirrungen können wir die Klage des Pfarrers Ohlius nicht ungerechtfertigt finden:[107])

„Er besaeet unsre Jugend mit Capacité und Tugend,
Die oft schlechten Anwachs nimmt.“

Die Studien der Theologen waren durch die akademischen Gesetze von 1706 in der Weise geordnet, dass diejenigen, welche Candidaten der ersten und zweiten Klasse werden wollten, sämmtliche Professoren der Philosophie und Theologie hören und von denselben, auf Grund besonderer Prüfungen ausgestellte, Zeugnisse ihres Fleisses und ihrer Kenntnisse beibringen sollten. Ein Professor musste mindestens ein Jahr hindurch gehört sein. In Bezug auf die Philosophie wurden, wenn gewichtige Gründe vorhanden waren, die Zeugnisse des Professors der Logik, der hebraeischen und griechischen Sprache für ausreichend angesehen. Studenten, welche nur in die dritte Klasse der Anstellungsberechtigten aufgenommen werden wollten, namentlich Polen und Littauer mussten mindestens nachweisen, dass sie ein ganzes Jahr theologische Vorlesungen gehört.[108])

Mit der philosophischen Bildung der Theologen wurde damals nicht weniger Humbug als heute getrieben. Schon die Aufnahme in die philosophische Facultät war eine elende Posse, welche, obwohl schon 1698 und 1717 verboten,[109]) dennoch 1723 in solchem Anseln stand, dass der Jurist Sahm sie zum Gegenstande einer Dissertation machte. Statt das, 1717 befohlene, Examen einzuführen, hielten es die Dekane der philosophischen Facultät für angemessener und wohl auch einträglicher, die Depositio beizubehalten, welche nach der erwähnten Dissertation[110]) in Königsberg also vor sich ging: Wohl um das Gesetz zu umgehen, wurde die Aufnahme durch die Deposition in das Belieben des jungen Studenten gestellt, der natürlich einen ganz ungewöhnlichen Muth gehabt haben müsste, wenn er sich dem, unter Professoren und Studenten herrschenden, Corpsgeist hätte widersetzen wollen. Bescheiden

[107]) An Canitz 1706. Carm. grat. I. 9.

[108]) Arnoldt. Hist. etc. I. S. 421.

[109]) Der Pennalismus überhaupt war schon durch Edict v. 22. August 1636 u. 12. Sept. 1664 untersagt.

[110]) Arnoldt l. c. I. S. 414.

eröffnete er also dem Dekan seine Sehnsucht nach der Theilnahme an dieser feierlichen Handlung. Dieser verfehlte denn auch nicht, sobald eine genügende Anzahl von Beanen oder Bachanten, so nannte man die neuen Studenten,[111]) vorhanden war, den Depositor, einen ältern Studenten, mit seinem Famulus auf einen bestimmten Tag zur Vornahme der Feier zu bescheiden. Derselbe erschien nun, nach Art der Hanswurste gekleidet, mit einer Fülle von allerlei Marterwerkzeugen im Hörsaal. Haue, Beil, Haarzange, Hammer, Säge, Wasserbecken, ein einbeiniger Stuhl, ein hölzernes Scheermesser, ein Spiegel, ein Horn, eine hölzerne Forke, ein Kamm, ein Bohrer wurden in auffälliger Weise ausgelegt und geordnet. Nun begiebt sich der Depositor zu den Beanen, die ihn, gleichfalls in Narrenkleidern, erwarten. Er legt noch die letzte Hand an sie, indem er ihnen mit Pech einen Bart anmalt und leitet sie dann, wie ein Chorführer, in den Vordergrund des Hörsaals vor die versammelten Gäste, wo er eine lateinische Rede hält. Der Akt beginnt. Eine Wurst, mit Sand oder Kleie gestopft, als Commandostab in der Hand, nöthigt der Depositor nun die Einzelnen bald hierhin, bald dorthin sich zu zerstreuen. Dann sammelt er wieder die Schaar und sucht durch allerlei spitzfindige oder alberne Fragen das Ingenium derselben zu erforschen. Wer dieselben nicht genügend beantwortet, wird mit der Wurst bis zur Thür geprügelt. Nun müssen die Beanen die ausgelegten Werkzeuge bei Seite bringen und sich selbst auf die Erde legen, so dass ihre Köpfe und in Folge dessen auch die Leiber, einen Kreis bilden. Der Depositor behaut nun jeden Einzelnen bis zu den Schultern und Achseln mit der Axt, um den Klotz aus dem Groben herauszubilden, dann thut er so, als ob er die Knöchel an den Füssen durchbohre, stutzt die äussern Glieder zu wiederholten Malen mit dem Beil zu, umschneidet die Schultern mit dem Messer und hilft nun dem fertigen Menschen auf die Beine. Diesem setzt er Hörner aufs Haupt, schlägt dieselben aber sofort mit

[111]) Beanus wird vom franz. bec jaune „Gelbschnabel“, Bachant entweder von demselben Worte, oder von bachari abgeleitet. Auch die Bezeichnung „Fuchs“ kommt schon damals vor. Savigny, röm. Recht Bd. III. (die Seite können wir nicht citiren, da wir das Buch nicht zur Hand haben) giebt ausführlichen Aufschluss über den Pennalismus und die Depositio.

dem Beil wieder herunter, zum Zeichen des veränderten Zustandes. Nun wird jedem Beanen ein sehr grosser Zahn in den Mund gestossen (Bachantenzahn), aber auch gleich mit der Zange wieder ausgezogen, dann wird der einbeinige Stuhl herangerückt, auf dem sich jeder mit dem hölzernen Messer rasiren lassen muss. Statt der Seife wird dabei Ziegelmehl und statt des Handtuchs ein Lappen gebraucht. Der Scheerakt wird besonders bei den grössern und stärkern Beanen so gründlich vollzogen, dass die Heiterkeit derselben bald in Weinen und Heulen umschlägt. Damit auch dem Haupt nicht der Schmuck fehle, werden nun die Haare gekämmt und mit Sägemehl bestreut. Die Pein ist zu Ende und der Depositor giebt mit der Wurst das Zeichen zum Verlassen des Hörsaals.[112]) Er selbst folgt den Beanen nach. Draussen kleiden sich Alle wieder anständig an und werden nun als neue Menschen vom Depositor wieder zurückgeführt, der noch seine Candidaten dem Decan in lateinischer Rede empfiehlt und von jedem derselben ein, mit Namensunterschrift versehenes, Depositions-Zeugniss verlangt. Der Dekan antwortet gleichfalls lateinisch, empfiehlt den Depositionsritus sehr und erklärt unter väterlichen Ermahnungen den Neulingen die Bräuche desselben. Dann reicht er denselben Salz und, indem sie es kosten, macht er es zu einem Bilde der Weisheit, die gleich dem Salz ein Schutzmittel sei wider alle Fäulniss und darum verdiene, dass man ihr fleissig nachtrachte. Ebenso sei dieselbe dem Wein vergleichbar, den er ihnen auf's Haupt giesst, denn sie allein bringe wahre Freude. Die Depositions-Zeugnisse werden ertheilt und der erbärmliche Schwank, in den diese Jünglingsweihe ausgeartet war, hat ein Ende.[113])

Das philosophische Studium war nach den Universitätsgesetzen streng an den Aristoteles gebunden.[114]) Man betrieb dasselbe nach dem Grundsatz: „Ancillari philosophiam theologiae sententiis receptum est“[115])

---

[112]) His omnibus exantlatis botulo suo Beanos ultimo omnium hypocausto, in quo sunt, exire cogit, ipse sequitur.

[113]) toti actui finis exoptatus imponitur.

[114]) Arnoldt l. c. I. S. 411. Schwenner an Werderm. Carm. grat. I. 263:
„Magnus Aristoteles partes sibi vendicat omnes,
Maxima quem notum reddere cura fuit.“

[115]) Heinr. Tilesius an Seegers 1710.

oder „Philosophia viam ad theologiae sternit sacraria" [116]), die Frucht, welche es den Meisten eintrug, deckte schonungslos der Rossgartensche Diaconus Christoph Zeidler auf [117]):

„Zwar wird auch oft ein Klotz vor klug und weisz geschätzet,
Der doch in seiner Kunst nichts gründliches gethan,
Der vor „das Mann, Weib, Ding" nur Ens und Non-Ens schwätzet
Und kaum in Barbara die Schlüsse setzen kann.
Auch diese haben woll der Ehren-Erndte funden,
Und ihnen ist ein Krantz von holder Hand gewunden."

Besser hatte, wenn wir dem, allerdings mit seinem Lobe keineswegs kargen, Prof. poeseos M. Hieron. Georgi glauben wollen, Studiosus Colbe das philosophische Studium genützt. Georgi dichtet denselben (10. April 1713) an [118]):

„Du machest einen festen Schlusz und kanst es gründlicher erwegen.
Was manchen nur die Einfalt lehrt, das kann die Wissenschaft dir zeigen,
Was als ein Irrlicht oft bethört, dem weistu sicher vorzubeugen.
Das schaffet die Philosophie, sie kan der Seelen Kräffte schärfen,
Sie weisz auch ohne grosze Müh, ob etwas wahr, ob's zu verwerffen.
Drumb mag ein ander immerhin auf innerliche Träume halten,
Herr Colb hat einen andern Sinn, sein Ampt weit besser zu verwalten."

Am weitesten hatte es aber M. Stadtlender (seit 1712 Diaconus an der Altstadt) gebracht. Von ihm heisst es [119]):

„Wohl würdiger, du bist ein Polyhederon,
An welchem Königsberg viel schöne Ecken schauet."

Wie die älteste Kirchengeschichte im Anschluss an die Lectüre der Kirchenväter, so wurde die Philosophie im engern Sinne an der Hand der Classiker gelehrt und es fehlte auch nicht an jungen Theologen, welche sich aus diesen eine gründlichere philosophische Bildung herauslasen. Zu diesen gehörte z. B. der nachmalige neurossgartensche Pfarrer M. Theodor Werdermann, von dem gerühmt wird [120]):

Quicquid Epicteti calamo profluxit honestum,
Hoc speculum vitae, certaque norma fuit.

---

116) Sam. Masecovius an Schreiber 1710. Carm. grat. I. 179. Aehnlich Baco v. Verulam.

117) An Keber 18. Sept. 1704.

118) Carm. grat. I. 287. 119) ibid. II. 75.

120) Tysca an W. 18. Sept. 1704. Carm. grat. I. 267.

Quicquid mellifluo Ciceronis fluxit ab ore,
Hoc factum est summa sedulitate Tuum.
Quicquid Aristotelis reliquit mentis acumen,
Versasti cupida nocte dieque manu.
Quicquid divino deprompsit pectore Plato,
Euclides quicquid, discere promptus eras.

Unter den neuern Philosophen erregte namentlich Thomas Hobbes eben so grosse Aufmerksamkeit, als Widerspruch. Dem Marschall Friedrich Wilh. v. Canitz wurde damals besonders nachgerühmt:

„Er weiss die Staats-Raison, verdammt den Hobbes-Gifft."

Sämmtliche Commensales und Königl. Alumni äussern sich am 12. Jan. 1721 folgendermassen über ihren philosphischen Standpunkt [121]):

„Doch kan man nicht allein an der Vernunft bekleben;
Sonst fällt ja alles hin, was Gottes Finger schreibt.
Es kan derselbe nicht zur Ehre Gottes leben,
Der stets an statt der Schrift Spinosae Bücher treibt.
Wie wil ein solcher Mensch den Himmel einst erwerben,
Der mit Vannino schon hier auf der Erde brennt?
Wird ein Hobbesius von der Vernunft geblendt?
Durch Miszbrauch kan doch nicht der rechte Brauch verderben."

Obenan unter den philosophischen Studien standen für den Theologen die Sprachstudien, die von Vielen in weiterem Umfange und mit grösserer Gründlichkeit als heute betrieben wurden. Die alten Sprachen wurden, wie es in manchem Zeugniss heisst, „als ein nöthiges Stück zur theologischen Wissenschaft erfordert", die neuern lernte man zu den, noch immer üblichen, Reisen oder eignete sich dieselben an der Quelle an. Ein theologisches Sprachgenie, sowie einer der berühmtesten Studenten, welche je die Königsberger Universität bezogen, war der, aus Memel gebürtige, David Wilcke, welcher 1704 hier magistrirte und in England, wo er sich Wilkins nannte, als Archidiaconus der Provinz Suffolk und Canonicus zu Canterbury gestorben ist, „eine wahre Zierde der preussischen Nation in England". [122]) Bei der Hochzeit seines Freundes, des kneiphöfischen Diaconus Stürmer, sehen wir den jungen Mann mit einem, in zwölf Zungen verfassten, poetischen Glückwunsch auf-

[121]) Carm. grat. I. 7 u. 148. [122]) Arnoldt, Historie etc. II. S. 446.

treten und zwar: „hebraice, chaldaice, syriace, judaico-teutonice, graece, italice, anglice, gallice, polonice, lithuanice, latine“ und deutsch. Die lateinische Sprache war Allen, die griechische Vielen durchaus geläufig.

Auch mathematische Studien wurden von den Theologen betrieben. Christoph Langhausen hatte, wie schon früher erwähnt, den theologischen, wie mathematischen Lehrstuhl inne. George Friedrich Johansen, seit 1711 Pfarradjunct in Heil. Creutz, schwankte auch längere Zeit zwischen der Mathematik und Theologie, bis er sich zur Freude seines Freundes Neidhardt entschieden der letztern zuwandte. Neidhardt bemerkt hierüber [123]):

„War gleich zu mancher Zeit dein kluges Thun bemüht,
Den zwey-gespitzten Stahl bald auf- bald zu- zu machen,
So hieltest du den Trieb, wie ich, vor edle Sachen,
Woraus uns grosse Müh und kleines Wohlseyn blüht.
Drumb wustest du das Kreutz dem Cirkel vorzusetzen,
Und liessest dich die Schrifft, statt des Euklids ergetzen.“

Leider gehörte auch der Professor poeseos zur philosophischen Facultät und dichten, wenn man das Reim-Geklirr und Geschmier jener Zeit so nennen darf, zur philosophischen Bildung. Die Lorbeern Simon Dachs liessen die preussische Jugend nicht schlafen und prickelten zuweilen selbst ältere Leute und würdige Geistliche so lange, bis dieselben sich das Dichten angewöhnten. Der würdige Erzpriester Concius in Memel richtet z. B. an den schon erwähnten Wilcke die Worte [124]):

„Ich selbst werd' von dem Bibel-Buch durch deines Lorbeers Lustgeruch
Zu Dach und Opitz Schrifft gezogen, nach derer netten Reimgesang,
Obgleich mit ungetrübtem Klang, zu streichen meinen Kliobogen.
Ich, der ich ein Prophet soll seyn, tret zum Poeten-Orden ein.“

Wilcke war ein Talent in jeder Beziehung, wenn er kein namhafter Dichter wurde, so haben wahrscheinlich seine poetischen Lobhudler daran Schuld. So sang Pesarovius den jungen Mann an [125]):

„Dachius a Memelâ praeclaros atque Tydaeus
Natales pariter Wilckius inde capit.
Dachius illustris patriae fuit ille Poeta,

---

[123]) 20. Decbr. 1711. Carm. grat. II. 45.

[124]) 1704. Carm. grat. I. 257.

[125]) Carm. grat. I. 256. Masecovius wird besungen als: „Der Preuszschen Musen Sonn' und helle Pharus-Kertz“. Carm. grat. I. 314.

Iste Propheta bonus rite Tydaeus erat.
Quicquid uterque fuit Professor nempe celebris,
Hoc jam praeclarus Wilckius esse potest."

Die elende Versmacherei nahm vielen Theologen ganz und gar den Sinn für Wahrheit. Künstlich schraubten sich dieselben in eine Welt hinein, welche zu ihrem Berufe im strengsten Gegensatze stand und wie man fremdes Gelock auf dem Haupte trug, heuchelte man sich auch in fremde Gefühle hinein. Daher brachte die Dichtung jener Zeit in den meisten Fällen nicht das Ideal dem rauhen Leben gegenüber zur Geltung, sondern schamlos schlug in derselben die Lüge der Wahrheit ins Gesicht. Naiver Weise pflegten das die Dichter zuweilen selbst zu bekennen und dichteten doch ruhig weiter. M. Christian Gottl. Kongehl sagt, wie aus Nachstehendem zu ersehen, in Versen[126]):

„Denn ich weis würklich nicht, wie ich Dich rühmen soll,
Weils mit der Poesie bereits so weit gekommen,
Dasz, wenn ein Carmen was von Jemands Ruhme spricht,
So setzt man zum voraus, die Leute glaubens nicht,
Drum wird die Wahrheit offt vor Lügen angenommen."

Man athmet förmlich auf, wenn man in jener Zeit auf ein, nur inhaltsleeres, Gedicht stösst und Verse liest wie[127]):

„Drumb liebster Jungius und neuer Collega,
(Doch halt, das war verredt, Collega solt es heissen)":

Man fragt nur unwillkürlich: warum dichtet dieser Mensch eigentlich? und erhält, merkwürdiger Weise, von ihm selber eine vollständig befriedigende Antwort:

„Verlaufne Poesie, ach stelle dich doch ein und hilf mir ohngefehr
ein Dutzend Verse machen.
Ich will, ich soll, ich musz, es kann nicht anders seyn und sollte Jedermann
das Werckchen gleich verlachen."

Der arme Mensch muss dichten, wie der Dieb stehlen muss und, was noch schrecklicher ist, er muss sich auch selbst richten, denn der Hauptgedanke, zu dem er sich erhebt, lautet:

„Man scheut sich nicht die Kunst mit Thorheit zu besudeln
Und ihre hohe Pracht aufs ärgste zu zerhudeln."

---

[126]) 2. April 1723 an Nicolai. Carm. grat. I. 303.
[127]) Carm. grat. I. 319.

Der Sektirer Herbert hatte vollkommen recht, wenn er 1710 „die heidnischen Poeten in Preuszen" abstrafte, es ist nur traurig, dass er es auch in einem Gedichte that.[128])

Gehegt wurden diese Poeten ganz besonders durch M. Hieron. Georgi 1694—1717 Prof. poeseos, welcher neben dem amtlichen noch ein Privat-Interesse an dieser, falls dieselbe dem Bettel dienstbar gemacht wurde, nicht immer ganz brotlosen Kunst nahm. Er hatte 1701 ein Druckerprivilegium erworben.[129])

Nicht minder verderblich auf Bildung und Sittlichkeit wirkten die häufigen Disputationen, welche im Grunde nichts weiter als geistige Studenten-Paukereien waren. Hatte der Theolog ein paar Semester hinter sich, so musste er sich im Peroriren und Disputiren oder, wie die Redensart auch sonst lautete, disputando et respondendo hören lassen. Sein ganzer Ehrgeiz ging oft darin auf, sich als tüchtigen Streithahn fürs „kluge Streitgethöne" auszubilden.[130]) Wenige erwarben dabei den Ruhm des, schon einer gesittetern Zeit angehörigen, Joh. Jac. Quandt[131]):

„Du Kleinodt dieser Zeit läst bei dem Disputiren
Die Zierd' und Gründlichkeit und grosse Sanftmuth spüren."

Im Ganzen hielt man es mehr mit Joh. Heinr. Arendt (nachmals Pfarrer in Seligenfeld)[132]):

„Die Würkung sahe man, da Deiner Lehren Grund
Gleich einem Lorbeerbaum auf dem Catheder blühte,
Und da sie, gleich wie Du, dem Donner widerstund,
Wenn sich ein Opponent ihr Tort zu thun bemühte."

Sicher stammt aus jener Zeit die bekannte Anekdote von dem Bauern, welcher, obwohl der lateinischen Sprache unkundig, doch jeder Disputation beiwohnte und immer den, der Unrecht hatte, am gewaltigen Geschrei erkannte.

[128]) Arnoldt, Kirchengesch. des Königr. Preussen S. 838.
[129]) Arnoldt, Histor. d. Univ. II. S. 403 u. 57.
[130]) Erasmi an Wordermann 1710. Carm. nupt. IV. 280:
„Da Du als Palmbaum auff dem Parnass gegrünt
Und Dich offt hören liest im klugen Streitgethöne".
[131]) 1734. Carm. grat. I. 121.
[132]) 20. April 1713. Carm. grat. I. 284.

Besonders ausgezeichnet als Disputax war der schon erwähnte Stadtländer, welcher dafür den ehrenvollen Nachruf erhielt [133]):

„Und was für Knoten Du durch Deinen Witz zerrissen,
Wird unsere hohe Schul sehr hoch zu rühmen wissen.“

Tag und Nacht dressirte sich mancher Jüngling für die Fechterkunststücke der Disputation, denn der Ruhm im Disputiren ging über Alles. In vielerlei Redewendungen klingt das Lob wieder, welches Stud. Sommerig seinem begabten Freunde Jungius spendete [134]):

„Genossen andere die sanfte Ruh der Nacht,
So wurde sie von ihm höchst rühmlich zugebracht,
Mit Lesen, meditirn, mit schreiben, memoriren,
Und wem ist unbekandt sein Ruhm im Disputiren!“

Das Ziel dieser riesigen Anstrengungen, so wie ihr höchster Lohn war „das grosse M“ [135]), die Magisterwürde.

„Mitra etenim capiti, digitisque imponitur aurum,
In signum decoris, quo nitet ordo Sophûm. [136])

Als am 18. Sept. 1704 dreizehn Magister auf einmal creirt wurden, dünkte sich die Albertina fast doppelt so viel werth, als das alte Griechenland und der Mediciner Emmerich frohlockte [137]):

„Jactavit quondam Sapientes Graecia septem,
Nunc fere Bis Septem tempora nostra ferunt.“

Am lautesten stiess wieder der allzeit zum Lobhudeln fertige Georgi in die Posaune. [138]) Unter dem Titel „der Tugend Adel“ bedruckte er einen ganzen Bogen mit Versen, auf dem er u. a. den neuen Magistern zurief:

„Tretet auf ihr Musensöhne,
Phoebus läszt eur Lobgethöne
Stimmen mit der Harffen an,
Wie Er immer weisz und kan,
Er will Euch für Edel schätzen,

---

[133]) 1712. Carm. grat. II. 75. Von Werdermann sagt Tyszka 1704 Carm. grat. I. 267:
„Non referam responsa tua, manantia labris,
Quae dissertanti docta Camoena dedit.“

[134]) 2. April 1723. Carm. grat. I. 317.

[135]) Vogel an Wilhelm. Carm. grat. I. 305:
Apollo kröhnet an dem heutgen Ehrentage
Sein Haupt und schenket Ihm „das grosse M“.

[136]) Deutsch an Gronert. 18. Sept. 1704. Carm. grat. I. 255.

[137]) Carm. grat. I. 240. [138]) ibid. 238.

Und der Tugend Krohn auffsetzen
Durch den frischen Lorbeer-Krantz,
Zu der neuen Ehre Glantz."

Natürlich suchte man von der Eitelkeit, in welcher die ganze Akademie schwamm, jedem Einzelnen sein gut Theil einzuflössen. So pries Diaconus Zeidler [139]) den nachmaligen Pfarrer zu Lindenau, Georg Keber, welcher damals magistrirte:

„Der fette Pregelstrohm hat Dich wie Nil begossen,
Dahero ist die Saat bei tausendt ausgesproszen.
Dein M, das man forthin bei Deinem Nahmen sticket,
Das werd auf Tausenden vermehret und gedrucket."

Der „keyserlich Edel gek. Poet" M. Gottfr. Erasmi redete seinen Freund Theod. Fr. Werdermann an [140]):

„Getreuster, liebster Freund, du Wildbred unseren Zeiten
und Ros' im Dornen-Strauch voll süsser Liebligkeiten,
Du Lust in Mesechs Wust und Freud in Kedars Hütten,
Du trägst in deiner Brust ein Hertz von treuen Sitten" u. s. w.

Hin und wieder stellten sich auch Gewissensbisse über das eitle Unwesen ein, welches mit der Magisterwürde getrieben wurde und Joh. Casp. Suchlandt unterliess nicht, dieselben gelegentlich mit dem nöthigen Trost in lateinische Distichen zu zwängen [141]):

„Vos Rabbi nolite vocari neve Magistri,
Christus ait Populo, discipulisque suis.
Quid tentas ergo Keber? regeris: titulorum
Usus habet laudem, crimen abusus habet.
Est dictum verum, quapropter et opto Magistri
Faustus sit Titulus! Nomen et Omen alas!"

Heinrich Lysius äussert sich übrigens bei Gelegenheit der Doctorpromotion Joh. Behms und Christoph Langhansens [142]), welche zur Feier des zweiten Reformationsjubiläums (2. Nov. 1717) stattfand, als Brabeuta und macht dabei folgende merkwürdige Mittheilung: „Ich habe in der Wahrheit erfahren, dasz Leute sehr debachiret haben wider die gradus Academicos, auch wohl vorgegeben, wie sehr sie bereueten, dasz sie die Sünde begangen und den gradum Magistri angenommen. unter-

[139]) Carm. grat. I. 253. [140]) ibid. 266. [141]) ibid. 251. [142]) ibid. 156.

dessen sich alle Zeit Herr Magister nennen lassen, ungeachtet sie ihr Lebtage den gradum an keinem Ort erhalten, und also in der täglichen Sünde fortfuhren, nicht mit Gebrauch eines nimmer rechtmässig erlangeten Ehren-Namens allein, welches das Geringste würde gewesen seyn; sondern mit Gottloser Vorgebung einer Reue über eine Sünde, die sie nicht begangen in vorigen Zeiten, sondern täglich begingen mit Anmassung eines unverdienten Tituls, und heuchlerischer Verstellung. Dergleichen Mensch noch kurtz vor der Pest allhier in Preuszen viel Auffhebels [sic] gemachet. Ich habe in der Wahrheit erfahren, dasz andere dergleichen Leute den Hasz gegen solche Nahmen aus keinem andern Grunde hegen als aus hefftiger Begierde so genennet zu werden, und aus Verdrusz, daß sie sehen, es sey für sie keine Hoffnung dazu, entweder nach Gottes Verhängnisz über sie, oder durch ihr eigen Schuld und übles verhalten. Worinne ich nicht geargwohnt, sondern guten Grund gehabt habe, weil gesehen, wie begierig sie gewesen, ihre schlechte Titul ihren Nahmen allemal beyzuschreiben, so balde sie nur die geringste Gelegenheit dazu überkommen haben."

In der Sache selbst kommt Lysius durch geistreiche Auslegung mehrerer Schriftstellen zu demselben Schluss wie Suchlandt; deutlich genug zeugen aber seine Worte für die grenzenlose Eitelkeit seiner Zeit, in welcher man sich sogar mit nicht erworbenen akademischen Ehren brüstete, unter dem Schein der Verachtung derselben.

So stolz Einheimische auf die zu Königsberg erworbene Magisterwürde waren, erschien „das grosse M." doch noch viel gewichtiger, wenn es durch das Diplom einer fremden Universität verbrieft war. Christian Flottwell wurde die Magisterwürde in Königsberg angeboten. Da er aber hoffte noch auswärtige Universitäten besuchen zu können, schlug er dieselbe aus, „liess es sich aber zu Wittenberg gefallen, den gradum Magistri praestitis praestandis anzunehmen" (1705). Der nachmalige Professor Joh. Bernh. Hahn (1685 zu Poerschken geboren) erwarb den Magister bei Gelegenheit der hundertjährigen Jubelfeier der Academia Viadrina (Frankfurt) am 27. April 1706 und Jacob Michael Weber, nachmals Pfarrer in Lindenau, holte sich denselben 1709 aus Greifswald.

Wie es mit den theologischen Studien stand, sagt deutlich genug eine Verordnung vom 30. Sept. 1718.[113]) Der ganze Ton derselben lässt den pietistischen Einfluss nicht verkennen, durch welchen der lutherischen Universität die Bedeutung des Wortes Gottes für die lutherische Kirche wieder in Erinnerung gebracht werden musste. Nachdem die Professoren zur getreulichen Anweisung der jungen Theologen ermahnt sind, heisst es in der gedachten Verordnung: „Fürnemlich sollen die Professores ernstlich dahin sehen, dasz nebst gründlicher Gelehrsamkeit die Studiosi auch zu wahrer Gottesfurcht gelangen und sie nicht mit ruchlosem Wandel den h. Geist, als den rechten Lehrer von sich stossen. Und weil leyder! die Erfahrung bezeuget, dasz die wenigsten ihre Studia dahin gerichtet, dasz sie nebst ihren compendiis Theologiae die h. Schrift selbst sich bekannt gemachet, und aus derselben die Glaubens- und Lebens-Lehren behaupten können, woraus nur blinde Leiter werden, so sollen die Professores diejenigen, die dem Studio Theologiae sich ergeben, dahin anweisen, dasz sie solche anfangen, mitteln und vollenden, in den Schriften der Propheten und Aposteln und davon nicht ablassen. Welche Studiosi nun dieses thun, und wann sie einmal als Candidati erscheinen, in den Examinibus darthun werden, dasz sie geübte Sinne in der Schrift erlanget haben, und das Reich Gottes dadurch bauen können, die sollen alsdann allenthalben mit guter Beforderung bedacht werden. Die sich aber unterwinden des Worts Lehrer und Meister zu seyn, ob sie es schon selbst noch nicht gelernet haben, die sollen zum Dienste dereinst nicht zugelassen werden, so lange, bis sie nebst denen übrigen zur Tüchtigkeit nöthigen Requisitis aus der h. Schrift nothdürftig Rechenschaft geben können, welches ihnen die Praeceptores und Professores anzuzeigen haben."

Die Gährung, welche der Pietismus in allen Verhältnissen des Lebens hervorrief, konnte natürlich bei den jungen Theologen am wenigsten ausbleiben. Wir können daher, schon bevor diese Verordnung ins Leben trat, mitten im faulen Wortgezänke jener Zeit bereits ein ernstliches Aufeinanderplatzen der Geister beobachten, das für Manche nicht ohne

[113]) Arnoldt, Hist. der Univ. I. S. 411.

verhängnissvolle Folgen geblieben zu sein scheint. So klagt z. B. der nachmalige Dr. med. Christian Dittmar in einem Hochzeitsgedicht an Werdermann (5. Mai 1710)[114]):

„Weil aber wahre Freund man aus dem Land verwiesen,
So bald man Treu und Glaub' genennt Callmeiserey“

und:

„Obwohl getreue Freund ins Elend sind getrieben,
So kann doch ihre Art nicht ausgetilget sein.“

Bald indessen kehrte sich das Blatt und Pfarrer Ostermeier hat eine ganze Proscriptionsliste von, namentlich litthauischen, Geistlichen entworfen, die durch den Pietismus zu fetten Stellen gekommen sind.

Hier müssen wir uns begnügen in wenigen Schlagworten der Zeit den Schattenriss des pietistischen, neben den des orthodoxen Studiosus zu stellen. Beide waren übrigens ehrenwerthe Männer, wären sie sich aber zufällig begegnet, so hätten in ihrer Unterredung Funken geblitzt wie aus Stahl und Stein. Peter Gottlieb Mielcke, seit 1726 Pfarrer in Georgenburg, war ein „strenuus orthodoxiae defensor“ schon auf der Universität gewesen, in dem sich, nach Aussage seiner Commensalen,[115]) „des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesicht spiegelte.“ Dem Studiosus Fleischmann „dauchte“ [116]): „Es könte kein Mahler sein Contrafait mit lebendigen Farben besser entwerffen, als Ihn das Schicksahl in beyden Vor-Nahmen gar deutlich abgeschildert, und Ihn selbst, wie etwa eine glücklich getroffene Copey, welche dem Original gleichförmig ist, ausgebildet.“ Recht breitspurig führt derselbe danach aus, wie sich in Peter Gottlieb Mielcke Petrus, der Felsenmann und Theophilus, der Gottlieb zu einem Wunder von Eifer und Gelehrsamkeit verschmolzen. Eine gründliche Sprach- und Bibelkenntniss hatte sich Mielcke übrigens schon durch seine Mitarbeit an der neuen Ausgabe des litthauschen Testaments angeeignet. „In der wahren Gottesgelahrtheit hatte er sich dermaszen festgesetzet, dass er dieselbe in Thesi nicht nur aus Gottes Wort verstehen und behaupten, sondern auch, was dagegen irriges und Seelen-verderbliches, der H. Schrifft und denen Libris Symbolicis zuwieder, in Anti-Thesi gründlich wiederlegen konte.“ Das hat er auf

[114]) Carm. nupt. IV. 288. [115]) Carm. grat. II. 50. [116]) ibid. 51.

der hohen Schule durch manche Disputation bezeugt. Aufsehn erregte er, als er 25. Okt. 1715 „De nobilibus Germanorum poetis" öffentlich prima vice sich hören liess, summo cum applausu vertheidigte er aber: „Dissertationem de dispositione ex lumine nat. ad supernaturalia ad probandam Deitatem Christi" (22. Febr. 1722). Den grössesten Triumph hat er aber 2. März 1725 gefeiert. Als Gast zur Ordination des Pfarrers Franz Albert Beilstein[117]) in Tollmingkehmen geladen, hielt er eine wohlgesetzte Rede „vom rechtmässigen Beruf eines evangelischen Predigers, darinnen Er, wieder die, zu jetziger Zeit, leyder! im Schwange gehende Quäckerey nachdrücklich geeyfert." Kurz, Peter Gottlieb Mielcke war im Ganzen dem bekannten „verstorbenen Herrn" in der Gellertschen Fabel wie aus den Augen gerissen und daher wollen wir hoffen, dass es ihm zu Georgenburg ergangen sei wie jenem in seiner Gemeinde, „dass er der Bauern Herz gerühret."

Der Pietismus war zu allen Zeiten magrer und dünner, als die pomphaft auftretende Orthodoxie. Darum sieht auch das nachstehende Bild Mich. Freytags (seit 1721 Diaconus in Allenburg 1737 Pfarrer in Balga) naturgemäss blasser aus, als das eben gezeichnete. Von ihm heisst es[118]):

„Du warest höchst vergnügt in deiner Einsamkeit;
Wenn sonst ein Müsziger von langer Weile schreyt,
Hastu den Zeitvertreib von so viel tausend Stunden,
Im Wachen, im Gebeht, in deinen Büchern funden.
Was dich der theure Arndt, was dich dein Spener lehrt,
Hat jederman von dir gesehen und gehört.
Was Engelland vor Geist in klugen Schrifften zeiget,
Das hat mit zarter Milch dein frommes Herz gesäuget."

Leider fehlen Nachrichten darüber, ob Mielcke oder Freytag der bessere Pfarrer gewesen.

Die Ausbildung auf der vaterländischen Universität allein sah man immer noch nicht als genügend an und, wie nach Königsberg namentlich Kurländer, von denen Viele, u. A. der Vater des Kirchenliederdichters Neander, Kost und Pflege bei Prof. Schreiber fanden, Schlesier und

[117]) Er war ein Enkel des bekannten Aennchens von Tharau.
[118]) Carm. grat. II. 41.

Pommern kamen, so gingen die Preussen ins Ausland um ihre Bildung zu vervollständigen.

„Es meint die heut'ge Welt, dem sey nicht wol geraten,
Der unterm Ofen nur gelernet Aepfel braten"

lautet ein Reim jener Zeit,[149]) doch war der Reisetrieb gegen das vorige Jahrhundert schon wesentlich eingeschränkt, so wohl nach Zeit, als nach Umfang. Es gehört schon zu den Ausnahmen, wenn Schleicher von Joh. Behm rühmen konnte[150]):

„Anglus Te, Batavus, Germanus itinere novit,
Quod fecisti artis, quam modo scis, cupidus."

Selbst vom vielgepriesenen Quandt konnte man nur sagen[151]):

„Das Leipziger Athen, so längst sein Thun gekannt,
Hat sein gelehrtes Haupt mit Lorbeern ausgezieret.
Auch Jen' und Rostock muss des Fleisses Zeuge sein,
Selbst Holland stimmet hier fast mit Entzückung ein."

M. Flottwell beschränkte sich schon lediglich auf deutsche Universitäten und wurde bereits wegen seiner Schnelligkeit im Reisen bewundert[152]): „Intra aliquot hebdomadas tot Germaniae Academias, Wittenbergam, Lipsiam, Halam, Jenam, Erfurtum, Francofurtum perlustrans", die Hauptsache war aber: „Rediit secundis ventis, non auro Colchico oneratus, sed Lauro Philosophica ornatus."

Den preussischen Theologen zog es fast immer wieder in seine Heimath zurück und auf gar manchen passte das Wort, welches der eben genannte Flottwell seinem Freunde, dem nachmaligen Pfarrer Safft zu Seeligenfeld widmete[153]):

„Nicht des gelehrten Pregels Strand, wo er die weise Lehren,
Wo er den herrlichsten Verstand und Klugheit können hören,
Nicht Brabant, nicht der Memel Flusz und wo man sonst Ihn rühmen muss,
Kont' Ihm sein Hertze laben."

Safft ging nämlich nach Laptau zu seiner Braut, der „Edlen, Aller Ehr- und Tugendbelobten Jungfrau Anna Regina Steppuhnin." Wir wollen diese Seite im Leben des preussischen Theologen mit ihren bald

149) Carm. nupt. IV. 103.
150) 2. Novemb. 1717.
151) Carm. grat. II. 61. Studirende Hinterpommern an Quandt 1721.
152) v. Zawicki bei dem er ein Colleg. stili et elogiastium gehört. Carm. grat. I. 269.

heilsamen, bald unheilvollen Folgen hier nur andeuten, dagegen müssen wir noch erwähnen, dass er früher und mehr zu predigen pflegte, als ihm in unsern Tagen verstattet ist.

„Quo studio solitus divini dogmata verbi
Tradere, testantur pulpita sacra satis“

ist ein, dem M. Theod. Friedr. Werdermann gespendetes, Lob,[154]) welches mit andern Worten deutsch und lateinisch noch manchem Andern zu Theil wird.

Wir zeigen zum Schluss noch das Bild eines jungen Mustertheologen jener Zeit, indem wir die Worte eines der formgewandtern Dichterlinge zu einem Studentenspiegel machen, den zuerst der Jurist Bolz seinem Freunde, dem Rektor, nachmaligen Erzpriester Teuber zu Tisit vorgehalten[155]):

„Herr Rektor Teuber, werther Freund, kein Wein, kein Spiel der Seiten,
Kein Kart, kein Doppel-Spiel, kein Feind, mit dem Du solltest streiten,
Kein blutig Schwert, kein muthig Pferd, nicht schnöde Venus-Triebe,
Die nicht einmal der Bohnen wehrt, nicht ungezähmte Liebe

Zu etwa nichtes gültger Ehr, noch stets beständgem Reisen,
Nicht Jäger-Spiesz, nicht Jäger-Röhr, noch rare Wildprets-Speisen,
Nicht der verfluchte Müsziggang, den man sonst pflegt zu nennen
Des bösen Feindes Ruhebanck, kein über mäszig Brennen

Nach dem, dasz man poetisirt, welchs ob der groszen Lügen
Von Gott ab und zur Höllen führt, die daran sich vergnügen,
Kein ander Aff- und Possen-Spiel hat jemahls Dir gefallen,
Ein schönes Buch, was Dir gefiel, hast du geliebt vor allen.

Von DIR zeugt das Collegium, wie DU DICH auffgeführet,
Wie auch das Senatorium, drin DU examiniret,
Drumb sucht auch die Academie und Schul DICH zu ergetzen,
Und DEINE Mühe, die DU nie gespahret, zu ersetzen.“

---

153) Carm. nupt. IV. 3. 18. Juli 1714.
154) Schwenner an Werd. 1704. Carm. grat. I. 263.
155) 18. Sept. 1704. Carm. grat. I. 245.

(Fortsetzung folgt.)

Orts- und Personennamen der Provinz Preussen.

Von

Ferdinand Hoppe,

Gymnasial-Oberlehrer in Gumbinnen.

VI.

In den von O. Schade herausgegebenen „Wissenschaftlichen Monats-Blättern" 1877 S. 91 und in dieser Zeitschrift Bd. XII und XIII habe ich über die Ortsnamen gesprochen, welche dieselben Compositionsglieder, jedoch in umgekehrter Folge enthalten. Die meisten derselben sind Personennamen entlehnt. Nach ihrer Lage sind Medlauken V. Fischhausen, Labiau und Lackmedien G. Friedland (darauf sass die Familie v. Lackmedien) benannt. Aus einem Orte Medlauken stammt die Familie Medlauk, und von dieser wiederum kann irgend eine Ortschaft M. den Namen tragen, wie wahrscheinlich Medlauk, Medlauken D. Niederung. Gleichen Wert haben die Familiennamen v. Kamplack (auf Kamplack D. Rastenburg), Lablack, Paszlack, Petzlauk, v. Prettlack (auf Prettlacken, Prätlack D. Gerdauen), Ranglack, Sieslack (in Kletellen); die Familie Sieslack stammt aus Sieslack, sixdolauken „Sandfelden" G. Eylau, und benannte Sesslacken, jetzt D. G. Insterburg; neben Baeslack kommt Paeslack vor, neben Tieslaukies Thieslack (in Gr. Wischtecken), neben Didlaukies Didlack, neben Jodlaukys Jodlack (Jodlauken „Schwarzfelden" D. Tilsit, Insterburg, = Grieben D. Stallupoenen; jůdas schwarz, laukas Feld; Jodplauken dagegen = Paszleidszen D. Ragnit ist nach einem Besitzer *Jodplaukis Schwarzhaar, Schwarzkopf — jůdas schwarz, plaukas Haar; baltplaukis Weisshaar, Weisskopf, Graukopf — benannt, wie Rudbardszen D. Gumbinnen nach *Rudbarzdis — rudbarzdis,

dzio Rotbart —; vgl. Jodgalweit d. i. Jůdgalvaitis, Sohn des Jůdgalvis (schwarzköpfig, Schwarzkopf).

Einen mit Birken bestandenen Berg finden wir in Calleberze (Script. rer. Pruss. II 99) wie in Berschkallen.

A. Bezzenberger führt in Altpr. Mtsschr. XIII, S. 398 zwei Vollnamen an, welche die Umstellung der Compositionsglieder auch für das altpreussische bekunden: Teutewil — Wiltaute und Narwais — Waisnar (lit. Waischnor, Weischnor); nach letzteren sind Norweischen D. Niederung und Weischnuren D. Eylau, D. G. Rastenburg benannt. Ich kann noch drei Fälle hinzufügen. Neben Gaylemynne a. O. S. 415 steht Mynnegail (Script. rer. Pruss. II 696: „Clawsigail czu Girmow der bekennet sich von Birsten bis czu Rameyken und Mynnegails syns bruder hoff"); neben Gynthaute, welches A. Bezzenberger a. O. S. 416 mit Unrecht zu genta- stellt, Tawtegynne (Script. rer. Pruss. II 694: „von dannen hat man 1½ mile czu Tawteginnendorfe"); neben Girdemante (Script. rer. Pruss. II 103: „in curia Girdemanthen") Mantegirde (a. O. 699 „von Mantegirden dorffe bis zu Hannosdorfe"); vgl. Villegayden satrapa (Script. rer. Pruss. II 116) — Gedwill, Jedwilleit (Gedwill-Paul D. Memel). Vielleicht gehört das dritte Paar nur dem litauischen an; doch ist ja genugsam bekannt, dass altpreussische Namen öfters im litauischen wiederkehren. Nach A. B. bleibt durch die Umstellung der Compositionsglieder der Sinn eines Wortes in Wirklichkeit unverändert; ryszgalvis, natürlich nicht „Schleierkopf", heisst wie galvarysztis „Kopfschleier"; doch ist martmerga die Brautjungfer, mergmarti ein Mädchen, das ein Kind geboren hat. Zur Entscheidung dieser Frage ist es notwendig den Sprachgebrauch nach seiner lokalen und temporalen Sphäre festzustellen.

Ich schliesse hieran einige Bemerkungen zu den von Th. Hirsch herausgegebenen litauischen Wegeberichten; vgl. IV.

Der 3. Wegebericht lautet also: „. . . czum ersten, als man von der Memel wil usczin (das ist der neeste weg czu den Karschowin czu), so mus man die erste nacht legen uff der Menye, das sint III milen von der Memel; von der Menye sint III cleine mile uff die Wewerse,

do liet man die andir nacht, do czwischin liet eyn cleyn vlys, das ist eyne myle von der Menye und heist die Ayse; von der Wewerse sint III cleyne mylen bis uff eyn flys, das heist die Grawmanape, do liet man die dritte nacht; do czwisschin geet ouch eyn flys, das heist die Sweisna. Von Growmanap ist dry mile uff die Jure." Das erste Lager dürfte bei Mingekrug gemacht worden sein; der Weg ging von hier, südlich von der Aglone, nördlich von der Wewirsche, nach der Aisse etwa in die Gegend von Aissehnen, und weiter östlich nach der Wewirsche; von hier über die Swekszna nach dem Gromena Bach, daher südlich von der Scholpja und nördlich von der Aschwa. — In W. 18 erinnert der Mergil See an den Margen See bei Ragnit; vgl. die Wiesennamen Margelis bei Kl. Puspern und Morgelle bei Jodraggen. — Der W. 36 nennt Andree von Grinden d. i. **Gründen** G. Labiau — und Triczt von Proweniten d. i. nicht Prowehren im Schakener Kreise bei Königsberg, sondern **Pronitten** D. G. Labiau; und dem entsprechend schreibt W. 35: „dise leiteslüte sint von Labiow, Eisutte und Tritzt". Der Hochmeister Conrad von Jungingen erneuert Tulegawde die seinen Vorfahren erteilte Verschreibung über acht Haken im Felde Gründen 1404. (Das Vasallenregister des Samlandes nennt Tryteze im Kammeramt Cremitten.) —

Im W. 41 beziehe ich die Ortsangabe „uf den Sursen" auf den See bei Schorschienen D. Gumbinnen. Zur Wortform vgl. Nesselmann thes. linguae Prussicae 171 und 181 sursieynis, sursienis, sursigeins, sorseyns, sorsein, sorsegeyns, sorsegeins, suriene d. i. Schorschehnen D. Fischhausen. Den Personennamen Surynes fasst A. Bezzenberger mit Unrecht als eine Ableitung von der Präposition sur- auf. — Im W. 42 ist das „cleyne flys" zwischen Girwisken und Boyte d. i. zwischen Gerwischkemen und Baitschen die Narpe, welche auch W. 54 erwähnt. — Die Güter Kummetschen, früher Hoff**hagen** genannt und Dwarischken (dvaras Hof, dvariszkas zum Hofe gehörig) bezeichnen die Gegend eines der alten „heyne"; „von den heynen bes czu Girwisken eyne grosse myle weges." — Im W. 44 deute ich Lepeniken nicht durch Lipnicken D. Johannisburg, G. Neidenburg, sondern durch Leipeninken, früher Lipenik, D. Insterburg

(oder durch Liepnicken, früher Lipeniken, D. Liebnicken G. Eylau). — Im W. 57 bedeutet azerx (Zereens aserx) soviel wie das lit. ežeras, altpr. assaran See; vgl. W. 60: ufden Glummes Assern."

Zu Nesselmanns schönem Thesaurus linguae Prussicae bringe ich (vgl. Wissensch. Monats-Blätter 1877 S. 89—93) folgende Ergänzungen und Bemerkungen bei.

S. 16 banse, banze lacus, bensen See im Kr. Rosenberg: Auch in Pommern finden wir diesen Namen, Banz, Banzin 2 D. Köslin, Bansin D. Usedom, Pobanz G. D. Bublitz.

S. 19 blott Strassenkot: Dieser Provincialismus schliesst sich eng an das polnische bloto an; Pobloth (d. i. an dem Morast) 2 D. 2 G. Kolberg. Das auf S. 149 erwähnte rytha-balt pratum erschliesst altpr. balto Sumpf, Moor.

S. 31. 34 domp, dompne, dúmpne: Poddomp V. Stolp. Beachte die von mir in dieser Zeitschrift 1877 S. 39 gegebene Erklärung und Bestimmung der Helledompne, welche Lotar Weber „Preussen vor 500 Jahren" S. 491 A. 1 wiederholt.

S. 43 garbe Berg: Zusammensetzungen damit sind: Autigarbe, Auctogarben (vgl. auctakops); Comegarben, Cumgarben D. Heiligenbeil (*Kume Stute); Lillegarben; Moitegarben, Moitgarben, Motgarben, Modgarben D. G. Rastenburg (die Familie von Modgarben besass Gr. Damerau; F. A. Meckelburg „Entwurf einer Matrikel des Adels in der Provinz Preussen"); Rikegarben, Ruckgarben, Rückgarben G. Friedland (vgl. Rückebrost; rikis Herr?); Ableitungen davon: Garbenig; Garbeniten, Garbniken; Garbenik; Garbeniken, Garbeninken (L. W. S. 450 ff.). Vgl. Gleisgarben G. Darkemen, Mangarben D. Insterburg.

S. 44 gegalis der kleine Taucher: Gegalis n. pr. neben Giegals (lit. gaigalas Enterich).

S. 49 gnîtsch, Provincialismus, zornig, heftig, malitiös; hinterrücks feindselig: Dr. M. Fusz „zur Etymologie nordrheinfränkischer Provincialismen" Programm der Ritteracademie in Bedburg 1873 S. 9 erklärt nitsch heftig, schnell zufahrend durch nidisch neidisch; daher setze gnitsch = genitsch. Auch in Schlesien hört man oft

diesen Ausdruck; gnitsch = nicht mitteilend, alles für sich behaltend. Ein Kind bittet ein anderes um ein kleines Stück Apfel: wenn die Bitte abgeschlagen wird, ruft es: Du bist einmal gnitsch. In Preussisch-Litauen schimpft der gemeine Mann „gnitsche Zock" denjenigen, welcher hinterrücks auf ihn losfährt.

S. 68 Kausche, Provincialismus (aus dem lit.), hölzerne Kanne: dazu stelle S. 71 Kiosi Becher.

S. 71 Kimenow, Kymenow, Territorium in Sudauen: meine „Ortsnamen des Regierungsbezirks Gumbinnen" zeigen, dass Kaimelau, von dem Wildnisbereiter in Uszupoenen Hans Keimel 1658 gegründet, und Kaimelswerder, von dem Pfarrer zu Nemmersdorf Johann Keimel 1694 gegründet, für die von Lotar Weber a. O. S. 24 versuchte Nachweisung Kimenau's wertlos sind.

S. 86 füge hinzu Queypodinx n. pr., welches A. Bezzenberger in quey = po-dinx zerlegt; das zweite Glied wäre also mit einer Präposition componiert.

S. 93 leschak, Faulenzer: auch n. pr.; davon Leschaken, 2 Leschakmühle Osterode, Leszakmühle Löbau; vgl. Niegossen D. Johannisburg, gegründ. 1471 von Niegosz d. i. poln. nygus Faulenzer.

S. 102 median Wald: Caitmedien, Weidikam, Weidicken, Weydicken D. Lötzen (L. W. S. 505); Coyte n. pr.; Coiten, Choiten, Choyten G. Stuhm. Auf Plottmedien sass nach F. A. Meckelburg die Familie v. Merklichenrade.

S. 109 narien lacus: Ponarien G. Mohrungen.

S. 118 palwe wüste baumlose Moosfläche, Heide, Rodeland: Palmniken, früher (L. W. S. 522) Palweniken d. i. Leute auf der Palwe, wie Wangeniken Leute auf der Wange; Palmnicken heisst auch ein Etablissement bei Fürstenwalde in Brandenburg. Popalwen im Kammeramte Caimen = an der Palwe.

S. 119 pansdau-zuit: poln. dosyć (Pierson: lat. satis).

S. 124 pelsemot: = Peise nach L. W. S. 513; mot stelle zu moter S. 106; vgl. Moten, Moythienen D. Sensburg, Moithienen D. G. Ortelsburg.

S. 124 penefeld: Peter Benefeld Ratmann zu Braunsberg

(Acten der Ständetage Ost- und Westpreussens von M. Töppen); Familie Benefeld auf Quoossen G. Friedland, offenbar nach der schlesischen Familie von Quooss, welche in diesem Kreise Götzlack, Kukehnen, Plausten d. i. Plaustendorf, Redden besass, benannt; vielleicht hat dieselbe auch den Namen ihres Fischhausener Besitztums Powayen auf Neu-Powayen übertragen. Voigt führt unter den Söldnerhauptleuten und Söldnern S. 129 die Schlesier Sigismund und Hans Qwos an; an der Schlacht bei Tannenberg nahm der Schlesier Conrad Qwos Teil (S. 122).

S. 128 pil Berg, Burg, Schloss: L. W. erwähnt S. 496 Mergapil, Margunnen D. Eylau, S. 486 Pilnik „Burgbewohner"; vgl. Naitepille (anklingend an Nöttnicken D. Fischhausen), — nördlich von Plinken liegt der Pillberg, südlich von Rodmannshöfen der Pillenberg; vgl. Script. rer. Pruss. II 587 Merkenpil, 601 Sunerpil, 665 ff. Parsepil, Barsepille.

S. 128 pinno, pynowe n. pr., Pinnau D. G. Heiligenbeil, G. Holland, Welau: in Brandenburg führen 14 Ortschaften, in Pommern 10 den Namen Pinnow; vgl. R. Klempin und G. Kratz „Matrikeln und Verzeichnisse der Pommerschen Ritterschaft" S. 128: „v. Pinnow, eine deutsche Familie, welche vielleicht erst in Pommern, und zwar, nach dem Vorkommen ihrer ältesten Glieder zu schliessen, von dem Ort Pinnow bei Greifenberg den Namen annahm."

S. 130 die Plauck, ein Moorbach südöstlich von Behlacken D. Welau, welches früher Belauken hiess.

S. 138 possekel schwerer Schmiedehammer: Posekel, Possekel n. pr.; vgl. Besmehn, Biesmehn (bezmenas Besemer), Kestenis (is, us, nn-lit. Kestenus, pol. Kieścien Knute), wovon die Schakeningker Wüstenei Kestienus benannt ist, Bieszons (bisunas, bizunas, nach Geitler S. 79 besunas Kantschuh, Peitsche).

S. 145 raganita: Ragaine, Ragnit ist nach dem Flüsschen Ragno, das hart am Fuss des Schlossberges vorbeifliesst, benannt worden; vgl. auch F. Schneider „Tilsit" S. 4.

S. 145 raystan, Dorf im Kammeramt Powunden, Kr. Königsberg, scheint untergegangen zu sein; S. 147 reystan: zu diesem Stamme gehört raistopelk granicia; östlich von Naussedehlen, welches östlich

von dem älteren Nausseden liegt, ist der Ristoje Bruch; 3 Meilen nordöstlich von Kowno fliesst aus dem Rostsumpfe das „flys Rist" (Script. rer. Pruss. II 692); lit. raistas, *ristoje Sumpf.

S. 146 rane: Rahne heisst in Danzig ein Stück Holz, das noch nicht zum Balken behauen ist; das Voc. 631 giebt rone als **deutsche** Erklärung von saxsto; vgl. lit. Lex. 326 benduga die Rahne, der Balken, auf welchem die einzelnen Hölzer eines Holzflosses ruhen (poln. binduga die Bindung des Flössholzes; Binduga D. Schlochau, Bendugen V. Kulm, Wienduga F. Allenstein nach u. pr. benannt); 550 žūlis eine Rahne, ein dickes Stück Holz, ein Baumstamm; 446 ronas ein Stück Holz, Zimmerholz, — und Rahnenführer, Name einer ostpreussischen Familie (doch wohl nicht von Ronenfarer d. h. nach M. Töppen „Acten d. Ständetage Ost- u. Westpr." einer der ein Gebot wissentlich übertritt), wie Rahn (Rahnen D. Gumbinnen, Rahnenberg G. Rosenberg, Rahnenfeld D. Braunsberg, Rahnkalwen F. Insterburg = Schmidt Rahn).

S. 152 salaman: = Salomon.

S. 154 sansgarben, auch sensegarben, = Gänseberg: dabei liegt die Heide „die Gans."

S. 155 Santop: im vorigen Jahrhundert lebte eine Familie Zantopp in Schunkern; Sontop D. Buk.

S. 157 seysten terra = Sehesten D. Sensburg: vgl. S. 214 czeisten lacus, S. 119 panscheiesten campus.

S. 161 sirgis Hengst: dazu gehört der vorhergehende Artikel sirge; Szirgupoenen D. G. Gumbinnen an der Szirguppe erinnert an die Sirge, Sirgune, Sorge, die von Süden in den Drausen fällt, und an Sergorax „Pferdehaken" auf der kurischen Nehrung, und bedeutet demnach „Pferdefluss", wie Szirg-essern (Antszirgessern) „Pferdeteich" (lit. žirgas, lett. sirgs); wie von žirgas žirgininkas abgeleitet wird, so darf von jůdszirmis Grauschimmel auf *jůdszirmininkas, von aszva Stute — aszvinis Pferd, Aschwa ein Fluss; dazu gehört auch aszutai, eszutai Pferdehaare; vgl. S. 10 aswinan Pferdemilch, asswene, aschwein, schweine See und Fluss bei Nordenburg; — auf *aszvininkas geschlossen werden; diese beiden Worte sind Familiennamen geworden,

deren Gedächtnis die Feldflur Jodschermeningken Kr. Darkemen (vgl. Ortsnamen des Regierungsbezirks Gumbinnen S. 1) und Oschweningken D. Niederung, das in alten Zeiten Szamaitkemen (n. pr. = żemaitis) hiess, bewahren. — Christburg heisst poln. Dzirgon, d. h. nach L. W. S. 446 Sirgunestadt. — Serguhn, Sergohn n. pr. V 212; davon Serguhnen D. Goldap.

S. 162 sirwis Reh: dazu gehört S. 161 sirbelauk campus, Refeld = Sirblack (L. W. S. 493); Skerwitten, früher (L. W. S. 498) Sirweniken, d. h. Leute in einer Rehgegend, oder Leute an der Sirwe (?), wie ein Nebenfluss der Weeske heisst; zu poln. sarn Rehbock, sarna Reh dagegen gehört Refeld = Sarnowo, Sarnau = Sarnowo (L. W. S. 398). Rewinkel, welches S. 369 nicht nachgewiesen ist, dürfte doch wohl mit dem Forsthaus Rehwinkel bei Pr. Friedland irgend einen Zusammenhang haben. — Stirnis n. pr. leitet A. B. von stirna —, sl. strana Gegend, Seite, Land, Volk ab; es ist vielmehr = lit. Stirna, Stirnes, Stirnus, Stirnatis (stirna Reh).

S. 169 slobote: = Schlubutt, von Schlubhut (so auch A. von Mülverstedt i. d. Z. 1855 S. 270). Schlobitten D. G. Holland, früher Slabitten (L. W. S. 462).

S. 176 stepke Ratsdiener, Profoss; in Danzig Bettelvoigt: auch n. pr., u. a. heisst ein Executor in Gumbinnen Stepke.

S. 183 setze ein: Suaidape, richtig mit A. B. a. O. S. 429 statt Snaidape: noch jetzt kommt der Familienname Schwiedop vor; vgl. Swaidop (L. W. S. 487) = Schwödhöfen, Schwedhöfen G. Rössel. Der Name Schiekop dagegen stammt aus dem poln. = Przykop (D. F. Allenstein, G. Lötzen; Przykopken D. Lyk, przykop der Laufgraben).

S. 186 taure, daure, Name eines Waldes: vgl. unten wangus: Thurwangen.

S. 195 wagis, waygis Dieb, wagipelki, waygispelkis Diebsbruch: die Wojedie westlich von Arnau; Wagedde, Woggede n. pr. (A. B. a. O. S. 432).

S. 199 wangus schlecht bestandener Eichwald: Solincwangen, Tromitten G. Friedland; Labewangen (lape Fuchs; vielleicht = Fuchshöfen G. Friedland, auch der Labengirge, Labegirre — Script. rer.

Pruss. II 596 — ist nicht ein „guter“ Wald — labas gut —, sondern ein „Fuchswald“). Leikewangen erinnert an den Namen Nalikeim. Likeim, Liekeim G. Friedland; vgl. Leikelauken. Rauwewang, Rudwangen D. Sensburg (L. W. S. 499. 503). Auf Kinwangen sass die Familie v. Kinwangen. Dürwangen G. Rössel hiess früher Durgewangen, Derwangen. Thurwangen V., Posewangen G. Rastenburg. Uderwangen D. Eylau (udro Otter). Vgl. Dr. M. Fusz „zur Etymologie nordrheinfränkischer Provincialismen“ S. 7: Gewang Flurabteilung, von wang = campus, woher auch Ellwangen, Feuchtwangen; Graff, altdeutscher Sprachsch. I 894. Kaltwangen D. V. Rastenburg: in Brandenburg Familie Kaltwang.

Altpreussische Familiennamen sind oft auf Ortschaften übertragen worden; vgl. Wissensch. Monats-Blätter 1877 S. 91; A. Bezzenberger a. O. S. 412—433; Nesselm. thes. linguae Prussicae = N.

1. Abstico — Abstich D. Allenstein.

2. Amptic, Antic — Anticken G. Braunsberg.

3. Arwide N. 8 — auch das nicht nachweisbare Arwaiden G. Holland (L. W. S. 461).

4. Begayne — Bejehnen D. Ragnit; begayne campus N. 17.

5. Berwicke — Barwick D. Karthaus.

6. Byot — Bioten, Biothen D. V. Wehlau.

7. Briole — Birjolen D. G. Tilsit.

8. *Bulite — Bulitten D. Königsberg; Bolitten Alt- D. Neu-G. Mohrungen.

9. Burit — Boritten D. V. Friedland.

10. Diwan, *Diwite — Diwan G. Berent, Diwitten D. Allenstein.

11. Gandit, nicht Gaudit — Genditten D. Friedland.

12. Garpse — Garpse G. im Kammeramt Wargen (L. W. S. 525).

13. Gedawe N. 44 — auch Gedaukeim im Kammeramt Waldau (L. W. S. 528.)

14. Gymme — Gimmendorf D. Neidenburg.

15. Glabuno (nicht Globune nach N. 49), Familie v. Glabaunen im Balgaschen — Glabunen, Globuhnen D. Eylau; vgl. Padange

(nicht Podange nach N. 133) — Padangen, Podangen G. Holland (L. W. S. 464).

16. Glausoths erinnert an glausote moter N. 49.

17. Kantenne, Kantyen — Cantein, Rugitten, Regitten G. Fischhausen.

18. Karnite, Carnut, Curnothin — Karniten, Kornieten, Cornieten G. Fischhausen; Karnitten G. V. Mohrungen.

19. Kerse — Kerseburg, Christburg. Kewle — Keulenburg D. V. Gerdauen (Hans Kewle).

20. *Kipite, Kipene — Kipitten Waldhaus Wehlau, D. G. Friedland.

21. Clausite (N. 75 Clussite) — Clawsieten, Klaussitten D. Braunsberg; Heilsberg; Claussitten D. Heiligenbeil.

22. Kluyke — Klycken G. Fischhausen.

23. Kopsaw — Kupzau, Kupsau V. Fischhausen.

24. Kudwin — Kudwinnen G. Rastenburg.

25. Lyeuse — Likusen D. Neidenburg; Lykusen D. Allenstein.

26. Luban, Lubenne — Lubianen D. Berent, Lubahn G. Berent; Luben D. Braunsberg; vgl. N. 97.

27. *Maisune (N. 101 Masune) — Maisunen, Massaunen D. G. Friedland (L. W. S. 501).

28. Mericke, Mereke, Möricke — Mörken D. Osterode; Mörkenhof V. Flatow.

29. Mokil — Mukelkeim, Mokelkeim, Mockelkeim V. Rastenburg.

30. Nalabe — nalabe villa, Nallaben D. Braunsberg N. 109.

31. Nassute (nassute Transportschiff; = lit. Träger N. 110). — Nossutten V. Goldap.

32. Niekien, noch jetzt in der Wehlauer Gegend vorkommend, nicht Neiken — Nekienen D. Wehlau.

33. Naunien; nach Petir Nawnyn ist Naueninen im Kammeramt Cremitten benannt; Naunienen D. Eylau.

34. Poythune (Boydune) — Peythunen D. Braunsberg. — Aus Pobethen stammt Bobeth.

35, Palwitus (*Palawitus), v. Pollwitten — Palabiten, Pollwitten G. Fischhausen N. 117; Polowiten, Polwitten D. Mohrungen; Palabita, Palobiten, Bolbitten G. Heiligenbeil (L. W. S. 450. 491).

36. Patolle — Patull D. Karthaus; Patollen, Klosterkrug im Kammeramt Domnau (L. W. S. 509); Podollen G. Wehlau.

37. Poburs -- Poburzen D. Osterode, pobuz, pobursc Territorium in Pomesanien N. 133.

38. Pomene, nicht Pomian — Pomenen D. Königsberg; pomen, pomenen N. 137 = Woeklitz D. Elbing nach L. W. S. 458, wie surweyte N. 182 = Spittelhof.

39. Prewisse (N. 127 Perwisse) — Prewisso, Perwissau D. V. Königsberg.

40. Quewede — Queden G. Rastenburg.

41. Raukothe, *Raukutte — Raukotienen D. Tilsit N. 146; Raukutten D. Heydekrug.

42. Robabe — Robawen D. Rössel.

43. Roythe, Rethawe — Raitekaimen, Rätkeim D. Gerdauen; rethow Territorium in Nadrauen N. 148. Rettauen D. Friedland besass die fränkische Familie v. Rettau.

44. Romeyke (schon im Witingsprivilegium von 1299) — Romeiken D. Stallupoenen.

45. Sayde — Sayden D. Oletzko.

46. Sandutte N. 154 — auch Sanditten im Kammeramt Germau (L. W. S. 522).

47. Sanglande — Sanglanden D. im Waldamt Eisenberge (L. W. S. 494).

48. Sarecka N. 155 — auch Schareyken D. Oletzko.

49. Schloditt — Schloditten D. Eylau; vgl. Selodo N. 165.

50. Stangaw, Mertin Stange (A. v. Mülverstedt „Vasallen-Register des Samlandes i. d. Z. 1855 S. 274), nicht Stanko N. 175 — Stangau D. Königsberg.

51. Mattes von Sudau, Sudowe — sudow villa, Sudau D. G. Königsberg N. 179.

52. *Surwille — Serwillen, früher Surwillen G. Rastenburg.

53. Swayno — Schwainen D. Stallupönen; Swene, Schwoenau D. Friedland (L. W. S. 509).

54. Tryntel, Trintele — Truntlack G. Gerdauen.

55. Tunge — Tunelanken i. Waldamt Leunenburg (L. W. S. 500).

56. Waidenne — Weidehnen D. Fischhausen; Woidehnen D. Ragnit.

57. Waynote N. 196 — Woynothen D. Insterburg; vgl. woyniten N. 210.

58. Wisseke — Wyseggen G. Ortelsburg.

59. Wodune — Wodunneten, Woduhnkeim G. Friedland.

60. Jocub Wosegan — Wosegau, Wosgau V. Fischhausen.

A. v. Mülverstedt a. O. S. 287 bemerkt Matthis v. Magotten, scheint untergegangen; Lorencz von Sopen, nicht mehr zu ermitteln. Es sind damit die Wehlauer Dörfer Magotten und Zohpen (vgl. Sooben G. Osterode) bezeichnet. — Auf Ffritczsche weist Fritschienen Gr. D., Kl. G. Wehlau hin, auf Matthes von Sapotin Seepothen D. Holland (auch V. Königsberg), auf Hans und Jacob Scolim Scolum, Scolmen, Skolmen G., auf Nickel v. Crossin Crossen D. (auch G. Braunsberg), Crossenfelde Abbau davon, auf Stephan Mike Miken oder Paulen, Paulken (L. W. S. 464), auf Sander von Wickerau (das Verzeichnis der „Konige“ aus den „Kammerämtern Holland, Burdein, Libstat“ betrifft das erste Viertel des 15. Jahrhunderts; L. W. nennt Joachim von der Wickerau 1440) Wickerau D. G. Holland (auch F. V. Gerdauen, 2 D. Elbing).

Nach Flüssen und Bächen sind eine Menge Ortschaften benannt worden; vgl. III.

Wingsnupoenen 2 D. Niederung bezeichnet Bewohner an dem Ulmen-, Rüsternfluss; Schillupoenen D. Stallupoenen Leute am Heidefluss; Augstupoenen D. G. Gumbinnen die hoch am Fluss wohnenden; Narpupoenen D. Gumbinnen Leute am Narpe Bach. An Stallupoenen erinnert Stolupiany am Hansza See, und dürfte durch diese Analogie die an stalas Tisch und penas Milch sich anschliessende Sage ihre Bedeutung verlieren. Kerstannuppen oder Kerstuppen G. Stallupoenen (vier wüste Hufen 1630) hängt offenbar mit dem Personennamen Kersten

zusammen, wie Potamaszupie an der Nowa neben Thamaszbuda mit Tamoszus Thomas, und Wojtekupie, Woitkupie südlich von Czesarka mit Woitek, Waitkus Albrecht. Mit upe zusammengesetzt sind noch Aszolupie südlich von Czesarka (Eichenfluss), Wilkupie südlich von Szukle, Wilkupis bei Szaki (Wolfsfluss), Meschkupie östlich von Kalwarya (Bärenfluss), Skardupie bei der Pente Nowa (Fluss mit steilem Ufer, oder — Sumpffluss? vgl. A. B. a. O. S. 427); — Pfarrer Hahn-Popelken erklärt den Namen der Skarduppe, in welcher das Wasser nicht mit Eimern, sondern nur mit einem kleinen Trinkgefäss skardas — wo belegt? — (zu skardinei Blechgefässe Geitler S. 108?) zu schöpfen sei, als einen Spottnamen; derselbe teilt mir folgende Namen mit: Drežuppe (drežas Eidechse), Kussupe, Kůsupe (Kůsa Dohle; Kussen hiess 1629 Kossen), Linguppe (linge Weihe), und stellt die Tilszele (doch vgl. Tilszinte, Tilsint i. d. Z. Bd. XIII 573), welche in ihrem Laufe mehrfach Teiche und Pfützen bildet, zu tilže Pfütze (wo belegt?) — und in Uebereinstimmung mit mir die Melawa, deren Wasser trüb ist, zu meles Hefen, während Nesselmann lit. Lex. 392 Melauken und Melawischken, die sicher nach dem Fluss benannt sind — vgl. IV —, auf melas Gips bezieht; — Pławszupie bei der Memel (Schilffluss, plauszis Schilf); nach einer Zuschrift des Pfarrer Kröhnke — Szirgupoenen heisst die Szirguppe, welche träg fliesst und mit Schilf und anderen Wassergewächsen stark besetzt ist, auch Pluszke (doch vielleicht nichts anderes als „Flüsschen“; vgl. Flor, lit. ploras); Polankupie neben Lankuppen; an der Kissuppe, welche in die Minge fliesst, liegt Kissinnen D. Memel.

Aukspirta (auksztas hoch) trägt den Namen von der *Pirta (vgl. die Pirde bei Uszpirden D. Tilsit), Aukszteszlinie von der Iszlina. Ilmsdorf D. Gerdauen (auch F. Wehlau) weist auf die Ilme, Werszehof D. Tilsit auf die Wersze, Baugskorallen (und Corallischken) G. Memel auf die Baugste, Baugse, Schirrau D. G. Wehlau auf den Bach Skirrus = Auer, Karkeln D. Heydekrug auf die Karkel, deren Ufer mit Weidengestrüpp besetzt sind; Geduhnlauken D. Labiau an der Geduhn = Elxne, nach n. pr. Gedune benannt, übertrug seinen Namen auf den Bach; Widitten D. Fischhausen an der Widitte,

deren Name an die Haffburg der vier Brüder Kone-wedit (Vierbrüdersäule in der Capornschen Heide) erinnert.

Schon früher habe ich gezeigt, das im lit. wie im poln. vor die Flussnamen Praepositionen zur Bildung von Ortsbezeichnungen treten. Hier erwähne ich noch folgendes: ant: Antagminehlen D., Antagminnen Mühle Ragnit — Ackmenis (im Haff vor Windenburg liegt die Steinbank Akmen; akmen, akmů Stein); — na, no: Nadubisie — Dubissa, Noszaltunie — Schaltona; — pa, po: Pomitnwie — Mitwa = Metowe Script. rer. Pruss. II 523; Poszunie — Szunia (szunis Hund). Poglunie d. i. Poaglunie — Agluna, Poscheschnwie — Szeszuwa, Pojewon — Jewonne, Poschwalse — Schwalsia, Poalonty — Alonta, Pomingen — Minge, Poszeszupie — Szeszuppe, Podubisie — Dubissa, Poniewież — Niewiaża, Pojurze — Jura, Porowcie — Rowszie, Poszuscie — Szustis, Poniemon — Nemone, Niemen; rechts und links vom Nemonien ziehen sich üppige Wiesenstreifen hin, Panemonien genannt), Pokrożencie, Pokrożenty — Krożenta (woran auch Kroże liegt); Padagahlen — Degel = Dange; vgl. die bosnische Landschaft Posavina zwischen Bosna, Save und Drina; — za: Zaponowie gegenüber Ponowie am Nowa Bach. An einem bei Kiaunoten vorbeifliessenden Gewässer liegen auch die Ortschaften Jeszaisze und Wjäszaisze, an einem Beifluss der Wewirsche Pobalsse und Bolsjany: stecken in diesen Ortsnamen nicht die Flussnamen Jeszaisze und Balse?

An die Flussnamen treten Suffixe: lit. — enai (Schleicher I 123; vgl. Miklosich II 23,34). Kaukenen, Diminutivum Kaukenellen, an der Kauke (Kaukas Alraun), nicht nach Nesselmann lit. Lex. 187 „ein Ort, wo es viele Alraunen giebt"; vgl. im russ. lit. Gebiet Schalpiany die an der Schalpia wohnenden; Judrany — Judra (Pojurdschen mit Metathesis); Lukniany — Lukna (lukne gelbe Seemummel); Siawziany — Schawda (Poschawze); Gerduwjany an der Minge liegt nicht weit von der Mündung der Pagerdowje, woran ein Ort gl. N; gewiss hiess vor Zeiten der Bach Gerdowe, Gerduwe; — iszkas (Schleicher I 126; vgl. Miklosich II 21,15): Wiekischken D. Darkemen — Wiek; Pentiszki — Pente = Nowa; Jolyischki —

Jolya — ninkas (Schleicher I 124; vgl. Miklosich II 20,8): Ackelningken D. Heydekrug — Ackel; Tawellningken D. Niederung — Tawell; Argeningken D. Tilsit — Arge (eine Arge fliesst auch in den Bodensee; es ist ein manchmal sehr wildes Wasser, dessen Hauptzufluss im Allgäu entspringt; nach ihr ist Langenargen benannt); Pissenyken? am Oberlauf der Pissa (Script. rer. Pruss. II 684; benannt von pissa, pyzda weibl. Schamteil, wohl wegen des dunkeln, schmutzig grünen Wassers); Sarteniki — Sarte (sarte Fuchsstute, sartas fuchsig); Neveseniken (Script. rer. Pruss. II 92 — Poniewież; vgl. das südslav. Nevesinje) — Niewiaża; Salsenicken (Soleczniki) — Salse (Solcza; Script. rer. Pruss. II 609. 699); Solnick, Solknick V. Gerdauen — Solke Graben (vgl. Sollnicken D. G. Eylau; solge niedrige Stelle auf Aeckern und Wiesen, wo sich Regenwasser ansammelt); Wolitnick G. Heiligenbeil — Wolitte. Sudnicken G. Königsberg liegt links von dem an Sudau G. vorüberfliessenden Bache (gl. N.?); doch hiess es früher Sudeniten und gehörte warscheinlich Jost Sudenitte, welcher 1453 Landkämmerer zu Schaaken war. Possnicken, Postnicken, früher Pusteniken D. Königsberg liegt nördlich von der Heide „die Post“; rechts von dem Fliess, welches vielleicht auch Puste hiess, bei Neudorfshöfchen finden wir die kleine Post, die Postel; Pusteniken entspricht daher dem lit. szilininkai Leute in der Heide; vgl. Pustlauken D. Labiau „Wüstfelden“; lit. pustas wüst. Der Name kommt nicht von Hancke Posnixe her, wie A. v. Mülverstedt „Vasallen-Register des Samlandes“ vermutet; auch nicht von posty Weide, wie Nesselm. thes. 139 vorschlägt.

Nach Besitzern sind folgende Ortschaften auf -ninkai benannt:

1. Aweningken D. Gumbinnen — avininkas Schäfer.

2. Klutznick G. Allenstein — Kluczininkas Baumwärter.

3. Kolleschniken D. Lyk — poln. *koleśnik Rademacher, koleśnia Rademacherwerkstatt. Vgl. Kolodzeiken D. Löbau, Kolodzie O. Karthaus, Kollodzygrond D. Ortelsburg — Kolodziej Rademacher. — Kamnicken G. Heiligenbeil — poln. Kamnick d. i. Kamiennik Steinhauer. — Radnicken D. V. Fischhausen — radnik

Ratmann. — Rudnik Hof Schlochau, Rudnick D. Graudenz — Rudnick, poln. *rudnik Erzarbeiter.

4. Lesnicken D. Fischhausen, Lessnick D. Flatow, Leschnicken D. Oletzko — poln. leśnik, lit. lesininkas Förster.

5. Matheningken D. Insterburg — matininkas Feldmesser.

6. Meschkeningken D. Gumbinnen — meszkininkas Bärenführer.

7. Pelleningken D. Insterburg — peleninínkas Aschenbrenner.

8. Prassnicken G. Königsberg — preszininkas Widersacher; doch vgl. Pressinikin (A. B. a. O. S. 425).

9. Röseninken V. Darkemen — režininkas Schlächter.

10. Salleninken D. Ragnit — szalininkas Flüchtling.

11. Strzelnicken D. Johannisburg — poln. *strzelnik Schütze.

12. Szardeningken D. Goldap — žardininkas Instmann.

13. Tinkleningken D. Niederung — *tinklininkas Fischnetzmacher (tinklas Fischnetz).

14. Wartnickswalde, Wartnicken G. Fischhausen — Wartnick (vartininkas Torwächter, Gefangenwärter).

15. Waszeninken D. Ragnit, Waszeningken D. Insterburg — važininkas Fuhrmann, Kutscher.

16. Wesslinken D. Danzig — poln. weselnik Hochzeitsgast. Wessolowen D. Ortelsburg hiess früher Frölichshöfen (wesoly froh).

17. Zapowiednik G. Berent — poln. zapowiednik Aufbieter.

Aus Audeaten G. Ragnit und Audinnischken = Audinnen D. Darkemen schliesse ich auf die Familiennamen Audejatis und Audinnis (audejas Weber, Leinweber). Das preussische Litauen ist besonders reich an Familiennamen, welche die Beschäftigung oder Stellung ihrer ersten Träger anzeigen.

1. Auxkelies (gs, gsch) — aukskalys Goldschmied.

2. Bandies, Bantiszus — bandiszus Viehhirt.

3. Bendratis (at) — bendras Teilnehmer.

4. Branys (nn, ies) — branys Räuber.

5. Brillat — (brilus Hut; — Hutmacher?)

6. Bruvelaitis (o, wi, ait, eit) — bruvelaitis des Brauers Sohn.

Pieworait (at, eit, ies) — pyvorus Bierbrauer. — Browarnik, poln. *browarnik Brauer, davon Browarnik G. Johannisburg.

7. Deils, Deluwait, Dailowaitis — (dailus geschickt, daile Kunst; — Künstler?).

8. Dragonat — dragunas Dragoner. Kaprolatis (at, pp) — Kaprolius Korporal; Kapteinat — Kaptainis, Kapteinis Capitän. Die Formen Kaptainis, Kapteinis sind aus Kaptainischken D. Pillkallen, Kapteinischken V. Memel zu erschliessen. Gendrolis — gendrolius General.

9. Garborius — garborus Gerber.

10. Geleszus, Gelleczuhn — geležus Eisendieb; daher Gelleszuhnen D. Goldap.

11. Klapszies, Klapatis — klapas, klapczus Junge, Bursche = poln. chłop Bauer, chłopiec Bursche; daher Klapaten D. V. Ragnit; Chlapau D. Neustadt; Waikusat(ei), Waikinnus, Waikinnis — vaikusas Lumpenjunge, vaikinnis kleiner Junge.

12. Krageninks — Kragininkas Kannenmacher. Krusikat — kružikas der kleine Krug.

13. Krauleidies, Krauledatis — kraujleidys Aderlasser; daher Krauleiden 3 D. Niederung, Krauleidszen 3 D. Ragnit, D. G. Gumbinnen, — diminut. davon Krauleidehlen D. Ragnit. Mikut-Krauleiden D. Tilsit (Mikas Michael). — Kruwinnus — kruvinnis von Blut.

14. Kubillus (is, es) — (kubilis Kübel,) kubillus Böttcher; daher Kubillen D. Goldap, Kubillehlen D. Stallupoenen, D. G. Pillkallen. Bednarken V. Osterode — poln. bednarz Böttcher, bednarka Böttcherin.

15. Kunigs — kuningas vornehmer Herr, Pfarrer; Kongehl — kunigelis.

16. Kupsune — kupczus Kaufmann = poln. Kupiec. Kromatis — (Kromas Kram; — Krämer?). Taworszczus, Tubarscheit — tavorszczus Krämer, Genosse, Platzmeister, welcher in Gesellschaft des Bräutigams die Hochzeitsgäste einladet; dazu vgl. Quessel, Quesselies, Quessulatis, Quaessuleit — kveslys Platzmeister, Hochzeitsbitter.

17. Kutenings, Kutenigs — (kuta Troddel; *kutininkas Troddel-[macher).

18. Lejuck — lejikas Giesser.

19. Lusznat — luszna Bauernhaus. Luszas — lůszas lahm = Laszus — laszas lahm, Krüppel (A. B. Beiträge zur Gesch. der lit. Sprache S. 298); daher Luschen D. Gumbinnen. *Luschnink — luszininkas Luchsfänger; daher Luschninken D. Labiau.

20. Mainies — mainis Wechsler, Tauscher.

21. Mallunat, Malohn — (malunas Mühle; — Müller?).

22. Plytat (ie, eit); Blidszun — (plyta Ziegel; — Ziegler?). plyczus Ziegler.

23. Ponelis, Ponehlis — ponelis junger Herr. Weszputat — veszpataitis Sohn eines Herrn. Brolatis — brolatis Brüderchen. Tewelis, Tawillies, Tewelaitis, Töffeleit — tevelis Väterchen.

24. Prepens (oe), Preponatis (ae, eit) — prepenas Verpfleger, Ernährer.

25. Schixnus — (szikszna Leder; — Riemer? = sziksznininkas). Vgl. Kurbjuweit, Pudczien (tz), Ratschoweit zu V. 88, 111, 178.

26. Schuklies, Schuklat — żuklys Fischer.

27. Schulock — sziuilokas Schüler.

28. Schwinnus — (szvinas Blei; — Bleigiesser? = szvinininkas).

29. Smalakys, Smalekies, Smallejus — (smala Theer; — Theerhändler, -brenner? = smalus, smalininkas; poln. smolnik).

30. Steguweit — stegius Dachdecker; vgl. V. 228.

31. Szeglies — żeglas, żeglis Segel, — Segler?).

32. Szimmernings, Zimmernikat — cimmerninkas Zimmermann.

33. Taurus, Tauratis (at) — taurus Becherschnitzer.

34. Tautorus (ies) — totorus Tatar (doch vgl. Jocub Thatar im Kammeramt Schoken i. d. Z. 1855 S. 262); davon Tataren G. Darkemen. Kaschube, Koszube, Koschubs, Kusabs, Koschubatis — kaszuba Kassube; davon Kasub V. Berent, Kaszuba G. Konitz. Kurlentzkus — Kurlenckis (as) Kurländer. Latwies, Latwieu — letwys Liefländer. Lenkatis, Lengkaitis — lenkas Pole; Guddas — gudas Pole (vgl. V. 76. 120). Murrins — murinas Mohr.

35. Werwath — (virvas Seil; — Seiler? = virvininkas).

36. Windszus — (vindas Spinnrocken; — Spinnrockenmacher? = vindininkas).

37. Woitat — vaitas, poln. woyt Dorfschulz. Storost — storastas, poln. starosta Starost.

Von körperlichen oder geistigen Eigenschaften sind folgende Personennamen entlehnt:

1. *Galwoszus — galvoczus grossköpfig; klug; daher Gallwoszen D. Pillkallen. Vgl. Pilwoczus — pilvoczus Dickbauch. Grainus (ei) — gruinas kahl, gruinys Kahlkopf (altpr. Greyne) oder grynus ein dürftiger Mensch; davon Grünweitschen D. Dom. Gumbinnen. Kendzior — poln. kędzior Krauskopf; davon Kendziora (dsch) Pustk. Schildberg; Kendzierzyn D. Gnesen.

2. Kairies, Kayratis, Kairohlus (ei) — kairis Linkhand.

3. Klaudszus, Klaudatis — klauda Gebrechen.

4. Klieschis (e), Kleszuhn, Kleiszuns, Kliszatis (at, cz, y, ei) — kliszas der die Füsse einwärts gebogen hat, wie Krebsscheeren; davon Klischen D. Memel, Pillkallen, Klischweten D. Ragnit; vgl. Kluischweten D. Ragnit.

5. Kriwat — krivas, kreivas krumm. Vgl. Klebingat, Kleibingat, Schleiwies — klivingis, szlivingis krummbeiniger Mensch; daher auch szleivas, szlivas neben klivas krummbeinig.

6. Kunellis (ies), Kunat (kunad stellt A. B. zum Stamm konperficere) — kunas, kunelis Leib, Leibchen.

7. Kusian — kuszys, kużys das weibliche Glied = Pisian Schwächling, Memme (Nesselm. thes. 129), welches Pierson von pyzda, pyza richtig ableitet.

8. Liszus (y) — liżus Lecker; Zeigefinger, poln. lizuś Speichellecker. Vgl. Plonus — plonas, plonus, fein, klein, dünn, plonleżuvis Schmeichler.

9. Lurbschat — lorbas Nesselm. thes. 96, lurbas lit. Lex. 376.

10. Nikstatis — nyksztis Daumen.

11. Melinat — melinas blau, bleifarbig.

12. Minjoth, Mingoth — miniotas mit Mennig bemalt.

13. Palażus, Paloschus (Ballasus, Balladszus, Ballasejus, Ballasegus?) — palażus Aufschneider.

14. Plewe — pleve feine Haut. Gronwalde D. Niederung heisst auch Plewen nach seinem früheren Besitzer Christian Plewe.

15. Rugies — rugys grämlicher Mensch, Sauertopf.

16. Saunus — szaunus schnell, heftig. Skobrus — skubrus geschwind, behend.

17. Schillocks — żillokas ziemlich grau.

18. Schwellnus — szwelnus sanft, weich.

19. Schwikat, altpr. Sweyke — sveikas gesund.

20. Schwirat — żwairys Schieler.

21. Spreinat — sprainys übersichtiger Mensch.

22. Srugies — srůga Flocke.

23. Struckatis — strukas kurz, gestutzt. Strungies (Strungkeit?) — strungas gestutzt, mit gekapptem Schwanze.

24. Strupat, Strupkus — strupas ein alter, abgelebter Mann; Vgl. Dulat — dulis ein alter, abgelebter Mann (Geitler 82).

25. Szicknait — sziknus ein Scheisser.

26. Szuudatis — szuudis Träumer.

27. Szwillus — swilus besengt, Aschenbrödel; vgl. V. 209.

28. Timsries — timsras bleifarbig, schweissfüchsig; daher Timstern D. Tilsit.

Nach Thieren und Pflanzen sind folgende Familien benannt: Bittins — bitinas Weiser; Giewolies — gyvolis Tier; Jautelies, Jauteleit — jautelis Oechslein, davon Jautelischken D. Ragnit; Skalick, Skalik — skalikas Jagd-, Spürhund = skaliszus (Skalischen Forst-Gutsbezirk Angerburg, Skallischen Oberförsterei. Skallischkemen D. Darkemen); Skwirblies — żwirblies Sperling; Szobries — żobrys Zärthe; Zierullis — żyrullis, cyrullis Lerche; Zugkies, Szuiks, Szugs — zuikis Hase vgl. V. 207; — Czesnack — czesnakas Knoblauch; Grusdas, Grusdat — gruzdas Bitterling; Kaszeleks — kazelekas, kaselekas eine Art essbarer Pilzen, daher Kaszeleken D. Goldap; Kwietkus, Kwetkatis — kvetka Blüte, Blume; Schwendrat — szvendras Schilf, Rohr.

Aus Egleninken stammt Egleninkat, aus Gruhsen Grusat (sch), aus Kelladen Kellodatis, aus Kusmen Kusmat, aus Laukeninken Laukeninkat, aus Oschkin, Oschkinnen Oschkinatis (at, nn), Uszkinat, aus Ruttken, Rutken, Ruttka Rutkatis (das

Panengut Rutke L. W. S. 346 = Rutken Abbau von Glintsch — Karthaus), aus Worreninken (D. Ragnit = vorininkai Pilzenart) Worninkatis; vgl. Alckening — Alknicken, Lengninck — Lenkeninken, Lenkeningken.

Rokait gründet Rokaiten; Schuppenies (noch in Kletellen) d. i. szupinys Erbsenbrei — Schuppinnen D. Niederung, 3 D. Ragnit, D. Insterburg, Darkemen; *Czulkinies d. i. czulkinys ein Gericht von gekochten Erbsen und Mohn — Tzulkinnen F. Pillkallen, G. Oberf., Tzulkinehlen (Diminutiv) D. Gumbinnen; Legien Legienen; *Suess Milkus (Suess Daniel wohnte in Kippen) — Sussemilken Alt-D., Neu-Colonie Labiau (also weder von „Milch" noch vom „Erbarmen"!); Balamut — Ballamutowen D. Lyk (bałamut Schwindelkopf). Bescharwen D. Labiau weist auf *Bescharwis hin, d. i. beszarvis ungerüstet, unbewaffnet; vgl. Scharwies (szarvas Harnisch, Rüstung; szarvdaris Waffenschmidt, szarvneszys Schildknappe). Drangowski, kathol. Kirchenort Kr. Tilsit, wurde 1690 von Gleiszen von Dorungowski in Schilleningken gegründet. Ossupoenen D. Niederung wird auch nach den Besitzern George und Christoph Gawehn Gawehnen genannt. Friedlauken D. Niederung gründet 1683 Friedrich Wilhelm Blumenthal; Brionischken G. Heydekrug im vorigen Jahrhundert der Engländer Brion; Cintionischken D. Heydekrug Cintius. Im Kreise Heydekrug verlieh der Staat Chatoulländereien, welche nach den Berittschulzen benannt wurden; so Chat. Bendig, Gritzas, Odau, Naussed, Sköries; um die Ordnung dieser Verhältnisse machte sich Landrat Zobel v. Zabeltitz (1815—50) verdient. Referendar Neubauer teilt mir mit, dass Norkaiten oder Narrus Talluth G. Heydekrug auch Potrimpen heisst: ein Stubben am Krug, noch jetzt umzäunt, c. 5′ im Durchmesser, ist von der heiligen Eiche übrig geblieben. Kummetischken ist das Pfarrerdienstland von Kallningken gewesen; demnach scheint der Name mit kumetys Instmann, Gärtner zusammenzuhängen. Auf Lessen sass 1790 Lessat George. Die Enskemer Wiese Duschlies besass früher *Duschlies (důslus freigebig).

Bodeck V. Holland trägt den Namen der Familie von Bodeck; ebenso Glauch D. Ortelsburg — von Glauch; — Braxeinshof,

Braxeinswalde V. von Tharau Pr. Eylau — v. Braxein, Preussen auf Tharau; Colbitzen, Kolbitzen V. Rastenburg — v. Colbitz; Krafftshagen, früher Kraffthain G. D. Friedland — v. Krafft, Sachsen (auch auf Dietrichswalde, Markiehnen, Borcken in demselben Kreise); Kröcken V. Mohrungen — v. Krecken; Klingsporn D. Ragnit — v. Klingsporn; Lobenstein D. Osterode — v. Lobenstein (auch auf Hohendorf im Soldauschen); Löbenthal D. Goldap — v. Loeben (auch auf Kowalken und Nossutten); Rahmel D. G. Neustadt — v. Ramel, Pommern (auf Boyden G. Mohrungen); Albehnen V., Albeneck, Albenort G., Albenlauk D. Heiligenbeil — von der Albe (auch auf Kelmkeim und Rippen).

In Osznaggern liegt die Wiese Eschketinis an der Schirwindt; sie hat die Gestalt eines Dreiecks; — erszketynas Dornbusch, erszketinnis dornig; vgl. Tarnowken O. Strasburg, Tarnowke D. Flatow (tarń Schwarzdorn; Miklosich II 696), Glogowo, Glogowko, Glogowiec, Glogowiniec in Posen (głóg Weissdorn; Miklosich II 109).

Daselbst heissen schmale Flusswiesen, besonders diejenigen, welche von einem steilen und gekrümmten Ufer gebildet werden, Pakrauschis (krauszas steiles Ufer, pakruszis Anlegeplatz am steilen Ufer). Die Buktas Wiese in dem russ. D. Stanatschen ist von Osznaggern dadurch losgerissen, dass die Schirwindt ihr altes Bett verlassen und sich einen geraden Weg gebahnt hat; sie liegt ziemlich hoch, ihre Mitte wird beackert (= Bucht). Nicht weit von der Oberförsterei Warnen liegt die zu Iszlaudszen gehörige Wiese Kalvas; ihre Mitte ist hoch und wird mit Getreide besät; ein Teil derselben ist mit Erlen und Birken bewachsen (*kalvas, kalva Hügel, Anhöhe).

Die grosse Wiese Lankas nimmt ihren Anfang in Osznaggern, und zieht sich über Wabbeln und Antanischken bis zur Domäne Budweitschen hin längs eines von Schöckstupoenen herkommenden Baches; Lankass Wiese bei Serteggen; Lankas langgestreckte Wiese bei Dopoenen; Lankele eine kleine Wiese bei Kögskemen, Lankelis Wiese an der Pissa bei Pruszischken; Lankuttis Wiese an der Memel östl. von Trappoenen (*lankas, *lankelis, *lankutis, lanka, lankele Flusswiese).

Bei Kögskemen finden wir den Kibitzbruch Pempebale (bei

Pruszischken den Kiebitzteich auf dem Kulligkemer Felde), die Prúdbale (prudas Teich), darin die noch Wasser haltende Stelle Akis (akis Auge, Quelle; akas, akis die Wuhne; „Waake“, schwedisch vak), die Wiese Tarppérkasse zwischen Gräben (tarp zwischen, perkassas Feldgraben von kasti graben), den Bruch Kapennúbalá am Kirchhof (kapines (u) der Dorfkirchhof; kapůczus der Todtengräber, auch n. pr., davon Kappotschen D. Ragnit), die Kampinne Wiese in der Ecke des Dorfplans (kampinnis (e) im Winkel befindlich; auch bei Kl. Makohnen sind Campinn Wiesen; vgl. III), die Ligeije, eine ebene Wiese am Keppurdegger Wege (lygus eben, flach; lyglaukis Gemeindeacker; unter lygus stelle auch lygamžis Altersgenosse), die Pjuklis wohl = Schnittwiese (vgl. Ortsnamen des Regierungsbezirks Gumbinnen S. 14).

Aus Szirgupoenen teilt mir Herr Pfarrer Kröhnke noch folgende Namen mit: Klampoje eine sumpfige Wiese (vgl. plinojis, Klampupoenen); Plynutt ein kleiner Bruch (plynute); Piktoje eine Wiese, in der, wie die Sage geht, es früher gespukt hat und Menschen verunglückt sind; sie ist jetzt durch Gräben trocken gelegt (vgl. Pictupoenen; piktas böse, piktis Teufel; piktžole Unkraut); Angynis Wiese, nicht lang gestreckt, nicht gewunden, früher bewaldet; zu Kögskemen gehört der Schlangenbruch Angebale, früher Wald (Besitzer Lepinat; — angis Schlange); Kutschien eine grosse Wiese (n. pr. V 113); Titnagynis ein Lehmhügel, worin Feuerstein nicht gefunden wird (n. pr. V 246).

In dem zu Puspern gehörigen Wäldchen Warninn halten sich zahlreiche Krähen (varna) auf; — bei Gumbelischken ist der Teich Warnien, bei Neukirch oder Joneikischken die Warnie Wiesen; die ganze Gegend heisst Warnie Polder; nördlich davon liegt der Selse Polder, wonach Sellseningken D. Niederung Leute an und in der „Selse“ benannt ist.

Der Tyrus Moor, nördlich von der Kliszub, sowie der Bruch Dirbalis, Tyrbalis zwischen Werben, Budszuhnen, Grieben, Eimenischken haben ihren Namen entlehnt von „tyras Wüste, Steppe, ein mit Gras überwachsener Morast“ (Geitler 117).

Die Plemputt, östlich von der Szeszuppe und Raudszen, = plempute, Diminutiv von plempe Champignon, stelle zu Plampeningken

oder Mingstimmehlen. — Jodischken D. Heydekrug hat schwarzen Boden (jůdas schwarz); Pelletkallen D. dess. Kr. liegt auf einem Berge in der Forst Ibenhorst (kalnas Berg, peleda Eule). — Schwirgsden D. Darkemen ist durch seinen Kiesreichtum bekannt (żwirgżdai Kies); Smilteningken D. Memel bezeichnet „Leute in der Sandgegend" und liegt in der Nähe der Minge (smiltis Sand, „nördlich vom Memelstrom bis Tilsit und Ragnit herab bekannt"). — Perkuicken V. Fischhausen liegt südlich von der Spathsand und Grand enthaltenden Perkoke (in der Nähe von Ekritten); vgl. Perkuiken G. Wehlau, D. Friedland, V. Eylau. — Perwelk D. Memel am kurischen Haff ist ebenso wie Perwalkischken G. Niederung (Ortsnamen des Regierungsbezirks Gumbinnen S. 11) zu erklären. — Perkappen G. Labiau bedeutet über die Hügel hin zwischen Mettkeim (56′) und Nautzken (50′); vgl. IV. — Zu Enskemen gehört die Wiese Elxninelis (Diminutiv), zu Koegskemen die Elxninis (elksnynas Erlenbruch, Erlengebüsch); zu Pruszischken die Schaltínpewis, eine kleine links an der Stallupoener Chaussee gelegene Wiese, zu Serteggen die Schaltinpewe (szaltinys Quell, peva Wiese, = Sprindwiese); zu Schilleningken D. Gumbinnen die Plinis, Balis, Pauschbalis (pa — uż fast einsilbig); dort ist auch eine Bedugnis (vgl. Badugnis in der Padrojerforst; bedugnis eine grundlose Wasserstelle); in Augstupoenen D. Gumbinnen heisst ein Sumpfloch Padugnis oder Dubjis (dũbe Loch, Abgrund); dazu stelle die Dubjeije, Dubjeige „Kesselwiese" bei Kögskemen mit dem Dubjoszus Kalnas. Kupstinus, ein Feldstück vom Dorfe Augstupoenen, war früher eine Wiese mit Humpeln (Kupstas, Kupstynas; vgl. III); zu Borstelischken D. Niederung kamen die Forstländereien Trilinn und Kupstinus; westl. von Hartingsberg liegt die Kupstinis. Zu Augstupoenen gehören noch: Berszines (berżynas Birkenwald; bei Wyszupoenen liegt die Wiese Berszinele), nicht weit von der Rominte entfernt, Sainupis, niedrige Wiese, früher Flussbett (senas alt, upe Fluss), Kiaulepewas Wiese mit Löchern (kiaule Schwein; = Schweinewiese), Upelis Graben in sprindiger Wiese (upelis Bächlein), Girratis Wäldchen, Erlenbruch nach Grünwalde zu (das Forstland Girrate wurde zu Ossupoenen geschlagen). In Osznaggern ist die eine Meile grosse Plinuttis; in der

Mitte derselben ist ein Moor. Lydimai bezeichnet einen neuen Acker oder eine Weide, die durch Ausrodung eines Waldes gewonnen sind; so gehört zu Kischen das Forstland und die Wiese Lydimmas, zu Ossupoenen das Forstland Liedemat (dazu auch das Forstland Medszokle = medziokle die Jagd, das Jagen); in der Schneckenschen Forst liegt Liedemeiten D. Niederung (Schnecke Fluss 1692). Tinkleninken enthält das Forstland Kirtemat (kirtimas Hau).

Zur Dorfmark Wyszupoenen gehören die Wiesen Geleschinne (geležinne Blindschleiche, Eisenhut — Gellszinnen D. Memel; — auch n. pr.), Sillbalis (szilas Heide — auch eine ziemlich grosse Wiese in Wabbeln D. Stallupoenen heisst Szilbalis), Barstel (vgl. Borstelischken D. Niederung), Schunkara (Schunkern D. Gumbinnen, 2 D. Insterburg, Schunkarin D. Darkemen), Butstukinne, Forst Dožimas (dauszti schlagen — Schlag?); — zur Dorfmark Serteggen die Wiesen Kelminis (kelmynas Stubbenort; — Kelmienen D. Niederung, Kellmienen D. Darkemen), Daubaklonis (dauba Tal, Schlucht, Grund, klonis niedrige Stelle im Acker), der Bach Winkschnuppe (vinksznupe Ulmenfluss). Ein Teil des Bredszuller Moors heisst die Gaurinn (bjaurus schmutzig, Bgaurballus bei Kunigehlen Kr. Darkemen). Bei Grambowischken D. Memel liegt der Grambo Berg; östlich von Schwentischken erheben sich die Berge Pillnekalnis und Lasdinkalnis, zwischen Serteggen und Kögskemen der volle runde Berg Pilnekalnis (pilnas voll? pilis Schloss? — lazdynas Haselstrauch); bei Keppurdeggen, dessen Name an das nahe (in einer Lichtung der Forst angelegte) Dagutschen (degutis Birkentheer, degti Brennen?) erinnert, der Keppurkalnis und der Skatikkalnis (Kepure Hut, skatikas Groschen — auch n. pr.); bei Wyszupoenen der Berg Uschnugaris (nugara Bergrücken), bei Serteggen der Bobkalnis (dabei Bobgrabis — boba altes Weib?) und der Stulkalnis (stulgas länglich rund?).

Westlich von Szittkemen verzeichnet die Generalstabskarte die Brücken Barstiltis (Birkenbrück?) und Pietiltis (piktas böse: tiltas Brücke); vgl. Script. rer. Pruss. II 665 Warneetylte, 668 Jensetilte. —

Majdan D. Karthaus leite ab von majdan freier unbebauter Platz, Zakrzewo G. Neustadt, Graudenz, D. Kulm, D. 2 F. Flatow, Zakrzewko G. Thorn, Zakrzewken G. Danzig, Zakrzewke 2 D. Flatow von za hinter und krzew Strauch, Gesträuch. Sittno Dom. Kulm, Sittnow D. Flatow stelle nicht mit F. Schmidt „Topographie des Netz-Districts" zu sito Sieb, nicht zu dem Stamme der Sittici, sondern zu sit Schilf, Binse (Miklosich II 577); Kleszczyn, Kleschin Alt-, Neu- 2 D. Flatow = Bressemdorf gehört zu kleszcz Brassen.

Das polnische Most heisst jetzt Brück G. D. Neustadt (most Brücke; vgl. L. W. S. 355); altpreussische Namen sind durch deutsche ersetzt: Karwese = Kuhwiesen L. W. 442 (altpr. karw Ochs, lit. Karve, poln. Krowa, kassub. Korwa Kuh; Karwiese n. pr.), 443 Miditz = Honigfelde D. Stuhm altpr. meddo Honig, 493 Sirblack = Rehfeld D. Heiligenbeil altpr. sirwis Reh, lauks Feld; Hasenberg = Sassendorf D. G. Osterode ist nach Heinrich Hasenberg 1399 benannt; demnach ist F. **Sassen**dorf nur die altpr. Uebersetzung davon (sasnis Hase). Gulben (**altpr.** gulbis Schwan) ist dem **poln.** Labens G. Allenstein (łabędź Schwan) gewichen. Deutsche Namen sind ins polnische übertragen:

L. W. 363 **Tomas**walt = Tomazewo, Thomaschewen G. Berent (Tomasz Thomas), **Buch**holz = Bukowiec D. Berent (buk Rotbuche), 365 **Linden**pusch — Lippusch D. Berent (lipa Linde), 368 **Baren**wald — Niesewanz D. Schlochau, 404 **Bar**walde = Niedzewitz niedźwiedź Bär, 375 **Henne**walt = Kokosken, Kokoschken G. Stargard (kokoszka junge Henne), 392 **Kasmans**dorf = Schiroko, Sieroko G. Thorn ser Käse, 393 **Wurst** — Kielbaszin G. Thorn Kielbasa Wurst, 395 **Haselau** = Leszt, Leszcz G. Thorn (leszczyna Haselgesträuch; altpr. laxde), 407 **Grune**berg = Sellin, Zielin D. Thorn (zielony grün), 409 **Grune**berg — Zelen, Zïelin, 414 **Hildebrands**dorf = Wielbrondowo D., **Linde** = Lipninke, Lippinken G. Stargard (lipa Linde), 422 **Eich**holz = Dembowalonka G. Dembowo D. Strasburg (dębowy eichen, łąka Wiese), 423 **Ofen**, Obin = Piecewo G. piec Ofen, **Stein**, zum grossen Stein = Cammin D. Strasburg, kamień Stein, 424 **Hecht** — Szupaka, Szczuka, Szuka

D. Strasburg, szczupak Hecht, 429 **Mehlens**dorf = Mlyniec D. F. Thorn (młyn Mühle), **Gold**bach = Zlottowo, złoto Gold, 442 **Leiden**tal = Czerpienten G. Stuhm (cierpieć leiden), 446 Jordansdorf = Jordanken D. Stuhm, 476 **Linden** = Lypau, Lippau D. Neidenburg (lipa Linde), 477 **Freitags**dorf = Piontken D. Neidenburg. piątek Freitag; Swarzinwalt, Schwarzwald D. Stargard wird von den Polen Czarnilass genannt (czarny schwarz, las Wald); Silbersdorf D. Thorn heisst auch Schrewernik (śrebro Silber); Taubendorf Dom. Graudenz auch Gollembiewko, gołąb' Taube, Beenhof, Bönhof D. Stuhm auch Psczolydwor, pszczoła Biene, dwór Hof.

Im Kammeramt Bartenstein liegen (L. W. 498) Golkeim d. i. Gahlkeim, Galkeim V. Friedland, das nebst dem V. Praurschitten zu Juditten gehört, — Sagribelauken d. i. Sagerlauken V. von Liekeim, Lusigein (Ness. thes. 98) d. i. Loszehnen, Losgehnen D. G. Friedland.

Die 7 Kreise des Hauptamts Tilsit waren nach M. Töppen Pogilgisch, Likunisch, Coadjutisch, Taurothenisch, Pojehaltisch, Kautsch, Potupolnisch, d. h. Pagilga, — dazu gehörten 1634 Plaschken und Perwalkischken; es umfasste das Gebiet an der Gilge; — Linkuhnen, Coadjuthen, Taurothenen, Ballgarden??, Kandschen, **Pictupoenen**. Das Memeler Schulzenamt Auritten weist auf den Aurieth-Fluss, Worieth hin (zwischen Gaidellen und Pagrienen); — vgl. Mankuslauken = Stenzel Aurieth. Die Bewohner der Gegenden an der Sziesze, Tenne und Aurieth sollen nach einer Mitteilung des Referendar Neubaner einander feindlich gesinnt gewesen sein und Heiraten unter einander nicht geschlossen haben. — Das in IV besprochene, in der Johannisburger Forst zwischen Mucker- und Baldahn-See gelegene Jebour bezeichnet nichts anderes als „Bauernland" (gbur Bauer), Zameczek (Schlösschen) den Herrensitz.

Zum Schluss noch einige Bemerkungen zu den von R. Klempin und G. Kratz 1863 herausgegebenen Matrikeln und Verzeichnissen der Pommerschen Ritterschaft.

S. 6: Das Dorf Langenvelt ist wohl gegründet von dem Ritter Dethlewus Langenvelt, der 1304 zu Loitz dem Fürsten Wizlaf III

als Zeuge diente. Die Familie stammt wohl aus Thüringen. Henricus de Lengefelt 1269, Zeuge der Grafen von Eberstein in Braunschweig. Später findet sich Wolfardus Lengenfelder miles 1350 in der Neumark. — Hierzu trage nach: 1. Lengefeld D. Erfurt und Heiligenstadt; 2. Johann v. Lengenfeld, Komthur zu Nessau vom 18. Mai 1357 an; 3. Familie von Lengefeld, Thüringer, auf Brostkersten, Bundien, Kinkeim, Nohnen, Polenzhof, Tolpitten (vgl. F. A. Meckelburg „Matrikel des Adels in der Provinz Preussen" No. 1055); 4. Jungfrau Anna von Lengefeld (dt) 1591 –1605 in Saalfeld (Progr. der herzogl. Realsch. „Saalfelder Familiennamen" von E. Koch. 1878).

S. 20: Alle Familien, deren Name ein mit der Endung — ing gebildetes Patronymikon ist, wie Keding, Schmeling, Bunning, stammen aus Westphalen her. Die Familie Keding können wir in Westphalen selbst nicht mehr nachweisen.

Vgl. dazu Kehdingen, K.-Bruch in Stade, Keddinghausen D. Minden, (Kötting D. Arnsberg).

S. 56: Die Familie Bisterfeld, jedenfalls deutschen, wenn auch ihrer Urheimat nach noch nicht ermittelten Ursprungs, ist bisher nur in zwei Gliedern, dem Knappen Teslaf und seinem Sohne oder Enkel Johannes Bistervelt, Knappen, 1352 auf Rügen bekannt geworden. Vgl. Biesterfeld Hof Aurich-Hannover.

S. 131: von Rodenbeke, eine Meklenburgische Familie, wird mit Hermannus de Rodenbeke 1219 urkundlich. S. 112: Die Familie von Forken**beck** stammt jedenfalls aus Westphalen aus dem Dorfe Forkenbeck, das schon 1226 urkundlich ist. Nach dem Fürstentum Rügen kam Arnoldus de Vorkenbeke, dessen Witwe und Söhne Arnold, Johannes, Reynolt vor 1284 ihren Ansprüchen an eine Hufe in Brandshagen entsagten. Das D. Forkenbeck bei Tribsees verdankt dieser Familie Ursprung und Namen. Derselben Familie und unserer Provinz entstammt der Reichstags-Präsident und Oberbürgermeister von Berlin (vorher von Breslau) Max von Forkenbeck. — Auch die Familie von Rodenbeke dürfte Westfalen als ihre frühere Heimat anzusehen haben; an sie erinnert noch Rodenbeck D. Minden (auch in Hannover, Schleswig); vgl. Billerbeck, Schönebeck.

S. 135: Johannes von Schmedeshagen, Knappe 1288, vielleicht kein Familienname. — Schmedshagen V. Franzburg in Pommern; daher ist wohl eine Familie Schmede anzusetzen, an welche auch Schmeddehausen D. Münster erinnert. (Voigt, „Namens-Codex der deutschen Ordens-Beamten“ nennt unter den Söldnern und Söldner-Hauptleuten Hans Smedinger, unter den obersten Kumpanen Hans v. Smeding 1449.)

S. 8: Ritter Johannes Troye 1257, Dorf Troyen = Treuen. Denselben Namen trägt die Familie des Pfarrer Troje.

S. 134: Schlenter, Slenter; von dieser Familie ist nur der fürstliche Vogt Gherardus Slenter 1320—1324 nachweisbar. In Preuss. Litauen ist die Familie Schlenther besonders in den Kreisen Tilsit und Ragnit wohl bekannt.

S. 137: Stoltevot, eine deutsche Familie unbekannten Ursprungs. In unserer Provinz kommt der Familienname Stolterfoth vor.

Gerhard von Vischnich, nach Voigt 1380—83 unterster Kumpan und 1387—91 Vogt zu Leipe, ist identisch mit Gerhard v. Visching, nach Voigt 1391—92 und 1393—94 Pfleger zu Bütow.

Ulrich von Zessingen (Voigt S. 132) gehört gewiss einer westfälischen Familie an; an dieselbe erinnert Sessinghausen Hof Altena im Reg.-Bez. Arnsberg; vgl. Schessinghausen D. Hannover. Derselben Familie gehört Hetzel (Hensel?) von Cessingen an, 1441—42 Pfleger zu Schaken, und (Hans Hensel von Czeschingen) 144?—1446 Vogt zu Stuhm und 1458 Komthur zu Memel.

Herr Oberförster Winkel in Neu-Ramuck, Kreis Allenstein, hat einen reichen Schatz Ortsnamen aus seiner Gegend gesammelt: Stawis, Wiesenterrain, früher zum Teil See (poln. staw Teich; vgl. I.): Katzeblott, ein tiefer Grund im Walde mit sumpfigem Torfboden, = Entensumpf (poln. kaczę Entchen; s. oben blott; Blotto, Blottobruch D. Kulm; Czystoblott D. Strasburg (czysty rein); Kaczablott, Kaschiblot F. Czarnikau; neben Katschagorka D. V. Krotoschin, Psiagorka Pustkowie Schildberg — pies Hund, górek, górka Bergchen —; Kobbelblott D. Bromberg, Kobylagora D. Schildberg — kobyla Stute, góra Berg —, Biallablott V. Löbau, Bialoblott G. Schubin, D. Bromberg — biały weiss —, Czarneblota V. Schubin — czarny schwarz —, Kiewitzblott, Kiwitzblott D. — Kibitz —, Netzblotte O. Bromberg — Netze

Fluss —, Wielkie blota O. Meseritz — wielki gross —, Wilscheblott G. Stargard (wilczy Wolfs-); Zgnilloblott D. Strasburg (zgnily faul); Poblotz G. Neustadt; Sablotschen D., Sabloczin V. Neidenburg; Zablotny Abb. Neustadt (auch n. pr.); Zablocie D. Schubin; Sablath D. Neumarkt; Sablat D. Domäne, Nablat D. Sorau, Oblath D. G. Züllichau — Praepositionen po, za, na, o —); die Forstörter Jegodze am Ufer des Lausker Sees (jagoda Beere; Jagodnen D. G. Lötzen, Jagodno D. Schrodna, Jagodowo V. Bromberg), Chmellak früher mit wildem Hopfen bewachsen, jetzt landwirthschaftlich benutzt (chmiel Hopfen — Miklosich II 149 —; Chmelno, Chmielno D. Karthaus, Chmielewen D. Johannisburg — am Fluss Chmielewka werden 44 Hufen am Michaelistag 1494 dem Nikolai Skuropadlo verschrieben; unter anderm war derselbe zur Teilnahme an der Jagd auf Biber und Marder verpflichtet —, Chmielowken V. Ortelsburg, Chmelowken V. Mohrungen; Chmielewo V. Obornik, D. Bromberg, Chmielinko D. Buk, Chmielkowo V. Fraustadt, Chmielnik D. G. Posen; Colonie Pless, Mühle Neustadt O/S., Chmiellowitz D. G. Oppeln), Malinnak — malina Himbeere — (Mallinowken D. G. Lyk; Malinie, Maliny G. Pleschen, V. Schrimm; Mühle Lublinitz; Malino D. Oppeln), Klunnak — klon Ahorn — (Klonn D. Lötzen, Sensburg, Pustkowie Konitz, Klonia 2 D. 2 G. Konitz, Klonowo D. Strasburg, D. G. Konitz, Klonau G. Osterode, Klonowken G., Klonownitz D. Stargard; Klonitz D. G. Jauer; Klony G. Schroda, Klonowo D. G. Krotoschin; Klonofken D. Gerdauen ist wahrscheinlich von einem n. pr. entlehnt;), Dembinak (— dąb Eiche, dębniak junger Eichstamm, dąbrowa, dębina Eichenwald, dębowy eichen — Domb V. Pleschen; D. Kattowitz; Domby 2 V. Rummelsburg; Dembe D. G. Czarnikau; Dembie D. Kulm; Dambie O. Lauenburg i. Pommern; Dombie V. Kröben, D. Schubin, Inowraclaw; Dembien D. Marienwerder; Dembin V. Samter; Dembina V. Kosten, Col. 2 V. Kröben, D. Mogilno; O. Pless, Rybnik; Dambine D. Oppeln, Neustadt O/S.; Dembine Col. Pless; Dembino = Dembio Col. Lublinitz; Dembio D.; Dembiohammer 2. D. G. Oppeln; Dembiec D. Schrimm, V. Kosten; Dambitsch D. G. Fraustadt; Dembitsch D. G. Schroda; Dembitschnia Col. Ratibor; Dambinietz D. Oppeln; Dembiniec, Dembinietz D. Inowraclaw; Dembinke = Eichenau D. Bromberg, Schubin;

Dembionka D. V. Kröben; Dembeck Abbau Neustadt; (Dombeck Ziegelei Inowraclaw; Dambeck G. Greifswald); Dembowo — aus einem Orte dieses Namens stammt die Familie Dembowski — D. Rössel, Strasburg; Mogilno, D. G. Wirsitz; Dembowa D. G. Kosel; Dembowitz D. Neidenburg, Flatow, Konitz, D. G. Kulm; Dembowken = Eichenhagen G. Wirsitz; Dembno D. Löbau; G. Pleschen, Wirsitz, D. Mogilno, 2 D. V. Posen; Dembnica D. Adelnau, D. G. Gnesen; Dembenofen D. Osterode; Dembinitz V. Schwetz; Dembnitz D. Neustadt; Dembniak Abbau Karthaus; G. Schrimm; Dembogorsz V. Neustadt, Dembiagora D. Stargard, Dembogora D. Posen, D. G. F. Abbau, Mühle Schubin; Dembowagura D. Lublinitz = Eichberg — góra Berg —; Dembowalonka G. Strasburg = Eichwiese; Demborog V. Wongrowitz = Eichecke — róg Ecke —; Dombrowa D. Oletzko, Neustadt; V. Adelnau, Schildberg; 16 in Schlesien; Dombrau Col. Ratibor; Dombrowe 6 in Schlesien; G. 2 V. Stolp; Dombrow V. Schlawe; Dambrau D. G. Falkenberg; Dambritsch D. G. Neumarkt; Dombrowka Pustkowie, G. Konitz, 10 in Schlesien; 12 in Posen; Dombrowke G. Bromberg; Dombrowken D. Osterode, Johannisburg, Stargard, Marienwerder, Culm, Graudenz, Angerburg, V. Johannisburg, Abbau Karthaus, Pusta, F. 2 D. Strasburg, G. Ortelsburg, Darkemen, Graudenz, Angerburg; Dombrowko G. Schwetz, 5 in Posen, Dombrowo V. Neidenburg, Berent, Schwetz, Dt. Krone, Abbau Osterode, 3 Karthaus, D. Stargard, Neustadt, G. Konitz, Flatow, D. F. Karthaus, 31 in Posen; Dombrowitz D. Oppeln; Dombrowice 2 Weiler Lublinitz; Dombrowsken D. Oletzko, D. F. Lyk ist nach einem n. pr. Dombrowski benannt; vgl. Miklosich II 74. 75 und Damerau), Brzosak — brzoza Birke —, Lippniak — lipa Linde —, Jegliak — Tanne? —. Als Holzablagen werden benutzt: Cipellek, eine schmale Halbinsel (cypelek Landzunge), Klatte, eine in den Lausker See vorspringende Landzunge = Lappen, Polko, früher wohl als Feld benutzt (pole Feld): eine Insel im See ist nach der darauf stehenden Scheune Stodolka benannt (stodola Scheune; Stodolsko D. Bomst; Stodoly 2 D. Inowraclaw; Stodolka D. Konitz; vgl. gumno Scheune, Scheunenplatz; Gumnowitz G. Bromberg); in den See springt ein flaches landwirtschaftlich benutztes Terrain vor, das den Namen Mniałka, Mniauka, auf einer Karte

Nalka trägt; vor dem Durchbruch der Alle war es offenbar Seegrund. Pieczisko heissen Seen und Brücher; es sind in der Nähe derselben Theeröfen gewesen (piec Ofen); Posari sind alte Brandblössen (pożar Feuersbrunst); Glemboke lonki tiefe Wiesen (głęboki tief; Glemboczek 2 D. Strasburg, Glembotschek D. Schubin, Mogilno, 2 Obornik; Glembokie G. Inowraclaw, 2 D. G. Schroda), Jezorka Wiesen, früher ein kleiner See (jezioro Landsee). Die Oschowe lonki sind Elendswiesen; bis vor 25 Jahren stand noch Elchwild im Revier (łoś Elendtier). Glienki sind Lehmgruben (glina Lehm, Thon; glinka Fettthon Miklosich II 108; Glinna D. Neustadt; Glinow F. Karthaus; Glinke Abbau Neustadt; Ziegelei Thorn; Glinken F. Neidenburg, D. Lyk, Karthaus, Strasburg, Konitz; Glincz D. Neustadt, Glintsch V. G. Karthaus; Glinka, Glinitz, Gleinitz, Gleinig, Gleinau in Schlesien; Glienicke, Glinau, Glinienko, Glinke, Glinken, Glinki, Glinno, Gleinitz in Posen; Glien, Glienke, Glienken in Pommern; Glien, Glienecke, Glienick, Glienicke, Glienig, Glienike in Brandenburg). Kopanka werden Brücher, Wiesen, auch Land genannt (kopanka Mulde); Kopanica Kanal, kopać graben; Miklosich II 236; Kopania D. Löbau; V. Kroeben; Koponiewo D. Karthaus; Kopanie V. Inowraclaw; Kopanin G. Wongrowitz; Kopanina V. Fraustadt, 13 in Schlesien, Kopanino V. Schroda, Samter, Birnbaum; Kopanke D. Buk; Kopaniny Col. Pless; — Kopacz V. Tost, Kopatsch D. Goldberg — Hainau, Kuppatz Col. Rothenburg, Kopaniarze D. Löbau sind wahrscheinlich nach n. pr. benannt (Kopacz der Gräber, Pionier = *Kopaniarz). Ein See im Walde heiszt Czerwonka (scerwony rot?). Uszie werden die Ausläufer der Seen genannt, mit sumpfigem Boden (offenbar = Miklosich II 712 ustije, ujście Flussmündung; Uszcz Mühle, G. Kulm, Ustka D. Karthaus, Uscz Stadt, 2 D. Chodziesen, Ustkow D. V. Krotoschin). — Nach der Mitteilung des Realschullehrers A. Wittko in Elbing heisst ein Bach bei Dubeningken D. Goldap Rowas d. i. lit. rovas, poln. rów, altpr. rawys Graben; Row und Rowen D. Berent, Rowinitza G. Schwetz, Rownitza G. Strasburg, Rowista V. Schlochau; dort giebt es auch einen Kuhberg, einen Vogelsberg, eine Gerberbal (bala Bruch).

Zwei Vorlegeschlösser des jüngeren Eisenalters

aus dem Grabfelde zu Löbertshof in Ostpreussen.

Von

Th. Blell-Tüngen.

Im Mai und August 1876 wurden von Dr. med. Hennig auf dem Gutsterritorium zu Löbertshof Kr. Labiau zwei eiserne Vorlegeschlösser, ein grösseres und ein kleineres, beide verschiedenartig verziert, zusammen mit etwa 800 verschiedenen anderen Gegenständen unserer heidnischen Vorzeit ausgegraben. Das Nähere hierüber enthält der Bericht über die Sitzung der Prussia am 20. October 1876 in der Altpreussischen Monatsschrift Bd. XIV. S. 176.

Sämmtliche Gegenstände dieses Fundes gehören ihrem Charakter nach durchweg dem jüngeren Eisenalter an, und weist auch auf diesen Zeitraum eine arabische Münze aus dem 8. Jahrhundert n. Chr. hin, welche sich bei einem Skelett dieses Grabfeldes befand. Die Funde zeigen eine grosse Uebereinstimmung mit den von Bähr beschriebenen Funden aus den sogenannten Livengräbern. In dem citirten Sitzungsbericht der Prussia ist der beiden Vorlegeschlösser auf S. 179 unten gedacht; in denselben wollte man jedoch eher Gewandnadeln als Vorlegeschlösser erkennen.

Mir war es gleich bei ihrem Anblick unzweifelhaft, dass diese beiden Gegenstände als Schliessvorrichtungen gedient hatten, zumal ein Vorlegeschloss aus dem 13. Jahrhundert in meiner Sammlung mich gleich erkennen liess, dass die fraglichen Schlösser die Vorgänger des meinigen gewesen waren. Dazu kam noch, dass ich in meiner Sammlung einen Gegenstand hatte, der augenscheinlich als Schlüssel zu derartigen Schlössern gedient hatte. Diese Umstände, sowie der weitere,

dass zwar jedes der beiden Schlösser unvollständig war, dass aber die bei jedem derselben noch vorhandenen Theile einander ergänzten, machten es möglich, ohne besondere Schwierigkeit von den Schlössern Nachbildungen in zweifelloser Richtigkeit herstellen zu lassen. Für die fehlenden Schlüssel gab mein Originalschlüssel ein untrügliches Vorbild. Aehnliche Schlüssel sieht man bei Bähr's Livengräber Taf. XI. Fig. 9 (Bart abgebrochen) und Fig. 12 abgebildet und auf Taf. II. Grab I. Fig. 6 und Taf. IV. Grab I. Fig. 5 dargestellt, in welcher Weise diese Schlüssel getragen wurden. Mein Originalschlüssel zeigt auch die Messingeinlagen, mit welchen die Copie verziert ist.

Was die Einrichtung der Schlösser betrifft, so besteht jedes derselben aus einem mit zwei Böden verschlossenen Cylinder, in welchem eine Querschlitze bis zu seinem halben Umfang dicht an dem einen (dem unteren) Bodenstück und in der Richtung desselben, sowie ferner eine Längsschlitze von letzterem Bodenstück bis zu dem entgegengesetzten (dem oberen) reichend, sich befindet. Ausserhalb des Cylinders befindet sich, in kleinem Abstand von demselben, jedoch mit demselben verbunden, eine vom unteren nach dem oberen Bodenstücke sich erweiternde Hülse. Dieser Cylinder bildet den Haupttheil des Schlosses, welchen man Schlosskasten nennen kann. Der zweite Haupttheil ist das Verschlussstück mit seinem „Besatz". Derselbe besteht aus einer kreisrunden Scheibe im Durchmesser des Cylinders. Durch den Mittelpunkt dieser Scheibe geht ein mit Kupfer eingelötheter Stab, welcher auf der einen Seite der Scheibe abgerundet und verjüngt ist und mit diesem Ende in einem Halbbogen, in gleichem Abstand zu seinem übrigen Theile, seitwärts des Randes der Scheibe gebogen ist. An dem andern vierkantigen Theile dieses Stabes, an seinem Ende, befinden sich Federn angenietet, welche als Besatz dienen und zugleich den Verschluss zu bewirken haben.

Soll das Schloss vorgelegt und geschlossen werden, so wird der Bügel dieses zweiten Schlosstheils durch die Krampe gesteckt und alsdann das glatte Bügelende in die Hülse und das andere mit dem Besatz in den oberen Boden des Schlosskastens durch Einschnitte in denselben hineingeschoben, die so eingerichtet sind, dass sie das Verschlussstück

nur gerade dann mit seinen Federn durchschieben lassen, wenn letztere an dem Stabe, an welchem sie angenietet sind, dicht anliegen. Haben die Federn den Einschnitt passirt, so spreizen sie sich auseinander und lassen das Verschlussstück ohne Schlüssel nicht mehr vom Schlosskasten trennen.

Hieraus ergiebt sich die Einrichtung des zu dieser Art Schlösser erforderlichen Schlüssels. Der Bart muss nämlich genau den Ausschnitt haben, welchen der obere Boden des Schlosses hat, durch welchen das Verschlussstück mit seinen Federn bei Schliessen des Schlosses geschoben werden muss, nur muss der Ausschnitt etwas enger sein. Es dürfte daher meistens der zu dem betreffenden Schloss gehörige Schlüssel auch nur dann das Schloss öffnen, wenn der Schlüssel mit der dem oberen Boden des Cylinders zugekehrten richtigen Seite in den Quereinschnitt gebracht wird. Wohl nur zur Kennzeichnung dieser Seite des Bartes tritt bei den Originalschlüssel der Stiel auf dieser Seite aus dem Barte etwas heraus. Soll nun das Schloss aufgeschlossen werden, so steckt man den Schlüssel mit seinem Barte so in den Quereinschnitt, dass der Stiel mit seinem Vorsprung dem Bügel des Schlosses zugekehrt ist, und schiebt denselben mit dem Stiel in dem Längseinschnitt so weit vorwärts, bis die Schliesseinrichtung mit der Feder so weit herausgeschoben ist, dass der Bügel aus dem Schloss herausgezogen werden kann. Beim Aufschliessen ist noch zweierlei zu beobachten, dass man mit der Linken, welche das Schloss hält, das Aeussere der Schliessvorrichtung nicht an irgend einer Stelle angedrückt hält; dann ferner, dass der Bart des Schlüssels genau parallel den Bodenstücken des Schlosses beim Vorschieben des Schlüssels geführt wird, sonst klemmt sich der Schlüssel.

Grössere Schwierigkeit, als die mechanische Seite, verursachte bei der Nachbildung der Schlösser die technische. Die aus der Fläche des Cylinders hervortretenden cannelirten Streifchen und Zickzackverzierungen liessen bei dem starken Rostüberzug des Ganzen nicht gleich ihre Herstellungsweise erkennen. Der eigentliche Schlosskörper mit seinen Verzierungen bildete dadurch so sehr ein Ganzes, dass man anfänglich geneigt war, die Verzierungen als durch Pressung hervorge-

bracht zu betrachten. Erst eine eingehendere Untersuchung ergab, dass die bei jedem der beiden Schlösser aus etwa 41 resp. 46 bestehenden Constructions- und Verzierungstheilchen des Schlosscylinders mittelst Hartlöthung zusammen gefügt waren. Es kam nun darauf an, das Verfahren ausfindig zu machen, wie eine so complicirte Löthung zu ermöglichen wäre. Der erste Schritt dazu geschah in dem Gedanken an ähnliche Verzierungsarten, die bei Gold- und Silberarbeiten der ältesten Zeit bis zur Gegenwart beobachtet werden und die man Filigran nennt. Als nächster Gedanke drängte sich die Möglichkeit auf, ebenso wie bei Gold und Silber, die aus Körnern und gekörnten Drähten dieses Metalles gebildeten Verzierungen auf einmal unter sich und auf die denselben dienende Unterlage zu verlöthen, dasselbe auch bei Eisen anzuwenden und so ein Eisenfiligran herzustellen. Diese Erwägung liess mich zunächst in Benvenuto Cellini's Goldschmiedekunst Umschau halten. Er beschreibt zwar die Herstellung des Gold- und Silberfiligrans; einer ähnlichen in Eisen auszuführenden Arbeit gedenkt er aber in keiner Weise. Nächstdem zog ich die schedula diversarum artium des zu Ende des 11ten oder in den ersten Decennien des 12ten Jahrh. lebenden Presbyters Theophilus zu Rathe, ein für die Technik des Mittelalters unendlich wichtiges Buch, durch dessen Herausgabe, nebst deutscher Uebersetzung, man sich in Oestreich sehr verdient gemacht hat. Im Capitel XCI dieses Buches mit der Ueberschrift „de solidatura ferri" fand ich nun das, was ich suchte. Der Eingang des Capitels liess das allerdings nicht vermuthen, indem nur das Löthen von eisernen Ringen zum Aufstreifen auf hölzerne Handhaben beschrieben wird, dann fährt aber Theophilus fort:

„Quod si vis seras componere quibus manticae serantur, percute ferrum tenue et circa aliud ferrum rotundum complica, atque conjunge ei fundum superius et inferius. Deinde circumpone ei corrigiolos ex eodem ferro et inter eos flosculos sive circulos qualiter volueris, sic tamen ut una particula semper impingatur alteri ut adhaereat, ne cadere possit. Commisce quoque duos partes cupri et tertiam stagni, et comminue illud malleo in vasculo ferreo subtiliter, comburensque viniceum lapidem, adde ei modicum salis atque commisce aqua, et liniens in

circuitu circumsparge ipsum pulverem. Quo siccato, rursum superlinies confectionem illam spissius, inponensque prunis ac diligenter circumtegens sicut argentum superius, eodem modo solidabis; refrigeratumque per se lavabis. Hoc modo quicquid volueris in ferro solidare potes, quod tamen nullo modo deauratur."

Es ist augenscheinlich, dass in dieser Stelle Theophilus die Herstellung von filigranartigen Verzierungen aus Eisen bei Vorlegeschlössern beschreibt, wie solche uns vorliegen. Durch diese Stelle fand meine ursprüngliche Vermuthung, dass wie Gold- und Silberfiligran so auch das zur Verzierung der Vorlegeschlösser angewendete Eisenfiligran durch einmaliges Verlöthen hergestellt sein müsste, volle Bestätigung.

Auf Grund der Anweisung des Theophilus konnte nunmehr zur Herstellung der vorliegenden Nachbildung geschritten werden. Im Verlauf der Arbeit erwies sich aber die Anweisung nicht nur als sehr unzureichend, sondern auch ihre Uebersetzung durch Ilg als mangelhaft. Namentlich gilt dies von der Stelle: „sic tamen ut una particula semper inpingatur alteri ut adhaereat, ne cadere possit. Ilg übersetzt: „doch so, dass ein Stück immer auf das andere geschlagen werde und zusammenhängt, dass es nicht fallen kann"; während der Sinn der Stelle ist: „doch so, dass ein Stück immer an das andere „aufgetragen"[1]) wird, (nämlich auf die Grundfläche) und daran festhält, so dass es nicht abfallen kann. Zugleich ist die Anweisung an dieser Stelle aber auch in empfindlichster Weise lückenhaft, indem doch, wenn die Arbeit in dies Stadium tritt, die Frage gleich entstehen muss, wie können alle diese Theilchen auf der eisernen Grundfläche so befestigt werden, dass nichts bis zur vollzogenen Löthung davon abfällt. Zur Hebung dieser Schwierigkeit wurde mit Erfolg auf das Verfahren bei Herstellung des Silber- und Goldfiligrans zurückgegriffen. Benvenuto Cellini trägt nämlich bei dieser Arbeit die einzelnen Theilchen mittelst Dragantwasser auf; Theophilus dagegen mittelst Kleister aus Weizenmehl. Das letztere Bindemittel wurde nun auch bei Herstellung der vorliegenden Eisenarbeit

[1]) Dieser bei Malern übliche Ausdruck für Aufmalen der verschiedenen Farben, oder wie sie sich ausdrücken „Töne" dürfte „inpingatur" in dieser Stelle im Deutschen am besten wiedergeben.

wider alles Erwarten mit grossem Erfolge angewendet. Alle Eisentheilchen hafteten nämlich mit Hülfe dieses Klebemittels in genügender Weise so lange, bis ihre Verlöthung bewirkt war. Selbstverständlich gelang nicht gleich der erste Versuch. Wie bei allen derartigen Arbeiten wurde wieder die Praxis die beste Lehrmeisterin. Es würde hier einer längeren Auseinandersetzung bedürfen, wenn Versuche, welche in dieser Beziehung von anderer Seite gemacht werden, gleich vollen Erfolg haben sollten. Besonders wäre dann auch noch der Herstellung der zur Verzierung verwendeten cannelirten Streifchen und Zickzackbänder zu gedenken gewesen. Wunderbar ist es nur, dass meines Wissens noch nirgends ein anderer mit Eisenfiligran verzierter Gegenstand aufgefunden ist; es scheint fast, als wäre diese Arbeit stets ein Zunftgeheimniss der Schlosser geblieben; und doch würde diese Verzierungsweise zur Herstellung von Schmuck- und Gebrauchsgegenständen aller Art, besonders auch von Waffen, mindestens ebenso gut anzuwenden gewesen sein, wie ähnliche Verzierungen unter Verwendung von Gold, Silber und Bronze, sei es durch Belegen, Einlegen oder Ueberziehen mit diesen Metallen.

Im Eingang dieses Berichtes wurde eines Vorlegeschlosses in meiner Sammlung aus dem 13. Jahrh. erwähnt, zu welchem die oben beschriebenen Schlösser als Vorstufe der Entwickelung derartiger Verschlussvorrichtungen zu betrachten wären. Eben solche Schlösser sind auch bei den Ausgrabungen innerhalb der Burg Tannenberg (Grossherzogthum Hessen), dem 13. und 14. Jahrh. angehörig, zu Tage gefördert worden. Auf Taf. VIII unter U. T. R. S. des von Hefener'schen Werkes über diese Ausgrabungen sind zwei derartige Schlösser dargestellt. Auch im Röm.-Germ. Central-Museum zu Mainz befinden sich acht Vorlegeschlösser und Theile von solchen aus derselben Zeit und von ähnlicher Einrichtung. Alle diese Schlösser haben eine dem Bügel- oder Plätteisen ähnlicheForm und wird bei den meisten derselben der Schlüssel durch den einen Boden des cylinderförmigen Schlosskastens in das Innere, Behufs zusammendrückens der wie bei den Vorlegeschlössern des älteren Eisenalters die Schliessvorrichtung bildenden Federn geführt, weshalb entweder der Stiel auf dem Bart senkrecht stehen oder ersterer mehrfach

seiner Länge nach geschlitzt sein muss. Ein Schlüssel ersterer Art ist bei Svenska fornsaker samlade och ritade pa Sten af S. B. Ulfsparre, kapten unter Figur 111 a und b abgebildet; einen Schlüssel der andern Art sieht man bei Kruse, Necrolivonica Taf. 14 Fig. 11. Als eine Mittelstufe der Entwickelung zwischen den Vorlegeschlössern des älteren Eisenalters und denen des 13. und 14. Jahrh. möchte das merkwürdige Schloss zu betrachten sein, welches im alten Davidsthurm zu Jerusalem 1839 gefunden wurde, wohin es wohl durch die Kreuzzüge gekommen sein mag. Es wird jetzt im Waffen-Museum zu Tzarskoe Selo aufbewahrt, und ist in dem Prachtwerk von Rockstuhl, welches die Waffen dieses Museums beschreibt, auf Tafel 77 abgebildet. Der Stiel des Schlüssels steht hier senkrecht auf dem Barte; der Schlüssel wird aber nicht gleich durch den Boden des Cylinders in das Innere geführt, sondern erst durch einen Quereinschnitt des Cylinders dicht am Boden.

Die Plätteisenform, mit der Eigenthümlichkeit, dass beim Oeffnen des Schlosses, dasselbe in zwei getrennte Stücke, den Schlosskasten und das Verschlussstück sich zerlegt, behielten die Vorlegeschlösser bis zum Schluss des 15. Jahrh. bei, als die Schliesseinrichtung im Innern und dem entsprechend auch der Schlüssel eine den heutigen Schlössern mehr nahestehende Construction erhalten hatte, wie dies bei einem wohlerhaltenen Exemplare meiner Sammlung zu bemerken ist. Bei den Japanern, die bis vor einigen Jahren, als ihr Land den Fremden geöffnet wurde, auf einem verhältnissmässig hohen Kulturzustand gleich den übrigen Asiaten seit Jahrhunderten stehen geblieben waren, findet man heute noch das plätteisenförmige Vorlegeschloss im Gebrauch. Ein neues Exemplar davon erwarb ich vor Kurzem für meine Sammlung. Das plätteisenförmige Vorlegeschloss wurde ihnen wahrscheinlich im 13. Jahrh. und in der Folge durch Europäer zugeführt, ebenso wie ihnen im 16. Jahrh. unzweifelhaft die europäischen Schutz- und Angriffswaffen zugeführt wurden, indem man in den meisten bis vor Kurzem von ihnen gebrauchten Waffen die europäischen Waffen des 16. Jahrh. sehr gut wiedererkennen kann. Die japanischen Vorlegeschlösser sind nicht nur deshalb interessant, weil ihr Verschluss noch mittelst auseinanderspreizender Federn stattfindet, sondern auch deshalb, weil die Federn gleich den

Federn ihrer älteren Feuerwaffen aus stahlartiger Bronze bestehen. Sie sind aber auch ferner für das Verständniss gewisser in Deutschland aufgefundenen Schlosstheile, bei welchen man statt eines Schlüsselloches nur einen schmalen Schlitz im Boden des Schlosscylinders bemerkt, von hohem Interesse. Ihre Schlüssel bilden nämlich einen schmalen und dünnen Streifen aus Bronze, von dem das eine Ende rechtwinkelig umgebogen ist, und mit dem Einschnitt für den Besatz des Schlosses versehen ist. Das hakenartige Ende wird zuerst durch die schlitzartige Oeffnung gebracht und dann der Schlüssel in der Richtung des Cylinders aufgerichtet und so weit in den Schliesskasten hineingeschoben, bis das Verschlussstück sich herausziehen lässt. Ein sehr ähnlicher Schlüssel ist in der ehemaligen Römercolonie bei Neuwied ausgegraben und in der Beschreibung der betreffenden Ausgrabungen von Dorow, Taf. XX. Fig. 7 abgebildet. Auch im Antiquarium des Museums zu Berlin sieht man unter No. 769 einen Schlosscylinder mit Schlitz statt mit Schlüsselloch.[2])

Aus vorstehenden Mittheilungen dürfte sich ergeben, dass die beiden Vorlegeschlösser unter den in unserer Provinz bisher aufgefundenen Ueberresten unserer heidnischen Vorzeit von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind. Einmal haben wir in denselben eine Verschlussvorrichtung kennen gelernt, die von den bisher bekannten älterer Zeit sehr wesentlich abweicht und für die Entwickelung der Geschichte der Schlösser von Wichtigkeit ist, indem wir in denselben die Vorgänger derjenigen Vorlegeschlösser zu erkennen haben, welche zur Zeit der Ankunft des deutschen Ordens in Preussen und wohl überall in Deutschland zu damaliger Zeit im Gebrauch waren, wie dies die innerhalb der Burg

---

[2]) Im Dorow'schen Werke sind zwar durch Hundeshagen die römischen Schlösser und Schlüssel mit grosser Sachkenntniss behandelt; zu einem gewissen Abschluss aber ist die Frage der antiken, wenigstens der festen Schlösser, erst durch den Conservator des Königl. Museums in Wiesbaden, Herrn Oberst v. Cohausen, in dem Aufsatz „die Schlösser und Schlüssel der Römer“ in den Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde Bd. 13, Wiesbaden 1874 S. 135—148 gebracht werden. Zugleich geben die von dem Herrn Verfasser im Wiesbadener Museum höchst sinnreich arrangirten Nachbildungen verschiedener antiker Schlösser eine Veranschaulichung, welche nichts zu wünschen übrig lässt.

Tannenberg gemachten Ausgrabungen und die Schlösser im Mainzer Museum erkennen lassen. Dann aber haben wir auch durch diese Schlösser Kenntniss von einer, bei Gegenständen aus Eisen in früheren Zeiten in Anwendung gekommenen Verzierungsweise erhalten, die bisher wohl noch unbekannt war. Beim Betrachten der Schlösser drängt sich endlich die Frage auf, ob nicht das Eisenfiligran, womit dieselben verschiedenartig und geschmackvoll verziert sind, ebenso werth sein dürfte, in die heutige Industrie wieder aufgenommen zu werden, wie dies bezüglich des Gold- und Silberfiligrans bereits mit so vielem Erfolge geschehen ist.

Alle diese Gesichtspunkte liessen an mich die Aufforderung herantreten, diesen werthvollen Ueberresten des Alterthums durch eine in mechanischer und technischer Hinsicht getreue Nachbildung gewissermassen neues Leben zu geben und dadurch in weiteren Kreisen das Verständniss dafür zu erleichtern.

Wo stand die Burg Neuhaus?

Von

G. T. Hoffheinz.

Der Chronist Dusburg (III, c. 211) schreibt, der Landmeister Conrad von Thierberg, der Jüngere, habe im Jahre 1283 die Burg Neuhaus auf der Nerung am Ufer der See erbaut, um den Heiden den Weg über die Nerung nach Samland abzuschneiden. Auf Grund dieser Nachricht Dusburgs ist denn auch die Stelle, auf welcher Neuhaus gestanden haben soll, bis jetzt auf der Nerung vergeblich gesucht. Eine nähere Einsicht in den Tractat (Cod. A und B), welcher über die im Jahre 1333 vollzogene Theilung des Samlandes zwischen dem Orden und dem Bischofe aufgenommen ist, weist darauf hin, dass die Ordensburg Neuhaus nicht auf der Nerung selbst, sondern vor derselben auf Samland gestanden habe. Dem Chronisten ist es wohl weniger auf die genaue Ortsbestimmung als darauf angekommen, die Erbauung einer Burg zum Schutze gegen eindringende Heiden in jener Gegend festzustellen, oder es hat ihm auch die genaue Ortskenntniss daselbst gefehlt. Zum Beweise meiner Behauptung führe ich die betreffende Stelle des Tractats (Cod. A mit Zuziehung des Cod. B) hier an:

„Wenn man um den Wald der Burg Rudau geht, gelangt man zu einem umgrabenen Pfahl auf dem Wege von Rudau nach Plunsen. Hierauf zu einem umgrabenen Pfahl, welcher an einem Steine steht. Sodann gerade aus über einen alten Graben vor dem Walde, der Linxto genannt wird. Demnächst gerade aus zu einem umgrabenen Pfahl neben dem Sumpfe, der preussisch Druppis heisst. Hierauf zu einer umgrabenen Eiche, welche auf einem Berge steht, den die Preussen Lappogarbo [Fuchsberg] nennen. Demnächst zu einem umgrabenen

Pfahl an dem Orte, der preussisch Yrtecapinis (Cod. B Ircicapinis, Cod. D Irczecapinis) genannt wird. Sodann zu einem umgrabenen Pfahl, welcher auf einer kleinen Anhöhe an dem Orte steht, der preussisch Wosogowiskepynis (nach Cod. B Wosgowscappis) heisst. Sodann zu einem Pfahl, der im Orte Wosgow, der Kirche und den Brüdern gehörig, steht. Hierauf gerade aus zu einem umgrabenen Pfahl neben dem Bache, den die Preussen Wosegowiske nennen. Demnächst zu einem umgrabenen Pfahl, welcher an dem Orte, preussisch Dome genannt, steht, nicht fern (nach Cod. B gegenüber auf die Entfernung von zwei oder drei jugera) von der Burg, welche Nůenhus genannt wird.“

Es kommt nicht darauf an, dass wir Plunsen, den Wald Linxto, den Sumpf Druppis, den Berg Lappogarbe, den Ort Yrtecapinis nicht mehr genau ermitteln können, wiewohl letzteres der Lage und dem Namen nach sehr wahrscheinlich der Wikiausche heidnische Begräbnissplatz ist; genug, so viel steht zunächst fest, dass die Gränzlinie die Richtung von Rudau nach Wosegau gehabt und vor der Nerung geendet habe. Der erste Ort, über den kein Zweifel obwaltet, ist Wosogowiskepynis oder Wosgowscappis. Nach der Lage kurz vor Wosegau von Rudau aus gerechnet, und nach der Bedeutung des Wortes kann es nur die noch heute bekannte, und vom Volke so genannte Wosegausche caup oder cap sein, ein ansehnlicher alter heidnischer Begräbnissplatz, der in letzter Zeit eine erhebliche Ausbeute aufgefundener Alterthümer aus der Eisenzeit, ja selbst aus der Steinzeit ergeben hat. Von da aus zog sich die Gränze nach dem nahe gelegenen, bekannten Gute Wosegau, und von Wosegau nach dem Bache wosegowiske, also dem Wosegauschen Bach. Ob unter diesem Bache die Brast zu verstehen sei und der Gränzpfahl kurz vor deren Mündung in die Beek, oder schon an dieser selbst gestanden habe, ist hier nicht von Belang, es muss aber die Gränzlinie die Richtung nach Nordost genommen haben, weil sie nach der Schlussbemerkung des Tractats vor der Nerung aufhören musste. Es befindet sich nunmehr nur noch ein Pfahl an dem jetzt unbekannten Orte Dome. Mit diesem ist die Gränzlinie beendet, und zwar steht er in geringer Entfernung von Nůenhus oder dem castrum novum. Weiter konnten die Brüder Sigard von Schwarzburg und Friedrich von Liebencell

nach dem Berichte der Codd. A und B in der Gränzbestimmung nicht vorgehen, weil die Theilung der kurischen Nerung zwischen den Brüdern und der Kirche noch bevorstand. Demnach konnte die Burg Neuhaus nicht auf der Nerung, sie musste aber, um ihrem Zwecke als Schutzburg gegen die von der Nerung eindringenden Heiden zu entsprechen, in der Nähe derselben, und zwar in der Umgebung von Wosegau stehen. Da nun aber der Grund und Boden in der Nähe dieses Ortes an dem linken Ufer der Beek zu feucht und moorig ist, selbst auf der Hennenbergischen Landtafel noch als Morast bezeichnet ist, so bleibt für die Lage von Neuhaus nur am rechten Ufer der Beek eine Stelle übrig, nämlich die kleine Anhöhe rechts von der Chaussée, wenn man von Königsberg kommt, kurz vor der Meierei, die Stelle, welche noch heute in jener Gegend allgemein Garbick genannt wird. Jetzt sind daselbst kaum noch Ueberreste von einem Bauwerk zu finden, seitdem zum Chausséebau Erde und Steine verwandt worden sind. Doch giebts im Volksmunde noch allerlei sagenhafte Nachrichten von einem alten Schlosse, welches dort gestanden, mit allen möglichen wunderbaren Zuthaten. Auf der neuen Generalstabskarte ist Garbick nicht mehr zu finden, wohl aber noch auf der v. Schrötterschen.

Es bliebe nun schliesslich noch zu berücksichtigen, dass nach der Theilungsurkunde über Samland von 1258 (Cod. dipl. Pruss. I., Töppens histor. comparat. Geographie von Preussen S. 20) dieses Garbick eine Heidenburg gewesen sei. Allein es ist mehr als wahrscheinlich, dass der Landmeister Conrad von Thierberg diese Heidenburg zu einer Ordensburg für den oben genannten Zweck habe umbauen oder auf deren Ruinen neu errichten lassen. Darum erhielt sie wohl den Namen castrum novum oder Nůenhus, im Gegensatz zur alten heidnischen Burg. Die preussischen Ureinwohner — deutsche Einzöglinge gab es in jener Gegend damals wenige oder keine — behielten aber mit der ihnen eigenen Zähigkeit den preussischen Namen Garbick bei.

Zur Geschichte der Brandenburg. Kriegsmarine.

Von

C. Herquet

in Aurich.

In einem dem hiesigen Staatsarchiv angehörenden, noch ungeordneten Convolut Acten über eine religiöse Secte Ostfrieslands fand sich die Copie der nachstehend abgedruckten Depesche des Spanischen Gesandten im Haag an die Generalstaaten vom 22. Mai 1681 und zwar von einer Hand angefertigt, wie sie heute noch in französischen und italienischen Kanzleien üblich ist. Das Schriftstück ist ohne jegliche Aufschrift oder Signatur, auf der Rückseite finden sich nur die beiden von einer andern Hand und zwar untereinander geschriebenen Worte: „Fürstl: Fürstlyche". Es gelang mir festzustellen, dass diese Hand dem Drosten von Esens (Harlingerland), Lintelo von Ehse, angehört, der damals mit seiner Fürstin Christine Charlotte sich im Haag aufhielt und die Aufgabe hatte, einer ebenfalls daselbst befindlichen Deputation der Ostfriesischen Stände entgegen zu treten.

Muthmasslich ist die Depesche oder das „Mémoire" daher in vertraulicher Weise zur Kenntniss des Ostfriesischen Hofes gelangt.

Zur Zeit ihrer Abfassung war das Brandenburgische Geschwader, nachdem es in Westindien vier Monate auf Spanische Schiffe gekreuzt hatte, an die Holländische Küste zurückgekehrt. Dort wollte man namentlich, wie auch aus der Depesche hervorgeht, diejenigen Schiffe abfangen, die Artillerie (im Ganzen 60 Stück) nach Amsterdam zur Armirung der daselbst gebauten Spanischen Kriegsschiffe führen sollten. Dieser Zweck wurde aber nicht erreicht, da die Spanier gewarnt waren.

Die vorliegende Depesche erregt weniger Interesse durch die bisher

nicht bekannten oder wenigstens nicht verwertheten Notizen über die Erfolge der Brandenburgischen Schiffe, als durch die masslose Erbitterung, die sich darin ausspricht und die allerdings nach der Wegnahme des „Carolus secundus“ und nach der Störung des Spanischen Handels in Westindien leicht erklärlich ist. Es ist nur schade, dass die erste, einige Tage vorher abgefasste Depesche, als deren Fortsetzung die unsrige erscheint, hier im Archiv nicht aufzufinden ist und wol auch nicht vorhanden sein wird. Beide erzielten insofern eine Wirkung, als die Generalstaaten Avocatorien erliessen, resp. die früheren erneuerten, auf Grund deren ihren Unterthanen — die Brandenburgischen Schiffsführer waren meist Niederländer — die Rückkehr befohlen wurde. Zu solchen Massregeln waren die Hochmögenden bei ihrer unverholenen Eifersucht auf die junge Brandenburgische Kriegsmarine und die Unternehmungen des Grossen Kurfürsten in Afrika leicht zu bestimmen, ohne dass sie dabei viel erreichten.

Da Droysen diese Depesche nicht erwähnt — andere Quellen stehen hier nicht zu Gebote — so darf wol angenommen werden, dass sie nicht weiter bekannt ist und dass deshalb ihr Abdruck gerechtfertigt erscheint. Er folgt hier, ohne Anrede und Adresse, die unser Schriftstück nicht weiter kennt:

Aux pyrateries et insultes, que les fregattes de M. l'Electeur de Brandebourg exercent dans les ports et aux costes de cet Estat, dont je fis part à Vos Seigneuries par mon Memoire du 16 de ce mois, je me trouve obligé d'ajouster, que lesdites fregattes ont pris un bastiment d'Ostende, Capitaine Pierre Winnaert, faisant voile de Rotterdam à Nieuport, chargé de planches et autres choses appartenant aux Sujets de cet Estat, laquelle prise a esté emmenée par lesdites fregattes Brandebourgoises au Texel, et ayant demeuré quatre jours au Nieuwediep, le Capitaine Pierre Winnaert s'accommoda avec le Commandeur Brandebourgois [1]) pour quelque somme d'argent, tout comme le conte la lettre, que le Commissaire Knyff a écrit le 15 de ce mois à ceux de la Compagnie Occidentale d'Amsterdam. Le Capitaine Anthoine Portuguies, Capitaine d'un vaisseau venant de Cadix, a declaré qu'en son voyage il a esté abordé par lesdites fregattes de M. l'Electeur de Brandebourg, et

[1]) Es war der Capitän Lacher und die Summe, für die er losgegeben wurde, betrug 100 Thaler. Der Capitän Winnaert hatte übrigens Spanische Seebriefe. Droysen, Staat des grossen Kurfürsten, III, 479.

qu'il a esté requis d'aller sur leur bord: ce qu'il refusa; mais se voyant pressé, il leur envoya Pedro de Rey, qui venoit pour passager et son vaisseau et que le Commandeur Brandebourgois s'informa de luy du vaisseau la Salamandre, et Puerto S.ta Maria, qui venoit avec, disant qu'on les attendoit pour tirer d'eux l'artillerie qu'ils portoient pour monter sur les vaisseaux Espagnols qu'on fait bastir à Amsterdam, et qu'après l'avoir obligé à donner quelques raffraischissements on le laissa aller. Le bruit court aussy, que lesdites fregattes ont pillé un vaisseau Hollandois venant de France, et que deux Snauwen[2]) sont parties de Conigsbergue pour venir pirater par dedans, estant la pluspart des Capitaines Sujets de cet Estat, comme Pierre Lacher,[3]) Louis Wessel et Michel Germer. Je ne sçaurois nullement croire que VV. SS., au prejudice de leur honneur, de leurs obligations et de leurs interests, permettront que leurs ports soient vidés, que leurs alliés soient insultés et que leur commerce soit troublé, et ainsy j'espere que, faisans reflexion sur ces Cardinaux pilliers d'un Estat qui fait profession d'estre bien gouverné, VV. SS. donneront incessamment les ordres necessaires pour nettoyer la mer de ces sortes de pyrates ou ennemis, et pour faire observer exactement leur dernier placard, par lequel VV. SS. ont rappellé tous leurs Sujets qui estoient au Service des Princes estrangers, et par equel VV. SS. leur ont defendu d'y prendre Service, et aussy que VV. SS. donneront des ordres pour que l'on ne reçoive dans aucun port de cet Estat les fregattes de M. l'Electeur de Brandebourg, comme l'on a fait au Texel et en Zeelande, servans les ports de VV. SS., avec Scandale de tout le monde, de subterfuge et d'azyle à ceux qui font des prises sur les Sujets d'un Roy, leur Allié, et qu'en cas que lesdites fregattes y entrent, on les y arreste. Car si VV. SS. ne condescendent à des demandes si justes, et fondées sur les Traittés qu'elles ont avec le Roy, mon maistre, et que VV. SS. negligent leur honneur et leur convenance, cela ne pourroit causer que des impressions fort contraires au bien public, non seulement dans l'esprit du Roy, mon maistre, mais aussy dans l'esprit de tous ceux qui observent les actions de VV. SS.

A la Haye le 22 May 1681.

Signé
De Fuen Mayor.

---

[2]) Schnawen (V. v. Strantz, Die Kurf. Brandenbg. Kriegsflotte, schreibt S. 35 „Sheawen") sind Böte zu 4—6 Kanonen, „um die Ostsee zu allarmiren und die Holländer, Engländer und Franzosen daraus zu halten". Sie wurden in Königsberg ausgerüstet, daher führten sie auch Namen wie „Littauer Banner oder Bernsteinfänger".

[3]) Er heisst sonst Jean Lacher.

Zur Geschichte des Deutschen Ordens im Heil. Lande.

Von

Hans Prutz.

In meiner Arbeit über „Die Besitzungen des Deutschen Ordens im Heiligen Lande" (Leipzig 1877) habe ich an der Hand der von E. Strehlke in seinen Tabulae Ordinis Theutonici (Berlin 1869) in authentischer Gestalt veröffentlichten Urkunden den Besitzstand des Deutschen Ordens im Heiligen Lande zusammenfassend behandelt, einen grossen Theil der einst dem Orden gehörigen Güter in heute noch vorhandenen Ortschaften nachgewiesen und zum erstenmale die allgemeinen Gesichtspunkte geltend gemacht, welche sich daraus für die Politik des Ordens, die Ziele derselben und die zu deren Erreichung angewandten Mittel ergeben. Im Allgemeinen liess sich selbst aus den nur fragmentarischen Angaben jedenfalls das Eine entnehmen, dass alle die guten Eigenschaften, welche der Ordensverwaltung späterhin in ihren guten und grossen Zeiten nachgerühmt werden müssen, der ritterlichen Genossenschaft auch schon in ihrer Wiege nicht gefehlt haben. Insbesondere glaube ich gezeigt zu haben, dass der Deutsche Orden sich schon in Palästina auszeichnete durch seine hohe Wirthschaftlichkeit, die sorgsame Verwerthung seiner Besitzthümer und die ihm in Folge derselben zur Verfügung stehenden ausserordentlich reichen finanziellen Hilfsmittel: eine Territorialmacht zu erwerben ist dem Deutschen Orden im Osten nicht gelungen, aber in kurzer Zeit hat er sich dort zu einer allumworbenen finanziellen Grossmacht aufgeschwungen.

Im Anschluss an jene Untersuchungen, zur Bestätigung der dort gewonnenen Resultate und zur weitern Ausführung der denselben zu Grunde liegenden Einzelnheiten theile ich hier einige Nachträge mit,

die sich aus erst neuerdings bekannt gewordenen Urkunden ergeben haben. Dieselben sind von E. G. Rey, ehemaligem französischen Consul in Damaskus, einem um die Geschichte der Franken in Syrien trotz eines gewissen Dilettantismus seiner Arbeiten hochverdienten Forscher, in einem Heftchen „Recherches géographiques et historiques sur la domination des Latins en Orient“ (Paris 1877) aus den auch für diese ältere Zeit noch immer unerschöpften Schätzen des Venetianischen Archives veröffentlicht worden. Was sich aus dieser Publication, die freilich an diplomatischer Genauigkeit sehr viel zu wünschen übrig lässt, für die Geschichte des Deutschen Ordens im Heiligen Lande ergiebt, stelle ich hier, — mit Zugrundelegung der chronologischen Ordnung — kurz zusammen.

1) Rey, Recherches p. 25 findet sich eine bisher unbekannte Urkunde des Fürsten Boemund IV. von Antiochien vom Juni 1200, durch welche dem deutschen Hospital und den Kranken, welche darin sind und sein werden, für das ganze Gebiet des Fürstenthums Antiochien freie Ein- und Ausfuhr, das Recht ungehinderten Kaufs und Verkaufs aller seiner Bedürfnisse verliehen wird; andere Art von Handelsbetrieb jedoch wird ausdrücklich ausgeschlossen.[1])

2) Ebendas. p. 25—26 theilt Rey eine im September 1217 zu Nicosia in Cypern ausgestellte Urkunde des Königs Hugo I. von Cypern mit, wonach derselbe „Armanno (d. i. Hermann v. Salza) magistro domus S. Marie Theutonicorum in Jerusalem et eidem domui“ die Schenkung seines Vaters Amalrich, des Königs von Jerusalem und Cypern, bestätigt: der Orden soll auch ferner auf dem königlichen Casale Sesquara jährlich 200 Scheffel (modios) Korn, 200 Mass (metras) Wein und 400 Scheffel Gerste zu erheben befugt sein; dieses Recht soll wirksam bleiben, auch wenn das genannte Casale vom Könige oder seinen Nachkommen veräussert werden sollte. —

3) Von besonderem Interesse ist das von Rey a. a. O. p. 29—36 mitgetheilte umfangreiche Protokoll über einen zwischen Amaury Barlays und dem Deutschen Orden unter Vermittelung des

---

[1]) „sine alia mercatura“.

päpstlichen Legaten und Cardinalbischofs Odo von Tusculum am 6. Juni 1253 zu Accon geschlossenen Vergleich in Betreff der Casalien Arabia und Zeccanin (d. i. Arrabêh und Sakhnîn, halbwegs zwischen Accon und Tiberias).

Im Jahre 1234 hatte der Deutsche Orden um die Summe von 3600 Byzantinern, d. i. 33,400 Francs Metallwerth, nach heutigem Courswerth etwa 273,600 Francs oder 218,880 Mark[2]) von Isabella von Betsan (d. i. Beysan, das alte Scythopolis) und deren Gemahl Bertrand Porcelet die Casalien Arrabêh und Sakhnîn mit einigen dazugehörigen Ortschaften gekauft.[3]) Das Geschäft war dann mehrfach bekräftigt und bestätigt worden, so 1235,[4]) 1236[5]) und zuletzt 1254.[6]) Aus der von Rey veröffentlichten Urkunde erfahren wir nun, dass es trotzdem in seiner Rechtsverbindlichkeit angefochten und Gegenstand eines Prozesses zwischen dem Orden und den Erben der Verkäufer geworden ist, dessen Entscheidung durch Appellation schliesslich bis an den päpstlichen Stuhl getrieben wurde. Der Inhalt des Vergleichs, welcher am 6. Juni 1253 zu Accon zwischen Amaury Barlais und dem Meister des Deutschen Hauses, Poppo (von Osterna), dem stellvertretenden Grosspräceptor (d. i. Grosscomthur) Hermann, dem Spittler Conrad von Minerla (?), dem Castellan von Starkenberg (Montfort)[7]) Peter von Coblenz (?)[8]),

---

[2]) „Bisanciorum saraceuatorum auri bonorum et legalium ad rectum pondus Acconis" — dieselben sind nach Mas Latrie, Histoire de l'ile de Chypre II, 7, Note 2 4 Gramm schwer und an Metallwerth genau = 9 frs. 50 centimes, während ihr relativer Conrswerth nach heutigen Verhältnissen auf mindestens das Achtfache d. i. 76 frs. = Mark 60,8 zu veranschlagen ist. Während Mas Latrie a. a. O. die Byzantini sarracenati ad pondus Accon noch identificirt mit den im Jahre 583 der Hegira d. i. 1187 p. Ch. von Saladin zu Alexandrien geprägten Goldmünzen, hat neuerdings Lavoix, Monnaies à légendes arabes frappées en Syrie (Paris 1877) den Nachweis geführt, dass dieselbe vielmehr die eigentliche Kreuzfahrermünze, die dinar souri sind, nämlich von den Christen geprägte Münzen mit arabischer Inschrift christlichen Inhalts. Vgl. auch Schlumberger, Numismatique de l'Orient latin (Paris 1878) p. 130 ff.

[3]) Strehlke, Tabulae Ordinis Theutonici n. 77 u. 78. Vgl. Prutz, Besitzungen des D. O. im H. Lande p. 27.

[4]) Tab. Ord. Theut. n. 79. [5]) Ebendas. n. 81 u. 82. [6]) Ebd. n. 106.

[7]) Die bekannte Hauptburg des D. Ordens in Palästina, NO. von Accon, heute Kala'at-Karn. S. Prutz a. a. O. S. 37 ff.

[8]) Rey a. a. O. hat Petri de Convenientia: es ist wol zu lesen de Con-

dann dem Ordenstrappier Amalrich von Würzburg, der zugleich als stellvertretender Ordensmarschall fungirte, und dem Tressler Walter als Bevollmächtigten des Deutschen Ordens geschlossen wurde, bestimmte im Wesentlichen folgendes: Amaury Barlais zahlt innerhalb der nächsten sechs Jahre dem Orden 25,000 Byzantiner und zwar das erste Jahr 5000, jedes der folgenden fünf Jahre 4000, — der Orden bezog also eine Einnahme von 237,500 Frcs. Metallwerth, was dem Courswerthe nach heute einem Betrage von mindestens 1,900,000 Frcs. oder 1,520,000 Mark gleichkommt![9]) Die Abzahlung erfolgte in der Weise, dass der Naturalertrag der bisher streitigen und gegen diese gewaltige Summe an Amaury Barlais zurückfallenden Gütercomplexe unter Aufsicht von je einem Bevollmächtigten (ballivus, bailli) des Ordens und Barlais,[10]) eingeerntet und durch Verkauf verwerthet werden und der Erlös auf die an den Orden jährlich zu zahlende Summe angerechnet wird; bleibt der Erlös hinter derselben zurück, so hat Amaury Barlais das Fehlende in baarem Gelde zuzulegen; nur dann soll dies nicht geschehen, wenn mehr als die Hälfte des zu den Casalien Arrabêh und Sakhnîn gehörigen Landes durch die Sarazenen occupirt oder verwüstet sein sollte[11]): in solchen Unglücksjahren ist Amaury Barlais von der Zahlungspflicht entbunden, auch werden dieselben für die Berechnung der sechsjährigen Zahlungsfrist nicht in Betracht gezogen. Nach Erlegung der 25,000 Byzantiner giebt der Orden die genannten Güter an Amaury Barlais zurück unter feierlicher Aufgabe alles und jedes möglichen Anspruchs darauf und Auslieferung aller auf dieselben bezüglichen Urkunden und Briefe, die sich etwa noch in seinem Besitze befinden, unter Ansetzung einer Conventionalstrafe von 1000 Byzantinern (d. i. 9500 Frcs. Metall-,

---

fluentia und der genannte ist identisch mit dem 1261 vorkommenden Ordensritter dieses Namens Tab. Ord. Theut. n. 121 (p. 111).

[9]) Vgl. oben Anmerkung 2.

[10]) Beachtenswerth und charakteristisch für das Verhältniss des Deutschen Ordens zu den anderen älteren Orden ist, dass der von Amaury Barlais zu stellende Bailli weder aus dem Johanniter-, noch aus dem Tempelherren-Orden genommen werden darf.

[11]) Dieser Vorbehalt findet sich entsprechend der damaligen steten Gefährdung des offenen Landes durch die plötzlich hereinbrechenden Araber in allen ähnliche Verbindlichkeiten festsetzenden Verträgen.

76,000 Frcs. Courswerth = 60,800 Mark); eine gleiche Summe hat Barlais zu erlegen, falls er seinerseits irgendwie die eingegangenen Verpflichtungen nicht hält, und zwar ist diese Summe von ihm auch für jedes Jahr zu zahlen, in dem er sich einer Nichterfüllung der Vertragsbestimmungen schuldig macht. Weiterhin werden dann sehr detailirte Bestimmungen über die Bestätigung dieses Vergleichs und der über die Ausführung desselben auszustellenden Urkunden und Atteste getroffen. Bei etwa ausbrechenden Differenzen erklären beide Theile sich unweigerlich dem Schiedsspruche des Patriarchen von Jerusalem zu unterwerfen.

Unter den Zeugen der Urkunden befinden sich ausser den oben als Bevollmächtigte des Ordens genannten Gebietigern noch folgende Ordensglieder: der Comthur (minor praeceptor) Balduin, der Viceprior der deutschen Kirche in Accon Heinrich und dann des Hochmeisters Poppo Caplan Wolfram und „Cumpan“ (socius) Johannes.

4) Eine von Rey p. 38 veröffentlichte Urkunde betrifft den ausgedehnten Gütercomplex, welchen der Deutsche Orden mit den Casalien Casale Imberti d. i. el-Hamsi, nahe der Mündung des Nahr-Herdawil, Le Fierge d. i. el-Farjîeh, südlich von dem vorigen, und Le Quiebre d. i. el-Kabîreh, östlich vom letztgenannten Orte, [12]) in dem Gebiete von Accon erworben und welche für ihn namentlich wegen der daselbst befindlichen, reichen Gewinn gebenden Zuckerrohrplantagen [13]) hohen Werth hatte. Nach den bisher bekannten Urkunden [14]) war dieses reiche Besitzthum durch den Hochmeister-Stellvertreter Hartmann von Heldrungen im November 1261 von Johann von Ibelin, dem Herrn von Beirut, gegen eine jährlich in drei Terminen zu zahlende Rente von 11,000 Byzantinern (d. i. 104,500 Frcs. Metall-, 836,000 Frcs. Courswerth = 668,800 Mark) für den Orden erworben worden. Nach der durch Rey

[12]) Vgl. die Uebersichtskarte bei Prutz, Besitzungen u. s. w.

[13]) Diese kommen auch in der von Rey mitgetheilten Urkunde ausdrücklich genannt vor: Et en ce devant dit assaut vos ai ie livre 24 mantres de Canameles Mostar plantees de mon demayne et 8 mantres de Canameles Jeny bien laborees et bien plantees.

[14]) Tab. Ord. Theut. n. 121.

nun bekannt gewordenen Urkunde hat es sich aber 1261 nicht um eine neue Erwerbung gehandelt, sondern nur um die Erneuerung eines schon seit Jahren bestehenden Vertrages, so jedoch, dass die dem Deutschen Orden aus demselben erwachsenen Lasten wesentlich erleichtert wurden. Es hatte nämlich schon am 15. September 1256 Johann von Ibelin, der Herr von Beirut, das Casale Imberti nebst seinen Dependenzen [15]) durch einen mit dem Grosscomthur und Stellvertreter des Hochmeisters, Eberhard von Sayn, abgeschlossenen Vertrag dem Deutschen Orden zunächst auf zehn Jahre gegen eine jährliche Pachtsumme von 13,000 Byzantinern (d. i 123,000 Frcs. Metall-, 988,000 Frcs. Courswerth = 780,400 Mark) überlassen, wobei allerdings der den Besitzungen durch Sarazenenüberfälle zugefügte Schaden und die dadurch eingetretene Herabminderung des Ertrages derselben zu Gunsten des Pächters in Anrechnung gebracht werden sollte.

5) Vom 16. December 1261 theilt Rey a. a. O. p. 41 eine Urkunde Johann's von Ibelin mit, worin derselbe den Verkauf eines Hügels und etlicher Casalien am Nahr-Damur bei Beirut sowie den der oben besprochenen Güter im Gebiete von Accon an den Deutschen Orden beglaubigt. Es ist das eine beide zusammenfassende Neuausfertigung der Urkunde vom November 1261 über den Verkauf des Turonum (d. i. Hügel) Ahmud in montibus Baruthensibus [16]) und der sub 4 erwähnten Urkunde über die im Gebiete von Accon liegenden grossen Casalien aus derselben Zeit. [17]) —

6) Endlich publicirt Rey a. a. O. p. 45 einen Vertrag vom 21. Februar 1271 zwischen dem Deutschen Orden, vertreten durch den Grosscomthur Conrad von Anenelt, und der Edlen Agnes

---

[15]) Als solche nennt die Urkunde bei Rey a. a. O. Le Fierge, Le Quiebre (vgl. über diese beiden oben), La Scebeique, Jashon, Kapharneby, Deuheireth, Benna, Samah, Laquille, Karcara und vier zur Zeit unbewohnte Guastinen (Abbaue) La Messerephe, La Ghabecie, La Quatranye, La Tyre. Davon sind zu identificiren: La Guille = Jûlis (vgl. Prutz a. a. O. 17. 23), La Ghabecie = Gabsiejeh (ebendas. 40), Benna = Bennah, nördlich von Wadi Kerkera, in dessen Gebiet auch Karcara gelegen haben muss; Samah ist vielleicht Kala'at Shemma, östlich von Ras-en-Nakûra (Scala Tyriorum).

[16]) Tab. Ord. Theut. n. 120 (p. 109) u. n. 122 (p. 114). Vgl. Prutz a. a. O. 34.

[17]) Ebendas. 121.

von Scandelion, der Gemahlin Wilhelms de la Mandelée,[18]) dem zu Folge die letztere sich feierlichst verpflichtet in Sachen einer zwischen ihrem Gemahle und dem Orden streitigen Rente von 6400 Byzantinern[19]) (d. i. 60,800 Frcs. Metall-, 486,400 Frcs. Courswerth = 389,120 Mark) den zu Gunsten des Ordens geschlossenen Vergleich niemals in irgend einer Weise anzufechten.

7) Den Schluss der Rey'schen Urkundenmittheilungen zur Geschichte des Deutschen Ordens im Heiligen Lande bildet ein Notariatsinstrument vom 16. November 1285,[20]) durch welches Barthélemy v. Giblet (Biblicum) eine Anleihe von 3500 Byzantinern (d. i. 33,250 Frcs. Metall-, 266,000 Frcs. Courswerth = 212,800 Mark) anerkennt, welche für ihn sein Procurator und Specialbevollmächtigter der Archidiaconus Simon von Antaradus (d. i. Tortosa, heute Tartûs) bei dem Deutschen Orden durch dessen Procurator und Syndicus Johann von Walchot vermittelt und abgeschlossen hat. Die Rückzahlung der Schuld soll in der Weise geschehen, dass Barthélemy de Giblet bis nächste Weihnachten 200 Byzantiner (d. i. 1900 Frcs. Metall-, 15,200 Frcs. Courswerth = 12,160 Mark) zahlt, dann drei Jahre lang je 300 und im im vierten 400 Byzantiner; jede Unterlassung der fälligen Zahlung wird durch Erlegung der doppelten Summe gebüsst; die Besitzungen des Schuldners werden dafür dem Orden in der Weise zu Pfand gegeben, dass dessen Procurator im Falle der Nichtzahlung dieselben ohne gerichtliche Dazwischenkunft ganz oder theilweise veräussern kann.

Diese Mittheilungen, so fragmentarisch sie sind, dienen doch dazu, das von mir entworfene Bild der Stellung des Deutschen Ordens in Palästina zu bestätigen und in einzelnen Zügen weiter auszuführen. —

---

[18]) Vgl. Du Cange, Les familles d'outre mer p. 428 (302—3). (Documents inédits sur l'histoire de France.)

[19]) Vgl. Prutz a. a. O. 41—43.

[20]) Rey a. a. O. 56.

Briefe von Theodor von Schön an Karl Lehrs.

Mitgetheilt von

Franz Rühl.

Die nachfolgenden Briefe sind mir von Lehrs im März dieses Jahres zu beliebiger Verwendung anvertraut worden. Lehrs legte hohen Werth darauf und hat gelegentlich einzelne Stücke daraus drucken lassen. Ich sehe keinen Grund, warum jetzt nicht das Ganze veröffentlicht werden sollte. Die Briefe sind für die Geistesart und die Geschichtsauffassung Schöns ungemein charakteristisch und sie bilden eine schöne Ergänzung zu seinem Briefwechsel mit Varnhagen von Ense. Sie sind aber auch um ihrer selbst willen wohl der Mühe werth gelesen zu werden. Die Zettelchen beziehen sich fast sämmtlich auf Grote's History of Greece, und das Urtheil des ausgezeichneten Staatsmannes, das überall den Kern der Sache trifft, verdient es wohl, auch dem grösseren Publicum vorgelegt zu werden, dem man von mancher Seite gar zu gern andere Götter anpreisen möchte.

Zur Erläuterung ist etwa folgendes hinzuzufügen. Die Beziehungen zwischen Lehrs und Schön sind alt, sie stammen aus der Zeit, als jener am Danziger Gymnasium beschäftigt war und wurden zunächst durch Meineke vermittelt. Enger sind sie aber erst in späterer Zeit geworden. Es lag dies nicht an Schön, sondern an Lehrs. Lehrs hat Schön allezeit die grösste Verehrung gewidmet, er war unerschöpflich in seinem Lobe und liebte es, ihn halb resignirt, halb leidenschaftlich andern preussischen Staatsmännern und Verwaltungsbeamten gegenüber zu stellen. Aber dem persönlichen Verkehr mit ihm ging er lange absichtlich aus dem Wege. Dieser Mann, der ein so reiches und viel bewegtes inneres Leben gelebt hat, liess sich aus den gewohnten Kreisen seines

äusseren Daseins nur ungern herausreissen und seine trotzige, durch und durch demokratische Natur hatte eine tiefgewurzelte Abneigung gegen den Umgang mit „grossen Herren", wie er es nannte. So kam es, dass sich erst in den vierziger Jahren ein genaueres Verhältniss zwischen den beiden grossen Männern zu bilden begann. Dass davon keine reicheren äusseren Spuren geblieben sind wird man begreiflich finden, wenn man bedenkt, dass sie fortwährend Gelegenheit hatten, einander zu sehen.

Zum Verständniss im Einzelnen ist nur Weniges zu bemerken. Der erste Brief wurde nach Lehrs' eigener Angabe (Wissenschaftliche Monatsblätter, 5. Jahrgang S. 32) durch einen Vortrag veranlasst, den Lehrs in der deutschen Gesellschaft gehalten und um dessen Mittheilung Schön gebeten hatte. Gemeint ist augenscheinlich der Aufsatz „Scenen aus dem gelehrten Leben bei Griechen und Römern", in der deutschen Gesellschaft vorgetragen am 23. Juni 1842, zuerst gedruckt als „Populäre Aufsätze aus dem Alterthum", Königsberg, Bornträgersche Sortiments-Buchhandlung. Tag & Koch. 1844, jetzt in den „Populären Aufsätzen", 2. Aufl. S. 363 ff. Bei dem ersten Drucke hat Lehrs folgende Anmerkung hinzugefügt: „Der Verfasser fühlt sich eben heiteren Muths genug, um dies und, wenns vorhält, etwas Aehnliches dem Drucke zu übergeben: ohne Vorrede, um erheiternden Missverständnissen Thür und Thor „flügeloffen" zu lassen". Mit dem heiteren Muthe ist es freilich nicht zu genau zu nehmen. Lehrs war damals fortgesetzt leidend und bei der Uebersendung des Schriftchens schrieb er an den Director Gotthold: „Nicht wie die Note auf der ersten Seite mit schriftstellerischer Unwahrheit besagt, sondern vielmehr in sehr miserablen Zuständen habe ich die beifolgende — nicht neue Kleinigkeit drucken lassen, um mir selbst einen kleinen Spass zu machen." Der zweite und dritte Brief beziehen sich auf die Kantfeier im Jahre 1849, bei der Lehrs Bohnenkönig war. Der Tag ist Lehrs unvergesslich geblieben, er sprach oft und viel davon und in der That scheint die damalige Sitzung der Kantgesellschaft eine der glänzendsten und angeregtesten gewesen zu sein. In der Einladung schreibt Lehrs, wie wir den Akten der Kantgesellschaft entnehmen, folgendes:

„Den diesmaligen Vortrag betreffend, so glaubte ich der ganzen geehrten Gesellschaft nichts angenehmeres erweisen zu können, als wenn ich ihr etwas aus der Feder unseres Rosenkranz, den wir gewohnt sind bei dieser Gelegenheit sprechen zu hören, vorzutragen hätte. Ich habe mich vor einigen Wochen mit diesem Wunsch an ihn gewendet, und da er mir nicht abgeschrieben, so glaube ich mit Sicherheit annehmen zu dürfen, dass er damit umgeht meinem Wunsche zu entsprechen und dass mir eine Zusendung von ihm zugehen wird. Sollte dennoch unerwartet eine solche ausbleiben, dann freilich — würde ich in aller Bescheidenheit bitten müssen mit einem Vortrage von mir selbst vorlieb zu nehmen.

„Ausserdem habe ich gewünscht, dass der Abschnitt, den wir zurücklegen, durch Vortrag eines Gedichtes bezeichnet werde. Ich habe mich mit dieser Bitte an Herrn Prof. August Hagen gewendet, und ist derselbe so freundlich gewesen meiner Bitte entsprechen zu wollen."

Die Zusendung von Rosenkranz blieb denn auch nicht aus, ein Sendschreiben „den Freunden Kants zu Königsberg am 22. April 1849". Es behandelt das Verhältniss der Rheinländer und der Ostpreussen zu einander und zur Philosophie. Auch das Hagensche Gedicht, mit zahlreichen Anspielungen auf die Zeitereignisse gewürzt, fehlte nicht und erregte allgemeine Freude. Aber auch Lehrs selbst hielt einen Vortrag und sprach über „die Philosophie und Kant gegenüber dem Jahre 1848". Das war ein echt Lehrsisches Thema und es ist sehr zu beklagen, dass der Vortrag weder, wie sonst üblich, zu den Akten der Kantgesellschaft gegeben worden ist, noch sich, soviel man weiss, im Nachlass von Lehrs vorgefunden hat.

Doch nun mögen die Briefe selbst folgen. Sie sind im Wesentlichen vollständig; nur ein paar ganz unbedeutende Zettel sind unterdrückt, die höchstens für einen Autographensammler Werth haben.

I.

Pr. Arnau den 22. September 42.

Mit dem verbindlichsten Danke gebe ich die Beilage zurük. Sie stellt vollkommen das Bild eines vollen Lebens dar, welches, wenn es ein Volk, ohne Ausname irgend eines Individuums, gewährte, zu einer

unberechenbaren Entwikelung führen müsste. Jetzt ist es uns ein schönes Ideal, für dessen Copie*) uns aber der Himmel bewahren wolle.

ich wiederhole meinen ergebensten Dank.

Schön.

*) (Servus est res.)

II.

Pr. Arnau den 14. Aprill 49.

Ew: Wohlgebornen [1]) danke ich verbindlichst für die mir gütigst gegebene Nachricht, über die dieszjährige Feyer des Kantschen Geburtstages. Die Einleitungen, welche Sie dazu getroffen haben, zeugen, dass die Bohne im vorigen Jahre in eine würdige Hand gekommen ist. In keinem Falle werde ich bei der Feyer fehlen, ich werde mich zur bestimmten Stunde einfinden.

Unserem Freunde Rosenkranz würden wir es hoch anrechnen müssen, wenn er bey dem Feste, mit seinem Worte, schriftlich unter uns erscheinen sollte, denn die Politik hat sich dermassen Seiner bemächtigt, dass ich seit einiger Zeit gar keine Nachricht von ihm habe.

meine ergebenste Empfelung.

Schön.

III

Die Follgen [1]) einer heftigen Erkältung, erlauben es mir, leider! nicht dem heutigen Kantschen Feste, auf welches ich mich sehr gefreut habe, beizuwohnen. Euer Wohlgebornen bitte ich ergebenst, mich bei der hochgeehrten Gesellschaft gefälligst zu entschuldigen.

Schön

Pr. Arnau den 22. Aprill 49
früh.

IV.

Preuss. Arnau den 3. May 52.

Mit dem verbindlichsten Danke gebe ich den 2. Theil des Groteschen Werks zurük. Cicero sagt: Durch Erfüllung einer Bitte, giebt man dem Bittenden zugleich das Recht, eine zweite machen zu dürfen, und so erlaube ich mir Aeusserung des Wunsches, dass es Ew. Wohlgebornen möglich seyn möge, mir auch den dritten Theil zukommen zu lassen.

Schön.

[1]) sic!

V.

Pr. Arnau den 14. Juny 52.

Mit verbindlichem Danke gebe ich den 5. Theil von Grothe[2]) zurük, nnd bitte ergebenst um den 6ten.

Die Zeit, vor Pericles hatte doch viel Aehnlichkeit mit unserer neuen deutschen Zeit. Zwey grosse Staaten, Athen und Sparta, Preussen und Oestreich kabaliren gegen einander, und die kleinen Staaten, laufen, wie die jetzigen deutschen Fürsten, von Einem zum Andern. Und die Ekklesia ist wohl in keinem Fall besser gewesen, als unsere National Versammlungen. Gott gebe auch uns bald einen Pericles!

meine ergebenste Empfelung.

Schön.

VI.

Pr. Arnau den 6. July 52.

Mit Dank gebe ich den 6. Band von Grote zurük, und bitte ergebenst um den 7ten.

Leider! fängt Grote an, zu dem Fehler unserer gelehrten Historiker sich hinzuneigen, und lieber gelehrt als gescheut seyn zu wollen. Die Einzelnheiten in den schon an sich unbedeutenden Kriegs Ballgereyen, werden im 6. Bande zuweilen ermüdend. Ob X oder Y den rechten oder den linken Flügel commandirte, ist so wenig von Interesse, als die Nachricht, Wer bei Leipzig Commandeur dieses oder jenes Regiments war. Dagegen fehlt ein Bild von Socrates pp. und von dem Einfluss der damaligen grossen Männer auf Haltung u. Richtung der Menge. Der Werth, welchen die Historiker auf den Notizen Krahm setzen, verdirbt die Geschichte. Notizen sind allerdings dem Historiker so unentbehrlich, als dem Klavierspieler die Claves, aber zur Harmonie gehören nur wenig Claves, und wer Alle drückt vernichtet jedes Bild.

ich hoffe auf den 7. Theil, wo der kleinlichen Kriegsballgereyen doch weniger seyn werden.

Schön.

---

[2]) sic!

VII.

Preuss. Arnau den 10. August 1852.

Eben habe ich Ew. Wohlgebornen gediegenen Aufsatz über Grote im neusten Stüke der Grenzboten[3]) gelesen, und ich muss für die Freude danken, welche ich dabey hatte.

Dann erlaube ich mir die Anfrage:

Wann wir wohl den 9. 10. und 11. Band des Groteschen Werks von der Bibliotek zu erwarten haben?

Sollten darüber noch Monate hingehen, dann würde ich Herrn v. Varnhagen bitten, uns den 9. und 10. Band auf etwa 4 Wochen hieher zu schiken.

meine ergebenste Empfelung!

Schön.

VIII.

Pr. Arnau den 22. September 52

ich erlaube mir ergebenst die Anfrage:

Ist noch Nichts von den späteren Theilen des Werks unseres Londoner Bankiers zu hören?

Schön.

IX.

Indem ich den 9. Band von Grote mit Dank zurückgebe, bitte ich ergebenst um den 10. Die schlechte griechische Zeit im 9. Band will nicht so gut schmecken, als die grosse Zeit in den früheren 8 Bänden.

Der Gedanke steht bey mir fest, dass Ew. Wohlgebornen uns einen Grote, in etwa 4 Bänden liefern sollten. Der 9. Band dürfte nicht den 4. Theil eines Bandes geben. Grote selbst müsste zu diesem deutschen Werke, das Lexikon seyn. pp.

meine ergebenste Empfelung

Schön

Pr. Arnau den 26. Novb. 52

Hr. Professor Lehrs
Wohlgeboren.

---

[3]) Jetzt wieder abgedruckt in den „Populären Aufsätzen“, 2te Auflage S. 447 ff.

X.

Pr. Arnau den 3ten Dezember 52.

Obgleich Grote in dem beiliegenden 10. Bande in den gewöhnlichen Fehler der Historiker verfällt, dass er bei den kleinen kriegerischen Katzbalgereyen sich zu lange aufhält, so ist doch auch dieser Band von hohem Interesse. Epaminondas ist herrlich dargestellt. Die Beschreibung von dessen Schlacht aus der schiefen Linie zeugt zugleich, dass es eytel Prahlerey ist, wenn Friedrich II. die Schlacht von Leuthen damit vergleicht. Ich bin im Gegentheil überzeugt, dass, wenn Epaminondas bey Leuthen commandirt hätte, er keine schiefe Angriffslinie genommen haben würde. Der nächste Theil soll Philipp und die Fortsetzung von Dionysius enthalten. Dieser

11. Band soll längst erschienen seyn. Möchte ihn doch unsere Bibliotek bald erhalten!

meine ergebenste Empfelung

Schön.

XI.

Pr. Arnau den 30. Januar 1853.

Es ist länger als 3 Monate, dass Hr. Varnhagen von Ense mir schrieb, dass er schon den 11. Theil von Grote's History of Greece besitze. Hat unsere Bibliotek diesen Band noch nicht erhalten?

Mein Freund, der Director Meineke hat mich benachrichtigen lassen, dass die Berliner Philologen den hohen Werth des Groteschen Werks vollkommen anerkennen, aber (Ew. Wohlgebornen müssen wir die Mittheilung zu gut halten) nicht weil Grote der Erste Staats Mann ist, welcher als solcher uns ein Bild von Griechenland giebt, sondern

weil der Mann gutes Quellen Studium gemacht habe.

Allerdings war zu dem Bilde, welches Grote liefert, Quellen Studium nöthig, wie Zähne zum Essen und Claves zum Clavierspielen, nothwendig sind, aber den Berliner Philologen scheint es auf den Ton, der doch das Wesen des Clavier Spielens ist, nicht anzukommen, u. so ist deren Urtheil, zwar Zunft gerecht, aber doch beschränkt.

ich empfele mich ergebenst.

Schön.

XII.

Pr. Arnau den 3. Aprill 53

Will unser Grote noch immer nicht ankommen? Es werden jetzt wohl 9 Monate[4]) sein, dass Varnhagen v. Ense, den uns fehlenden nächsten Theil schon besass.

ich quäle Ew: Hochwohlgebornen, das weiss ich, aber, ich rechne darauf, dass Sie Ihre Güte vollenden werden.

Schön.

XIII.

Pr. Arnau den 5. Septr. 53

Sollte es wirklich vom Schicksale beschlossen seyn, dass ich die beiden letzten Bände von Grote nicht mehr lesen soll? Der 11. Band ist längst heraus, u. seiner Inhalts Anzeige nach, ist er sehr wichtig. Sollte der neue Bibliotekar[5]) nicht hellfen können? u. können Ew. Wohlgebornen, es nicht machen, dass er uns ferner zu Grote verhellfe?

Seiner Abstammung nach soll Grote ein Deutscher seyn.

Schön.

XIV.

Pr. Arnau den 20. Septbr. 53

Wenn Grote sich scheut, in seinem 11. Bande nach Arnau zu kommen, dann bitte ich Ew: Wohlgebornen, als einstweiligen Ersatz dafür, die Geschichte der homerischen Kritik von Herrn Dr. Friedländer[6]), für eine kurze Zeit mir gefälligst zukommen zu lassen. Wollte Hr. Dr. Friedländer mir auch den Groteschen Brief[7]) für einige Stunden anvertrauen, dann würde ich sehr dankbar dafür seyn.

meine ergebenste Empfelung.

Schön.

---

[4]) Dem ungeduldigen Greise kommt die Zeit, wie der vorige Brief lehrt, offenbar länger vor, als sie wirklich gewesen ist. Den 10. Band erhielt Varnhagen am 23. März 1852 (Tagebücher IX S. 128) und am 27. Juli besass er den 11. Band noch nicht. „Aus den Papieren Schön's“ I S. 222.

[5]) Herr Justus Olshausen.

[6]) L. Friedländer, die homerische Kritik von Wolf bis Grote. Berlin 1853.

[7]) Ein Dankschreiben für die Uebersendung der eben genannten Schrift.

XV.

Pr. Arnau den 22. Octobr. 53.

Mit dem verbindlichsten Dank, auch für die gefällige Besorgung des 11. Bandes von Grote gebe ich disz Buch beikommend zurück. Auch dieser 11. Band dürfte nicht so ausgedehnt seyn, als er ist, wenn der Verfasser nicht eine Menge Einzelheiten, bey den stattgefundenen Streitigkeiten aufgeführt hätte, welche zur Beurtheilung des Gegenstandes selbst, nicht dringend nöthig waren. Aber hochwichtig ist auch dieser Theil, u. die Geschichte von Socrates darin, muss als Trost u. Beruhigungs Mittel, jedem Deutschen, der den jetzigen miserablen Zustand seines Vaterlandes kennt, wohlthuend seyn.

Der 12. Band, um dessen gütige Besorgung ich auch ergebenst bitte, wird dadurch besonders wichtig seyn, dass neben der Geschichte von Alexander, auch Plato u. Aristoteles als Philosophen dargestellt werden sollen. Da kann Grote sich in seiner Grösse zeigen, ob der Notizen Kram ihn überwältigt hat, oder ob er bey allen Bergen von Notizen, er*) noch immer klaren Himmel sah.

meine ergebenste Empfelung.

Schön.

* *

*

Als Anhang möge hier folgen, was Lehrs in seinen Papieren über die beiden Fassungen des Gedichts aufgezeichnet hat, welches Schön bei der Feier zu seinem Geburtstage 1841 überreicht werden sollte, der er sich durch Verreisen entzog. In den „Papieren“ III S. 260 ff. ist eine Abschrift mitgetheilt, welche der Minister v. Rochow dem berüchtigten Briefe beilegte, in dem er von Schön verlangte, er solle Nachforschungen nach dem Verfasser und denjenigen Personen anstellen, welche das Gedicht hätten überreichen wollen und ihnen das Strafbare und Verwerfliche ihrer Manifestation vorhalten. Von diesem Rochowschen Text weicht nun die andere, dort ebenfalls mitgetheilte Abschrift sehr ab, welche Schön's Frau an ihren Sohn schickte.

*) Nachträglich über der Zeile hinzugefügt.

Lehrs bemerkt nun folgendes: „Mir ist ganz unzweifelhaft, dass diese zweite Redaction viel schlechter ist. Die Rochowsche ist der verbesserte Text, die andere aus dem früheren Entwurfe. Es hatte ohne Zweifel schon aus diesem ein Bekannter des Verfassers sich Abschrift genommen. Später aber hat der Verfasser ihn noch verbessert und aus dieser verbesserten Gestalt stammt die Abschrift, die an Rochow kam."

Das ist gewiss richtig. Es wäre freilich noch eine andere Vermuthung statthaft, dass nämlich die Fassung der Frau von Schön eine aus politischen Gründen abgeschwächte wäre, indem, wie sonst gewöhnlich, so auch in unserm Falle die schärfere Ausdrucksweise zugleich die poetisch schönere ist. Allein dem steht entgegen, dass bei manchen Versen ein äusserlicher Grund für eine Aenderung gar nicht abzusehen ist, während ein geläuterter Geschmack die Rochowsche Fassung aus ästhetischen Erwägungen bevorzugen wird. Man vergleiche beispielshalber den Anfang de, dritten Strophe und den Schluss des Ganzen. Es würde übrigens nicht ohne Interesse sein, wenn einer der älteren Leser den Namen des Verfassers mittheilen wollte, der doch in damaliger Zeit sicherlich einem grösseren Kreise bekannt gewesen ist.

Eine historische daina.

Mitgeteilt von

Adalbert Bezzenberger.

O tu sesele manu, kur tu pasydeyei?
Kur tawo źodelej, kuriuas ma kalbeyei? kuriuas ma kalbeyei?
Ak taj źynome, źynome, kur tu dabar esy,
Ba tu pas tejweli namuase neesy, namuase neesy:
Tu, sesele Kamilio brangiause,
Tu tejweli tawo paliekaj mieliause, paliekaj mieliause.
Tawe mums iszpleisze tyronis pagonas,
Kurys tien wadinams Pilakalnio ponas, Pilakalnio ponas.
Szyrdyte Kamilia, tu manu sesele,
Tawo motineles, tejwucio szyrdiele, tejwucio szyrdiele,
Trokszta musu szyrdys tawe pamatite
O nors wiena źodeli tien tau pasakite, tien tau pasakite.
O sesel Kamilia, kur tu pasydeyej?
Kur tawo źodelej, kur su mums kalbeyej? kur su mums kalbeyej?
Zynom', tawe tur Kurytys pagonas,
Tas tyronis bajsus, Pilakalnio ponas, Pilakalnio ponas.
Asz tawe sesele! koźna wakareili
Troksztu pamatit isz Skersnemuneliu pas pat Nemuneli.
O tu Kamilia, tu manu sesele,
Tu troksztí tejpogi irr matit broleli, matit tejweli, matit motinele;
Bet Pilakalnio muraj taj mums nedalejda,
Sesele Kamilia, matit tawo wejda, matit tawo wejda;
Geleźynej tyltaj aukstijn pakielti
Mums nedalejdo prie tawes prieejti, prie tawes prieejti.
Ak! sztaj — i Skirsnemun isz Wokietyu ponas
Wed' lajma pagirta, fon Beier Ottonas, fon Beier Ottonas,
Su szymtu karejwiu ant krutu (krutinejs) su źnoku,
Najkyte pagonis po wardu Kryźoku, po wardu Kryźoku.

Tas Ottonas, toks tejsus didej ponas,
Gird', kat ant Pilakalnio yr tyronis pagonas, yr tyronis pagonas,
Gird, kat ira wisiems tyroniu pazytas,
Kat irr wisiems bajsus, Kurytys wadytas, Kurytys wadytas.
Noaurint isznajkit toki neprieteli
Greit Ottonas ejna pats per Nemuneli, pats per Nemuneli.
Su szymtu karejwiu apstoju Pilakaln,
O tien nekam buwu iejte newalna, iejte newalna.
Bet smarkus Ottonas su karejweis sawo
Su lauźu tos tyltus irr Dwara igawo, irr Dwara igawo.
Kurytys szoku preszajs rankoje su kardu,
Bet Ottono kardas Kuryt krutys (krutiñe) ardu, Kuryt krutys ardu.
Randa dauk newalniku, lauźu tu źabangus;
Szytai tien oaulose didej skarbas brangus, didej skarbas brangus,
Kur su rubawoju Kurytys tyronas,
Tas bajsus wisiems Pilakalnio ponas, Pilakalnio ponas.
Prisaku Ottonas ta dwara degyte
Irr Kurytio namus wisaj isznajkite, wisaj isznajkite.
O no tos walandos Pilakaln waditas
Tasaj kalnas ira Beierburg pramitas, Beierburg pramitas.
O tada sunus lajmejs, tas smarkus karejwis,
Isz Wokietyu zemejs fon Beier ateyes, fon Beier ateyes,
Isz ranku tyronies iszwalnio dukriele,
Dukriele Kamilia, Kamilia sesele, Kamilia sesele.
Tas Otton fon Beier wedi pas tejweli,
Atiduod dukriele, tejwelems Kajmeli, tejwelems Kajmeli.

Die vorstehende daina, deren mitteilung den freunden der litauischen sprache um so erwünschter sein wird, als sie ihrem ganzen tone nach die meisten der bisher veröffentlichten litauischen volkslieder weit übertrifft und zugleich die erste wirklich historische daina ist, welche bekannt wird, verdanke ich der gefälligkeit des herrn dr. Sauerwein; dieser selbst hat sie von fräulein Mathilde Schreiner in Lasdehnen erhalten, welche die güte hatte, mir auf eine anfrage bez. der herkunft der daina mitzuteilen, dass das original derselben im besitz eines in der nähe der Baierburg — d. h. der neuen, Skyrsnemon gegenüber liegenden Baierburg (s. w. u.) — wohnenden alten bauern sei, der dasselbe aus alter zeit ererbt habe und sehr in ehren halte, und dass sie

(frl. Schreiner) gelegentlich eines ausfluges nach der Baierburg sich eine abschrift jenes originals verschafft habe.

Die in unserer daina enthaltenen historischen reminiscenzen gehen auf das jahr 1337 zurück, in welchem die Baierburg in der nähe des žemaitischen ortes Wielun ursprünglich gegründet und zu ehren des herzogs Heinrich von Baiern benannt ist, vgl. die ältere chronik von Oliva p. 54 (script. rer. pruss. I. 717): „Post hunc electus fuit in magistrum frater Theodoricus de Aldenburg, vir prudens et industrius; cujus tempore venit dux Bavariae, non ille occupator imperii sed alter bonus, cum quo magister Theodoricus perrexit adversus Lithwinos et aedificaverunt castrum in terra Lithwinorum prope Willun, quod ob memoriam ducis Beyrsburg fuit appellatum“; ferner das 3. capitel der epitome gestorum Prussie (scr. I. 281): „A. D. MCCCXXXVII. Predictus magister et dux Bavarie Heynricus edificavit castrum in quadam insula ex opposito Welov (l. Welon), vocavit Beyern“; ferner die chronik Wigands von Marburg fol. 282[b] (scr. II. 492 f.): „Intrante anno 1338 — vgl. die bemerkung Hirsch's z. d. st. — frater Theodericus de Aldenburg, dux Bavarie Hinricus et alii multi navigio in magna copia veniunt in Lithwaniam in quandam insulam prope Welym — d. i. Wielun —, ubi circumsepiunt se, duas domos ibidem erigunt, de quibus se defendunt, et aliam fortem domum erexit prope, in cuius propugnaculo 100 bellicosos statuit“. Im jahre 1344 aber wurde die Baierburg verlegt, vgl. Wigand von Marburg fol. 283[b] (a. a. o. p. 501): „Ceterum in eodem tempore magister Luterus cum accessu suorum preceptorum maturo consilio castrum Beyerborg vulgariter dictum exustum et continuo ad 1 miliare inferius aliud erectum, quod eodem vocabulo, Beyersburg sc., est vocatum, sytu duntaxat variato“. Reste dieser neuen Baierburg haben sich am linken ufer der Memel auf einer anhöhe, welche jetzt Pilkalnes — nicht zu verwechseln mit der stadt Pilkallen! — heisst, gegenüber dem dorf Skirstnemonie erhalten (Voigt, gesch. Preussens IV. 545 anm., Hirsch scr. II. 493 anm. 284). Da nun in unserer daina Pilakaln = Pilkalnes als synonymon von Baierburg, und diese letztere als dem orte Skirsnemun = Skirstnemonie benachbart erscheint, so ist klar, dass in ihr unter „Beierburg“ die neue Baierburg verstanden und

dass, insofern der name derselben direct auf einen herrn von Baiern zurückgeführt wird, die geschichte ihrer entstehung mit der der alten Baierburg, die schon frühzeitig in vergessenheit geraten sein mag, verwechselt ist. In diesem umstande liegt, wie sich nicht verkennen lässt, der beweis dafür, dass unsere daina ein echtes historisches volkslied und nicht das poetische product eines geschichtskundigen ist; gegen die letztere ansicht spricht auch die art der überlieferung der daina, sowie der umstand, dass der historische Heinrich von Baiern in ihr zu einem Otto geworden ist.

Was unsere daina ausser der Preussen-fahrt des Heinrich (Otto) von Baiern und der ihm zu ehren vollzogenen benennung der Baierburg an tatsächlichem anführt, scheint sagenhafte zutat zu sein; in den geschichtsquellen wenigstens findet es, soviel mir bekannt ist, keine bestätigung.

Annähernd ebenso interessant wie der inhalt der daina ist ihr dialekt; ich stelle die bemerkenswerten formen desselben zusammen, ohne jedoch für ihre richtigkeit eine garantie zu übernehmen:

der pronominale genitiv *manu* 1, 9, 19 (daneben *tawo* 2, 6, 14, 22; *sawo* 37), mit welchem zu vergleichen sind die III. aor. *apstoju* 35, *buwu* 36, *sulaužu* 38, *laužu* 41 (des parallelen *randa* wegen wol eher als präsens von *láužyti* aufzufassen), *szoku* 39, *surubawoju* 43, *ardu* 40, *prisaku* 45 (daneben aber *igawo* 38, *iszwalnio* 51, *nedalejdo* 24 (oder ist dies präsens? vgl. v. 21) und *iszpleisze* 7, das speciell zu *ardu* und *prisaku* zu halten ist); — der vocativ *Kamilio* 5 (vgl. *o adatù* Smith de loc. quibusd. gramm. ling. baltic. et slavonic. II. 37 anm.) neben *Kamilia* 9, 13, 19, 22; — die verbalformen *paliekaj* 6 (= *palikai*) und *weli* 53 (= *rèda;* oder *rèdė?*); — die formen *tejweli* 4, 6, 20, 53, *tejwucio* 10, *tejwelems* 54, *iszpleisze* 7, *wakareili* 17, *lajmejs* 49, *zemejs* 50 mit *ej (ei)* für *é* (daneben *motinele* 20, *Skersnemuneliu* 18, vgl. Schleicher gram. s. 130, anm.); — die infinitive auf *-te pamatite* 11, *pasakite* 12, *iejte* 36, *degyte* 45, *najkyte* 28, *isznajkite* 46 (daneben *prieejti* 24, *matit* 20, 22, *pamatit* 18, *isznajkit* 33); — die formen *kuriuas* 2, *namuase* 4, in denen *ua* = *ů* steht, dessen laut in *oaulose* 42 und *noaurint* 33 (= *nórint*) durch *oau* ausgedrückt ist; — der mit *Skirs-*

nemun 25 wechselnde name *Skersnemunelis* 18 und der name *Pilakalnis* 8, 16, 21, 30, 35, 44, 47, dessen erstes *a* eingeschoben ist, wie in der form *geleżynej* 23 das mittlere *e* (vf. beitr. z. gesch. d. lit. spr. s. 67); umgekehrt ist in der form *żnoku* 27 (von **żinoks*, „erkennungszeichen", „wappen", spec. „kreuz" ?) ein vocal ausgefallen; — die formen *Kurytio* 46, *Wokietyu* 25, 50 neben *tejwucio* 10; — die stark verkürzten formen *Skirsnemun* 25, *kur* 14, 43, *Pilakaln* 35, 47, *Kuryt* 40; — *kat* 30, 31, 32, *dauk* 41 mit auslautender tenuis für media; — endlich die wunderbare, in der letzten zeile erscheinende verdrehung des namens *Kamilia*: *Kajmeli*.

In orthographischer hinsicht habe ich an der daina nichts geändert; eine strophische abteilung derselben, die leicht durchzuführen wäre, habe ich aus bestimmten gründen unterlassen.

Kritiken und Referate.

Crania Prussica. Zweite Serie. Ein weiterer Beitrag zur Ethnologie der preussischen Ostseeprovinzen von Dr. Lissauer aus Danzig. Mit vier Tafeln und einer Tabelle. [Zeitschrift für Ethnologie von A. Bastian und R. Hartmann. Hft. I. u. II. Berlin 1878.]

Der im Gebiete der anthropologischen Wissenschaft rühmlichst bekannte Verfasser hat im Anschluss an eine frühere in derselben Zeitschrift veröffentlichte Untersuchung[1]) neue werthvolle Mittheilungen zur Ethnologie der preussischen Ostseeprovinzen geliefert.

Die vorliegende Arbeit bietet neues Material zur Beantwortung der Fragen über die ursprüngliche Bevölkerung der preussisch-baltischen Länder, und über die ethnologische Bedeutung dolichocephaler Schädel überhaupt. Dem Verfasser standen eine grössere Anzahl Schädel aus Sulleczin Kreis Carthaus, aus Kaldus am Lorenzberg Kr. Culm, und aus einem Gräberfeld von Gr. Morin bei Inowraclaw zur wissenschaftlichen Untersuchung zu Gebote.

Dr. Lissauer hat zunächst die Schädelfunde in ihren archäologischen und anthropologischen Beziehungen beschrieben und abgebildet, alsdann die gewonnenen Combinationen aus dem objectiven Befunde erörtert und begründet.

Im westlichen Winkel des Carthäuser Kreises, nahe der pommerschen Grenze, liegt an den Quellen des Stolpe-Flusses, abgeschieden vom grösseren Verkehr, das Dorf Sulleczin. Bei dem Neubau der dortigen katholischen Kirche im Jahre 1875 stiess man auf einen alten

[1]) Crania Prussica. Zeitschrift f. Ethnologie . . . 1874.

Begräbnissplatz, dessen Benutzung nach den geschichtlichen Belägen vor den Beginn des 17. Jahrhunderts fällt.

Dr. L. hat 14 jenem Gräberfelde entstammende Schädel von Individuen verschiedenen Alters und Geschlechts untersucht, gemessen und beschrieben. Die Schädel hatten einen mittleren Breitenindex von $80_{,16}$, der Breiten-Höhenindex beträgt bei fast allen Objecten unter 100.

Die Abstammung der Bevölkerung, welcher diese Schädel angehörten, ist geschichtlich nachweisbar. Die Bewohner jenes Landstriches waren ursprünglich Pommern. Diese stammen im Grossen von den slavischen Pomeranen ab, welche nach Zeuss[2]) an der Ostsee, an der Oder, bis zu den Aisten (bis zur Weichsel) wohnten. Die Pommern sind durch ihre Verbindung mit den Deutschen germanisirt worden, nur in den östlichen Theilen des Landes (jetzt Kassubei) hat sich die alte Sprache des Landes erhalten. Zu diesen nicht germanisirten Pomeranen oder Kassuben gehören die Bewohner des Kirchspiels Sullenczin. Jene 14 Schädel repräsentiren hiernach einen rein slavischen und speciell pomeranischen Typus.

Nach den sonst gewonnenen Resultaten zeichnen sich die nördlichsten Slaven durch eine geringere Breite und Höhe des Schädels vor ihren südlicher wohnenden Stammesgenossen aus. Der Verfasser der Abhandlung begründet die Richtigkeit dieser schon durch Weissbach[3]) aufgestellten Behauptung durch die Ergebnisse seiner Schädelmessungen.

Das zweite von Dr. Lissauer untersuchte Gräberfeld bietet in seinen Funden höchst wichtige Beiträge zur Anthropologie und Ethnologie. Auf dem rechten Ufer der Weichsel liegt, nahe der Stadt Culm, das Dorf Kaldus. Der Strom wird hier von einem ununterbrochenen Höhenzuge begleitet, welcher oft hügelförmig, oft plattformartig gegen das alte Flussbett vorspringt, immer aber steil zu demselben abfällt; auf solchen Erhebungen liegt die Stadt Culm und etwa 3/4 Meilen aufwärts das Dorf Althausen, die erste Gründung des deutschen Ordens in dieser Gegend. Zwischen Culm und Althausen liegt der Lorenzberg. Er springt schon von Natur plattformartig vor und ist mittelst künstlicher Auf-

---

[2]) Die Deutschen und die Nachbarstämme. S. 663.

[3]) Zeitschrift f. Ethnologie . . . 1874. S. 309 ff.

tragung noch durch einen sehr hohen Wall geschützt. Der Lorenzberg gehört zur Klasse der Burgberge, wie wir sie bei Deutsch-Eylau im Geserichsee schon kennen gelernt.

Im Lorenzberge fanden sich nur wenige Scherben vom Burgwalltypus, keine Knochen, keine Kohlen, er hat offenbar auf dem Plateau, wie alle Burgberge, früher die Burg eines Häuptlings getragen, dessen Volk im Hakelwerk rings herum wohnte, später aber wohl eine christliche Kapelle, worauf einzelne dort gefundene Gegenstände, wie ein silberner Schmuck mit zwei Herzen und Kreuzen, hinweisen.

Dicht neben diesem alten Burgberg liegt nördlich das Dorf Uszcz, auf dessen Gemarkung sechs kufische Münzen und ein Silberschmuck gefunden worden sind. Südlich vom Lorenzberg, durch eine kleine Schlucht getrennt, erhebt sich ein kleiner Hügel, zur Ortschaft Kaldus gehörig. Schon früher waren dort Bronceringe, Achatperlen, Knochen gefunden worden. Einzelne dieser Funde gelangten in das Museum zu Schwerin, und sind von Dr. Lisch bereits in den Mecklenburgischen Jahrbüchern eingehend beschrieben worden.

Bei der neuerdings durch die Herren Dr. Lissauer, Stadtrath Helm aus Danzig, Landrath v. Stumpfeldt aus Culm und Grundstücksbesitzer Kirchner-Kaldus vorgenommenen Untersuchung des Hügels fand sich darin ein grosses heidnisches Reihengräberfeld.

Es lagen hier im Ganzen gegen 100 Skelette reihenweise nebeneinander begraben, jeglichen Alters und Geschlechts. 70 Skelette wurden ausgehoben. Die Leichen lagen horizontal auf dem Rücken, die Hände längs des Rumpfes ausgestreckt, den Kopf nach Westen, die Füsse nach Osten gerichtet. Zur Seite des Schädels fanden sich sehr häufig als Beigaben ganz eigenthümliche Ringe aus dickem Broncedraht, zuweilen schwach versilbert, mit einem stumpfen Ende, während das andere Ende hakenförmig gebogen ist. Ausserdem hatten viele Skelette eine Perlenschnur von geschliffenen Steinen um den Hals, broncene Fingerringe, eiserne Messer in der linken Hüftengegend, nebst broncenen Gürtelbeschlägen, Schnallen und anderen kleinen Beigaben. Diese hochinteressanten Funde sind der anthropologisch-ethnologischen Sammlung der naturforschenden Gesellschaft in Danzig einverleibt worden und

bilden nach der neuen Aufstellung dieses Museums den Inhalt eines besonderen Schrankes.

Von allen Beigaben sind jene Hakenringe für die Bestimmung der Zeit und der Nationalität dieser Reihengräber am wichtigsten. Es steht nach den Untersuchungen von Sophus Mueller in Copenhagen wie des Dr. Lissauer[1]) fest, dass das Fundgebiet dieser Ringe in Deutschland westlich von der Weser und ihren Quellflüssen, östlich von der untern Weichsel und der Ossa begrenzt wird, während es ausserhalb Deutschlands noch Böhmen, Mähren, Nieder-Oesterreich, Ungarn, Polen und Russland umfasst, also genau mit dem Gebiet zusammenfällt, welches einst von den Slaven besetzt war.

In Polen sind solche Ringe mit Münzen vom Jahre 1054 n. Chr. vereinigt gefunden worden, andererseits wurde ein Hakenring in den Brandgruben von Oliva, dem ältern Eisenalter angehörig, ermittelt.

So ergiebt sich als Resultat, dass jene slavische Sitte sich in die Zeit vom dritten bis in das eilfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung erstreckt.

Die von anderer Seite gewählte Bezeichnung „Schläfenringe“ entspricht nicht dem Befunde, vielmehr muss danach angenommen werden, dass die Hakenringe theils als Ohrringe, theils als Theile eines über den Kopf gelegten, hinter den Ohren herabhängenden, Klappenschmuckes gedient haben.

Eine andere eigenthümliche Sitte ergab sich bei Untersuchung des Gräberfeldes. Es lag nämlich unter jedem Schädel und in jeder Hand des Skeletts ein Gefässscherben. Diese Thonscherben zeigen in ihren Verzierungen den Charakter der Burgwalltöpferei und versetzen den Ursprung der Gräber in das Ende des vorigen Jahrtausends.

Die anatomischen Untersuchungen der Schädel ergaben folgende Resultate: Von den 70 Skeletten, welche aus dem Gräberfeld bei Kaldus gehoben worden sind, waren 30 Schädel mehr oder weniger erhalten. 11 Schädel sind äusserst dolichocephal, 15 mesocephal und 4 brachy-

---

[1]) Dr. L. hat sich zum Zweck seiner Untersuchungen mit namhaften Archäologen, wie Professor Mierzynski in Warschau, Graf Ouvaroff in Moskau, H. Feldmanowski in Posen, Professoren Lepkowki und v. Sadowski in Krakau, Lindenschmidt in Mainz u. A. in Verbindung gesetzt.

cephal, im Durchschnitt ist der Index $74,_{79}$. Nach den Untersuchungen von Kopernicki, Weissbach u. A. entsprechen diese Formen nicht den rein slavischen Typen. Dagegen stimmen die Schädel von Kaldus fast vollständig mit den Formen rein littauischer Schädel, welche die Königsberger Sammlungen enthalten, überein. So rechtfertigt sich der Schluss des Verfassers, dass in den Reihengräbern von Kaldus eine Bevölkerung vertreten ist, welche ihrer körperlichen Beschaffenheit nach mit der lettischen Völkerfamilie verwandt war, während sie zu der Zeit, welcher die Grabanlagen entstammen (Ende des vorigen Jahrtausends) bereits slavisirt war. Nördlich von der Ossa kommen jene specifisch slavischen Hakenringe nicht vor. Sind die Bewohner des Culmer Landes im vorigen Jahrtausend ursprünglich Pruzzen gewesen, so müssen eine lange Reihe von Kämpfen zwischen ihnen und den Slaven schon in vorgeschichtlicher Zeit stattgefunden haben.

Das dritte in der Arbeit des Dr. L. behandelte Gräberfeld liegt in Cujavien, auf den Feldmarken von Gr. Morin bei Inowraclaw.

Zwischen Thorn und Inowraclaw, etwa eine Meile vom Bahnhof Gniewkowo entfernt, liegt die Domaine Gr. Morin auf einer flachen Erhebung. Unweit des Gutshauses führte ein Feldweg über einen niedrigen Berg. Mittelst eines Durchstiches durch den Hügel sollte der Weg bequemer gelegt werden. Bei dieser Arbeit stiess man in einer Tiefe von 2 bis 3 Fuss in Brandschutt auf vier menschliche Skelette. Das erste derselben hatte neben sich ein schön polirtes Hammerbeil aus schwarzem Diorit und eine grosse Bernsteinperle, das zweite einen stark abgenutzten Diorit-Hammer, die übrigen entbehrten der Beigaben. Der Fundstätte wurden durch Dr. L. später eine Menge Thonscherben, zwei schön gearbeitete Pfriemen aus Knochen, viele Pferde- und Rinderknochen, darunter viele spitze und scharfrandige Stücke, enthoben.

Der Verfasser unserer Abhandlung konnte erst von dem Funde Kenntniss nehmen, nachdem fast alle Skelettreste in eine gemeinsame Grube geworfen waren. Es gelang Dr. L. nur die Fragmente von zwei Schädelhauben zusammenzusetzen und eine Anzahl von Theilen für die wissenschaftliche Untersuchung zu retten. Die Messung der Schädel hat ergeben, dass die Form derselben als dolichocephal erklärt werden

muss. Die ethnologischen Feststellungen aus dem Funde ergaben: Es fehlte jenen Skeletten jede Beigabe von Metall, ihre Waffen und Werkzeuge bestanden aus Knochen und Stein. Eine besondere Kunstfertigkeit in der Bearbeitung des Steines zeigt das Hammerbeil aus Diorit. Es ist von höchst gefälliger Form und auffallend schön polirt und ornamentirt. Diese Art von Hammerbeilen, welche in Norddeutschland sich selten findet, setzen die skandinavischen Archäologen in das Ende der Steinzeit oder schon in den Anfang der Metallzeit. Auch die übrigen Stücke des Fundes zeigen eine vorgeschrittenere Technik. So sind die Gefässscherben aus fein geschlämmtem Thon gefertigt, scharf gebrannt und eigenthümlich verziert.

Die Gr. Moriner Gräber entstammen zweifellos dem jüngeren Steinzeitalter. Es ist von grossem Interesse festzustellen, dass um diese Zeit im unteren Weichselgebiete bereits eine dolichocephale Bevölkerung lebte.

Es sind im Ganzen selten Skelettgräber aus dieser Culturperiode in unserer Gegend erhalten geblieben. Bei Briesen[5]) in Westpreussen sind zwei Skelette gefunden worden mit einem 11 cm langen und 2 cm breiten spitzen Messer aus schwarzem Feuerstein von roher Arbeit; der eine erhaltene Schädel ist brachycephal. Indess genügt die Beigabe eines Feuersteinmessers allein offenbar nicht, um den Charakter des Briesener Grabes zu bestimmen, da derartige Beigaben auch in der Metallzeit vorkommen.

Dagegen sind die von Prof. Heydeck in Königsberg untersuchten Skelettgräber von Wiskiauten Kr. Fischhausen im Samland wol charakterisirt. In einem Hügel fand dort Prof. Heydeck unmittelbar unter dem Rasen eine Brandstätte mit Urnen, 59 cm tief zusammengeworfene Menschenknochen mit einem kleinen broncenen Meissel und einer gebogenen vierseitigen Nadel von demselben Metall. 96 cm tief lag ein Skelett in hockender Stellung mit einem durchbohrten Steinbeil am rechten Schultergelenk, einem Messer von Feuerstein und einer Knochennadel, endlich 146 cm tief genau unter dem oben bezeichneten Skelett ein anderes in derselben Lage, mit einem Feuersteinsplitter zwischen

[5]) Schriften der physik.-ökonom. Gesellschaft Bd. XIII. S. 155.

den Knochen der rechten Hand und einer zweitheiligen Gurtplatte aus Knochen in der Beckengegend. Das Ornament der Knochenplatte zeigt grosse Aehnlichkeit mit der Verzierung eines Gefässscherbens von Gr. Morin. Wir haben hier eine Gräberstätte aus verschiedenen Zeiten vor uns. Die ältesten, tiefsten Gräber gehören der Stein- die Funde der oberen Schicht einer neueren Periode an. Beide Skelette haben äusserst dolichocephale Schädel wie die von Gr. Morin, es wird daher jene Beziehung, welche zwischen beiden Grabstätten schon durch die gleiche Culturstufe hergestellt ist, durch die gleiche Schädelform erweitert. Das craniologische Resultat enthält den Beweis, dass die Dolichocephalen bereits in der jüngeren Steinzeit im Samland und im Gebiet der unteren Weichsel lebten.

Grabfunde von Rosenau bei Königsberg, deren Alter durch Münzbeigaben aus den ersten drei Jahrhunderten n. Chr. bestimmt werden konnte, zeigen uns eine entwickelte Metall-Cultur. —

Wenn also im zweiten und dritten Jahrhundert schon eine solche Cultur unter den Pruzzen herrschte, wie sie in den Rosenauer Urnenfunden auftritt (die dabei gesammelten Schädel waren alle meso- oder schwach brachycephal), so kann man mit einiger Sicherheit die obersten Gräber des Wiskiauter Hügels etwa in den Beginn unserer Zeitrechnug setzen. Die tieferen Gräber desselben Hügels mit den hockenden Skeletten, den dolichocephalen Schädeln und den Beigaben aus der Steinzeit müssen wir einer älteren Zeit zuschreiben.

Wenn man auf demselben kleinen Gebiet, wie dies im Samland der Fall ist, in den ältesten Gräbern äusserst dolichocephale, in den späteren Gräbern immer breitere meso- und brachycephale Schädel findet, so erscheint dies zunächst als ein Widerspruch.

Wir wissen aber, dass jene Länderstriche vor den Pruzzen von gothischen Stämmen bevölkert waren, welche zur Zeit der ersten Jahrhunderte n. Chr. ihre Wohnsitze anlegten.

Mit R. Pallmann ist wol anzunehmen, dass bei der Auswanderung der germanischen Bevölkerung ein Theil davon in den ursprünglichen Wohnsitzen zurückblieb, und dass so inmitten einer andern Nationalität die typischen Charaktere der Germanen noch lange erhalten blieben.

Wir haben uns hier beschränken müssen, aus der so reiches Material bietenden und auf gründliche Forschungen basirten grösseren Abhandlung des Dr. Lissauer das Wesentlichste vorzuführen und müssen auf die treffliche Arbeit selbst im Uebrigen verweisen. Vier Tafeln sehr gut gezeichneter Abbildungen der Fundobjecte sind der Arbeit beigegeben und sehr geeignet die Deutlichkeit des Textes zu erhöhen.

Die in den letzten Jahrzehnten mit so glücklichem Erfolge betriebene Durchforschung Ost- und Westpreussens auf dem Gebiete der Prähistorie hat durch diese Arbeit des Dr. Lissauer einen höchst werthvollen Beitrag erhalten.

Danzig. *Robert Schück.*

Anthropologische Gesellschaft zu Danzig.

Sitzung den 16. October 1878.

1) Der bisherige Vorsitzende Dr. Lissauer, welcher durch Neuwahl abermals auf zwei Jahre mit der Leitung der Geschäfte betraut wurde, erstattete zunächst Bericht über die Lage des Vereins. Die Zahl der Mitglieder beläuft sich auf 99, welche für den Jahresbeitrag das Correspondenzbl. d. deutsch. Gesellsch. f. Anthropol. regelmässig erhalten. Die Sammlung des Vereins ist durch die Opferfreudigkeit des Inspectors derselben, Herrn Schück, jetzt wissenschaftlich aufgestellt und katalogisirt, der Katalog selbst wird noch in dem nächsten Hefte der Schriften der naturforschenden Gesellschaft gedruckt erscheinen. Viele fremde Gelehrte, welche die Sammlung Studien halber besuchten, darunter der berühmte Archäologe Herr Dr. Montelius aus Stockholm, haben sie als eine reiche Fundgrube für die westpreussische Vorgeschichte bezeichnet.

2) Hierauf wurden die seit der letzten Sitzung eingegangenen Geschenke vorgelegt. Herr Plehn-Borkau hatte eine Anzahl Münzen aus neuerer Zeit, Dr. Conventz Scherben von Burgwalltypus, welche bei Langenau gefunden, Herr Drawe-Saskoczin einen Mumienkopf aus Aegypten, Dr. Sachs-Bey aus Cairo ein Siegel des früheren Königs Theodor von Abyssinien und ein in demselben Lande als Geld dienendes Stück Steinsalz, der Oberpräsident der Provinz Hannover einen Bericht von H. Müller über die Reihengräber zu Rosdorf bei Göttingen, der

Vorsitzende mehrere typische Photographien von Lappen, das Museum Godefroy in Hamburg mehrere ethnologische Objecte von den Südsee-Inseln geschenkt. Ausserdem waren zwei galvanoplastische Nachbildungen der bekannten Schnitzereien aus der Thayinger Höhle bei Constanz angeschafft und vorgezeigt worden.

3) Es folgt nun der Vortrag des Oberstabsarzts Dr. Fröling über das Gräberfeld von Hochkelpin. Etwa 1 Meile westlich von Danzig liegt der See von Nenkau, mit seiner Längenrichtung von Süden nach Norden. Er hatte jedenfalls früher eine weit grössere Ausdehnung und der Höhenrücken von Hoch-Kelpin bildete sein westliches Ufer. Ziemlich auf der höchsten Erhebung desselben führt jetzt ein Weg von Norden nach Süden, welcher das Dorf Karzemken, an der Strasse von Danzig nach Carthaus mit dem Gute Hoch-Kelpin verbindet. Oestlich von diesem Wege, ungefähr in dessen Mitte, liegt unser Gräberfeld. Seit zwei Jahren etwa ist der Boden, früher Brachland und Wald, in Acker umgewandelt. Beim Roden und später beim Pflügen stiess man auf eine Menge Steinkistengräber, die nach den Mittheilungen der Ortseingesessenen schon seit Menschengedenken dort bekannt und ausgebeutet waren. So mögen vor und nach Hunderte von Gräbern zerstört sein, bis glücklicherweise der jetzige Administrator des Gutes, Herr Theden, noch rechtzeitig seine Aufmerksamkeit diesen Funden zuwendete. Ihm und dem Besitzer von Hoch-Kelpin, Herrn Bertram, welcher in liberalster Weise unser Unternehmen unterstützte, verdanken wir hauptsächlich die Gelegenheit zur gründlichen Durchforschung und die reiche Ausbeute für unsere Sammlungen. Die Rücksicht auf die Bestellung der Felder beeinflusste wesentlich die Wahl des Zeitpunktes unserer Untersuchungen, welche darum nur im Frühjahr und Herbst vorgenommen werden konnten.

Gleich die erste, welche im März dieses Jahres von dem Vorsitzenden des anthropologischen Vereins, von dem Custos und dem Berichterstatter ausgeführt wurde, belohnte ein reicher Erfolg. Es wurden im Ganzen 6 Gräber aufgedeckt. Zwei derselben in der Nähe des Weges nach Karzemken gelegen, zeigten die deutlichen Spuren früherer Durchwühlung und lieferten nur Knochen und unornamentirte Scherben. Um so grössere Ausbeute gewährten die anderen in ziemlich weiter Ent-

fernung von jenen gegen Südost gelegenen. Sie bildeten eine kleine Gruppe. Die drei am meisten nach Westen gelegenen waren je drei Meter, das dritte vom vierten nur 1 Meter entfernt. Sie befanden sich etwa 30 - 40 Centimeter unter dem Boden und bestanden aus mehr oder minder regelmässigen länglichen Vierecken, mit ihrer Längenrichtung von Westen gegen Osten. Wände und Deckel wurden von den rohen Platten eines groben rothen Sandsteins, der älteren silurischen Formation angehörig, gebildet, ihre Länge wechselte von 90—140 Centimeter, ihre Breite von 60—90, die Höhe der Wände schwankte zwischen 40—50. Dieselben wurden noch durch seitlich angebrachte Steine verstärkt. Der Vortragende erläuterte seinen Bericht durch an Ort und Stelle aufgenommene Zeichnungen der Steinkistengräber und ihres Inhaltes. Die Steinkisten bieten somit keine erheblichen Unterschiede von früher gefundenen. In ihnen waren die Urnen ohne besondere Regelmässigkeit auf untergelegten flachen Steinen neben einander gereiht. Ihre Zahl wechselte von eins bis fünf. Im Ganzen wurden eilf gefunden. Weniger diese nicht kleine Zahl, als ihre eigenthümliche Beschaffenheit bestimmte den Hauptwerth unseres Fundes. Zwar gelang es nicht, die ganze Ausbeute unversehrt nach Hause zu schaffen, doch retteten wir trotz der schwierigen Umstände, namentlich der zu früh hereinbrechenden Dunkelheit, alles irgend Interessante und Wichtige für unsere Sammlung. Sämmtliche 11 Urnen hatten sogenannte Mützendeckel, die meisten ohne jede Verzierung, und nur vier waren durch ihr Ornament von Interesse. Vier Urnen entbehrten jedes Ornaments, eine fünfte zeigte zu beiden Seiten Ohren, welche von Bronzeringen mit blauen Glas- und Bernstein-Perlen durchbohrt waren. Den kurzen Hals, welcher gleich in den Bauch überging, umsäumte an der oberen Oeffnung ein Rundstab. Es gelang uns die Ohren mit ihrem Ringschmucke zu retten. — Von den sechs übrigen waren fünf Gesichtsurnen; sämmtliche gelang es mehr oder minder erhalten mitzubringen. Virchow und Behrend haben hinlänglich auf die Bedeutung gerade dieser Urnen für die Culturgeschichte, welche seit Schliemann's ähnlichen Funden in Klein-Asien sich noch steigerte, aufmerksam gemacht, daher bedarf es hier keiner Wiederholung. Unsere Gesichtsurnen waren übrigens von sehr ungleichem Werthe.

Zwei schlanker als die Uebrigen, sonst von äusserst roher Technik, hatten blos Nasen und Ohren ohne Bezeichnung der Augen, in der Einen fanden sich drei mit einander zu einer Art Kettchen verbundene Ringe von roh zusammen gebogenem Eisendraht, deren oberster platt gehämmert. Die dritte zeigte kräftig entwickelte Augenbrauenbogen, durch ovale Ringe ausgedrückte Augen mit angedeuteter Pupille, eine schön geformte etwas gebogene Nase, in den zierlich umsäumten Ohren bronzene Ringe mit blauen Glas-Korallen und Bernsteinperlen zwei im rechten, drei im linken Ohr; am Uebergange des Halses in den weit ausladenden Bauch ein schön modellirter Perlstab. Im Innern, ausser Asche und Knochen, Reste von Bronze- und Eisenringen und ein leider zerbrochenes eisernes Armband. Der flach gewölbte Mützendeckel mit buntem umlaufendem Rande ist merkwürdig durch seine Ornamentik. Ein halbrundes, durch seine Einkerbungen strickartig erscheinendes Band läuft von rechts nach links. An die Mitte desselben lehnen sich nach der einen Seite drei ähnliche gegen den Rand auseinanderweichende und dort verbundene Bänder an der andern ein bloss eingeritztes Viereck. Die vierte Urne, der vorhergehenden in der Form sehr ähnlich, auch in der Ausbildung der Nase, der Augen und Ohren, welche jedoch keine Ringe tragen, sich nur wenig von ihr unterscheidend, hat durch Einkerbungen des scharfen Randes an der Uebergangsstelle des Halses in den Bauch eine Art Perlstab erhalten; um die Mitte des Bauchs zieht sich zwischen zwei parallelen Kreisen eine Verzierung von schräg auf- und absteigenden Linien. Weit interessanter ist eine an der linken Seite unter dem Perlstab beginnende Anordnung von gegen die Mitte convergirenden und dann gegen den Fuss der Urne wieder auseinanderweichenden Linien, zumal es nur einseitig vorkommt und über die zuletzt beschriebene gürtelförmige Verzierung hinweggeht. Es ist einer in der Mitte zusammengezogenen Schürze nicht unähnlich. Der Mützendeckel ist steiler und zeigt fünf concentrische Kreise, welche durch Querstrichelchen verbunden dem Deckel eine gewisse Aehnlichkeit mit einem etwas primitiven Strohhute geben. Im Innern der Urne fanden sich nur halbgeschmolzene mit den verbrannten Knochen zusammengefrittete Reste von Bronzeringen. Die fünfte, gleichfalls eine Gesichtsurne, hat eine von den übrigen ab-

weichende Form, der weit längere Hals erweitert sich gleich von der leider defecten Mündung aus erheblich und trägt an seinem Uebergange in den stark ausladenden Bauch einen schön geschwungenen Rundstab zwischen zwei tief eingeschnittenen parallelen Kreislinien. Von der Nase und dem rechten Ohr ist nur ein Bruchstück erhalten, das linke fehlt ganz. Augen waren nicht angedeutet. Der Hals ist mit einem schönen etwas complicirten Ornament versehen, welches den Eindruck eines durch lange Quernadeln aufgehefteten gestickten Latzes macht. Der sehr steile hutförmige Deckel ist nur in seinem oberen Theile erhalten. Er zeigt eine ähnliche Anordnung concentrischer Kreise, wie bei Urne 4. Das Innere enthielt nur Knochen und einige Bruchstücke von eisernen Ringen, deren mehrere Bernsteinperlen trugen. — Die sechste Urne, leider auf dem Transport zerbrochen, ist die interessanteste von allen; glücklicher Weise ist soviel erhalten, dass wenigstens in der Zeichnung eine Herstellung möglich wird. Sie hatte einen einfachen Mützendeckel und an der Vereinigung von Hals und Bauch ein einfaches, da wo sich der Bauch in den Fuss verjüngt, ein von zwei parallelen Kreisen eingerahmtes Zickzack-Ornament auf dem bauchigen Theile; zwischen diesen gürtelförmigen Verzierungen erblicken wir links über einander drei rohe Thierzeichnungen. Sie bestehen nach Art der Kinderzeichnungen aus einem wagrecht verlaufenden Striche, von welchem nach unten zwei Paar kürzer verlaufender, die Beine andeutend, ausgehen, ein fünfter hinten angebrachter stellt den Schwanz dar; am entgegengesetzten Ende nach oben ein ähnlicher Strich mit zwei kleineren als Andeutung von Ohren oder Hörnern. An den Beinen der untersten Figur sind Gelenke und Zehen durch Strichelchen bezeichnet, an der mittleren sind die Ohren sehr lang und breit. Die oberste Figur ist nur länger als die übrigen, sonst ähnlich und über ihr verlaufen zwei parallele wagerechte Linien. In dem rechten Winkel, wo Bauch und Hals zusammentreffen, verläuft diagonal eine beim untersten und obersten Thier einfache, beim mittleren doppelte Linie. Soll sie bei jenen eine Leine, bei diesem einen Zügel darstellen? An der entgegengesetzten Seite der Urne befindet sich eine ganz ähnliche Verzierung wie bei Urne 4, nur wird sie durch den Gürtel unterbrochen. Da-

neben ein horizontaler Strich, von dem senkrechte Strichelchen herablaufen, eine Art Kamm bildend. Auf die Deutung dieser Ornamente, welche mit mehr oder minderem Glück wiederholt versucht wurde, mag sich der Berichterstatter nicht weiter einlassen. Manche erinnern deutlich an Theile des Anzugs, an gestickten aufgenähten Kleiderbesatz, wie ihn namentlich die slavischen Völker lieben, an mancherlei Schmuck von Perlen und Ringen. Nur für letzteren haben wir einen Anhalt in dem Inhalte der Urne. Dieser und die Thierzeichnungen gewähren daher der Deutung einen einigermassen sicheren Anhalt. Die obige diagonale Linie, welche sich ungezwungen als Leine oder Zügel erklären lässt, findet sich unseres Wissens nirgends auf anderen Urnen. Diese enthalten jagdbare Thiere, besonders Hirsche; sollte der Zügel vielleicht das Thier in der Dienstbarkeit, das Hausthier bezeichnen?

Die 2. Ausgrabung fand am 1. October statt und wurde von Dr. Mannhardt und dem Berichterstatter geleitet. Es wurden im Ganzen vier Gräber aufgedeckt, das am meisten N. O. nahe an dem oft genannten Wege liegende enthielt wieder nur Knochen und Scherben. Die übrigen drei befinden sich nördlich von den vier bei der ersten Excursion aufgedeckten. Sie glichen denselben nach Längsrichtung, Form und Material vollständig. Zwei hingen gegen SO. in der Diagonale zusammen, das dritte lag etwa 3 m weiter gegen O. dem See zu: letzteres barg 5 Urnen, sämmtlich ohne jede Verzierung und bereits stark zerstört. Auch ihr Inneres war ohne jede Beigabe. Von den beiden im Winkel zusammenhängenden Gräbern enthielt das grössere 6 Urnen. Auch sie waren wie bei den früher geöffneten Gräbern, ohne besondere Ordnung, grosse und kleine durcheinander, wie sie gerade Platz fanden, in zwei Reihen aufgestellt. Vier waren ohne jedes Ornament, eine von schlankerer Form zeigte um den Bauch zwischen zwei noch eingeritzten Parallelkreisen eine Zackenverzierung, von welcher nach unten Büschel von je drei divergirenden Linien herabhingen. Sie hatte gleich 4 der übrigen einen Mützendeckel; in ihrem Innern fanden sich zwei zusammengefrittete durch Rost fast gänzlich zerstörte eiserne und zwei fragmentarische Bronze-Ringe. Auch sie war bereits durch den Einfluss der Zeit zerstört und es wurde nur ein ornamentirtes Bruchstück mitgenommen. Ausserdem befand sich in dem

Grabe noch eine Urne, welche sich durch ihre gefällige, schlanke, zwiebelähnliche Form von den übrigen deutlich unterschied. Auch sie war leider bereits völlig zerstört und es gelang uns einige Scherben mitzubringen. Sie zeigen auf dunklem, etwas glänzendem Grunde aus 4 parallelen Linien gebildete grosse Zacken, welche zu den Seiten fiederartig mit kleinen Querstrichelchen besetzt sind, ähnlich wie bei einer Urne aus Klein Bölkau. Die 6. Urne war unverziert und hatte statt des Mützendeckels ein schlechtgearbeitetes halbkugliges Gefäss, das eine wirthschaftliche Bestimmung gehabt haben mag. Die Urne wurde erhalten. Das daranstossende Grab enthielt nur 2 Urnen, eine grössere völlig leer und eine kleinere, beide ohne Ornament und schwach gearbeitet. Die kleinere wurde erhalten.

Soweit die Funde. Es sei verstattet hieran noch einige Bemerkungen zunächst über die Technik der Urnen zu knüpfen. Wir unterscheiden drei Formen. Erstens ganz roh gearbeitete, welche äusserlich wie mit den Fingern zusammen geknetet erscheinen und auch im Innern wenig Regelmässigkeit zeigen. Es ist möglich, dass sie freihändig über einer in Stücke zerlegbaren Form gearbeitet sind. Fast mit Gewissheit möchte man das von dem oben beschriebenen halbkugligen Gefässe annehmen. Zweitens feiner modellirte, sorgfältig gebrannte, deren Ornament zum Theil sehr zierlich. Zu ihnen darf man die Gesichts-Urnen 3 und 4 ersten Fundes rechnen, vielleicht auch 5, wiewohl hier das Ornament schon weit roher. Sie zeigen sämmtlich solche Regelmässigkeit der Krümmung innen und aussen, dass ihre Anfertigung auf der Töpferscheibe wahrscheinlich ist, freilich kann ihre Bildung durch Prägung in Halbformen und spätere Zusammensetzung nicht ganz ausgeschlossen werden. Die Urnen der dritten Art haben eine schwarze Farbe, Glanz, feine Linienornamente auf der elegant gebildeten schlanken Form, welche zuweilen durch eingeriebenen Kalk noch schärfer hervortreten. Hierzu gehören die dunkel gefärbten Fragmente des letzten Fundes aus dem Zwillingsgrabe. Sie bestehen aus einem feinen ziemlich gleichartigen, wenig fremde Bestandtheile enthaltenden Material. Sicher wurde der verwendete Thon vorher geschlämmt, was auch bei der zweiten Sorte der Fall gewesen zu sein scheint, während die erste aus gemeinem,

ungeschlämmten Lehm mit allen seinen verunreinigenden Beimengungen gearbeitet ist. — Fragen wir nun nach dem Orte der Entstehung, so scheint ein interessanter Fund des Herrn Theden für die erste Sorte Aufschluss zu geben. Dieser entdeckte nämlich auf dem Hofe von Hoch-Kelpin, bei Wegräumung eines etwa 140 cm hohen Hügels aus zähem Letten eine Menge Scherben von ähnlichem rohem Gefüge, wie die gemeinste Sorte der Urnen und die Reste eines in den Lehm gegrabenen runden Töpferofens. Ob die zweite und noch mehr die dritte Sorte von geschickten Ausländern im Lande gefertigt wurden oder auf dem Wege des Handels dahin gelangten, lässt sich einstweilen nicht entscheiden. Das Ornament besteht zum Theil in eingegrabenen Linien, zum Teil in reliefartig ausgeführten Zierathen. Zu letzteren gehören die Nasen, Augen, Ohren der Gesichtsurnen, die Rund- und Perlenstäbe am Halse und Bauch einiger Urnen und die Ausschmückung einiger Mützendeckel. Die scharfen Ränder und die correctere Zeichnung der Linienornamente an der Mehrzahl unserer Urnen verrathen deutlich ihre Eingrabung in den noch weichen Thon, so bei den Urnen 3, 4 und 5 des ersten Fundes und den Bruchstücken der schwarzen Urne des zweiten. Die weichen, unebenen Ränder und die steife unbeholfene Linienführung der Urne 6 des ersten Fundes und einer des zweiten lassen erkennen, das der Thon bei ihrer Ausführung bereits erhärtet war. Der Perlstab und der Rundstab an den Urnen 2 und 5 wurden nach ihrer Regelmässigkeit und Schönheit zu schliessen wahrscheinlich mit einer Form in den noch weichen Thon gedrückt, während die strickförmigen Verzierungen des Mützendeckels von Urne 3 des ersten Fundes, auch die Nasen, Augenbraunen und Ohren wohl freihändig modellirt und an die bereits fertigen Urnen angeheftet sind. Zum Schlusse sei noch bemerkt, das Zeichnungen der Urnen 4, 5, 6, die unseres Wissens in dieser Anordnung nicht zur Beobachtung kamen, abgesehen von ihrer späteren richtigen Deutung, das Gebiet der Urnen-Ornamentik wesentlich erweitern. — Ueber die Zeit, welcher unsere Gräber entstammen, über die Nationalität und den Culturzustand der frühern Bewohner, über ihre Sitten und Lebensweise erhalten wir durch unsere Funde vor der Hand keine neuen Aufschlüsse. Das Terrain macht es wahrscheinlich,

dass die Bewohner Jagd und Fischerei trieben; für jene spricht auch die Zeichnung einer Urne unserer Sammlung, wie die Thierfiguren unserer Urne 6 auf einen festen Hausstand schliessen lassen. Die enorme Zahl der Gräber lässt eine verhältnissmässig dichte Bevölkerung vermuthen, die wiederum nur bei wenigstens theilweisem Ackerbau möglich ist und die Deutung der Thierzeichnungen als Hausthiere begünstigt. An diesen Vortrag schloss sich lebhafte Diskussion über die Technik und die Ornamentirung der Gesichtsurne, an welcher sich besonders die Herren Professor Menge, Dr. Mannhardt, Stadtrath Helm, Oberpostsecretär Schück und der Vorsitzende betheiligten. Das Resultat derselben gipfelte darin, dass die Thierzeichnungen an sich, wenngleich ihre bisherige Deutung sehr unsicher erscheine, vom höchsten Interesse seien, weil dieselben so äusserst selten auftreten und eine nicht zu verkennende Aehnlichkeit mit den auf Schliemann'schen Funden entdeckten zeigten, dass ferner die Technik der Urnen unter Leitung eines Sachverständigen besonders studirt werden müsse, eine Aufgabe, welcher sich Herr Oberstabsarzt Fröling zu unterziehen versprach.

4. Zum Schluss erstattete der Vorsitzende Bericht über die diesjährige Generalversammlung der deutschen anthroprologischen Gesellschaft in Hamburg, Kiel und Lübeck und über die internationale anthroprologische Ausstellung im Park des Trocadero zu Paris: über beide wird das Correspondenzblatt die Mitglieder ausführlich unterrichten.

[Danz. Ztg. v. 6. Nov. 1878. No. 11249.]

Alterthumsgesellschaft in Elbing 1878.

In der am **24. October** abgehaltenen Sitzung begrüsste der Vorsitzende Herr Dr. Anger die versammelten Mitglieder beim Beginn des neuen Vereinsjahres. Er hob hervor, dass ungeachtet des kurzen Zeitraums — der Verein hat erst ein halbes Decennium hinter sich — die Thätigkeit der Gesellschaft keine erfolglose gewesen, dass dieselbe in den letzten beiden Jahren durch die zahlreichen und zum Theil höchst interessanten Fundorte vielmehr stark angespannt worden sei. Nur eine lebhafte Propaganda für den Verein, die Heranziehung neuer Kräfte und lebhafte Betheiligung an den Bestrebungen der Gesellschaft werden die zahlreichen und zum Theil nicht leichten Aufgaben lösen helfen, welche das Geschick dem Vereine gestellt hat —

Darauf wurde Rechnung gelegt und dechargirt, und der bisherige Vorstand durch Akklamation wiedergewählt. Es gehören zu demselben die Herren: Dr. Anger, Vorsitzender; Rechtsanwalt Horn, Stellvertreter des Vorsitzenden; Buchhändler Meissner, Kassirer; Lieutenannt v. Schack, Schriftführer; Hauptlehrer Straube, Bibliothekar, und Lehrer Capeller, Konservator. — Darauf legte der Herr Vorsitzende mehrere Gegenstände vor: 1. ein Elchgeweih und eine Karte von Elbing (Geschenk von Frau Stadtrath Housselle); 2. versteinerte Schwämme (Geschenk von Herrn Gutsbesitzer Teetz); 3. einen Ring mit der Inschrift I. H. S. (in hoc signo), gefunden bei Elbing, erworben von Herrn Goldarbeiter Borishof; 4. zwei Fischabdrücke in Schiefer, einen polnischen Gulden und eine bei Elbing gefundene kleine Perle (Geschenk von Herrn v. Schack); 5. acht Münzen (gef. von Amalie Trosien); 6. eine Münze von 1596 von Heinrich IV. von Frankreich, gefunden auf dem ehemaligen Turnplatze am Königsberger Thor (Geschenk); 7. ein prachtvolles wohlerhaltenes Steinbeil aus Diorit, 20 Centimeter lang, 8 Centimeter breit und dick, gefunden in der Stern-Strasse in Elbing (Gechenk von Herrn Oberlehrer Dr. Nagel). Die Bohrmethode ist an dem Steinbeil ganz klar zu erkennen; auf der einen Seite ist das Schaftloch 4 cm tief gebohrt und der Bohrzapfen abgebrochen, auf der entgegengesetzten Seite ist deutlich zu erkennen, dass die Bohrung mittels eines Cylinders bewerkstelligt wurde. Das Beil ist auf dieser Seite nicht vollständig durchbohrt, ist also in diesem halbfertigen Zustande ein Beweis dafür, dass es hier an Ort und Stelle gearbeitet worden ist. Uebrigens ist es nicht das erste in Elbing selbst gefundene Steinbeil. 8. Das erste und zweite Heft der Zeitschrift des historischen Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder (Geschenk). 9. Die Steinschiffe von Musching und die Wella-Laiwe oder Teufelsböte Kurlands überhaupt, von Professer Grewingk in Dorpat (Geschenk des Verfassers). Darauf machte der Herr Vorsitzende Mittheilung über die beabsichtigte Herausgabe des Falconius; ferner über die für den nächsten Sommer bestimmte Untersuchung der Burg bei Tolkemit. Der Herr Besitzer Göring hat die Erlaubniss zur Nachgrabung bereitwillig ertheilt. Darauf berichtete der Herr Vorsitzende über die Resultate seiner im Sommer veranstalteten Ausgrabungen. 1. In Hansdorf, schon früher durch seine interessanten Funde bekannt, liess der Herr Vorsitzende auf einem mit Dornen besetzten sandigen Abhange nachgraben und fand dort ein Skelett; mithin hat sich die Aufgabe des Herrn Aufseher Platt, dass er auf dieser Stelle Skelette gefunden habe, bestätigt. Die am Fusse des Berges herumliegenden halbverfaulten Sargbretter liessen jedoch keinen Zweifel darüber aufkommen, dass diese Stelle in christlicher Zeit mit Leichen besetzt worden ist. Interessant wäre es zu erfahren, wann und wie lange an dieser Stelle ein Kirchhof bestanden hat. Die Gutsleute wussten darüber nichts zu sagen. — Um den Schädel des aufgegrabenen Skeletts befand sich ein mit grüner Seide gesticktes Band. Beigaben wurden nicht gefunden. 2. Veranlasst durch die Mittheilungen des Herrn Lieutenant Neumann über die an den sogenannten „Strömen" (am Ausfluss des Elbings aus

dem Drausensee) aufgefundenen Reste einer Burg unternahm der Vorsitzende einen Ausflug dorthin mit Begleitung der Herren Neumann und Palm. Ein Blick auf die in der Wiese sich markierenden Pfahlreihen, auf die vielen ausgegrabenen und zum Verkauf aufgestellten Fundamentsteine, auf die vielen Ziegelstücke und Mauerreste in den kleinen Wassergräben, auf die zahlreichen Topfscherben (ungebrannt, grau, bräunlich und weisslich — aus fein geschlemmten Thon ohne beigemengte Quarzbrocken — auf der Töpferscheibe gearbeitet, dünn, klingend, mit starken Ausladungen am Gefässrande und mit Strich- und Punktverzierung) liessen keinen Zweifel darüber, dass hier ein grösseres Gebäude gestanden haben müsse. Der Zufall wollte, dass eine kurze Nachgrabung an einer erhöhten Stelle, auf welcher nach der Sage eine Kapelle gestanden haben solle, in einer Tiefe von 1 Fuss ein Skelett aufgedeckt wurde, dessen Schädel von bedeutender Stärke war. Derselbe ist zusammen mit dem Hansdorfer Schädel Hrn. Dr. Lissauer in Danzig zur näheren Bestimmung übersendet worden. — Wann und von wem hier die Anlage gemacht worden ist, das wird sich nicht mehr mit Sicherheit nachweisen lassen. Vielleicht ist der Bau von dem Orden hier angelegt, um den Handel auf dem Elbing und Drausensee zu beherrschen. — Die Ziegel haben genau dasselbe Format, wie diejenigen in dem Keller des ehemaligen Rathhauses in Elbing. Ein grösserer eiserner hufeisenförmiger Gegenstand harrt noch der Erklärung. 3. Die im Sommer veranstaltete Nachgrabung auf dem Herrn Gutsbesitzer Ruhnke in Grunau gehörigen Terrain in Grunau rechts von der Chaussee ergab, dass hier ein Begräbnissplatz aus heidnischer Zeit sich befindet. Zwar wurden ganze Urnen nicht gefunden, allein mehrere Urnenscherben zeugten von Leichenbrand. Aber auch Leichen sind hier bestattet worden. Herr Maurermeister Schmidt hat die bei einer Leiche gefundenen Beigaben: Schwert, Schildbuckel und Broncefibeln, sowie Fragmente eines reichverzierten Knochenkammes dem städtischen Museum übergeben. Ferner theilte der Herr Vorsitzende mit, dass auf dem Herrn Grunwald gehörigen Lande an der Hommel, hart an dem Wege, der über dieselbe von dem äussern Mühlendamme nach Vogelsang führt, Urnenscherben und Pferdeknochen gefunden seien; ebenso Urnenscherben auf dem sandigen Platze unmittelbar neben dem Armenkirchhofe. Hier wurden nach Angabe des Herrn Goldarbeiter Franz Müller vor etwa 20 Jahren mehrere Urnen gefunden, aber leider zerschlagen. Noch jetzt finden sich hie und da einzelne Urnenscherben. Zum Schlusse trug Herr Dr. Anger ein von Herrn Dr. Reicke in Königsberg eingeschicktes, im Jahre 1607 bei Wendel Bodenhausen in Elbing gedrucktes Gedicht vor. Dasselbe führt die Ueberschrift: Ein Taffelrecht, fürnemlich zu Lob vnnd Ehr Göttlicher Mayestat, Vnnd zu wolgefallen allen Ehrliebenden Bürgern vnd Gasthaltern trewhertziger wolmeinung, auffs new vbersehen, gemehret vnnd in Druck verfertiget. durch. — Der Verfasser ist nicht genannt. Ein Anhang lehrt: Wie sich ein jdr Gast kegen seinem Wirth verhalten sol.

[Elbinger Zeitung vom 27. Oct. 1878. № 171.]

Sitzung am **14. November.** 1. Vortrag des Dr. Anger „über die muthmassliche Lage von Wulfstans Truso"*). Während man bisher entgegen Neumanns Ansicht, der T. in Preusch-Mark wiederfinden wollte, den alten Handelsort am ehemaligen Gestade des Drausensees bei Grunau, Hansdorf u. s. w. gesucht habe, sei durch die Ausgrabung auf dem Neustädter Feld zuerst, dann auch durch Auffindung alter Gegenstände bei Nachgrabungen in der Stadt selbst die Annahme als berechtigt erschienen, dass Truso auf der Stelle der heutigen Stadt gestanden habe. Es folgen dann Details über die Ausgrabungen im Grundstück an der Ecke des alten Marktes und der Fleischerstrasse sowie allgemeine Angaben über anderweitig im Stadtbezirke gemachte Funde beim Brunnengraben und dergleichen. Alles dieses lässt vermuthen, dass vor Herkunft des Ordens hier bereits eine Niederlassung bestanden habe. Könne man nachweisen, dass der Drausensee früher bis in die Nähe der heutigen Stadt gegangen sei, so steht der neuesten Annahme über die Lage Trusos noch weniger als bisher im Wege. Zwar sind in Elbing noch im 15. Jahrh. Häuser auf Pfahlrosten erbaut worden, aber deren Konstruktion weicht wesentlich von der in oben erwähntem Grundstück gefundenen ab. — Nach dem Vortrag folgte eine Diskussion über die Lage von Truso, früheres Niveau des Elbingflusses u. s. w. — 2. Vorzeigen der gefundenen Gegenstände: Topfscherben in verschiedenster Art theils unglasirt den Urnen ähnlich, theils mit roher Glasur versehen, was auf längere Benutzung des Fundorts als Wohnstätte zu deuten scheint; Lederstücke von altem Schuhwerk; roher Bernstein: Glasscherben; Metallsachen: Schnallen, eisernes Messer, ringförmiger Gegenstand von Blei; Thierknochen von Rind, Schaf, Ziege; mehrere Hornplatten vom Stör; Kopf eines Vogels (Huhn). Bronze ist mit Ausnahme einer Nadel in der Baderstrasse nicht gefunden worden. — Mehrere Steinbeile darunter 1 Exemplar mit halbfertiger Bohrung des Lochs für den Stiel deuten auf Fertigung an Ort und Stelle. — 3. Referat des Rechtsanwalt Horn über den Besuch im Museum der naturforschenden Gesellschaft in Danzig. Im Gegensatz zu dem jungen Elbinger A.-V. ist die Danziger naturforschende Gesellschaft ein seit ca. 150 Jahren bestehender Verein mit bedeutenden Mitteln. Es kommt hier nur die anthropologische Abtheilung ihres wohlgeordneten Museums in Betracht. Sorgfalt der Anordnung in Schränken u. s. w. nach drei Principen: 1. Sonderung der Gegenstände nach Stein-, Bronce-, Eisenzeitalter; 2. Sonderung nach einzelnen grösseren Funden; 3. Sonderung nach Funden und in denselben nach Materien, Hallstädter Eimer aus Bronce, 1½ Fuss hoch, gefunden bei Berent, Etrur. eiserne Vase, Gesichtsurnen zum Theil mit Schmuck, Hakenringe, Broncespiralen besonders erwähnenswerth.

[Altpr. Ztg. v. 16. Novbr. 1878. No. 271.]

*) Der Vortrag wird im nächsten Heft der Altpr. M. zum Abdruck kommen. R.

Alterthumsgesellschaft Prussia 1878.

Sitzung den 17. Mai. Die Sitzung eröffnete Dr. Bujack mit einem Bericht über Lietzmann's Sammlung zum Andenken an die Königin Luise. Eine Correspondenz desjenigen Mannes, der den Gedanken, eine solche Sammlung herzustellen am Tage der ersten Luisen-Feier, den 10. März 1876 fasste, R. Lietzmann, mit Geheimrath Hagen, wie Darstellungen des Porträts der Königin Luise in Photographie und Gyps, welche letzterer von Lietzmann für die ihm gebotene Unterstützung zum Geschenk erhalten hatte, gaben dem Bericht einen werthvollen Anhalt. Geheimrath Hagen hatte zur ersten Luisen-Feier einen Vortrag in der Prussia „über die Errichtung des Luisen-Denkmals in Charlottenburg" gehalten und in Folge der Veröffentlichung desselben den Plan Lietzmann's brieflich erfahren, sämmtliche Porträts der hochseligen Königin, einschliesslich Familien-Scenen, Abbildungen von Monumenten etc. und alle Bücher, die ganz oder theilweise den Lebenslauf der Königin beschreiben, zu sammeln. Schon im September 1876 war diese Bibliothek bis auf fünf Bücher vollständig und die Zahl der Porträts betrug 120, darunter Abbildungen von Schadow's grosser und kleiner Büste, von derjenigen Wichmann's und den Reliefs der Bildhauer Posch und Bettkober, auch zwei nichtswürdige französische Carrikaturen. Im März d. J., als die Sammlung abgeschlosssen war, zählte Lietzmann 60 Bücher, 178 Bilder, 120 verschiedene Sachen in Porzellan, Eisenguss etc. Bei diesen Nachforschungen in genannter Richtung wurde bei einem Trödler ein Relief von dem Lehrer Tieks, von Bettkober, der 1798 die Königin modellirt hatte, gefunden. Da sein Relief und das von Posch in Gyps vorgelegt werden konnten, zeigte sich der grosse Vorzug von Bettkober's Arbeit vor der Posch's. Von Photographien von Gemälden hatte Lietzmann u. A. eine des Malers Lauer und eine zweite des Professor Kretschmar nach Königsberg gesandt. Lauer hatte die Königin 1797 und 98 mehrfach gemalt. Damals litt sie an einer Halsgeschwulst und trug zur Verdeckung derselben Binden, die sich häufig durch die Haare schlangen und einem Turban ähnlich sahen. Diesen Kopfputz tragen die Darstellungen Lauer's. Professor Kretschmar hat die Königin als Leiche gemalt, als sie im Parade-Sarg im Königl. Schloss ausgestellt war. Nach diesem wundervollen Bilde hat Rauch das Charlottenburger Monument modellirt.

Diese reiche und in sich geschlossene Sammlung hatte zuerst der Grossherzog von Mecklenburg und die Grossherzogin Mutter, die einzige noch lebende Tochter der Königin Luise, in Ludwigslust in Augenschein genommen, dann Prinz Carl, der Kaiser und zuletzt der Kronprinz. Bei einer $1\frac{1}{2}$stündigen Audienz, die Se. Majestät dem glücklichen und opferfreudigen Sammler gewährte, um die Erinnerungszeichen an seine hochselige Mutter in Augenschein zu nehmen, geruhte der Kaiser erst auf dringende Bitte Lietzmann's, die Sammlung zur Erinnerung an die Königin Luise für das Hohenzollern-Museum anzunehmen.

Hierauf wurde ein Brief des Rittergutsbesitzers Blell-Tüngen verlesen, in

welchem er berichtet, dass es ihm nach mehrfachen Versuchen gelungen ist, nach zwei Anhängeschlössern aus Eisen, gefunden im Gräberfelde von Löbertshof, Kreis Labiau, aus der Zeit von 700—1100 n. Chr., ein neues mit vollständiger ursprünglicher Einrichtung und auch ganz ebenso verziert, auch unter Anwendung derselben Herstellungsweise zu reconstruiren. Da eine Instandsetzung der alten nicht mehr möglich war, spricht er die freundliche Absicht aus, der Prussia eine Kopie des Schlosses nebst Schlüssel, angefertigt nach einem Schlüssel in seiner Sammlung und einer Abbildung in Bährs „Gräber der Liven“ herstellen und anfertigen zu lassen. Eine nicht minder grosse Freude empfindet er auch darüber, dass der Löbertshöfer Fund ihm Gelegenheit geboten hat, eine gewiss ebenso uralte als reizende Erfindung wieder zu erwecken, eiserne Gegenstände zu verzieren, eine Art „Eisenfiligran“.

Die im Monat April und Mai eingegangenen Geschenke waren 1) vom Tischlermeister Ebert ein durchlochtes Beil aus Diorit-Porphyr gefunden in Königsberg in einem Garten der Tragheimer Kirchenstrasse. Durchmesser des Bohrlochs an den Oeffnungen 2,2 cm, Entfernung der Bohrlochswandung von der Schneide 6,8 cm und von der Bahn 2,9 cm. Die Höhe des Bohrlochs beträgt 2,7 cm, die der Schneide 3,5 cm, die der Bahn 2 cm. Die Form der Bahn ist rechteckig und hat ihre grösste Dimension in der horizontalen Richtung. In dem zur Schneide rechtwinklig liegenden Durchmesser des Bohrlochs ist die grösste Breite des Steingeräths vorhanden, nämlich von der Bohrlochswandung nach beiden Seiten je 1,5 cm; 2) von Oberförster Berkowski in Görlitz, Kr. Rastenburg, aus dem Urnenfriedhof des Waldhauses daselbst zwei römische Broncemünzen, eine von der Kaiserin Faustina, der Gemahlin des Kaisers Mark Aurel, die andere vom Kaiser Philippus Arabs, unter dem im Jahre 247 die Feier der säkularischen Spiele im Jahre 1000 nach Erbauung der Stadt Rom stattfand. In der Umschrift des Revers ist noch deutlich saecular zu lesen. Ferner ein dünner bronzener Spiralreif in vier Windungen mit einem lichten Durchmesser von 4 cm, eben daselbst gefunden; 3) vom Rittergutsbesitzer Sturm auf Samuelshof, Kr. Fischhausen, ein Grabfund aus dem Seeberge von Kiauten, Kreis Fischhausen. Die Fundstelle zeigt oben Steinpflaster, darunter Kies und unter demselben eine von Feuer geschwärzte Bodenschicht, in derselben lagen noch Kalksteine und folgende Schmuckgegenstände und Waffen in einer Tiefe von 1 m, unter der Oberfläche: ein bronzener ungeschlossener Ring für das Handgelenk mit 2 Köpfchen, die durch je 2 Einschnürungen von dem bandartigen Theil des Armringes abgetrennt sind, eine bronzene Perle in Kugelform von 2 cm Durchmesser, mit einem gravirten Muster versehen, das in dem Rahmen zweier Bänder eine Wiederholung von gleichseitigen Dreiecken, durch Paralleistriche zu einer Seite gefüllt, enthält, ein bronzener in zwei Stücke zerbrochener, ungeschlossener Halsring mit verstärkten Endungen in Trichterform und mit Strich- und Punkt-Verzierungen auf dem ringförmigen Theil versehen, ein eiserner Celt (Meissel und Tülle), 17,5 cm lang, in dessen Schaftloch noch Holz sitzt, eine eiserne schilfblattförmige Lanzenspitze mit flachem Grat, deren Klinge 15 cm und deren Tülle 6 cm lang ist, und zwei ähnliche Lanzenspitzen, ferner eine

lanzettförmige eiserne Speerspitze mit einem Stiel zum Einsetzen in den Schaft, ihre Klinge ist 9,5 cm und ihr Stiel 4,5 cm, der Stiel ist 3 mm, die Klinge 2 mm dick, eine eiserne Schwertspitze, an der noch Stücke von der hölzernen Scheide sitzen, ferner ein Stück des Rahmens eines bronzenen Gürtelbeschlags und eine rechteckige kleine Bronceplatte mit der Seite von 9 und 8 cm, mit je drei Broncenieten an den Schmalseiten und je zwei Broncenieten an den Langseiten versehen. Die Zeit, der diese Stücke angehören, ist durch zwei dabei gefundene broncene Hakenfibeln zu bestimmen als das 2. Jahrh. n. C. G.; 4) von Dr. Tribukait in Rastenburg ein eisernes Geradbeil, gefunden auf dem Schlossberg von Prömbock, Kreis Rastenburg; die Schneide ist 5,8 cm lang, die Länge des Beils über den wagerechten Rücken von der Schneide bis zum rechteckigen Bahnende misst 18 cm, die seitlichen Wendungen des Schaftlochs sind durch je eine zapfenförmige Erhebung nach oben und unten verstärkt. Zur Münz-Sammlung; 5) von Tischlermeister Ebert eine Denkmünze auf Schiller's hundertjährigen Geburtstag; 6) von Hauptmann Guichet eine silberne Denkmünze auf eine den 6. November 1800 zu Rouen gestiftete gelehrte Gesellschaft; 7) von Dr. med. Papendick in Rastenburg vier polnische Dreigroschenstücke von Sigismund und ein schwedischer und mehrere polnische solidi des 17. Jahrhunderts; 8) von Dr. Tribukait ein polnisches Groschenstück von 1613, ein Thorner solidus von 1763, ein preussischer halber Gulden der Kaiserin Elisabeth von 1761, ein Hamburger 8-Schillingstück von 1727 und ein halber Reichsort von 1627. Zur Sammlung von Waffen des christlichen Mittelalters und der neueren Zeit: 9) vom Rittergutspächter Anderson eine eiserne Speerspitze eines deutschen Ordensritters, gefunden in Carlshof, Kr. Pr. Eylau; 10) von Landschafts-Syndikus v. Buchholtz ein javanesischer Criss (oder Cris), erbeutet vom Grafen H. zu Dohna bei einem Kampf der Holländischen Truppen mit den Eingeborenen im Dorf Mosso, im Reich Mandar, auf der Insel Celebes. Der Griff, einen Tigerkopf darstellend, ist aus Wallrosszahn geschnitzt.

Zum Schluss hielt Dr. Bujack den folgenden Vortrag:

Zur Geschichte der Schenken von Tautenburg.

Der Entwurf einer Adels-Matrikel für die Provinz Preussen von Dr. Meckelburg zeigt uns die grosse Reihe von Geschlechtern, deren Namen ausser in ihrer ursprünglichen Heimath, in dem alten Deutschen Reich, auch im Ordensland und später im Herzogthum Preussen vertreten sind. Freytag hat in seinen beiden letzten Bänden der Ahnen, den Brüdern vom Deutschen Hause und im Marcus König den Reichthum des historischen und kulturhistorischen Stoffs gezeigt, der an einigen dieser Namen haftet. Zu den ältesten Thüringischen Geschlechtern, von denen wir einen Vertreter in dem erstgenannten Freytag'schen Roman bald nach dem Einrücken des Deutschen Ordens in Preussen in die Umgegend von Thorn einwandern sehn, gehört das der Schenken von Tautenburg. Während dies Geschlecht heutigen Tages noch in Altpreussen erhalten ist, erlosch die Thüringische Hauptlinie kurz vor dem Westfälischen Frieden. Dieses Geschlecht stand im Anfang des 13. Jahrhunderts schon in grosser Gunst bei den Landgrafen von Thüringen. Die Ritter Walter und Rudolf Schenk

holten die berühmte Prinzessin Elisabeth als vierjähriges Kind vom Ungarischen Königshof zur Erziehung auf die Wartburg, damit sie Gemahlin des jungen Landgrafen Ludwig von Thüringen würde. Die in reifen Jahren vollzogene Ehe hatte aber nur eine kurze Dauer, weil der Landgraf auf dem von ihm 1227 angetretenen Kreuzzug verschied. Rudolf Schenk brachte die fürstliche Leiche aus Apulien heim und leistete kräftigen Schutz der hart bedrängten Wittwe Elisabeth und ihren Kindern gegen ihren Schwager, den Landgrafen Heinrich (Raspe). Ein Albert Schenk bot unerschrocken Hilfe der von ihrem Gemahl, dem Markgrafen von Meissen, Albrecht dem Entarteten, gefährdeten unglücklichen Margarethe, Tochter Kaiser Friedrich's II., zur Flucht und erhielt von der unglücklichen Frau die vertrauensvolle Weisung, für ihre zurückbleibenden Söhne zu sorgen.

Verweilen wir einen Augenblick bei den Beinamen des Geschlechts und bei der Lage ihrer Begüterung. Die Schenken führten den Gesammtnamen: Schenken von Varila-Tautenburg. Die frühere Behauptung, dass der Name Schenk von Besetzung der Erbämter des Thüringschen Landgrafen stamme, als Ludwig mit dem Barte von Kaiser Lothar II. dazu erhoben wurde, gilt jetzt als nicht haltbar, Varila ist der Namen einer Thüringschen Herrschaft an der Unstrut, und Tautenburg noch als Burgruine erhalten, gleich weit von Naumburg und Jena entfernt, östlich der sächsischen Saale im Sachsen-Weimarschen Amt Bürgel gelegen. Die Erbauung des Schlosses Tautenburg erfolgte 1232 durch den Schützer der heiligen Elisabeth, Rudolf II., wie es eine alte Inschrift in der Burgkapelle bezeugte. In den Hussitenkriegen lieh ein Busse Schenk 2200 rheinische Goldgulden, um die übernommene Burg besser behaupten zu können. Nach 1482 wurde das Schloss Tautenburg erweitert und im 16. Jahrhundert von einem Georg Schenk, der persönlich dem Herzog und dem späteren Kurfürsten Moritz von Sachsen diente, durch ein Justizgebäude vergrössert. Als im 16. Jahrhundert sich eine niederländische Linie von den Schenken abzweigte, erstand auch dort in den Niederlanden in Ober-Issel ein Schloss Tautenburg. Die Thüringischen Schenken besassen nächst ihrer Stammburg noch einen wichtigen Platz in Briesnitz, unweit Tautenburg. Briesnitz, seit 1504 Frauen-Briesnitz genannt, enthielt die Familiengruft, deren Leichensteine dem Bearbeiter der Geschichte der Schenken, Friederici 1722, noch manchen wichtigen Aufschluss gaben, und ein Frauenkloster. 1528 war dasselbe bei beginnender Reformation baulich und in Betreff des Gottesdienstes, da „die Nonnen wegen des Einsturzes der meisten Gebäude fortgegangen wären“, so verfallen, dass Herzog Georg von Sachsen befahl, bis zur Wiederaufrichtung der Gebäude sollten 4 Priester gegen freien Lebensunterhalt und 32 Schock Groschen den Gottesdienst versehen. Einige Zeit nach der Schliessung der Klöster in Sachsen und zwar zum Schluss des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts wurden Kirche, Wohnungen der Geistlichkeit und Justizgebäude erneuert, auch ein Schloss begonnen, das aber erst die Wittwe des Erbauers, eines Burchard Schenk, eine geborne Agnes von Eberstein in der ganzen Einrichtung 1608 vollendete. Dieser stattliche Bau hatte das Sckicksal, schon 1637 von Räubern und Dieben ausgeplündert zu werden

und im folgenden Jahre mit dem ganzen Städtchen niederzubrennen. Um so schwieriger und verdienstvoller war die Arbeit des Verfassers der Geschichte der Schenken, Friederici, zu seiner im Jahre 1722 herausgegebenen Arbeit die Leichensteine der Schenken in der Familiengruft nach Abräumung des Schutts genau zu prüfen und ihren Inhalt festzustellen. Die Schenken erhielten von Kaiser Friedrich III. das Recht, mit blauem Wachs siegeln zu dürfen, waren in der Matrikel verzeichnet und haben die „Anschläge" entrichtet, wie es die Quittungen der freien Reichsstadt Nürnberg besagen. Kaiser Carl V. erneuerte und bestätigte das Schenkische Baronat am 3. Dezember 1550. Das Wappen ist folgender Art: Ein blauer Schild mit 4 oder 5 rechten silbernen Schrägbalken, darüber ein offener vergoldeter Helm und eine Krone, aus welcher 2 Hörner mit umgebogenen Enden hervorragen.

Der Uebersicht der Burgen, die für die Geschichte des Geschlechts von besonderer Wichtigkeit sind, lassen wir Details aus den Lebensstellungen und der Thätigkeit der Schenken seit dem 15. Jahrhundert folgen.

Der ältere Bruder des Busse Schenk, welcher eine bedeutende Summe zur Behauptung der Tautenburg in den Hussitenkriegen lieh und nachher selbst in denselben fiel, war wegen Ungebührlichkeit (Zweikampf) gegen einen andern Leipziger Studenten in Exkommunikations- und Interdictsstrafe verfallen, im Auftrage des Papstes 1421 von derselben befreit.

Die drei älteren Söhne des in dem Hussitenkriege gefallenen Busse Schenk stehen in besonderer Gnade bei Herzog Wilhelm von Sachsen, indem er ihnen wichtige Aufträge ertheilt, der älteste wird als bevollmächtigter Gesandter an Herzog Philipp den Guten von Burgund gesandt, der zweite, Burchard, wird Hofrichter, Mitglied des geheimen Raths und Hofmeister der zweiten Gemahlin des Herzogs Wilhelm, der dritte, Johann, welcher gegen Ende seines Lebens Vorsitzender des Coburgschen Landgerichts wurde, hatte den Herzog Wilhelm auf einer Reise nach Palästina im Jahre 1461 zu begleiten.

Ein Sohn des Johann Schenk, welcher den Herzog Wilhelm von Sachsen nach Palästina begleitete, auch Johann genannt, wechselte den Aufenthalt an Fürstenhöfen ausserordentlich häufig, war Gesandter, betheiligte sich an Turnieren und an Kämpfen, so gegen den aufrührerischen Grafen Eduard von Friesland und gegen die rebellischen Thüringischen Bauern, die er 1525 dem Kurfürsten Johann von Sachsen aus der Stadt Mühlhausen und andern Städten, welche sie besetzt hatten, vertreiben half. Ein jüngerer Bruder des eben genannten Johann Schenk, Rudolf, der Rath Herzog Georgs von Sachsen war, gab zwar das Turnierstechen auf, weil er bei einem von dem Kurfürsten Joachim I. 1509 in Neu-Ruppin veranstalteten Turnier Niemanden vom Pferde geworfen, reiste aber 1515 mit fürstlicher Vollmacht nach Belgien, um beide Friesland, das östliche u. westliche, Namens seines Fürsten nach getroffener Uebereinkunft zu übergeben an den jungen Herzog Carl von Oesterreich, der 1521 als Kaiser einen Georg Schenk, einen Urenkel des auf der Universität Leipzig in den päpstlichen Bann erklärten Rudolf Schenk, zum Statthalter von Friesland machte. 1522 nach

Antritt seines Amtes kämpfte er zwar erfolglos gegen die von Zwolle, konnte aber, 1523 verleumdet, sich glänzend am Hofe des Kaisers zu Brüssel rechtfertigen und wurde mit der Fortführung des Krieges beauftragt. Bei der Belagerung von Dokum erhält er eine Wunde an der Achsel, die ihn für kurze Zeit das Lager zu verlassen zwingt. Geheilt zieht er vor Sloot und wird hier zum zweiten Mal verwundet, bleibt aber trotzdem im Lager und wartet erst die Uebergabe der Stadt ab. Die Geldrischen wurden aus ganz Friesland zwischen Yssel und Bauvers vertrieben. Der Kaiser gab nun neben andern Abgeordneten Georg Schenk Vollmacht zur Gesetzgebung als Vorsitzenden des Raths in Friesland, indem er die Appellation am Obergerichte ausserhalb Frieslands untersagte.

Eine neue kriegerische Thätigkeit rief ihn 1528 in das Gebiet von Utrecht und Over-Yssel, welches, obwohl es in den erblichen Besitz des Kaisers übergegangen, von den Geldrischen besetzt wurde. Zuerst nimmt Georg Schenk als einer der kaiserlichen Anführer die von den Geldrischen geradeüber der Stadt Kampen errichtete Schanze, steigt dann zu Schiff und zwang Zwarte-Sluis zur Uebergabe. Vom Kaiser zum Statthalter von Over-Yssel erhoben, nimmt er in sechsmonatlicher Belagerung Hasselt. In Geldern einfallend, zwingt er mit den kaiserlichen Truppen den Herzog Carl von Geldern, um Frieden zu bitten. Noch zwei Male hat Georg Schenk Kriege geführt, 1534 vernichtete er die Wiedertäufer in Friesland, welche das Kloster Bolswerden feindlich überfallen hatten, und 1536 befreite er Gröningen von der Herrschaft der Geldrer, worauf der Herzog von Geldern eine ernstliche Unterhandlung durch Georg Schenk wegen des Friedens auf's Neue beginnen musste und Frieden erhielt. Schon vorher hatte der glückliche Feldherr und Statthalter zu Tournay in Flandern die Insignien des Ritterordens des goldenen Vliesses von des Kaisers Hand erhalten. Georg Schenk war es auch, der, auf Erbbesitz seiner Familie in den Niederlanden bedacht, bei der Stadt Vollenhoo in Over-Yssel ein neues Schloss mit dem alten Familien-Namen Tautenburg errichtete. Aber schon mit dem Enkel starben die Nachkommen dieses berühmten Mannes aus. Von seinen vier Söhnen war noch der älteste geheimer Rath Kaiser Karl's V. und Vorsitzender des Reichskammergerichts in Speyer. Als Doctor juris hat er sich auch durch wissenschaftliche Werke einen Namen erworben. Dann trat er zur Kirche über und starb als Bischof von Utrecht mit dem Titel Erzbischof im Jahre 1580. Er hiess Friedrich Schenk.

Zeichnete sich somit der Niederländische Zweig durch eine ächt katholische, dem Kaiser persönlich treu ergebene Gesinnung aus, so ist das Verhältniss der Thüringischen Schenk's gegenüber der Kirche und der Reformation nicht minder von Interesse. Nur der älteste (Rudolf) und der dritte Sohn (Johann) des in den Hussitenkriegen gefallenen Busse Schenk hatten Nachkommen. Rudolf's Söhne, Georg und Busse, thaten besonders verzeichnete Gelübde für ihr Seelenheil, der ältere Georg erhielt von dem Dechanten der Martins-Kirche zu Kassel das Versprechen „eines im Todesstündlein zu bekommenden Ablasses", nachdem ihm zuvor einige Leistungen auferlegt waren. Er starb als Hauptmann zu Jüterbogk und hinterliess

in seinem zweiten Sohn Christov den Ahnherrn der Preussischen Linie der Schenk's, indem derselbe, nachdem er zuerst Bruder des Deutschen Ordens geworden, mit dem Hochmeister Johann von Tiefen gegen die Türken kämpfte und nachher nach Preussen ging, woselbst er bei Einführung der Reformation das Ordenskleid ablegte, sich mit Dorothea Freiin zu Eulenburg vermählte und geheimer Rath des Herzogs Albrecht wurde. Der Bruder des Vaters dieses nach Preussen einwandernden Christov Schenk hatte noch im Jahre 1504 ein Testament gemacht, wonach in Briesnitz in jedem Jahre für ewige Zeiten 4 Todtenmahle (Seelenbäder) angestellt werden sollten, verbunden mit Spenden von Käse, Brod, Wein und Bier an die Armen „zur Ehre Gottes und zu seiner Vorfahren, so wie aller aus seiner Familie Verstorbenen, auch aller ihm lieben Seelen Trost und Hilfe."

Der erste Schenk, der in Thüringen protestantisch und zwar lutherisch wird, ist Johann Schenk, desselben Namens wie sein Grossvater Johann, der den Herzog Wilhelm von Sachsen nach Palästina begleitete. Die Schwester des vorher genannten Johann Schenk hatte nach ihres Vaters Tode 1512 zu Freiburg ihr Gelübde abgelegt und war unter die Nonnen getreten. Bei Schliessung der Klöster in Sachsen kehrte sie zu ihrer Familie zurück und lebte zuletzt bei ihrem Neffen brüderlicherseits Georg Schenk, † 1579. Johann Schenk, der Bruder Anna's, wurde 1542 von Herzog Moritz von Sachsen mit der Herrschaft Tautenburg belehnt und lieh demselben 4620 Gulden i. J. 1547, damit der Herzog den Truppen ihren Sold bezahlen könnte. Johann's Sohn, Georg Schenk, unter die adligen Kammerjunker des Kurfürsten Moritz als Jüngling aufgenommen, studirte 1558 in Jena, genoss in einem Streit mit der Ernestinischen Linie die Unterstützung des Kurfürsten August I. von Sachsen und legte besondern Werth darauf, dass seine 4 Söhne sich in den Wissenschaften ausbildeten, wie er selbst es gethan. Das thaten die 3 ältesten durch einen Aufenthalt auf der Universität Padua, der ältere auch durch eine Reise nach Malta. Derselbe (Georg) trieb auch in seiner Jugend das Waffenhandwerk. Der zweite (Rudolf) wandte einen ausserordentlichen Fleiss auf Erlernung verschiedener Sprachen und scheint später aus Italien nach Frankreich gegangen zu sein; der dritte und vierte wählten ausserdem noch das Studium der Jurisprudenz. Während der älteste Bruder Anführer der Leibgarden des sächsischen Kurfürsten Christian's I. zu Dresden wurde, hatte der dritte Bruder Burchard gleich nach Beendigung seines academischen Trienniums in Padua, als er sich an dem Hof des Herzogs Friedrich Wilhelm von Sachsen-Weimar aufhielt, den Auftrag, den Bruder des Fürsten nach Italien zu begleiten. Später wird Burchard Schenk der Erzieher der Söhne des Kurfürsten Christian's I. von Sachsen, indem ihm noch ein Hofmeister untergeordnet wird, 1601 geheimer Rath und oberster Kammerherr des Kurfürsten Christian's II., für den er als Brautwerber an den Dänischen Hof König Friedrich's III. geht. Von dem Anführer der Leibgarden Christian's I. heisst es in seiner Bestallung: er wird „auf's Neue mit 6 Reisigen und vier gutzschen (Kutschen) Pferden und zugehörigen Knechten an unsern Hoff besteldt auf unsern Leib und Chammer mit bestem Vleiss wartten. — Dagegen wollen wir im jerlich

864 Gulden auf sechs reisige und 288 Gulden auf 4 gutzschen Pferde sambt 400 Gulden Wortellgeld reichen zu lassen; so soll er auch auf sich und seine Knechte jerlich mitt einer gewoenlichen Hoffkleidungk vorsehen werden, er auch vor seine Perschon freyen Tisch zu Hoffe haben.“ — Georg Schenk's Bruder, Burchard erhielt als Erzieher der Söhne Christian's I. „jerlich 400 Gulden uff seinen Leib, zur Belohnung seines Gesindes vor Hausszinss und Rauchfutter, desgleichen freye Kost zun Hoff uf sein Person und einen edlen Knaben, auch 118 Gulden Kostgeldt uff zwene Knechte und 74 Gulden uff zwene Kutscher — darüber uff 6 Pferde die Futterung an Haffer, beneben der gewonlichen Hoffcleidung. — So soll er auch über das sein frei Losament (Logement) uf'm Schloss zu Dresden haben.“

Von den vier Brüdern hatte nur der dritte Burchard, der Erzieher der Kurprinzen, Nachkommen: der älteste Bruder Georg, an die Eventualität des Erlöschens der Thüringischen Linie denkend, dachte in einer Correspondenz an einen in Schweden als Kriegsobersten und Bergwerksbesitzer lebenden Christov Schenk, den zweiten Sohn des als Ordensritter nach Preussen gegangenen Christov Schenk, geheimen Rath Herzog Albrechts, an eine Vereinigung der beiderseitigen Besitzungen, „damit sie gegenseitig Nachfolgerecht hätten und durch solche Nachfolge ihre Mittel vermehren könnten.“ Der Schwedische Christov Schenk äusserte sich in einem Antwortschreiben vom 6. Oktober d. J. 1591 durchaus dazu bereitwillig, vorausgesetzt, dass der Preussische Herzog oder vielmehr der Ansbachsche Statthalter für die Söhne seines Bruders und der Schwedische König für seine Besitzungen die Zustimmung gäben, spricht sich aber besorglich wegen der Bestätigung des Erbvertrages durch den Kurfürsten von Sachsen aus. Von der Fortsetzung der Verhandlungen wird nichts weiter mitgetheilt. Mit Burchard's Sohn, Christian, starb aber 1640 die Thüringsche Hauptlinie der Schenk's aus. 1599 geboren und früh vaterlos, wurde er gut für das academische Leben vorbereitet und erhielt 1618 das Rectorat an der Universität Jena, innerhalb dessen 203 Studenten immatrikulirt wurden. Seine Herrschaft Tautenburg hatte unter ihm durch die schweren Drangsale des dreissigjährigen Krieges zu leiden, was ihn tief bekümmerte, er persönlich durch den Tod seiner Gemahlin und des von ihr gebornen Söhnchens. Es vergingen nach seinem Tode 1640 noch 7 Jahre, bis seine Leiche in dem Erbbegräbniss seiner Vorfahren beigesetzt werden konnte. Dass der letzte Thüringsche Schenk von Tautenburg, Christian, nicht an eine Vererbung seiner Hinterlassenschaft an die Preussische Linie gedacht hat, geht aus einem Schreiben desselben vom Jahre 1639 an den Kurfürsten Johann Georg I. hervor. In demselben bittet Christian Schenk nicht die Edlen von Schleinitz zu einer Mitbelehnung gelangen zu lassen, sondern den Geheimen Räthen Georg von Werthern, David Doering und Heinrich von Tauben die Anwartschaft zu bestätigen und sie zu seinen Nachfolgern einzusetzen. In einer Urkunde vom 11. Februar 1634 hatte der Kurfürst nämlich diesen drei genannten Geheimen Räthen die Anwartschaft auf das Lehn ertheilt.

Von 1640—52 hatten Taube und Werthern wirklich den Besitz der Herrschaft Tautenburg inne, dann liessen sie sich ihre Ansprüche vom Kurfürsten von Sachsen abkaufen, der mit Tautenburg seinen 4. Sohn ausstattete. 1718 starb die Familie desselben aus, deshalb fiel Tautenburg an den Kurfürsten von Sachsen zurück, damals August den Starken, dem Friederici auch seine Geschichte der Schenken gewidmet hat. Die Preussische Linie der Schenken blühte in der 4. Generation, als die Thüringsche erlosch. Der deutsche Ordensritter Christov Schenk war von 1520—25 Amtmann (Pfleger) zu Angerburg und wurde bei der Säkularisation des Ordenslandes Preussens Geheimer Rath des Herzog Albrecht und 1529 mit Doben, Steinhof, Deiguhnen und Kühnort belehnt. Sein jüngerer Sohn Christov ging nach Schweden, wie oben gesagt, der ältere Wilhelm, in Preussischen Diensten bleibend, war Gesandter an mehreren Höfen und zuletzt Amts-Hauptmann von Pr. Mark. Sein älterer Sohn hinterliess 3 männliche Nachkommen, die zur Zeit des Erlöschens der Thüringischen Linie lebten. Zwei verwalteten ihren Preussischen Erbsitz, der eine Steinhof, der andere Kl. Gablik, während der dritte Wolfgang Schenk durch Uebung des Waffenhandwerks in der Fremde sich einen Namen machte. Simon Dach hat dem im Jahre 1649 verstorbenen viel gereisten Krieger den letzten Ehrenklang gesungen und beruft sich für die Angabe von Wolfgang's Kämpfen in den Niederlanden, in Süd-Amerika, für Wolfgang's Aufenthalt am Dänischen und Polnischen Hof auf den Preussischen Edelmann von Podewils als seinen Gewährsmann. Diese laudatio funebris ist durchaus in einem frischen humoristischen Ton gehalten, wie er dem Verstorbenen vielleicht eigen gewesen sein mag.

Ein schreckliches Geschick vollzog sich aber an seinen beiden älteren Brüdern, Georg Friedrich Schenk auf Steinhof und Christoph Wilhelm Schenk auf Kl. Gablick, während des zweiten Schwedisch-Polnischen Krieges, als 1656 die Tartaren ihren furchtbaren Einfall machten, von dem es in zeitgenössischen Berichten heisst: „die Aemter Lick, Oletzko, Rhein, Lötzen, Angerburg, Seesten sind von Polen und Tartaren totaliter ruinirt“ und „von Lick an zu rechnen sind die feindseligen Soldaten in die 18 Meilen hin und her fortgestreift als gen Angerburg, Drengfurt, Neidenburg, Lötzen, Oletzko, Goldap, Insterburg und solches Elend währte 14 Tage“. Eine traurige Illustration für jene schrecklichen Zeiten wird in einer von Gottfried Schenk (geb. 1695, † 1751) in einer alten Familien-Bibel gemachten Aufzeichnung gefunden, welcher aus treuer in der Familie erhaltener Mittheilung niederschrieb: „Meines Grossvaters (Georg Friedrich Schenk) Leiche Text, der in Lötzen ist begraben und der zerhauen ist von den Polen: Jeremia Klagelieder im 4. Kapitel V. 18: Man jagte uns, dass wir auf unsern Gassen nicht gehen durften. Da kam auch unser Ende, unsere Tage sind aus, unser Ende ist gekommen. V. 19: Unsere Verfolger waren schneller, denn die Adler unter dem Himmel; auf den Bergen haben sie uns verfolget, und in der Wüste auf uns gelauert — in Engelstein, im Angerburgschen Ambt, ist ein Kirchdorf. Vor des Schulzen Hauss soll der Stein noch liegen, auf welchem

die Mordthat geschehen ist.“ Dieser Familien-Nachricht wird wohl grössere Glaubwürdigkeit zugetraut werden müssen als Zacharias Hartung in seinen Genealogieen des masurischen Adels, welcher die Vollziehung der Unthat vor die Thüre des Wohnhauses zu Stürlack verlegt (vgl. Töppen, Geschichte Masurens, pag. 256). Von diesem Verlust allein ward die Schenk'sche Familie damals aber nicht heimgesucht, die Polen nahmen den 12 jährigen Sohn und 10 jährigen Neffen des Erschlagenen nach Polen mit. Als sein Bruder auf Kl. Gablick die Forttreibung seines eigenen Sohnes und seines Neffen wie die vorher erwähnte Mordthat hörte, wurde er vom Schlage gerührt und starb. Nur auf einem vierjährigen Knaben beruhte im Jahre 1656 die Erhaltung des Geschlechts der Schenken. Der jüngere Sohn des in Engelstein ermordeten Erbherrn auf Steinhof wurde auch der Sammhalter der Schenken, obwohl sein Vetter nach 12jähr. Gefangenschaft aus der Tartarei heimkehrte. Der Steinhöfer Erbherr wurde ebenso wie sein Sohn Verweser des Hauptamts Lötzen; letzterer kaufte die mittlerweile verkauften Güter Doben, Deiguhnen und Faulhöden zurück. Seine Leiche wurde in Rastenburg beigesetzt, wo der von Simon Dach besungene Wolfgang Schenk und vor ihm der Schwedische Kriegsoberst Christoph Schenk bestattet sind, welcher 1597 auf einer Besuchsreise in Preussen am Fleckentyphus in Doben starb.

Der Sohn des Gottfried Schenk, letzten Verwesers von Lötzen, Friedrich Fabian, vergrösserte die Begüterung durch Ankauf der Partsch und Woplaukenschen Güter.

Das Schenksche Wappen führt aber jetzt nicht allein die Preussische Linie, sondern seit 1815 der Grossherzog von Sachsen-Weimar, welcher für die den Verbündeten geleisteten Dienste mit der Baronie Tautenburg entschädigt wurde und nennt sich auch seitdem Herr von Tautenburg. Die alten Begräbniss-Monumente der Schenken in Frauen-Priessnitz wurden unter der neuen Herrschaft vor Zerstörung bewahrt und E. A. Vulpius hat aus dieser Veranlassung 1820 in der „Vorzeit“ 1. Bande eine kurze Uebersicht der Geschichte der Schenken von Tautenburg verfasst, welche aber an Genauigkeit und Benutzung von Urkunden weit hinter der lateinisch verfassten Abhandlung Friedericis vom Jahre 1722 zurücksteht. Letztere in Quart, enthält XVI Seiten Titel und Vorrede (der erste Titel ist mit Abbildungen von Siegeln und dem Schlosse Priessnitz versehen), und 114 Seiten Text.

Die Niederländischen Archive bergen gewiss aber noch manche interessante Mittheilungen über den niederländischen Georg Schenk, den Statthalter von Friesland, Over-Yssel, Gröningen und seinen Sohn Friedrich Schenk, den Erzbischof von Utrecht, der ein Jahr nach der Utrechter Union 1580 starb und seine Verlassenschaft einem Christov Schenk vermachte und darunter vielleicht auch das kostbare silberne Becken,*) das im Besitzthum der Preussischen Schenken geblieben ist.

[Ostpr. Ztg. 1878. Beil. zu No. 221. 199. 200.]

*) Vgl. Sitzungsbericht der Alterthumsgesellschaft Prussia vom 29. März 1878.

Mittheilungen und Anhang.

Einige Bemerkungen zu L. Webers „Preussen vor 500 Jahren".

Seite 12. Die Lage der im Friedensvertrage von 1249 genannten sechs Kirchen in Warmien ist keineswegs so weit festgestellt als Weber annimmt. Bruseberguo ist sicher nicht Braunsberg, wie Bender (Erml. Zeitschr. V. S. 538) unserer Ansicht nach überzeugend dargethan hat. Ebenso wenig ist Wuntenowe in Balga zu suchen, wo wegen der schon vorhandenen Ordenskapelle eine Kirche am wenigsten nöthig war, selbst wenn die Burg, die unserer Ansicht nach ihren Namen von der umliegenden Wolitta empfangen, früher Honedc oder Hovede (Script. V. S. 160) gehiessen. Bender befolgt in dem erwähnten Aufsatz entschieden ein richtiges Princip, wenn er die Reihenfolge der genannten Ortschaften in der Urkunde möglichst mit ihrer geographischen Lage in Einklang zu bringen sucht, womit noch nicht gesagt ist, dass er die einzelnen Punkte bereits so fest bestimmt, dass die Untersuchung für abgeschlossen gelten könnte. Fest steht ganz allein das durch uns mehrfach urkundlich nachgewiesene Gedilgen, und es handelt sich jetzt nur darum, ob wir in der Küstenlandschaft Warmien von diesem gegebenen Punkte aus nach NO. herauf oder nach SW. heruntergehen sollen. Die Gegend zwischen Elbing und Braunsberg hatte der Orden jedenfalls schon früher ins Auge gefasst (Bender S. 540). Wir schlagen also die Richtung nach NO. ein.

Surimes würden wir mit Bender für Stuthenen erklären, wenn die Lesart Stutines gehörig gesichert wäre, obwohl die Ortschaft Schodenien und Stautheinen genannt wird. Wahrscheinlich ist es aber identisch mit dem 1262 an Tropo verschriebenen Surweisten (Voigt III. S. 212, Anm. 2), welches 1494 als Weysen neben Wangniskeim (Plotemeiten) (Altpr. Mtsschr. VI. S. 498 No. 129) und Benoskaym (Hewksene) (l. c. No. 142) wieder auftaucht. Auf diese Weise hätten die Güter Tropo's, ebenso wie die Jedun's, eine Kirche gehabt.

Bandadis oder Bandalis (vielleicht Bardadis) sucht Bender (S. 549) in der Gegend des schon 1543 untergegangenen Hofes Bantlaucken bei Domlitten Kirchspiels Zinten, Weber in Bunden nordöstlich von Pr. Holland. Wir möchten weder mit dem Ersten rechts ab, noch mit dem Andern zurückgehen, sondern wandern in gerader

Richtung parallel der Küste weiter nach NO. hinauf und stossen auf Wendelau und Schwanis, welche von dem, bei Polbitten gelegenen, Surweisten etwa ebenso weit entfernt sind, wie dieses von Gedilgen. Beide Ortschaften erinnern durch den Klang ihres Namens an Bandadis.

Slinia möchten wir schon deswegen nicht in Calgen suchen, weil dieser Ort erst zu Dusburgs Zeiten, wie dieser ausdrücklich (Script. I. S. 103) bemerkt, „Sclunien" genannt wurde.

Links von Schwanis am Haff liegt Schoelen, für welches von 1337 bis ins vorige Jahrhundert hinein neben der alten Form Scolen die Form Schylen auch Schielen gebräuchlich war (Rogge, Kirchen des Amts Balga S. 6), die jedenfalls dem alten Slinia am nächsten kommt. Ausserdem ist hier möglicher Weise im 14. Jahrhundert sogar eine Kirche gewesen. Wenn das auch, wie Toeppen (Altpr. Mtsschr. V. S. 722) richtig bemerkt, aus der von mir angezogenen Urkunde sich nicht buchstäblich erweisen lässt, so will ich doch nicht unerwähnt lassen, dass Bemerkungen über Pfarrabgaben in jener Zeit meistens nur in Handfesten für Kirchdörfer vorkommen.

Wuntenowe lag jedenfalls in der nächsten Nähe von Pocarben. Das ist mit Sicherheit zu erweisen, wenn man die Urkunde vom 30. April 1285 (Mon. Warm. I. D. S. 121), in welcher Conrad von Thierberg die Rechte einzelner Lehnsleute in Ermland und Natangen festsetzt mit dem Privilegium von Pocarben von 1290 vergleicht (Altpr. Mtsschr. XI. S. 262—78). Alle Lehnsleute, welche die erste Urkunde nennt, waren in der Gegend von Brandenburg angesessen. Ekehardus und Theodorich v. Pinnau werden ausdrücklich als Grenznachbarn von Pocarben genannt. Heinzo de Mul wohnte auf Maulen, Nicolaus de Vntenouve ist also zwischen Maulen und Pinnau zu suchen. Hier liegen die Kapustigalschen Güter, welche sich noch im vorigen Jahrhundert im Besitz der Familie v. Mühlheim befanden, zu denen u. a. Wundlack (mit einem Privilegium von 1284, Weber S. 297, Windelaucken genannt) und Bergau gehörten, wo man die Kirchen Wuntenowe und Brusebergue suchen mag, wenn letztere nicht Kalgen (Berg) war.

S. 111. Rungenbrust und Grebin setzt Weber an die Angerapp und deutet sie als die von Carl Kaeswurm (Schrift. d. phys.-ökon. Gesellsch. Jahrg. XIV. Hft. 1) beschriebenen Schanzen bei Gr. Sobrost und Grobienen. Dabei sagt er: „Rogge in seiner Geschichte des Kreises Darkehmen sagt, dass unter den Schliebenschen Gütern Rugenbrust, das heutige Gr. Sobrost an der Angerapp zuerst 1529 genannt werde." Das ist nicht richtig. Ich sage a. a. O. S. 5: „Der Wald wurde allmälig angebaut. Als die Familie v. Schlieben zum ersten Male die Gerdauenschen Güter theilte, tauchen aus dem Dickicht die Dörfer Rugenbrust (Sobrost) u. s. w. auf." Ich habe in allen Schliebenschen Urkunden vorher nichts von einem „Dorfe Rugenbrust" gelesen, unterlasse aber nicht S. 56 Anm. 88 die Dom. Laetare 1469 zuerst genannte „Wüstung Ruckebrust" (Schlieb. Hausb. No. 4 pag. 9) zu erwähnen. Keine mir bekannte Urkunde redet von einer in derselben befindlichen Burg. Es lag bei meiner

Bekanntschaft mit der hiesigen Gegend mir sehr nahe die apodictische Behauptung auszusprechen: „Rungenbrust und Grebyn liegen an der Angerapp.“ Ich habe das nicht gethan, sondern nur die beiden Namen mit Fragezeichen an den Rand meines Handexemplars geschrieben, vermuthlich aus denselben Gründen, aus denen Toeppen sich gescheut hat diese Hypothese auszusprechen.

Der Zusammenhang bei Wigand von Marburg (Script. II. S. 525) giebt nicht den geringsten Fingerzeig über die Lage der Burgen und die Thatsache, dass der Comthur von Balga dieselben erbaut, verdunkelt die Sache noch mehr. Trotzdem kann ich nicht leugnen, dass die Webersche Hypothese manches für sich hat, wenn dieselbe auch noch näherer Untersuchung bedarf. Eine bei Sobrost gefundene Rüstung, die aber auch spätern Zeiten angehören kann, hängt in der Kirche zu Angerburg.

S. 294. Otto von Russen entschieden deutscher Abkunft? Meinhard v. Querfurt hielt ihn 10. Aug. 1288 für einen ganz richtigen Preussen: „Otto, filius Guntheri nobis dilecti Prutheni de Russen“. (Schwarzes Hausb. d. Amts Balga fol. 235.)

S. 295 Anm. Dass Heynemann, der Stammvater der Proyken, welcher 1321 Salau erhielt, identisch sein soll mit Heynemann Flemming ist vorläufig mehr als unwahrscheinlich. Heynemann Flemming wird als vornehmer Mann und zum Unterschiede von Plebanus Heynemann in Heilsberg, wo er auftritt, immer mit seinem vollen Namen genannt (Mon. Warm. I. D. 261, 281, 294, 295, 297). Unter dem Privilegium für Salau steht kein einziges Glied seiner ausgebreiteten Sippe als Zeuge. Dass sich unter Heynemanns, des Salauers, Nachkommenschaft ein Hensel Tolk befindet, deutet auch auf ein Preussisches Geschlecht.

„Nichts ist indess lächerlicher, als wenn Voigt fortwährend von den edeln Preussen, den edeln Witingen und dem hohen preussischen Adel spricht“, sagt Weber. Lächerlichkeiten sollte man einem so ernsten Forscher wie Voigt überhaupt nicht nachsagen; dass es einen hohen preussischen Adel gab, wird kein Mensch leugnen, der die Verschreibungen für Otto von Rossen, Gedun, Tropo u. s. w. kennt. Ebenso hat Voigt vollkommen recht, wenn er von „edlen Witingen“ spricht und Toeppen sagt (Altpr. Mtsschr. IV. S. 141) durchaus nicht ohne Grund: „Die Witinge gehörten sowohl der deutschen, als der altpreussischen Nationalität an und es finden sich unter denselben neben den kleinen Leuten auch die Angehörigen der edelsten Geschlechter des Landes.“ Als Beispiel führen wir den einzigen, im schwarzen Hausbuch des Amts Balga (fol. 140) genannten „Weyting“ (also keineswegs blos pomesanische Mundart, wie W. meint), den 1495 erwähnten „Georg Laxdehn“ an (Altpr. Mtsschr. VI. S. 500 No. 133), dessen 1673 gestorbener Nachkomme sich „Johann v. Laxdehn, Erbherr auf Laxdehnen“ nannte.

S. 492. Milucken lag bei Papplaucken (Altpr. Mtsschr. VI. S. 502 No. 144).

S. 493 Anm. 2. Samlandsdorf ist von mir (Altpr. Mtsschr. V. S. 128) keineswegs mit Sambia verwechselt. Die Urkunde von 1262 sagt: „quatuor familias in Sambia, in villa, que dicitur Reynis.“ Es ist in ihr mithin auf ein Gebiet Sambia

hingewiesen, in welchem ein Dorf Reynis lag. An dieses Feld oder Gebiet erinnert der Ort Samlandsdorf oder Sambsdorf, der südlicher als das Feld Sambia lag. Auf Grund dieser Thatsache, wie aus dem Gebiet Meindenowe, welches sich gleichfalls hier findet, habe ich zuerst verschiedene Male auf den noch unaufgeklärten Zusammenhang zwischen der samländischen und ermländischen Haffküste hingewiesen, den ja Weber auch bemerkt.

Uebrigens ist Samlandsdorf nicht gleichbedeutend mit Schettnienen. Beide Güter werden noch in den Amtsrechnungen des vorigen Jahrhunderts, wie in der Goldbeckschen Topographie getrennt aufgeführt. Wie sie in Verbindung gekommen, ist zu ersehen aus Altpr. Mtsschr. VI. S. 486 No. 62 und VII. S. 107 No. 220.

Was nun den Zusammenhang zwischen der ermländischen und samländischen Haffküste anlangt, so scheint mir dieser darin zu liegen, dass der grösseste Theil dieser Küste mit einem heiligen Walde (Median) umsäumt war, dessen Dunkel auf der samländischen Seite verschiedene ähnlich construirte Romowe's wie das auf der ermländischen barg. Die um Medenau liegenden Ortschaften enthalten, ebenso wie die der Heiligenbeiler Gegend, theils die Wurzel des Perkun-Curcho-Eber-Namens, theils den Stamm der für Romowe üblichen Bezeichnungen. In erster Beziehung erinnern wir an Wargen, Preil, Serappen, Kornieten, Korkehnen, Schorschehnen, Barsnicken. Alle diese Ortschaften liegen um Greibau herum, welches rechts durch Regitten (nicht von rikis, sondern von Rogus herzuleiten, Roitten), links durch Rogehnen begrenzt wird. Den Mittelpunkt des Heiligthums bildete die Opferstätte, hier Greibau, welches ganz gleichbedeutend ist mit Geduwo, Girmow, Girdow, Gauden, Gail, Gedilgen, eigentlich Gerdilgen. u. s. w. Bischof Michael von Samland (1425—41) kennt noch den Stamm des Wortes in der Form Geten (Toeppen, Altpr. Mtsschr. IV. S. 156) gleichbedeutend mit Cappym, wozu wir Kapustigal, Kapkeim, Gafken u. s. w. anführen. An dieser Opferstätte wohnte der Hüter des Heiligthums, hier war immer die Stelle, wo „der Jedu, Jodutte,*) Gedute, Gaude, Gerde, Grive (Greibau) u. s. w.“ sass, der unter Umständen auch „Wide“ (Widitten) werden konnte. Jedu ist mithin ursprünglich ein Amtsname und wir glauben kaum zu irren, wenn wir behaupten, dass derselbe mindestens eben so viel Träger hatte, als wir heute Pfarrer im Lande haben. Wo ein Jedu auftritt, wird er darum auch näher bezeichnet, indem entweder seine Söhne oder sein Vater genannt werden, zuweilen auch sein Geschlecht. So aus dem Geschlecht der Candeyme, oder Kantigerde, Milligerde, Wissegaude. Es mangelt uns augenblicklich an Zeit und Raum diese Sache weiter zu verfolgen, doch sind wir überzeugt, dass diese Winke genügen, um die alten Heiligthümer des Landes an vielen Orten mit Leichtigkeit zu reconstruiren. Ob es ausser den Jedu-Päpstlein noch, wie Dusburg annimmt, einen preussischen Papst gegeben, bleibt vorläufig eine offene Frage.

---

*) Beiläufig wollen wir nur erwähnen, dass der Hilfs- und Schlachtruf der alten Sachsen Jodute! lautete. Bechstein, deutsch. Sagenbuch. Leipz. Wigand. 1853. S. 351.

S. 493. Pialsede oder Pyalsede sind entschieden falsche Lesarten. Die richtige giebt das schwarze Hausbuch „Pralsede“.

S. 494. Trunkelin ist nicht Jurkendorf, sondern das Heiligenbeiler Klostergut, welches nach der Verschreibung des Herzogs Albrecht v. 24. Nov. 1563 die Mönche „von Hans Gröbel sel.“ erkauft hatten und „4 Hufen gross“ zwischen Schirten, Gabditten, dem Hof Haselow, Jeorgkendorf und dem Fliess „Jarwe“ lag (Schwarzes Hausbuch fol. 206; die Geschichte des Guts in: Rogge, die Kirchen des ehemaligen Amts Balga S. 17).

S. 495. Womegiten = Bombitten.

S. 507. Globotin, später Glabentin (1467) ist das, zu Wilmsdorf, Kirchspiels Creuzburg gehörige, Glaudinen.

Zu obigen Bemerkungen hat uns das erste flüchtige Durchblättern des in der Ueberschrift genannten Buches angeregt, denen wir vielleicht noch andere folgen lassen, wenn wir Zeit gewinnen sollten dasselbe zu studiren.

Adolf Rogge.

Uebersicht über die Zahl der bei dem Landheer und der Marine in dem Ersatzjahre 1877/78 eingestellten Preussischen Mannschaften mit Bezug auf ihre Schulbildung.

(pro 1874—77 s. Altpr. Mtsschrift XIV. 1877. S. 674.)

Regierungs-Bezirk. Provinz.	Eingestellte Ersatzmannschaften					Ohne Schulbildung pro cent
	mit Schulbildung			ohne Schulbildung	überhaupt	
	in der deutschen Sprache	nur in der nicht deutschen Muttersprache	zusammen			
Königsberg	3777	221	3998	257	4255	6,038
Gumbinnen	2233	338	2571	198	2769	7,150
Danzig	1655	134	1789	145	1934	7,497
Marienwerder	2218	359	2577	329	2906	11,321
Preussen	**9883**	**1052**	**10935**	**929**	**11864**	**7,830**

[Centralbl. f. d. gesammte Unterrichts-Verwaltung in Preussen. 1878. S. 621.]

Universitäts-Chronik 1878.

18. Oct. Lectiones cursorias quas venia et consensu ord. medicor. . . . **Theodorus Treitel** med. Dr. Ueber den Sehpurpur ad docendi facult. rite impetrand. . . . habebit indicit Carol. Kupfer med. Dr. P. P. O. ord. medicor. h. t. Decanus.

Nro. 99. Amtl. Verzeichniss des Personals und der Studirenden . . . f. d. Winter-Semester 1878/79. (28 S. 8.) [92 Doc. — 6 theol., 7 Jur., 29 med., 43 phil., 2 Lector., 5 Exercitienmeist. — u. 698 (36 ausl.) Stud., davon 50 Theol., 179 Jur., 129 Med., 328 Phil., 12 m. spec. Genehm. des zeit. Prorect.]

30. Nov. Medic. Doctordiss. von **Julius Rosa** (aus Riga): Anatomische u. experimentelle Beiträge zur Pathologie der Nieren. (50 S. 8.)

16. Dec. Medic. Doctordiss. von **E. Hallervorden,** Assistent der medic. Univ.-Klinik (aus Schmalleninken): Ueber das Verhalten des Ammoniaks im Organismus u. seine Beziehung zur Harnstoffbildung. (28 S. 8.)

Altpreussische Bibliographie 1877.

(Nachtrag und Fortsetzung.)

[Kant.] Wilken, Rector Dr. ph. L., kritische Darstellung des Verhältnisses, in dem nach Kant Philosophie und Theologie zu einander stehen. [Ztschr. f. wissensch. Theol. 21. Jahrg. 1. Hft. S. 1—13.]

Willführ, Dr. Adolf, die Grundgedanken in Kant's Kritik der reinen Vernunft. Aschersleben. [Progr. d. Realsch 1. Ordn.] (18 S. 4.)

Morgen, Aug. (aus Clemmenhof bei Memel), Ueb. d. Assimilationsprocess in d. keimenden Kresse (Lepidium sativum L.). I.-D. Leipz. (34 S. 4.)

Odenwald (Kantor in Elbing) über die Mängel beim Gesangunterricht in höh. Schulen u. Seminarien. [Allg. musikal. Ztg. 27.]

Oemler, Dr. Paul, Beschreibg. v. 80 Unkräutern, nebst Angabe ihrer Blüthe- u. Reifezeit, der Mittel zu ihr. Vertilgg., d. Bodenbeschaffenheiten, die sie voraussetz. u. der Grössenvhltnisse der Samenkörner. [Begleitender Text z. d. Zsstellg. v. 120 Proben landwirthsch. Sämereien u. ihr. wesentlichst. Unkrautbeimengung, mit besond. Berücks. d. östl. Provinzen.] Danz. Kafemann. (16 S. gr. 8.) 1.—

Ohlert. Dir. Dr. B., Lehrbuch d. Mathematik f. Realschul. u. Gymnas., sow. z. Selbstuntrcht. 1. Abth. 3. Thl. Lehrb. d. Stereometrie. Elbing. Neumann-Hartmann's Verl. (VII, 183 S. gr. 8. mit 12 Steintaf.) 3.—

— — Die Veränderg. der Planet.- u. Mondbahnen in d. Z. d. Bildg. uns. Sonnensyst. [Gaea. 13. Jahrg. 3. Heft.] Die Rückläufigkeit d. Monde u. des Uranus. [Ebd. 4. Hft.]

Orosii, Pauli, Presbyteri Hispani advers. Paganos historiarum libri septem. Ad fidem recensionis Sigeberti Havercampi cum eiusdem et aliorum notis integris et cum indice rerum et nominum. Editio altera. Vol. II. Havercampi aliorumque annotationes continens. Thorunii. Lambeck. (550 u. 31 S. gr. 8.) 6.—

Ortschafts-Verzeichniß, Alphabetisches, für d. Provinzen Ost- u. Westpr. 2. vb. Aufl. Kgsbg. 1878. Hartung. (IV, 272 S. gr. 4.) 6.—

Passauer, W., auch ein renitenter Bischof (Dietrich v. Cuba.) [Die Grenzboten. 44.]

Pastoralblatt f. d. Diöcese Ermland, herausg. v. Prof. Dr. F. Hipler. . . . 9. Jahrg. 12 Nrn. (à 1½ B. gr. 4.) Braunsbg. Leipzg. Peter in Comm. 3.—

Petersen, Gener.-Secr. C., Anleitg. z. Betriebe d. Milchwirthsch. in 15 Vortr. Danz. Kafemann. (V, 242 S. gr. 8. m. 1 Tab. in qu. Fol.) 4.—

Pfitzer, Dr. E., üb. die Geschwindigk. der Wasserströmg. in d. Pflanze. [Jahrbüch. f. wissensch. Botanik. XI. Bd. 2. Hft. S. 177—217. Vorläuf. Mittheilg. üb. dies. Aufsatz in: Verhdlgn. d. naturhist.-medic. Vereins in Heidelb. Nov. 1875 u. in: Fühling's landwirthsch. Ztg. 1876. S. 38.]

Pfitzer. Beobachtgn. üb. Bau u. Entwicklg. epiphytischer Orchideen. [Aus: „Vhdlgn. d. Heidelb. naturhist.-med. Vereins"] Heidelberg. C. Winter. (16 S. gr. 8.) baar —40.

— — Ueb. d. Geschwindigk. d. Wasserbewegg. in d. Pflanze. [Aus: „Vhdlgn. ꝛc."] Ebd. (4 S. gr. 8.) baar —20.

Piusbüchlein, Ermländ. Zu uns. Hl. Vaters 50j. Bischofsjubiläum am 3. Juni 1877. Braunsberg. Dr. u. Vl. d. Ermländ. Ztgs.- u. Blasdruckerei. (32 S. 16.)

Planenberg, Nicol., der Preussische Richter von seiner Schattenseite gezeichnet. Loebau Wpr. Skrzeczek. (51 S. gr. 8.) 1.20. 2. u. 3. Aufl. Ebenso.

Pohl's, Jul., illustr. Haus-Kalender f. d. kathol. Volk. 1878. 22. Jahrg. Leipzig. Peter. (112 S. 8.) —50.

Polterabend-Scenen zu grün., silb. u. gold. Hochzeitsfesten nebst Tafelliedern. 9. vm. u. vb. Aufl. Thorn. Lambeck. (VIII, 176 S. 8.) 1.—

Preuß, Dir. A. E., biblische Geschichten . . . Ausg. ohne Anh. 65.—67. ber. Auflage. Kgb. Bon's Verl. (VI, 276 S. gr. 8.) —75.

— — u. Oberl. J. A. Vetter, Preußischer Kinderfreund . . . 218.—220. (105.—107. ber.) Aufl. Ebd. (X, 390 S. gr. 8.) —80.

— — dasselbe . . . auf Grund d. 215. Aufl . . . umgearb. v. Sem.-Dir. Dr. Günther u. Sem.-Lehr. a. D. Strübing. Ebd. (VIII, 408 S. gr. 8.) 1.—

— — Kurzer Unterr. in d. Erdbeschreibg. . . . 19. Aufl . . . v. Lettau. Kgsbg. Gräfe (VIII. 96 S. 8.) —50.

Preuße u. Deutsche, der redl. Ein Kalend. auf d. J. 1878 bearb. . . . v. C. L. Rautenberg. [L. Born.] 47. Jahrg. Mohrung., Rautenberg. Ausg. 1—3. 1 M.; 80 u. 50 ₰

Preussen, Polen, Littauen etc.

Alberti, Dr. Jul., Gesch. d. deutsch. Hauses zu Schleiz nebst Beiträg. z. ält. Gesch. d. Schleizer Gebietes u. d. Stdt. Schleiz. Schleiz. Lämmel. (3 Bl., 122 S. gr. 8.) 2.50.

Archiv f. slavische Philologie . . . hrsg. v. V. Jagič. 2. Bd. Berl. Weidmann. (VIII, 764 S. gr. 8.) 22.—

Baltromaitis, Silv., Lithauen. Skizzen aus d. lithau. Volksleben. Liefg. 1. Die Hochzeit. St. Petersbg. (80 S. 8.) [russisch.]

Berghaus, Dr. Heinr., Sprachschatz der Sassen. Wörterbch. der plattdeutsch. Spr. in d. hauptsächlichst. ihr. Mundart. (In ca. 12. Hftn.) 1. Hft. Brandenburg. Müller. (80 S. gr. 8.) 1.50.

Berichte, bibliograph., üb. die Publication. d. Akad. d. Wissensch. in Krakau hrsg. v. d. Sekretairen d. 3 Abthlgn. 1. Hft. 1876. Krakau. Selbstverl. d. Akad. 8°. [?]

Bestuschew-Rjumin, Geschichte Rußlands übers. v. Dr. Theod. Schiemann. Vom Verf. autoris. Ausg. 1. Bd. Mitau. Behre's Verl. (VIII, 183 u. 368 S. gr. 8.) 8.80.

Bezzenberger, Dr. Adalb., Beiträge z. Gesch. d. litau. Sprache auf Grund litau. Texte d. XVI. u. XVII. Jahrh. Götting. Peppmüller. (XXXVII, 356 S. gr. 8.) 16.—

— — Antwort auf Hugo Weber's Sendschreiben nebst e. neuen litau. Urkunde v. 22. Sept. 1589. [Beiträge z. Kunde der indogerm. Sprachen hrsg. v. Adalb. Bezzenberger. II. Bd. 1. u. 2. Hft. S. 115—123.]

Bibliotheka Ossolińskich: Zbiór materyałów do historyi polskiéj. (4 Hfte. Lemberg 1874—77.) [cf. X. L(iske) in: Histor. Ztschr. N. F. 4. Bd. 3. Hft. S. 559 f.]

— — Zeszyt IV. Dyaryusz Legacyi Jerzego Ossolińskiego posła Polskiego na sejm rzeszy Niemieckiej w Ratyzbonie w r. 1636. Z polecenia zakladu nar. im. Ossolińskich wydał Dr. Aleksander **Hirschberg** Kustosz Bibl. Ossol. We Lwowie. (93 S. 8.)

Bienemann, Fr., Riga's Stellung bei der Auflösung des livländ. Ordensstaates. [Russ. Revue. VI. Jahrg. 11. Hft. S. 385—419.]

Brandl, Landesarchivar V., Glossarium illustrans bohemico-moravicae historiae fontes . . . Brünn. Winiker. 1876. (XVI, 476 S. gr. 8.) 8.—

Brückner, Alex., Litu-slavische Studien. I. Theil. Die slav. Fremdwörter im Litauisch. Weimar. Böhlau. (XV, 207 S. gr. 8.) 5.— [rec. von. A. Bezzenberger in: Götting. gel. Anz. 1878. No. 7.]

Brüggen, Frhr. Ernst v. d., Polens Auflösung. Kulturgeschichtl. Skizzen aus d. letzten Jahrzehnten d. poln. Selbständigkeit. Leipz. 1878. Veit & Co. (V, 417 S. gr. 8.) 6.—

Bunge, Dr. Frdr. Geo. v., das Herzogth. Estland unt. d. Königen v. Dänemark. Gotha. Perthes. (XV, 302 S. gr. 8.) 8.—

Čelakovského, Frant. Lad., Čtení o počátcích dějin vzdělanosti a literatury národův slovanských. (Vorlesgn. üb. d. Anfänge d. Cultur- u. Literaturgeschichte der slav. Völker.) Prag. Rziwnaty. 4.—

Codex diplomaticus majoris Poloniae documenta, et jam typis descripta, et adhuc inedita complectens, annum 1400 attingentia editus cura societatis literariae Poznaniensis. Tom. I. Poznaniae sumptibus bibliothecae Kornicensis. [a. u. poln. Tit.] (LXII, 589 S. Lex.-8.)

Codex epistolaris saeculi decimi quinti (1384—1492) ex antiquis libris formularum, corpore Naruszeviciano, autographis archivisque plurimis collectus, opera Aug. Sokolowski et Jos. Szujski. [Monumenta med. aevi historica res gestas Poloniae illustrantia tom. II.] Cracoviae. (LXX, 158 u. 368 S. 4°.)

Dembiński, Pamiętniki o powstaniu w Polsce 1830—31 roku. 2. Ausg. 2 Bde. 8. Krakau. Krzyżanowski.

Denkmäler, niederdeutsche: hrsg. v. Verein f. niederdeutsche Sprachforschung. Bd. II. Bremen 1878. Kühtmann. a. u. d. Tit.: Gerard v. Minden von W. Seelmann. (XLVIII, 206 S. gr. 8.) 6.—

Ergebnisse d. Beobachtgsstationen an d. deutsch. Küsten üb. d. physik. Eigenschaften d. Ostsee u. Nordsee u. d. Fischerei . . . Jahrg. 1877. à 12 Hfte. qu. Fol. Berlin. Wiegandt, Hempel & Parey. 12.—

Estreicher, K., bibliografia Polska XIX. stólecia. Tom IV. Zesz 2—4. Krakow. (S. 161—659 gr. 8.)

Geisberg, Archivar Casp., Beziehgen. Westfalens zu d. Ostseeländ., besond. Livland. Nach d. Tode d. Verf. revid. v. Dr. Carl Tücking. [Ztschr. für vaterländ. Gesch. u. Alterthskde. Bd. 30. Münster 1872. S. 263—304. Bd. 33. 1875. S. 19—59. Bd. 34. 1876. S. 37—133.]

Girgensohn, J., Acten zur Gesch. d. Stadt Riga im J. 1562. Riga. (Progr. d. Stadt-Gymn.) (37 S. gr. 4.)

Hansen, Collegien-R. Oberlehr. Gerh. v., die Kirchen und ehemal. Klöster Revals. Reval 1873. (Kluge) (V, 138 S. gr. 8.) 3. [Seit Juni 1876 im Buchhdl.]

— — Die Sammlgn. inländisch. Alterthüm. und anderer auf die baltisch. Provinz. bezügl. Gegenstände d. estländ. Provinzial-Museums beschrieb. Mit 11 lith. Taf. . . . Ebd. 1875. (VI, 124 S. gr. 8.) 4.80.

Hanserecesse. Bd. IV. . . . a. u. d. Tit.: Die Recesse u. and. Akten d. Hansetage von 1256—1430. Bd. IV. Leipzig. Duncker & Humblot. (XXVI, 664 S. 4.) 20.—

Heine, Pastor K., der heil. Brun v. Querfurt, der Apostel der Petschenegen u. d. Entstehg. d. Querfurter Wiesenmarktes. Nach d. neuest. Forschgn. bearb. Querfurt. Rötscher. (27 S. 8. m. 1 Steintaf.) —50.

Hunnius, Past. Frommhold, die evang.-luth. Kirche Russlands. Leipz. Naumann. (VI, 132 S. 8.) 1.60.

Jahrbuch des Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung. Jahrg. 1876. Bremen. Kühtmann. (2 Bl., 180 S. gr. 8.)

Janauschek, P. Leopold., Originum Cisterciensium Tom. I. in quo praemissis congregationum domiciliis adjectisque tabulis chronologico-genealogicis veterum abbatiarum a monachis habitatarum fundationes ad fidem antiquissimorum fontium primus descripsit . . . Vindobonae. Alfr. Hölder in Comm. (VII, LXXXII u. 394 S. gr. 4.) 20.—

Jarochowski, Kasim., Sprawa Kalksteina. Warschau.

Katalog muzeum imienia Lubomirskich. Lwow 1876. (IV, 158 S. 8.)

Kattner, Edward, Verfallenes Polenthum. Jugenderinnergn. [Die Grenzbot. 1877. Nr. 2. 4.]

Korrespondenzblatt d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschg. 1. Jahrg. 12 Nrn. Hamburg. Bremen. Kühtmann. (III, 100 S. gr. 8.) 2.—

Krüger, Dr. Gerh., Friedrich Barbarossa in seiner Beziehg. zu Polen. Theil I. Freiburg i. Schl. (3. Jahresber. üb. d. höh. Bürgersch.) (S. 3—12.)

Leopold, Joh. A., en L. Leopold, Van de Schelde tot de Weichsel. Nederduitsche dialekten en dicht en ondicht, uitgekozen en opgehelderd. Aflev. 1—5. Groningen. Wolters. (Deel I: 240 S. II: S. 1–80. 8.)

Liske, Xav., Literaturbericht über poln. Schriften. [Histor. Ztschr. N. F. 2. Bd. 3. Hft. S. 526—543.

Löwenfeld, Raph., Johann Kochanowski [Joannes Cochanovius] u. seine latein. Dichtgn. Ein Beitrag z. Literaturgesch. der Slaven. Breslauer Inaug.-D. Posen. Jolowicz. (VIII, 158 S. gr. 8.) 2.50.

Loserth, J., Beiträge z. Gesch. der Husitischen Bewegung. I. Der Codex epistolaris des Erzbischofs v. Prag Johann v. Jenzenstein. [Archiv f. österr. Gesch. 55. Bd. 2. Hälfte. S. 265—400.]

Lukaszewicz, Jos., Von den Kirchen der Böhmisch. Brüder im ehemal. Grosspolen. Aus d. Poln. übers. v. G. W. Theod. Fischer. Grätz. Streisand. (3 Bl. 201 S. 8.) 2.—

Monatsschrift, baltische, hrsg. v. Gust. Keuchel. XXV. Bd. Redact. Alex. Bucholtz in Riga. Riga, Moskau, Odessa. Verl. v. J. Deubner. 12 Hfte. gr. 8. 6 Rbl. 50 Kop. Mit Postversendg. 7 Rbl. 50 Kop.

Müller, Sophus, die nordische Bronzezeit u. deren Periodentheilg. Autoris. Ausg. f. Dtschld. Aus d. Dän. v. J. Mestorf. Jena 1878. Costenoble. (139 S. gr. 8.) 4.—

Ostsee-Atlas. Die Küstenkarte der Sect. VII. d. dtsch. Ostsee-Atlasses: Deutsche Küste, West-Preuss., in 1:150,000 m. d. Plänen des Hafens v. Pillau u. Neufahrwasser in 1:25.000.

— — Specialkarte der Sect. VII.: Das Königsberger Haff in 1:50.000.

— — Küstenkarte der Sect. VIII. . . .: Deutsche Küste. Ostpr. in 1:150,000 m. Plan d. Hafens u. Seegattes v. Memel in 1:25,000. 2 Bl. (No. 45.) 2.50.

Pawiński, Stefan Batory pod Gdańskiem 1576 à 1577 r. sty, uniwersały, i instrukcye, ze szkicem historycznym. Warschau. Gebethner & Wolf.

Quellen und Untersuchungen zur Gesch. der Böhmischen Brüder hrsg. v. Jaroslav Goll. I. Prag. Otto. 1878. (2 Bl., 140 S. gr. 8.) 3.50.

Radziszewski, F., Wiadomość historyczno-statystyczna o znakomitszych bibliotekach publicznych i prywatnych. Krakau. (124 S. 8.)

Raumer, Prof. Fréd., le démembrement de la Pologne. Traduit de l'allemand par Charles de Forster. 4. édit., dédiée aux hommes politiques de l'Europe. Berlin. Behr. (VIII, 103 S. gr. 8.) 3 fr. 75 c.

Register zum Capitular des Deutschen Hauses in Venedig nach d. Handschr. im venetian. Archiv „Capitolare dell' officio del fontego dei Tedeschi". Eingeleitet u. hrsg. v. Dr. Geo. Mart. Thomas. [Abhdlgn. d. philos.-philol. Cl. d. kgl. bayer. Akad. d. W. XIV. Bd. 1. Abth. München. S. 1—93. 4.]

Registrande d. geogr.-statist. Abthlg. d. gross. Generalstabes. 7. Jahrg. Berlin. Mittler & Sohn. (XII, 428 S. gr. 8.) 9.—

Rostowski. Lituanicarum Societatis Jesu historiarum libri decem. auctore Stanisl. Rostowski, recognoscente Joanne Martinov. Paris. et Bruxell. ap. Vict. Palmé et G. Lebrocquy. (XV, 507 S. 4°. m. 1 Karte u. 1 Facs.)

Rübel, K., die Ordenscommende Brakel. 1—4. [Beiträge zur Gesch. Dortmunds u. d. Grafsch. Mark. II. III.]

Sadowski, J. N. v., die Handelsstrassen der Griechen u. Römer durch d. Flussgebiet der Oder, Weichsel, des Dniepr und Niemen an d. Gestade des Baltisch. Meeres. Eine v. d. Akad. d. Wissensch. zu Krakau preisgekrönte archäol. Studie. Autoris., v. Verf. revid. u. verb. deutsche Ausg. Mit e. Vorr. u. Einleitg. d. Uebersetzers. Aus dem Poln. v. Albin Kohn. Mit 2 Kart. u 3 lith. Taf. Jena. Costenoble. (LIII, 210 S. gr. 8.) 7.20.

Sallmann, Karl, Oberl. zu Reval, Lexikalische Beiträge z. deutsch. Mundart in Estland. Jenens. I.-D. Leipzig. (Jena. Deistung.) (88 S. gr. 8.) baar 2.—

Schiemann, Dr. Theod., Charakterköpfe u. Sittenbilder aus der baltisch. Gesch. d. 16. Jahrh. Mitau. Behre. (IV, 151 S. gr. 8.) 3.75.

Schmidt, Hofr. Gouv.-Rev. J. H., Karte v. Ehstland m. d. Kreis-, Polizeidistricts- u. Gutsgrenzen, sowie den Plänen der Städte, neu umgearb. u. hrsg. im J. 1871 . . . 1 : 210,000. 6 Bl. Lith. u. col. gr. Fol. Reval. Kluge. 18.— auf Leinwd. in Mappe 23.—

Scriptores rerum Silesiacarum hrsg. v. Vereine f. Gesch. u. Altth. Schlesiens. Bd. X. a. u. d. Tit.: Annales Glogovienses bis z. J. 1493. Nebst urkundl. Beil. . . . hrsg. v. Dr. Herm. Markgraf. Breslau. Jos. Max & Co. (XV, 166 S. gr. 4.) 6.— (1—10.: 89.50.)

Sitzungsberichte der gelehrten estnischen Gesellschaft zu Dorpat. 1876. Gedr. bei C. Mattiesen. (III, 236 S. 8.)

Skarbek, Fr., Dzieje Polski. 3 tomy. 8. Poznań. 1876—77. 12.—

— — Królestwo polskie od epoki początku swego do rewolucyi listopadowéj. Poznań. Zupański. (XVIII, 314 S. 8.)

Smolka, Prof. Dr. Stanisl. Archive des Grossherzgth. Posen, Ost- u. Westpr. [Bibliogr. Berichte über die Publication. der Akad. der Wiss. in Krakau. 1. Hft. 1876. (nach d. Anzeig. f. Kde. d. dtsch. Vorz. 1877 no. 1.)]

Sokołowski, Dr. A., Plan e. Theilg. Polens im 15. Jahrh. [Ebd.]

Sprawozdanie z czynności zakładu narodowego imienia Ossolińskich za rok 1876. Lemberg. (103 S. 8.)

Stryk, L. v., Beiträge zur Gesch. der Rittergüter Livlands. 1. Theil. Der ehst. District. Mit 4 (lith. und col.) Kart. Dorpat. (Berlin. Puttkammer und Mühlbrecht.) (XIV, 514 S. gr. 8.) 20.—

Szaynocha, Dzieła. Tom. V.

ten Doornkaat-Koolmann, J., Wörterb. d. Ostfriesisch. Sprache. Bd. I. Lfg. 1—3. Norden. Braams. (228 S. gr. 8.) à 2.—

Theilnehmern, den, an d. Jahres-Versammlg. d. Hansisch. Geschichts-Vereins 22. u. 23. Mai 1877 in Stralsund. Strals. (Bremer.) (18 S. gr. 8. m. 9 Steintaf.) 1.—

Urkundenbuch, Bremisches. Im Auftrage d. Senats d. frei. Hansestadt Bremen hrsg. v. D. R. Ehmck u. W. v. Bippen. III. Bd. 1. Lfg. Bremen. Müller. (144 S. gr. 4.) 6.—

Urkundenbuch d. Stdt. Lübeck hrsg. v. d. Verein f. Lübeck. Gesch. u. Altthskde. V. Theil. 9 u. 10. Lfg. Lübeck. Grautoff. (VIII u. S. 641—836.) à 3.—

Urkundenbuch, Pommersches. I. Bd. 2. Abth. Annalen und Abt.-Reihe d. Klosters Kolbatz, Todtenbuch u. Abt-Reihe d. Klosters Neuencamp, Person.- u. Orts-Reg. Bearb. u. hrsg. v. Dr. Rodger Prümers, Archiv-Sekretär zu Stettin. Stettin. Nahmer in Comm. (XIII, S. 465—638. 4°.) 6.—

Verhandlungen d. gelehrt. Estnischen Gesellsch. zu Dorpat. 8. Bd. 4. Hft. Dorpat. (Leipz. Köhler in Comm.) (95 S. gr. 8.) 1.20. (8 Bde. cplt.: 7.40.)

Weber, Hugo, Lituanica. I. Sendschreib. an d. Hrsg. d. Z. üb. e. lit. Kabinetsordre [Beiträge zur Kunde der indogerman. Sprachen herausg. v. Adalb. Bezzenberger II. Bd. 1. u. 2. Hft. S. 107—115.]

Wisłocki, Dr. Wład., Katalog rękopisów biblijoteki Universytetu Jagiellońskiego. Zeszyt 1. Krakau. Friedlein. (104 S. gr. 8.) 2.60.

Zaborowski, Stanisl., Tractatus de natura jurium et bonorum regis et de reformatione regni ac ejus Reipublicae regimine, quem in lucem edidit regni Poloniae thesauri notarius, ex rarissima editione authentica, opera Michaelis Bobrzynski nunc iterum editus. Cracov. sumtibus Acad. litter. (96 S. 4.)

Zeissberg, Dr. H. Ritter v., kleinere Geschichtsquellen Polens im Mittelalter. Eine Nachlese. [Archiv für österr. Gesch. 55. Bd. 1. Hälfte. S. 1—167.] Auch sep. Wien. Gerold's Sohn in Comm. (167 S. gr. 8.) 2.60.

Prince-Smith's, John, gesammelte Schriften. 1. Bd. Zur Physiologie des Verkehrs. Staat u. Volkshaushalt. Ueb. d. Denken. Zur Münzreform. Zur Lohnfrage. Die Socialdemokratie. Hrsg. von Dr. Otto Michaëlis. Berlin. Herbig. VI, 429 S. 8.) 8.50.

Prutz, Prof. Dr. Hans, die Besitzungen des Deutschen Ordens im Heiligen Lande. Ein Beitr. z. Culturgesch. der Franken in Syrien. Mit e. Uebersichtskarte. Leipzig. Brockhaus. (VII, 82 S. gr. 8.) 2.50.

— — Ein Sonntagmorgen in Lourdes. [Die Gegenwart. 1877. 46.]

— — Recensionen. [Blätt. f. liter. Unthaltg.]

Quiring, Herm. (aus Grunau i. Westpr.) zwei Fälle von Anus praeternaturalis. J.-D. Berlin. (31 S. 8.)

Radau, R., la lumière et les climats. Paris. Gauthier-Villars. (90 S. 12.) 1 fr. 75 c.

— — les routes de l'avenir a travers l'Asie et les Gisemens houillers de la Chine. [Revue des deux mondes. T. XVI p. 386—421.] la production houillère en Angleterre et en France. — I. La question de l'épuisement des houillères et la hausse des prix. [Ebd. XVII, 664—694.] les analyses de l'air a l'observatoire de Montsouris [XIX, 949—958.]

Radde, Dr. (in Tiflis), zwei Steininstrumente der Gegenwart aus dem Kaukasus. [Ztschr. f. Ethnol. 9. Jahrg. Hft. 2. Verhandlgn. S. 10—11.] Farbe der Haare u. Augen bei Deutschen in Transkaukasien. [Ebd. S. 12.]

Rehdans, Wilh. Jos. (Gymn.-Lehr. zu Culm i. Westpr.), Discussion der transcendenten Curven:

$$y^2 = a^2 \cos \frac{y}{x} \qquad y^2 = a^2 \operatorname{ctg} \frac{y}{x}$$

$$^2 = a^2 \sin \frac{y}{x} \qquad y^2 = a^2 \sec \frac{y}{x}$$

$$y^2 = a^2 \operatorname{tg} \frac{y}{x} \qquad y^2 = a^2 \csc \frac{y}{x}$$

Jen. I.-D. Jena. (62 S. 8. m. Taf. I. II.)

Reichenau, Rud., aus unsern vier Wänden. 1. Gesammtausg. Leipz. Grunow. (638 S. gr. 8.) 6.— geb. 8.—

Reinick's, Rob., Märchen-, Lieder- u. Geschichtenbuch. Gesamm. Dichtungn. Reinick's f. d. Jugd., zum erstenmal gesamm. u. herausg. Mit zahlr. (eingedr. Holzschn.-) Bildern. 4. unveränd. Aufl. Bielefeld 1878. Velhagen & Klasing. (IV, 276 S. gr. 8.) geb. 4.—

Reinicke, Cons.-R., Cons.-R. Taube, Pfarr. Lic. Nesselmann und Cons.-R. Dr. Carus, 4 Predigten, geh. bei Gelegh. d. in Danzig v. 5—7. Sept. tagd. 18. Congreß. f. innere Mission. Danz. (Bertling.) (46 S. gr. 8.) —60.

Rhodin, Lehrerin Mar., Heimatkunde Danzigs nach den Grundsätz. d. Anschauungs-Unterr. dargest. Danz. Homann's Bchh. (24 S. gr. 8. m. 1 Plan u. 1 Karte.) baar 1.—

Richter, Veter.-Assess. Departem.-Thierarzt Dr., d. Landw. a. Thierarzt . . . Lfg. 4—16 (Schluß.) Berl. Wiegandt, Hempel & Parey. (XXVI u. S. 509—1134.) à 1.—

Richter, A., Dr. Theod. Schmid. nekrolog. [Neue Jahrbb. f. Paedag. 116. Bd. 3. Hft. S. 167—168.]

(**Rickert**) Zur Frage üb. d. Bau von Local-(Secundär)-Eisenbahnen. Danzig. Kafemann. (XIV, 120 S. gr. 8.) 1.50.

Rieder, Dr. A., üb. die m. mehr als einer präposition zusammengesetzten verba im griechischen texte des neuen testaments. Gumbinnen. (Sterzel) (30 S. gr. 4.) baar 1.—

Ritthausen, H., neue Methode zur Analyse der Milch, und ein vom Milchzucker verschiedenes Kohlehydrat in der Kuhmilch. [Journal für prakt. Chemie. N. F. Bd. XV. S. 329—349. Nachtrag. XVI, 237—240.] Die Eiweisskörper der Pflanzensamen. [Chem. Centralblatt. 3. F. VIII. Jahrg. No. 36.]

Rodde: die Wasserstands-Verhältnisse d. norddeutsch. Ströme nach den Beobachtgn. am Weichselpegel zu Kurzebrack, am Oderpegel zu Neugliezen, am Elbpegel zu Lenzen u. am Rheinpegel zu Köln. (Mit 2 graphisch. Darstllgn. [Ztschr. d. k. preuss. stat. Bur. 17. Jahrg. 2. Hft. S. 221—238.]

Rohde, Dr. F., Sinneswahrnehmgn. u. Sinnestäuschgn. Vortrag. Braunsb. Strübing (35 S. gr. 8.) 1.—

Rosenkranz, Karl, neue Studien. 3. Bd. Studien zur Lit.- u. Culturgesch. Leipzig. Koschny. (XV, 347 S. gr. 8.) 8.— (1—3.: 28.—)

Benard, Ch., l'esthétique allemande contemporaine. L'estétique du laid K. Rosenkranz. [Revue philosoph. de la France . . . T. IV, N. 9. p. 233—265.]

Rosochatius, Ernst (aus Danzig), üb. Bewegungen e. Punktes. Götting. I.-D. Berlin. (32 S. 4.)

Rottenburg, Dr. Franz J. (aus Danzig), Vom Begriff des Staates. 1. Bd. Einleitg. u. Gesch. d. französ. Staats-Theorien bis 1789. Leipz. 1878. Duncker & Humblot. (XX, 355 S. gr. 8.) 8.—

Rühl, Franz, Zu Xenophons πόροι. [Neue Jahrbüch. f. Philol. 115. Bd. 11. Hft. S. 729—737.] Rec. A. v. Gutschmid z. Gesch. d. alt. Orients. Die Assyriologie in Deutschland. [Ebd. 2. Hft. S. 117—125.] Angebliche Briefe des Cicero. [Wissenschaftl. Monats-Blätt. No. 4. S. 53—54.] Zu Livius. [Rhein. Museum f. Philol. 32. Bd. 2. Hft. S. 327.]

Rugard, M., Aus Welt u. Herz. Reisebriefe. 1. Theil: Bilder aus Südfrankr., Algerien, Spanien, den Pyrenäen u. d. Schweiz. 2 Bde. Elbing. Neumann-Hartmann. (804 S. gr. 8.) 8.—

Ruppel. 8[ter] Jahresber. d. grossherz. badisch. meteorol. Centralstation Carlsruhe f. d. Jahr 1876 bearb. v. Osc. Ruppel. Carlsruhe. Braun. (III, 92 S. gr. 8.) 1.50.

Sack, Ed., Zum Strafrecht in der Schule. [Frankf. Ztg. 1877. Nr. 5. Wochenblatt der Frankf. Ztg. Nr. 1.] Preußische Sprichwört. v. H. Frischbier. [Ebd. Frkf. Z. 11. Wchbl. 2.] Ein Kämpfer für die Freiheit (Joach. Heinr. Campe). [Frkf. Ztg. 230 u. 231. Wchbl. 33. 34.] Geflügelte Worte. [Frankf. Z. 304. 305. Wchbl. 44.] Zum neuen Unterrichts-Gesetz I—IX. [Berliner Volkszeitung. 212—237.] Was e. guter Lehrer kann u. was e. schlecht. Lehrer nicht zu verantwort. hat. [Volks-Kalender für 1878. Braunschweig. W. Bracke.] „Heil Dir im Siegerkranz". Ein kleiner Beitrag z. Gesch. der „Volks-Hymne". [Ebd.]

Sadée, Gymn.-Lehr. Paul Friedr., die Stellg. Kais. Heinrichs II. zur Kirche. Jenens. I.-D. Kgsbg. (Jena. Deistung.) (43 S. gr. 8.) baar —80.

Salkowski, E., Ueb. d. Verhalt. des Pancreasfermentes bei d. Erhitzung. [Virchow's Arch. f. pathol. Anat. ꝛc. 70. Bd. S. 158.] Ueb. d. Beziehgn. der Reaction d. Harns z. sein. Gehalt an Ammoniaksalzen. [Ebd. S. 500—508.] Ueb. die Entstehg. des Phenols im Thierkörper. [Berichte d. dtsch. chem. Gesellsch. X. Jahrg. S. 842—844.] Physiol. Chemie. [Jahresber. üb. d. Leistgn. u. Fortschr. in d. ges. Medic. XI. Jahrg. 1. Bd. 1. Abth. S. 144—250.] Zur Frage üb. d. Verhalt. der vom Darmkanal resorbirt. Harnsäure beim Hunde. [Ztschr. f. Biologie. VIII. Bd. 4. Hft. S. 527—29.] Ueb. d. Vorgang d. Harnstoffbildg. im Thierkörper u. den Einfluss d. Ammoniaksalze auf denselben. [Ztschr. f. physiol. Chemie. I. Bd. S. 1—59.]

Salkowski, H. u. C. Rudolph, üb. d. Constitution der Dinitroanissäure u. ihrer Abkömmlinge. [Berichte d. dtsch. chem. Gesellsch. X. Jahrg. No. 12. S. 1254—57.] Ueb. Doppelsalze zweier organisch. Säuren. [Ebd. S. 1257—59.]

Salomon, Herm. (aus Gumbinnen). Eine neue Methode der Hüftgelenkresection. I. D. Greifswald. (28 S. 8.)

Samter, Adolph, Ueb. d. Communalsteuerfrage. Gutachten. [Die Communalsteuerfrage. Zehn Gutachten und Berichte veröffentl. vom Verein für Socialpolitik. Leipzig. Duncker & Humblot S. 257—268, in: Schrift. d. Vereins für Socialpolitik XII.]

— — Rau-Wagner's Lehrbuch der politisch. Oekonomie. [Die Gegenwart 1877. No. 1.] Socialistische Irrthümer, sociale Wahrheiten. [Ebd. 15—20.]

Samuel, Prof. Dr. S., die epidemischen Krankheiten, ihre Ursachen u. Schutzmittel. Vortrag. Stuttg. Enke. (40 S. gr. 8.) 1.—

— — Handbuch der allgemeinen Pathologie als patholog. Physiologie. I. Abtheil.: Allgem. Nosologie, Störungen d. Blut- u. Säftecirculation. Ebd. (VII, 216 S. gr. 8.) 4.80.

Schade, Oscar, Altdeutsches Wörterbuch. 2. umgearb. u. verm. Aufl. Hft. IV. V. Halle 1877—78. Buchh. d. Waisenh. (S. 481—800 gr. 8.) à 3.—

[Schenkendorf.]

Laar, Clara, Lebensbilder berühmter Todten. Zofingen u. Leipzig. C. Schauenburg-Ott. 1876. (437 S. 8.) 5.— [S. 95—132: Max v. Schenkendorf.]

Schiefferdecker, Dr. Paul, Antwort an Hrn. Prof. Dr. Naunyn. [Virchow's Archiv f. path. Anat. 69. Bd. S. 321—324.]

[Schirmer.]

Puchta, G. F., Pandekten. 12. auf Grund der früheren A. F. Rudorff'schen Bearbeitg. sorgfält. rev. u. verm. Aufl. von Prof. Dr. Th. Schirmer. Leipzig. (1. Hälfte. 400 S. gr. 8.) 12.—

Schkopp, Hauptm. v., Gesch. d. Königs-Grenadier-Regiments [2. Westpr.] No. 7, als Forts. z. Gesch. d. 7. Inf.-Regim. a. Befehl d. Regiments zsgestellt. Mit 20 Beil. und 2 (lith.) Marschkart. Berl. Mittler & Sohn. (248 S. gr. 8.) 5.—

Schlenther, Florian, Die Schwertmagen derer Schlenther-Siegmann de 1720–1877 zur Feier der Taufe des LVI. Johann, des am Geburtstage seines Urgrossvaters Theodor von Rode geborenen, am Geburtstage seines Grossvaters Emil zu taufenden Johann Conrad Theodor zsgestellt unter Mitwirkg. des 34. u. 40. Johann durch den Grossohm Johann (23.) Florian. Insterbg. (2 Bl. 4.)

Schlichting, J. (Wasser-Bauinspect. in Tilsit), Die Sohlengeschwindigkeit u. d. Geschwindigkeits-Scale d. Ströme, mit Zeichngn. auf Bl. B u C im Text. [Ztschr. f. Bauwesen. Jahrg. XXVII. Hft. 1—3. Sp. 75—92.]

Schlieben, Erwin, v. Kronenbraut Eine Erz. Leipz. Günther. (232 S. gr. 8.) 2.50.
— — Der Kirchenbau zu Hennersdorf. Bremen. Nordwestdtsch. Volksschriften-Verlag. (107 S. 8. m. Holzschntaf.) cart. 1.—

Schmid. Sammlg. Shakespeare'scher Stücke. Für Schul. hrsg. v. E. Schmid. 10. Bdch. King Henry IV. Part. I. Danzig. Saunier. (96 S. gr. 8.) —60.

Schmidt, Julian, Goethe's Faust. Ein Versuch. [Preußische Jahrbücher. 39. Bd. 4. Hft. S. 361—397.] Herder. [Ebend. 40. Bd. 2. Hft. S. 145—161] Thiers. [Ebend. 5. Hft. S. 528—547.] Aus d. kathol. Leb. [Im neu. Reich. No. 15] Neuland. [Ebd. 17.] Emilia Galotti u. Götz v. Berlichingen. [Ebd. 31. 35.] Recensionen in: Westermann's illustr. deutsch. Monatshft.; Deutsche Rundschau &c.

Schneider, Prof. Dr., Ueber subperiostale Amputationen. [Berlin. klin. Wochenschrift. No. 38. S. 553 ff.]

Schön. Lehmann, Max, Stein, Scharnhorst und Schön. Eine Schutzschrift. Leipzig. Hirzel. (V, 100 S. gr. 8.) 2.—

Schönborn, Prof. Dr., Krankhtn. d. Bewegungsapparates. [Jahresber. üb. d. Leistgn. u. Fortschr. in d. ges. Medic. XI. Jahrg. Bd. II. Abth. 2. S. 361—394.]

Schopenhauer's Arthur, sämmtliche Werke. Hrsg. von Julius Frauenstädt. 2. Aufl. In 6 Bänd. Bd. I. a. u. d. T.: Schrift. z. Erkenntnißlehre. Lpz. Brockhaus. (VIII, 203 [allg. Einleitg. u. Lebensbild Schopenhauer's vom Hrsg.] XV, 160 [Ueb. die vierf. Wurzel d. Satzes v. zureichd. Grunde] XVI, 93 [Ueber d. Sehen u. d. Farben] und 1 Bl. u. 58 S. [Theoria colorum physiologica] gr. 8. Bd. II. III. a. u. d. T.: Die Welt als Wille u. Vorstellg. Bd. 1—2. (XXXVI, 633 u. VI, 743 S.) Bd. IV. a. u. d. T.: Schriften z. Naturphilosoph. u. zur Ethik. (XXXI, 147 [Ueb. d. Will. in d. Natur] u. XLII, 276 S. [Die beid. Grundprobleme der Ethik.]) Bd. V. VI. a. u. d. T.: Parerga u. Paralipomena. Kleine philosophisch. Schriften. Bd. 1. 2. (XV, 532 u. VI, 696 S.) 48.—

— — **Gracian's,** Balthazar, Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit. Aus dessen Werken gezogen von Don Vincencio Juan de Lastanosa, u. aus dem span. Orig. treu u. sorgfält. übers. v. Arth. **Schopenhauer.** [Nachgelass. Mscr.] 3. unveränd. Aufl. Ebd. (XII, 203 S. 8.) 3.— geb. 4.—

Bowen, F., Modern Philosophy, from Descartes to Schopenhauer and Hartmann. New-York. Scribner, Armstrong & Co. (XI, 484 S. 8.) 14 sh.

Busch, Otto, Arthur Schopenhauer. Beitrag zu ein. Dogmatik der Religionslosen. Mit d. Photogr. Schopenhauers. Heidelb. Bassermann. (176 S. gr. 8.) 3.60.

Deussen, Dr. Paul, die Elemente der Metaphysik. Als Leitfad. z. Gebrauche bei Vorlesungen, sowie z. Selbststudium zsgest. Aachen. Mayer. (XII, 188 S. gr. 8.) 4.—

Gwinner, Wilh., Schopenhauer's Leben. 2. umgearb. u. vielf. verm. Aufl. d. Schrift: Arth. Sch. aus persönl. Umgange dargest. Mit 2 Stahlst. Leipzig 1878. Brockhaus. (XXXI, 635 S. gr. 8.) 12.— geb. 13.50.

Hartmann, E. de, Un nouveau disciple de Schopenhauer. J. Bahnsen. Traduit par J. Gerschel. [Revue philosophique de la France ... T. III. p. 10—31. 144—167.]

Hermann, Ernst, Woher und Wohin? Schopenh.'s Antw. auf die letzten Lebensfragen zsgefaßt u. ergänzt. Bonn. Strauß. (45 S. gr. 8.) 1.20.

Pillon, F., la doctrine de Schopenh. sur le libre arbitre: La conscience de la liberté. [La Critique philosophique. 1877. No. 39.]

Ragnisco, Prof., il Mondo come volere e come rappresentazione, di Schopenhauer. Studj . . . Palermo.

Stieglitz, Th., Platon's Ideen in der Metaph. Schopenhauers. Prachatitz. Progr. d. k. k. Staats-Real-Gymnas. (18 S. gr. 8.)

Schreiber, Rabbin. Dr. Em., (in Elbing) die Prinzipien des Judenthums verglich. mit denen des Christenthş. zur Abwehr der neueren judenfeindlich. Angriffe. Leipzig. Baumgärtner in Comm. (X, 252 S. u. 2 Bl. gr. 8.) 2.—

Schriften der naturforsch. Gesellsch. in Danzig. N. F. 4. Bd. 1. Hft. Danzig 1876. Anhuth in Comm. (207 S. Lex.-8°. m. 7 Steintaf. und 6 phototyp. Tafeln.) baar 8.—

— — der Kgl. physik.-ökon. Ges. zu Kgsbg. 18. Jahrg. 2 Abthlgn. Kgsbg. Koch in Comm. (1. Abth. VIII, 111 u. 29 S. gr. 4.) baar 6.—

Schröter, H., Ueber eine den Brennpunkts-Eigenschaften der Kegelschnitte analoge Eigenschaft gewisser Oberflächen zweiter Ordnung. [Monatsbericht d. Königl. preuss. Akad. d. Wissensch. zu Berlin. Sept. u. Oct. 1877. S. 594—596.]

Schück, Ober-Postsecretr. in Danz., Bildliche Darstellgn. z. Verkehrsgesch. des 16. Jahrh. [Archiv f. Post u. Telegr. 1877. No. 19.] Wie man vor 200 J. reiste. (Nach Martini Zeilleri Fidus Achates od. Getreuer Reisgefehrt. Ulm 1661.) [Danz. Ztg. No. 10,93.] Aus der Gesch. d. deutsch. Verkehrswesens im Mittelalter bis z. Einrichtg. d. Reichspostcn. [Ebd. 10499.]

Schultz, Dr. Franz, Gesch. der Stdt. u. des Kreises Kulm. 1. Theil. 2. Lfg. Danzig. Kafemann. (S. 161—336 gr. 8. mit 2 Steintaf.) 2.—

Schultz, Prof. Dr. Herm., die Stellg. d. christl. Glaubens z. heilig. Schrift. 2 apolog. Vorträge. 2. erweit. u. mit Anmerk. verseh. Auflage. Braunsberg. G. Strübig. (63 S. gr. 8.) 1.50.

[**Schultz**, Stephan (gebor. zu Flatow 6. Febr. 1714)].

J. de la Roi, Pastor, Stephan Schultz. Ein Beitrag zum Vständniß der Juden und ihr. Bedeutg. für d. Leben d. Völker. 2. Aufl. Gotha 1878. Perthes. (4 Bl., 279 S. gr. 8.) 3.

Schulz, Reg.- u. Schulr. Dr. Bernh., Deutsch. Lesebuch f. höhere Lehranstalten. 1. Th. 4. Aufl. Paderb. 1878. F. Schöningh. (XVI, 528 S. gr. 8.) 2.50.

Schwarzschild, Heinr., Ostseebilder. Ein Sonettenkranz. Königsberg. A. Hausbrand. 1.25. geb. 2.—

Schweichel. Roman-Zeitung, deutsche. Redakteur des Feuilletons: Rob. Schweichel. 14. Jahrg. 48 Nrn. 5 Bog. hoch 4.) Berl. Janke. Viertelj. 3.50.

Schwerin, Josephine Gräfin, In Banden. (246 S. 8.) [Bibliothek f. Haus u. Reise. 34. Bd. Berl. Goldschmidt.] 3.—

Settegast, H., die Landwirthsch. u. ihr Betrieb. 6. Lfg. Breslau. Korn. (2. Bd. V u. S. 229—365.) 2.—

Siegfried. Saling's Börsen-Papiere. 1. Thl. 3. Aufl. Die Börse u. die Börsengeschäfte. 2. ber. u. ergänzte Ausg. hrsg. von R. Siegfried. Berlin. Haude & Spener. (XV, 715 S. gr. 16.) 7.—

Simon, Adolf (aus Jastrow in Westpr.), Zur Casuistik der Tumoren des Pons. I.-D. Berlin. (32 S. 8.)

Skrzeczka, Prof. Dr., Sanitätspolizei und Zoonosen bearbeitet. [Jahresbericht über die Leistgn. u. Fortschr. in d. gesammt. Medic. XI. Jahrg. I. Bd. 3. Abth. S. 505—538.]

— — **Müller**, weil. Geh. Med.-R. Dr. C. H., d. Behdlg. Verunglückter bis z. Ankunft d. Arztes . . . Neu bearbeit. v. Geh. Med.- u. Reg.-R. Prof. Dr. C. Skrzeczka. 2 Tab. in gr. Folio. Berl. Enslin. —50.

Smallan, Herm., Ostdeutsch. Eisenbahn-Coursbuch . . . Mit 1 Situat.-Karte. Danzig. Kafemann. Juni 1877. (40 S. 16.) —25. September. Ebenso.

Sonnenburg, Ferd., der Bannerherr v. Danzig. Eine deutsche Städtegeschichte. Mit 8 Holzschn. Bielefeld u. Leipzig. Velhagen & Klasing. [Velhagen & Klasing's vaterländ. Bibliothek.] (268 S. 8.) Eleg. geb. 4.—

— — Der Goldschmidt von Elbing. Eine Erzählg. aus d. Zeit d. dtsch. Ordens. Mit 8 Illustr. Ebd. 1878. (272 S.) geb. 4.—

Speckmann, Aug. (aus Liebwalde i. Regbez. Kgsbg.), Ueb. Hume's metaphys. Skepsis. I.-D. Bonn. (66 S. 8.)

Stobbe, O., Reurecht u. Vertragsschluß nach ält. dtsch. Recht. Ztschr. f. Rechtsgesch. XIII. Bd. 2. Hft. S. 209—259.]

Strehlke, F., (Vater) Messungen der Töne kreisförmiger Klangscheiben. [Monatsber. d. K. pr. Akad. d. W. zu Berlin. Mai 1877. S. 259—261.]

Strehlke, Fr. (Sohn). **P. Corneille** ausgewählte Dramen hrsg. u. erkl. v. Fr. **Strehlke.** 1. Bd. Le Cid. Berlin. Weidmann. (XLI, 111 S. gr. 8.) 1.50. 2. Bd. Horace. (XVI, 91 S.) —90. 3. Bd. Cinna. (XVI, 87 S.) —90. 4. Bd. Polyeucte, martyr, tragédie chrétienne. (XV, 96 S.) 1.20.

Surminski, Bernh. (pract. Arzt aus Lyck), üb. d. Wirkungskreis des Nicotin u. Atropin auf d. Gefässnerven-System u. die Pupille. Erlanger I.-D. Erlang. (45 S. 8.)

Taschenbuch, milchwirthschaftl., f. 1877. 1. Jahrg. Danz. Kafemann. (297 S. gr. 16.)

Temme, J. D. H., die Generalin. Roman. 4 Bde. Leipz. Günther. (244, 243, 228 u. 230 S. 8.) 12.—

— — e. Erbprinz. Roman. 2 Bde. Lpz. 1878. Dürr'sche Bchh. (210 u. 202 S. 8.) 7.50.

— — ein Gottvertrauen. Criminalgesch. Volks-Ausg. Berlin. Goldschmidt. (108 S. gr. 16.) —50.

— — Nach Jahren. Criminalgesch. (168 S. 8.) [Biblioth. f. Haus u. Reise. 32. Bd. Berl. Goldschmidt.] 1.20.

Thomas, A., statist. Tabelle f. den Schulgebrauch zsgest. Tilsit. Lösch. (1 Bl.) —15.

Tiessen, Heinr., Untersuchungen über die Amyloid-Leber. I.-D. Kgsbg. Hartung. (29 S. gr. 8.) baar 1.—

Trosien, Gymn.-Dir. E., Lessing's Nathan der Weise. Vortr. Berlin. Habel. (32 S. gr. 8.) [Virchow's u. v. Holtzendorff's Sammlg. gemein-verständl. wissenschftl. Vorträge. 263. Hft. (11. Ser. 23. Hft.)] —60.

Ueberweg's, Friedr., Grundriss d. Gesch. d. Philos. 2. Theil. Die mittlere oder die patrist. u. scholast. Zeit. 5. Aufl. bearb. u. hrsg. v. Prof. Dr. **Max Heinze.** Berlin. Mittler & Sohn. (VIII, 276 S. gr. 8.) 4.20.

Hallmer, Lars, om Friedr. Ueberwegs „Syst. d. Logik". I. Akad. Afhandling. Lund. (63 S. 8.)

Unterhaltungsblätter, Danziger, red. v. stenogr. Kränzch. zu Danz. Red.: F. v. Badinski. 2. Jahrg. 12 Nrn. (à ½ Bg. autogr. gr. 8.) Danz. Anhuth in Comm. baar nn. 3.—

Verhandlungen des 24. Provinzial-Landtages d. Prov. Preußen i. J. 1877. Kgsbg. Druck v. E. Rautenberg. 4°.

— — der 8. Directoren-Versmlg. der Prov. Preußen. Kgsbg. **Koch** in Comm. (IV, XLVI, 168 S. fol.) 5.—

Verordnungen betr. d. Ausführg. d. Fischereigesetzes. Für die Prov. Preußen. Vom 11. Mai 1877. Ausgegeb. d. 8. Juni 1877. Berlin. Kgl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei. 8. —45.

Voelkel, Maxim. J. A., u. Alfr. Thomas, d. Aussprache d. geograph. Namen aus d. Bereiche d. Schule, nach Laut u. Ton bezeichnet. Heidelberg. Winter. (25 S. gr. 8.) —40.

Voigt, W. (in Kgsbg.), Notiz z. numerisch. Bestimmung der Constanten des Weberschen Grundgesetzes. [Annalen d. Physik u. Chemie. N. F. Bd. II. Hft. 3. S. 476—77.]

Volksblatt, Katholisches. Verantwortl. Red. u. Verl. Pfr. Grunert. Druck u. Exped. A. Kiewning in Kgsbg. (Alle 14 Tage 1 Nr. ½ Bog. gr. 8.)

Volks-Kalender, ost- u. westpr., f. . . . 1878. Zur Unthltg. u. Belehrg. f. alle Stände. Kgsbg. Hartung. (128 S. 8. m. viel. Illustr.) —75.

— — f. d. Provinzen Preuß., Pommern, Posen u. Schles. f. 1878. 10. Jahrg. Thorn. Lambeck. (68 u. 128 S. 8.) —75.

Volks-Kirchenzeitung, evangel. Red. u. Hrsg.: Pfarr. Dr. Lehmann. 3. Jahrg. 52 Nrn. (à ½—1 Bog. gr. 4.) Kgsbg. Leipzig. Böhme & Drescher in Comm. Viertelj. baar 1.25.

Volksschulfreund, der . . . hrsg. v. Rect. **G. Müller.** 41. Jahrg. 26 Nrn. (B. gr. 4.) Kgsbg. Bon. 3.—

Wagner. Guthe, weil. Prof. Dr. H., Lehrbuch d. Geographie. 4. Aufl., durchgeseh. u. theilw. umgearb. v. Prof. Dr. Herm. Wagner. Hft. 1. 2. Hannover. Hahn. (336 S. gr. 8.) à 1.50.

Wasserleitung, Canalisation u. Rieselfelder von Danzig. Mit 1 Plan der Stadt u. d. Umgegend. 2. Aufl. Danzig. Kafemann. (16 S. 8.)

Weber, Heinr., Zur Gesch. d. Problems d. Fortpflanzg. ebener Luftwellen von endlich. Schwingungsweite. [Ztschr. f. Mathem. u. Physik. 22. Jahrg. 3. Hft. Hist.-lit. Abth. S. 71.]

Weber, Lotar. Preussen vor 500 Jahren in culturhist., statist. u. militär. Beziehung nebst Special-Geographie. Danzig 1878. Bertling in Comm. (IX, 692 S. gr. 8. m. 1 Tab.) nn. 8.—

Weichsel-Niederungen, die unteren, und ihre Eisgangsgefahren (von Baurath Licht). Mit 2 Bl. Plänen. Danzig. Kafemann. (40 S. gr. 8.) 1.50.

Weiss, Consist.-R. Prof. Dr. Bernh., Festrede z. Einweihung d. neuen Universitäts-Gebäudes. geh. am 25. Oct. 1876. Kiel. Schwers. (40 S. gr. 8.) —60.

Wernick, Fritz, Danzig. Ein Führer durch die Stadt u. ihre Umgegd. Mit 30 Illustr., 1 Plane der Stadt u. Umgegend. 2. verm. u. vb. Aufl. Danzig. Kafemann. (100 S. gr. 16.) 1.50.

— — Olympia. Eine Osterfahrt in den Peloponnes. Mit e. Ansicht d. Zeustempels u. e. Uebersichtsplan d. Ausgrabungsfeldes u. seiner Umgebgn. Leipzig. Schloemp. (X, 237 S. 8.) 4.— geb. 5.—

Wichert, Ernst, Die gnädige Frau von Paretz. Dramolet in 1 Akt. (Bühnen-Mscr.) Kgsbg. Druck v. E. J. Dalkowski. (34 S. 8.) Dasselbe. Leipz. Reclam jun. (46 S. 8.) 1.50. geb. 2.—

— — Die Stimme der Natur. (78 S. gr. 16.) [Universal-Bibliothek. Nr. 925. Leipz. Reclam jun.] —20.

— — Verloofd. Blijspel in een bedrijf. Naar het Hoogduitsch bewerkt door Maurits van Vlooswijk. Amsterdam. Bom. (35 bl. 8.) f. 0,30.

— Ueber Bedeutung und Wahl dramatischer Stoffe. [Im neuen Reich. 39.] Eine Geige. Novelle. [Dtsche Rundschau. 3. Jahrg 12. Hft.] In's Gewissen. [Sonntags-Blatt. 27—31.]

Wichert, Dr. Theod. F. A., Aus d. Correspondenz Herzog Albrechts v. Preussen m. dem Herzog Christoph v. Wirtemberg. Eine Festgabe z. 400j. Jubelfeier d. Univ. Tübingen. Kgsbg. Acad. Buchh. (20 S. gr. 8.) 1.50.

Wiedemann, Landes-Rath, die Theilung der Provinz Preußen Ein Beitr. z. Gesch. d. Theilungsfrage, nebst kurz. Erläuterg. d. Gesetzes v. 19. März 1877 u. d. Uebereinkommens v 13. Juni u. 13. Oct. 1877. Kbg. 1878. Hartung. (90 S. gr. 8.) 1.20.

Wittich, Prof. Dr. v., u. Prof. **Goltz,** Hämodynamik u. spec. Nerv.-Physiol. [Jahresber. üb. d. Leistgn. u. Fortschr. in d. ges. Medic. XI. Jahrg. 1. Bd. 1. Abth. S. 201— 34.]

Woike, C. L, zweimal 48 bibl. Historien. 37.—39. Aufl. . . . Kgsbg. Bon. (IV, 124 S. 8.) —35.

Wundsch, Kreisr. in Pr. Stargardt, Erörterg. praktisch. Fragen aus d. neu. Vormundschaftsrecht. [Gruchot's Beiträge z. Erläut. d. deutsch. Rechts. 3. F. 1. Jahrg. S. 269—88. 352—64.]

Zabel, Eug., Frieden. Lustsp. in 1 Akt. (14 S. gr. 8.) [Wiener Theater-Repertoir Lfg. 329. Wien. Wallishauser.] 1.—

— — Recensionen. [Die Gegenwart ꝛc.]

Zaddach, Prof. G., Karl Ernst v. Baer. Gedächtnissrede. Kbg. Koch. (35 S. gr. 8.) —80.

Zeitung, Ermländische. Mit d. Wochenbeilage: St. Adalbertsblatt. VI. Jahrg. Red. u. Verl. Domvikar Jul. Pohl. Braunsberg. Viertelj. 1.75.

— — Land- u. forstwirthsch., f. d. nordöstl. Dtschld. Hrsg. v. G. Kreiss. 13. Jahrg. Kgsbg. Acad. Buchh. in Comm. Viertelj. 3.—

Ziegler, Postdir., d. Vmittelg. d. Geldverkehrs durch die Post u. d. Erhebg. v. Wechselprotesten durch Postbeamte. Vortr. [Altpr. Ztg. Nr. 280—283.]

Zippel, G., die römische Herrschaft in Illyrien bis auf Augustus. Leipzig. Teubner. (2 Bl., 312 S. gr. 8.) 8.—

Zorn. Gareis, Carl, u. Phil. Zorn, Proff. DD., Staat u. Kirche in der Schweiz. Eine Darstellg. d. eidgenöss. u. kantonal. Kirchenstaatsrechte m. besond. Rücksicht auf die neuere Rechtsentwicklg. u. d. heut. Conflicte zwisch. Staat u. Kirche. 1. Bd. [2. Abth.] Zürich 1878. Orell, Füssli & Co. (S. 257—673 gr. 8.) 8.—

Zur Erinnerung an d. 50jähr. Bestehen d. landwirthschaftl. Vereins im Elbinger Kreise. Am 12. Sept. 1877. Elbing. Neumann-Hartmann. (18 S. gr. 8.) —60.

Periodische Literatur 1877/78.

Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg. **18. Jahrg. 1877.** Abth. 2. Königsberg 1878. In Comm. bei Wilh. Koch. (2 Bl., S. 113—278 u S. 31—63. gr. 4. m. Taf. I—V.)

Titelbl. u. Inh. — Nachtrag zu den Pommerellischen Gesichtsurnen. Von Prof. Dr. **G. Berendt.** (Taf. I—V. bez. VII—XI) S. 113—160. Ueb. Baron v. Richthofens Lösstheorie u. den angeblichen Steppencharakter Centraleuropas am Schlusse der Eiszeit. Von Dr. **A. Jentzsch.** S. 161—168. Beobachtgn. d. Station z. Messung der Temperatur der Erde in verschied. Tiefen im botan. Garten zu Kgsbg. i. Pr., Jan. bis Dec. 1876 hrsg. v. Dr. **Ernst Dorn,** Prof. extr. in Breslau. S. 169—184. Die geognostische Durchforschg. d. Prov. Preuss. i. J. 1877 m. eingehend. Berücksichtigg. des gesammt. norddeutsch. Flachlandes bearb. v. Dr. **Alfred Jentzsch.** S. 185—257. Ber. üb. d. praehist.-archaeolog. Arbeiten der Physik.-ökonom. Ges. v. **Otto Tischler.** S. 258—278. — Sitzgsberichte v. Oct. bis Dec. 1877. S. 32—45. Ber. f. 1877 üb. d. Biblioth. d. phys.-ökon. Ges. v. **O. Tischler.** S. 47—63.

19. Jahrg. 1878. Abth. 1. (X, 131 u. 35 S.) Verzeichn. d. Mitgl. I—X. Ueber abnorme Haarbildg. beim Menschen. Vortrag, geh. am 7. Dec. 1877 von Prof. Dr. **H. Hildebrandt.** S. 1—8 m. 2 Taf. Die Meeres-Fauna an d. preuss. Küste beschrieb. v. Prof. **G. Zaddach.** 1. Abth. 9—39. Isoëtes echinospora Durieu in Preussen. Von **Rob. Caspary.** 40—42. — Bericht üb. die 16. Versammlg. d. preuss. botan. Vereins zu Neustadt (Westpr.) am 1. Oct. 1877. Vom Vorstande. 43—90. Ueb. die Moore der Provinz Preussen, ihre Ausdehng., Beschffh. u. Verwendgsfähigk. zu technischen u. Culturzwecken. Von Dr. **A. Jentzsch.** 91—121. Analysen v. Alluvial- u. Diluvial-Mergel nach Dr. **G. Klien.** 122—131. — Sitzgsber. vom Jan. bis Juni 1878. (35 S.)

Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig. Neue Folge. Vierten Bandes zweites Heft. Danzig. Auf Kosten der Naturforschenden Gesellschaft. Comm.-Verlag von Theod. Anhuth in Danzig. Druck von F. A. Harich in Marienwerder. 1877. Lex.-8.

Dem ersten Provinzial-Landtage d. Prov. Westpr. gewidm. Danzig im April 1878. 1. Jahresber. f. 1876 erstatt. v. Direct. derselb., Prof. Dr. **Bail,** am 134. Stiftgsfeste, d. 2. Jan. 1877. (9 S.) 2. Mitgl.-Vzchn. (8 S.) 3. Verzchn. d. in d. J. 1876 u. 77 durch Tausch, Kauf und Schenkung erhalt. Bücher. (15 S.) 4. Oelhafens Elenchus plantarum circa Dantiscum nascentium. Ein Beitrag z. Gesch. der danz. Flora von Dr. **Hugo Conwentz.** (33 S.) 5. Kürzere (zoolog.) Mitthlgn. von **G. Brischke,** Hauptlehrer a. D. (8 S.) 6. Beobachtgn. üb. Refraction des Seehorizontes u. Leuchtthurmes von Hela angestellt auf d. Observatorium d. naturf. Ges. zu Danzig von **E. Kayser.** (50 S. m. 2 Steintaf.) 7. Resultate der Zuchten forstschädl. Insecten v. **C. G. A. Brischke.** (4 S.) 8. Die Milch als Gegenstand d. öffentl. Gesundheitspflege. Vortrag von Dr. **Freymuth,** pract. Arzt etc. (29 S.) Preussische Spinnen von **A. Menge.** X. Fortsetzg. (S. 495—542 m. Platte 82—87 in photogr. Druck.)

Zeitschrift für die Geschichte und Alterthumskunde Ermlands. Im Namen des histor. Vereins f. Ermland hrsg. von Dr. **A. Thiel,** Domherr u. Generalvikar. Jahrg. 1877 u. 1878. (6. Bd. 3. u. 4. Hft. Der ganz. Folge 19. u. 20. Hft. resp. Jahrg. Lpz. 1878. Ed. Peter's Verl. (S. 281—614 gr. 8. m. e. Karte in Fol.)

Die Grabstätten der ermländ. Bischöfe. Von Prof. Dr. **Fr. Hipler.** S. 281—362. Der Katalog der Bischöfe von Culm. Von Dr. **C. P. Woelky.** 363—441. Pytheas. Geograph.-histor. Erörtergn. üb. das Bernsteinland d. ältest. Zeit. Von Subregens Dr. **Kolberg.** 442—520. Beiträge zur Gesch. d. preuß. Geld- u. Münzwesens. Von Prof. Dr. **Jos. Bender.** 521—606. Chronik des Vereins. 607—613.

Nachrichten.

Thorn d. 23. Septbr. 78. Ein **interessantes Fundstück** ist dem hies. Städtischen Museum durch den Kaufmann H. Jos. Cohn überwiesen, nämlich der ziemlich gut erhaltene Schädel eines Auerochsen, welcher vor einigen Monaten beim Grabenziehen auf dem dem H. Cohn gehörigen alten Seeterrain bei Schönsee gefunden worden ist. Der Schädel hat eine Länge von 23 cm und die daran befindlichen Hörner haben einen Durchmesser von 4 cm. Die Unterkiefer mit Zähnen besetzt sind wohl erhalten; nach diesen zu urtheilen, scheint das Thier kein altes gewesen zu sein. Dieser Fund gewinnt durch den Umstand an Interesse, dass vor etwa 5 Jahren in demselben alten Seebecken ein von Hirschgeweih gefertigter Hammer, mehrere bearbeitete Geweihzinken, Schleifsteine, eine aus festem Kalkstein gearbeitete Form zum Giessen von Ringen, eine Fibula von Bronce und ein Stück Bernstein gefunden wurden, welche Funde die Vermuthung aufkommen lassen, dass in dem See in alten Zeiten ein Pfahlbau existirt haben möge, denn es lässt sich kaum denken, dass so verschiedenartige Gegenstände nur durch allerhand Zufälligkeiten in den See gekommen sein sollten. Sämmtliche Fundstücke bewahrt das hiesige Städtische Museum.
[Thorner Ostd. Ztg. 1878. No. 223].

Die Verlagshandlung von **S. Hirzel** in Leipzig versendet einen Prospect über die in den nächsten Jahren daselbst auf Veranlassung und mit Unterstützung der kgl. preuss. Archivverwaltung erscheinenden **„Publicationen aus den Königl. preussischen Staatsarchiven"**. Unter den 20 historischen Werken sind folgende für uns von ganz besonderem Interesse: 1) Geschichte des Deutschen Ordens in Preussen bis 1525. Nach den Akten vornehmlich des Königsberger Archivs, von Professor Dr. Hartwig Floto. 3 Bände. 2) Geschichte Herzog Albrechts von Preussen und der Säkularisation des Ordenslandes. Von Staatsarchivar Philippi in Königsberg. 1 Band. 3) Die ältesten Grodbücher Grosspolens. Herausgegeben von Dr. Clauswitz, Staatsarchivar. 2 Bände. [Vgl. Deutsch. Rchs.-Anz. No. 252]

Thorn d. 5. Nov. 1878. Ein **interessantes Album der historischen Documente Thorns** hat Herr Photograph A. Jacobi gegenwärtig angefertigt. Ziemlich alle älteren Ansichten der Stadt und namentlich eine grosse Zahl interessanter Blätter unserer Chronik sind in geschickter Reihenfolge zusammengestellt und geben in knappem Rahmen ein übersichtliches Bild der Entwickelung unserer alten Stadt.
[Thorner Ztg. v. 6. Nov. 1878. No. 260].

Danzig d. 19. Decbr. 1878. In dem Verlag von Th. Bertling ist soeben erschienen: **„Chronologische Uebersicht der Geschichte Danzig's** von Dr. **F. A. Brandstäter,** Prof. am städt. Gymnasium zu Danzig". Erstes Heft. (75 Pf.) Wie der Titel sagt, werden die bemerkenswerthen Thatsachen aus der Danziger Geschichte in chronologischer Reihenfolge mitgetheilt. Das vorliegende Heft reicht von der ältesten Zeit bis zum Jahre 1677. Beigegeben ist eine Abbildung des erweiterten Hohenthores und der Hohenthorbrücke nach vollendetem Umbau, nach einer Originalzeichnung von Max Bischoff. Das 2. (Schluss-) Heft wird in ca. 6 Wochen ausgegeben werden.
[Danz. Ztg. No. 11323].

Zur Trusofrage.

(Entgegnung).

Im April-Juni-Heft 1878 schlägt der Verfasser eines mit H. A. unterzeichneten kurzen Artikels vor, die Worte Wulfstans: „Thone cymed Ilfing eastan in Estmere of thaem mere the Truso standeth in stathe" zu übersetzen: wo der Truso steht im Gestade". Unter Gestade versteht der Herr Verfasser dann das sumpfige Uferland, und schliesslich den See selbst; denn er sagt: Man wird den Truso wohl „im See, im Gestade" suchen müssen. — Ich möchte mich der Uebersetzung nicht anschliessen; ich glaube doch, dass „in stathe" — „auf dem Ufer" (d. h. auf dem Lande und nicht

„im Wasser") heissen soll. Hätte Wulfstan den Truso im Wasser stehend gefunden so würde er es wohl gesagt haben. — Indessen mit philologischen Gründen ist hier nichts zu erreichen; hier entscheidet das Terrain. Denn gesetzt den Fall, Wulfstan habe den Truso im Wasser hart am Ufer gesehen, so würde diese Stelle jetzt ganz gewiss nicht mehr vom Draussensee bedeckt sein. Die Verlandung des Drausensees ist schon in historischer Zeit eine nachweisbar bedeutende gewesen. Wer Truso finden will, wird es also doch auf dem Lande suchen müssen. **Anger.**

I. Autoren-Register.

II. Sach-Register.

Gedruckt in der Albert Rosbach'schen Buchdruckerei in Königsberg.